UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01585193 4

Tammy.
978-2839

1-51944P

Sich von Lilienfeld
1918.

Preußen und Deutschland
im 19. und 20. Jahrhundert

Historische und politische Aufsätze

von

Friedrich Meinecke

289257
1. 7. 33

München und Berlin 1918
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

By

Printed in Germany

Vorwort.

Aufsätze und Vorträge, die die größeren Arbeiten eines Historikers begleiten, müssen sich, wenn man sie sammelt, ganz von selbst zu einem Ganzen runden, in dem nun die Themen der größeren Arbeiten vielfach präludiert oder zusammengefaßt, aber auch wesentlich ergänzt und nach Richtungen hin verfolgt werden, die in dem strengen Zusammenhange einer größeren Darstellung beiseite gelassen werden mußten. So sind die drei ersten Gruppen dieser Sammlung entstanden. Auch die vierte Gruppe, obwohl zum Teil aus persönlichen Anlässen und aus dem Gemeinschaftsleben unserer Wissenschaft hervorgegangsen, möchte ich zugleich als eine Vorstu,e zu geplanten historiographischen Studien gelten lassen, zu denen erst der erkämpfte Friede innere Ruhe und Muße geben kann. Die fünfte Gruppe, aus der Stimmung des Kampfes und nicht der Betrachtung entsprungen, muß auch hiernach beurteilt werden. Ich habe, während ich in die Aufsätze der ersten vier Gruppen hier und da überarbeitend eingriff, die drei Aufsätze der fünften Gruppe fast unverändert gelassen, weil jeder nur durch den Moment, in dem er entstand, gerechtfertigt werden kann, dann aber auch von den Schranken des Gesichtskreises, in dem wir in jedem einzelnen dieser Momente lebten, zeugen muß. Wir haben alle so rasch gelebt in diesem Kriege, daß wohl jeder über das hinausgewachsen ist, was er im Beginn des Krieges oder im Frühjahr 1915

empfunden und gedacht hat. Nach dem Kriege werden wir alle Stufen dieser Entwicklung einer nationalen Selbstprüfung zu unterziehen haben, aber auch dann nichts von dem von uns stoßen wollen, was wir heiß und echt in uns erlebt haben in dieser ungeheuren Zeit.

Berlin-Dahlem, Oktober 1917.

Friedrich Meinecke.

Inhalt.

Erste Gruppe.

Zur Gesamtgeschichte Preußens und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert.

Seite

Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert 3
Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier 21
Boyen und Roon 41
Landwehr und Landsturm seit 1814 68
Germanischer und romanischer Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung 100

Zweite Gruppe.

Aus der Zeit der Erhebung und der Restauration.

Stein und die Erhebung von 1813 125
Fichte als nationaler Prophet 134
Zur Geschichte des älteren deutschen Parteiwesens 150
Das Zeitalter der Restauration 167
Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens 178

Dritte Gruppe.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und des jungen Bismarck.

Zur Kritik der Radowitzschen Fragmente 195
Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland 206
Die Tagebücher des Generals v. Gerlach 248
Gerlach und Bismarck 279
Bismarcks Eintritt in den christlich-germanischen Kreis 296
Bismarcks Jugend 338

Vierte Gruppe.

Zur deutschen Geschichtschreibung und -Forschung.

Seite
Zur Beurteilung Rankes 361
Heinrich v. Treitschke 380
Alfred Dove 402
Max Lehmann 436
Louis Erhardt 439
Theodor Ludwig 449
Die deutsche Geschichtswissenschaft und die modernen Bedürfnisse 462

Fünfte Gruppe.

Aus der Zeit des Weltkriegs.

Kultur, Machtpolitik und Militarismus 475
Bismarck und das neue Deutschland 510
Die deutsche Freiheit 532

Erste Gruppe

Zur Gesamtgeschichte Preußens und Deutschlands

im 19. und 20. Jahrhundert

Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert.

Vortrag, gehalten auf der Stuttgarter Versammlung deutscher Historiker am 19. April 1906.

(Zuerst gedruckt in der Histor. Zeitschrift Bd. 97.)

Das weit gesteckte Thema meines Vortrages bedarf sofort der näheren Begrenzung und damit einer Rechtfertigung und Entschuldigung. Es ist nicht meine Absicht, Ihnen die Abwandlungen in dem Verhältnis Preußens zu Deutschland im 19. Jahrhundert überhaupt in großen Zügen vorzuführen, sondern ich möchte ein zentrales Problem dieses Verhältnisses herausgreifen, von dem dann allerdings die Wege hinausführen zu allen übrigen Problemen der preußisch-deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert, das Licht auf sie wirft und Licht von ihnen empfängt. Dennoch ist dies zentrale Problem zugleich auch ein verstecktes Problem, — wenigstens heute versteckt, weil es durch das Werk Bismarcks erledigt zu sein scheint. Aber auch in der Zeit, in der es die politischen Köpfe am stärksten beschäftigte — und das war die Zeit der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49 —, trat es nur in einzelnen Momenten ganz scharf und greifbar hervor, und diejenigen, denen es am meisten am Herzen lag, haben, nachdem sie zeitweise eine laute Propaganda damit getrieben hatten, es für geraten gehalten, zunächst wieder etwas Erde darüber zu werfen, — so daß die historische Kunde von ihren höchst merkwürdigen Plänen und Bestrebungen stark verdunkelt worden ist. In Sybels Darstellung der Verfassungsverhandlungen von 1848/49 findet man überhaupt nichts, bei denen von 1866/67 nur eine ganz kurze Andeutung

darüber. Heinrich v. Treitschke würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein herrliches Werk weiterzuführen, gewiß mehr darüber gesagt haben, denn er hat selbst als nationaler Politiker in den Jahren um 1866 sich sehr ernstlich mit diesem Problem auseinandergesetzt.

Es war, man möchte sagen, die Fortsetzung und der zweite Teil der einen allbekannten Hauptaufgabe, Boden zu schaffen für die Errichtung des nationalen Bundesstaates durch Verdrängung Österreichs aus Deutschland. Dort hatte es geheißen: Ein Bundesstaat mit zwei Großmächten im Bunde ist unmöglich. Dahinter aber erhob sich die Frage: Ist denn ein Bundesstaat mit *einer* Großmacht im Bunde möglich, und unter welchen Kautelen ist er möglich, wenn nicht die übrigen Bundesglieder und das nichtpreußische Deutschland erdrückt und vergewaltigt werden sollen durch das Übergewicht des mächtigsten Staates? Diese ängstliche Frage stellte das nichtpreußische Deutschland an Preußen, während Preußen mit der Frage antworten konnte, ob man denn auch ihm gerecht werden wolle, ob man denn auch *seinen* Anspruch auf Bewahrung seiner eigenen historischen Individualität und Staatspersönlichkeit respektiere.

Diese Frage und Gegenfrage kann man als Angeln ansehen, in denen sich die Geschichte der preußisch-deutschen Einigung im 19. Jahrhundert — mehr oder minder wahrnehmbar — bewegt hat. Sie brauchten aber erst dann ernstlich gestellt zu werden, wenn der Kontrakt zwischen Preußen und Deutschland dem Abschlusse nahe war. Erst mußte überhaupt das innere gemütliche Bedürfnis und das gemeinsame nationale Ideal die Herzen in und außerhalb Preußens zueinander führen, dann erst konnte man an Stipulierungen denken, wie man sich in der neuen Ehe gegenseitig vor einander sichere. Deswegen ist es begreiflich, daß in der großen Vorbereitungszeit der preußisch-deutschen Einigung, im Zeitalter der Befreiungskriege, diese Frage noch keine besondere Rolle gespielt hat. Nur eben die ersten Elemente von ihr tauchen auf. Bei dem energischesten der damaligen nationalen Denker, beim Freiherrn vom Stein,

wird man sie deswegen am wenigsten suchen, weil sein deutsches Programm nicht kleindeutsch, sondern großdeutsch im Kerne war. Und doch ist schon eine gewisse Grundstimmung in ihm lebendig, die ihn, wie wir bald sehen werden, den Männern der Paulskirche nahe bringt. Das Charakteristische an ihm ist vor allem, daß er von deutschem, nicht von preußischem Zentrum aus auf Preußen wie auf Deutschland schaute, und daß er keinen Respekt vor der Erhaltung der preußischen Staatspersönlichkeit empfand. „Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen," schrieb er am 1. Dezember 1812 dem Grafen Münster, „lösen Sie es auf . . . es ist gut, wenn es ausführbar ist", d. h. wenn dadurch das deutsche Vaterland geschaffen werden kann. Man hat gemeint, das sei zum guten Teil Hyperbel, aber es steckt doch eben nicht bloß Hyperbel in diesem Worte. Man darf sagen, daß er, wenigstens im Prinzip, nicht vor dem Gedanken zurückschreckte, Deutschlands Einheit durch Preußens Auflösung zu erkaufen.

Merklich fester als er stand Gneisenau auf preußischem Boden. Man kennt das große Wort, das er 1814 ausgesprochen hat, daß Preußen durch den dreifachen Primat von Kriegsruhm, Verfassung und Gesetzen und Pflege von Künsten und Wissenschaften in den übrigen Staaten den Wunsch erwecken solle, mit Preußen vereinigt zu sein. In diesem Gedanken ist ein weiteres Element unseres Problems enthalten. Er läuft darauf hinaus, daß Preußen, um Deutschland zu gewinnen, nicht in seine alte spröde Abgeschlossenheit zurückfallen dürfe, daß es den übrigen Deutschen als werbendes Geschenk und als sichernde Bürgschaft zugleich freie politische Institutionen und geistige Regsamkeit bieten müsse. Preußen sollte liberal werden, um Vormacht Deutschlands werden zu können.

Weiter hat Gneisenau und hat auch sein Gesinnungsgenosse, der noch intensivere Preuße Boyen, nicht gedacht und auch noch nicht zu denken brauchen. Auch viele derer, die in den folgenden Zeiten, sei es von preußischem, sei es von deutschem Boden aus, auf Preußen ihre deutsche Hoffnung setzten, haben

nicht weiter gedacht, und noch in der heutigen Geschichtsauffassung kommt man in der Regel über die Erkenntnis nicht hinaus, daß Preußens deutschnationale und liberale Entwicklung sich gegenseitig bedingten, daß Preußen Verfassungsstaat werden mußte, um an die Spitze der deutschen Nation treten zu können. Diese Erkenntnis ist richtig, aber unvollständig. Deutschland durfte zwar von Preußen die Kautel des Liberalismus fordern, aber mußte, um es spitz zu sagen, gegen die Konsequenzen dieses Liberalismus wieder neue Kautelen fordern. Denn diese Konsequenzen richteten, in dem sie alte Schranken zwischen Preußen und Deutschland beseitigten, zugleich ganz neue Schranken zwischen ihnen auf. Indem Preußen ein konstitutioneller Staat wurde, vollendete es zugleich das Staatsbildungswerk zweier Jahrhunderte, legte es die Fundamente des Einheitsstaates tiefer als bisher, fügte es zu den alten Stützen der Dynastie, des Heeres und des Beamtentums auch noch die neuen eines Zentralparlamentes und eines öffentlichen Lebens auf spezifisch preußischer Basis. Eine Konstitution bedeutete für Preußen etwas wesentlich anderes als etwa für die deutschen Mittelstaaten, weil das preußische Volk als Ganzes etwas anderes bedeutete als das württembergische, bayerische und badische Volk. Aus dem preußischen Volk konnte sich dann eine preußische Nation, aus dem preußischen Staat ein Nationalstaat entwickeln. Die Besorgnis konnte erwachen, daß ein solcher zu stark, zu geschlossen, zu eigenwüchsig und eigenwillig sein würde, um noch in den Rahmen eines deutschen Bundesstaates hineinzupassen. Vollends als Vormacht Deutschlands schuf er ein Dilemma, das ein Preußen ohne einheitliche Verfassung und Zentralparlament nicht verursacht haben würde. Eine bloße Dynastie, die gemeinsam über Preußen und Deutschland stand, wäre durch die Natur der Dinge dazu geführt worden, das größere deutsche Interesse über das kleinere preußische zu stellen. Wenn sie aber zugleich auf die im preußischen Parlamente vertretenen politischen Potenzen ihres Heimatstaates Rücksicht zu nehmen hatte, so mußte ihr das sehr viel schwerer fallen. Zwei große Parlamente,

zwei nationale Staatswesen, in- und miteinander geschachtelt, — dies Problem konnte wohl dem, der es ernst erwog, unlösbar erscheinen, — oder doch nur dadurch lösbar, daß Preußen auf sein besonderes Parlament verzichtete, daß es den letzten ihm noch übrigen Schritt zur Ausbildung seiner eigenen Staatspersönlichkeit nicht tat, sondern seine Gesetze sich unmittelbar von den Gewalten des deutschen Bundesstaates geben ließ. Man sieht aber leicht ein, daß dieser Verzicht zugleich einen Rückschritt in seiner Staatsbildung bedeutete. Er wäre in gewissem Sinne wieder zurückgefallen auf die Stufe eines Nebeneinanders von Provinzen, nur daß diese wieder andererseits zu unmittelbaren Reichsprovinzen erhoben worden wären. Aber mit dem preußischen Staat an sich wäre es aus gewesen, Preußen wäre, im strengsten Sinne des berühmten Wortes, das Heinrich v. Arnim am 21. März 1848 den König Friedrich Wilhelm IV. sprechen ließ, aufgegangen in Deutschland.

Die Geschichte dieses Gedankens habe ich in einer größeren Untersuchung verfolgt, von der ich hier nur eben die wichtigsten Resultate vorlegen kann.[1]) Er ist zuerst gedacht worden, soweit ich sehe, auf dem Boden, auf dem wir hier stehen, von Paul Pfizer in der zweiten Auflage seines Briefwechsels zweier Deutschen von 1832, und zwar hier in vollster Kraft und Deutlichkeit, und wer in Pfizer den Herold der Einigung Deutschlands durch Preußen verehrt, darf nicht vergessen, daß er dem preußischen Staate selbst das Opfer seiner konstitutionellen Einheit zugemutet hat. Er kämpfte für die nationale Monarchie der Hohenzollern, aber nicht für die Hegemonie des preußischen Staates. Er rief den Adler Friedrichs des Großen an, daß er die Verlassenen und Heimatlosen decken möge mit seiner goldenen Schwinge — aber er war, wie Goethe, mehr fritzisch als preußisch gesinnt. Wie gut versteht man das aus den gesamten politischen Zuständen Südwestdeutschlands, aus den Traditionen des alten Reichs, aus den Nachwirkungen dann vor allem auch

[1]) Enthalten im zweiten Buche meines Werkes „Weltbürgertum und Nationalstaat". 4. Aufl., 1917.

der Rheinbundszeit. Das eigene politische Dasein, das man hier hatte, war neugeschaffen und vielfach künstlich. Man war politisch eklektisch, und die alten und neuen philosophischen Strömungen beförderten den Hang, die Dinge zu trennen von ihren realen Wurzeln und Früchte zu pflücken aus allerlei Gärten. So glaubte denn Pfizer die Dynastie der Hohenzollern herausnehmen zu können aus ihrem Mutterboden, deswegen auch, weil er diesen Boden des preußischen Staates eben auch nur für einen halbwegs künstlichen hielt. Preußen sei ein künstlicher Staat, war ja das alte Schlagwort. Auch Pfizer, der ihm noch am meisten das Wort redete unter seinen süddeutschen Landsleuten, urteilte, daß er bisher nur ein äußeres, aber kein inneres Leben geführt habe. So ist auch dies weitverbreitete Dogma von der Künstlichkeit des preußischen Staatswesens eine wesentliche Voraussetzung für den Glauben geworden, daß man ihm um Deutschlands willen das Opfer seiner Auflösung zumuten könne.

Nach Pfizer war es dann Friedrich v. Gagern, der ältere Bruder Heinrichs, der in seiner Denkschrift vom Bundesstaate 1833 diese Gedanken weiterspann. Auch ihn erfüllte die Sorge vor einem Übergewicht des mächtigsten Staates in dem Bundesstaate der Zukunft, den er ersehnte, auch er verlangte von dem Herrscher des Gesamtstaates, daß er aufgehe in dessen Gesamtinteresse, und die Befürchtung Pfizers vor einer Einmischung der preußischen Reichsstände in die deutschen Dinge wurde von ihm noch verallgemeinert zu einer Warnung vor dem Antagonismus von Reichs- und Landständen überhaupt. Was Pfizer lebhaft und impulsiv empfand, setzte er um in die Formeln und Paragraphen eines Systems, und so tauchen bei ihm schon die Grundzüge jener von Waitz später ausgebildeten Bundesstaatstheorie auf, wonach Zentralgewalt und Einzelstaatsgewalten streng zu trennen seien, damit eine jede in ihrer eigentümlichen Sphäre ungestört lebe. Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, wie er seine Überzeugung von Preußens deutschem Beruf habe vereinigen können mit seiner Forderung, daß der

Kaiser des Bundesstaates nicht zugleich Regent eines Einzelstaates sein dürfe. Die Lösung des Rätsels ist jetzt sehr einfach. Offenbar hat Friedrich v. Gagern den König von Preußen zum Kaiser des Bundesstaates machen, ihn aber gleichzeitig loslösen wollen von seiner preußischen Grundlage und Preußen auflösen in eine Reihe ungefähr gleich großer Territorien.

Man darf nun mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Friedrich v. Gagerns Gedanken seinen Brüdern Heinrich und Max v. Gagern nicht unbekannt geblieben sind. Heinrich und Max standen an der Spitze der Bewegung in den südwestdeutschen Staaten, die in den Märztagen 1848 zur ersten Werbung des außerpreußischen Deutschlands um Preußens Initiative zur Begründung eines Bundesstaates führte. Schon bei diesen Verhandlungen hat der Gedanke Pfizers und Friedrich v. Gagerns eine Rolle gespielt, und man darf jetzt (1917) auf Grund der Pastorschen Forschungen über Max v. Gagern auch das berühmte Wort Heinrich v. Arnims in der königlichen Proklamation vom 21. März 1848 „Preußen geht fortan in Deutschland auf" damit in einen direkten Zusammenhang bringen. Nur wollte Heinrich v. Arnim den Prozeß des Aufgehens Preußens in Deutschland von preußischem Zentrum aus, von dem zum deutschen Parlament erweiterten Vereinigten Landtage aus beginnen lassen. Eine solche preußische Nuance des Gedankens vertrat dann vor allem Johann Gustav Droysen im April 1848. Zwei Alternativen stellte er mit Geist und Schärfe auf. Entweder: Preußen geht jetzt in Deutschland auf, verzichtet darauf, sich konstitutionell abzuschließen als Staatsindividualität und ermöglicht durch Entwicklung der provinzialständischen Verfassung seine Vergliederung mit Deutschland, — oder aber, das jetzige Werk mißlingt — dann müsse allerdings Preußen in schärfster Weise konstitutionell geschlossen werden, es „muß den Kern, sozusagen das unmittelbare Reichsland bilden, an das sich nach und nach anschließen mag, was deutsch sein will". Das Endergebnis dieser Entwicklung hätte, wie man leicht einsieht, dem des ersten Weges ganz ähnlich werden können.

Hier wie dort hätten die preußischen Provinzen schließlich das unmittelbare Reichsland gebildet.

Zunächst setzte aber auch er seine Hoffnung auf den ersten Weg, und das zeigt, wie stark auch die deutsche Bewegung in Preußen jetzt von jenen Ideen gefärbt wurde, die ihren Ursprung in den Landschaften des alten Reiches hatten. Mit einem gewissen geschichtsphilosophischen Idealismus und Fatalismus war man bereit, der deutschen Nation das Opfer der preußischen Staatseinheit zu bringen, — es war für Droysen, wie hernach für Duncker, für Haym ein Stück angewandter Hegelscher Philosophie, und zugleich, so schien es ihm wie den nichtpreußischen Politikern, die jetzt dasselbe forderten, eine unentrinnbare politische Notwendigkeit. Ich nenne den Freiherrn v. Stockmar, der im Mai 1848 in der Deutschen Zeitung und dann auch unmittelbar dem Könige von Preußen zumutete, daß er als deutscher Kaiser seine Hausmacht in eine Reichsmacht, in unmittelbare Reichsprovinzen verwandle, die unter Reichsministerium und Reichsparlament zu stehen hätten. Ich nenne dann vor allem den Freund Pfizers, den feinen Gustav Rümelin, der seit dem Oktober 1848 im Schwäbischen Merkur für diese Gedanken warb und dadurch den Süddeutschen das preußische Erbkaisertum schmackhaft zu machen suchte. Und da Rümelin hier nicht als Einzeldenker, sondern als Parteipublizist schrieb, so treten wir nun ein in die Epoche, wo unser Gedanke ein integrierendes Stück des Verfassungsprogramms mindestens eines großen Teiles und jedenfalls einflußreicher Führer der Erbkaiserlichen wurde. Jetzt, im Herbst 1848, war der Augenblick da, den Kontrakt der Ehe zwischen Preußen und Deutschland aufzusetzen, jetzt wurde es ernst mit der Garantieforderung, nur daß man sie nicht in den Hauptkontrakt, in den Verfassungsentwurf der Nationalversammlung brachte, sondern sozusagen articles séparés et secrets daraus machte. Und das war nun ein, wie ich glaube, bisher verkannter Hauptzweck der bekannten Reise, die Heinrich v. Gagern in den letzten Novembertagen 1848 an den Hof Friedrich Wilhelms IV. unternahm. Sie

war unmittelbar veranlaßt durch die Nachricht, daß das Ministerium Brandenburg die Absicht habe, dem preußischen Staate eine Verfassung zu oktroyieren. Da eilte Gagern nach Berlin und Potsdam, nicht nur, um das unliberale Verfahren des Oktroyierens an sich zu verhindern, auch nicht nur, um dem Könige die Kaiserkrone anzubieten, sondern auch, um dafür zu wirken, daß Preußen überhaupt keine konstitutionelle Verfassung und kein Sonderparlament erhalte. In den Märztagen hatte er von Preußen, damit es bündnisfähig für die deutsche Bewegung würde, verlangt, daß es sich dem konstitutionellen System nähere. Nun erfüllte Preußen durch die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 diese liberale Forderung durch ein Mittel, das Gagern und die Seinen verwünschten. Damit fällt nun auch auf diese Tat des Ministeriums Brandenburg ein besonderes Licht. Sie war die Antwort Preußens und des preußischen Staatsgedankens auf die Zumutung, sich selbst dem deutschen Gedanken, dem kommenden Reichsgedanken, zum Opfer zu bringen. Preußen bekundete durch die Charte vom 5. Dezember seine feste Absicht, Staatspersönlichkeit zu bleiben und eine moderne Staatspersönlichkeit eigentlich erst zu werden. Das war nicht etwa das Werk des Königs, der gegen die ganze Oktroyierungpolitik der Minister lebhaften Widerwillen empfand, dessen eigene Verfassungspläne für Preußen vielmehr eben damals wieder stark zu den Provinzialständen zurückstrebten und dadurch, man möchte doch sagen, bündnisfähig wurden für jene Gedanken Droysens, Rümelins und Gagerns, den preußischen Staat in seine Provinzen aufzulösen. Es lag ja noch sehr viel anderes zwischen Frankfurt und Potsdam, aber ich wage es auf Grund der mir vorliegenden Zeugnisse zu vermuten — an dieser Forderung wäre die Verständigung zwischen Friedrich Wilhelm IV. und den Frankfurtern vielleicht nicht gescheitert. Sie hätte ihm die Möglichkeit gegeben, für Preußen selbst den widerwärtigen Konstitutionalismus los zu werden. Er hätte ihn allerdings für Deutschland sich gefallen lassen müssen, aber für Deutschland

war er auch zu größeren Zugeständnissen an den liberalen Zeitgeschmack bereit als für Preußen.

Die Minister also waren es, welche damals das konstitutionelle Prinzip für Preußen durchsetzten und dadurch dem Verfassungsprogramm der Erbkaiserlichen einen ersten schweren Stoß versetzten. Aber nun ist das Merkwürdige: Mit der einen Hand wehrten sie die Zumutung an Preußen, seine Staatseinheit aufzugeben, ab, die andere Hand aber streckten sie gleichzeitig den Frankfurtern entgegen und waren bereit, an der Schaffung des nationalen Bundesstaates unter preußischer Führung mitzuarbeiten, — aber eben eines Bundesstaates, in dem Preußen auch Preußen blieb. Und eben mit um dieses hegemonischen Motives willen haben sie — so wunderbar verschlungen greift hier alles durcheinander — den Inhalt der oktroyierten Charte so ungemein liberal ausgestattet, — denn nur ein liberales Preußen konnte Deutschlands Führung übernehmen.

Recht verschieden also waren die Differenzpunkte, welche den König und welche seine Minister von dem Gesamtprogramm der Frankfurter trennten. Im ganzen darf man aber sagen, daß in den Adern der Minister nicht nur der preußische Staatsgedanke, sondern auch der deutsche Ehrgeiz stärker pulsierte, und daß sie zugleich die Notwendigkeit liberaler Zugeständnisse unbefangener und staatsmännischer auffaßten als der König. Es ist schon etwas vom Bismarckschen Geiste in dieser Politik des 5. Dezember. Sie war konservativ und vorwärts drängend zugleich. Sie benutzte die liberalen und nationalen Kräfte und hielt sie zugleich in den Schranken, innerhalb deren sie sich mit dem geschichtlich Erwachsenen und noch Lebendigen vertragen konnten. Und hatten die Frankfurter gemeint, der preußischen Politik das Gesetz geben zu können, so geschah nun das Umgekehrte. Denn die Erbkaiserlichen brauchten nun einmal Preußen für ihre Ziele und mußten wohl oder übel über die Schranke hinwegsehen, die durch die Verfassung vom 5. Dezember aufgerichtet war.

Aber sie haben allerdings ihr Endziel deshalb nicht aufgegeben. Sie trösteten sich damit, daß die oktroyierte Charte über kurz oder lang schon wieder verschwinden werde, daß eine preußische Nationalversammlung, wie Dahlmann in dem Neujahrsartikel der Deutschen Zeitung es feierlich aussprach, gar bald zu den Undenkbarkeiten gehören werde. Dann aber, als mit dem 15. Januar 1849 der Schlußakt des Verfassungswerkes, die Verhandlung über das Reichsoberhaupt begann, wandelte sich in etwas ihre Taktik. Sie hielten jetzt zurück mit ihrer Forderung, daß Preußen unmittelbares Reichsland werden müsse, einmal, um die Verständigung mit der preußischen Regierung nicht zu erschweren, dann aber auch, weil die Gegner des preußischen Erbkaisertums und Preußens überhaupt diese Forderung mit einem gewissen neugierigen Wohlgefallen zu betasten begannen. Ihr habt uns, so sagten die Linken jetzt zu den Erbkaiserlichen, früher erzählt, daß der preußische Staat aufgelöst werden würde. Wenn Ihr dabei bliebet, würde mancher von uns für das Erbkaisertum sein, aber Ihr wollt das nicht, Ihr könnt das nicht. Daraufhin hat denn Heinrich v. Gagern am 20. März noch einmal Farbe bekannt. „Ich gebe mich nicht Illusionen hin, ich glaube selbst, daß die Dezentralisierung Preußens in der Art, daß die politische Gesamtvertretung, wie sie jetzt besteht, gelöst würde, daß das nicht die unmittelbare Folge sein wird, wenn der Bundesstaat, Preußen an der Spitze, geschlossen würde. Daß aber ein solches Dezentralisieren, ein Aufgehen in Deutschland, die notwendige allmähliche Folge sein würde, das kann niemand bezweifeln, der den Analogien in der Geschichte Beachtung zollt."

So haben die Erbkaiserlichen seiner Richtung es also gemeint, so muß auch ihr Werk von den Nachlebenden verstanden werden. Die Annahme der Frankfurter Krone durch Friedrich Wilhelm IV. sollte nach der Absicht eines großen Teiles derer, die sie anboten, über kurz oder lang zur Auflösung der preußischen Staatseinheit führen.

Es erhebt sich die Frage, ob sie auch dazu führen mußte und ob und wieweit die Forderung innerlich berechtigt und notwendig war. Es spricht zu ihren Gunsten, daß gerade die prinzipiell preußischen Gegner des Frankfurter Verfassungswerkes es aus demselben Grunde mit verwarfen, der Gagern und die Seinen zur Aufstellung jener Forderung bestimmt hatte. Das Gagernsche Deutschland sagte zu Preußen: Wenn du an die Spitze kommen willst, so mußt du auf deine Verfassung und dein Sonderparlament verzichten, denn zwei große Verfassungen nebeneinander sind auf die Dauer unmöglich. Das Bismarcksche Preußen antwortete: Eben aus diesem Grunde kann ich deine Kaiserkrone nicht brauchen, „denn", so sagte Bismarck im preußischen Landtage am 21. April 1849, „ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen nebeneinander bestehen können".

Hatte 1848 Deutschland um Preußen geworben, so warb dann 1866 Preußen um Deutschland. Sofort bei der Gründung des Norddeutschen Bundes tauchte die alte Frage wieder auf. „Es bleibt rätselhaft," sagte Treitschke nach den Siegen von 1866, „wie ein deutsches und ein preußisches Parlament in die Länge nebeneinander bestehen sollen." Oft ist ihm das verzwickte Problem noch durch den Kopf gegangen. Schließlich aber, nach 1870, urteilte er: „Wer den Einheitsstaat und die Selbstverwaltung starker Provinzen als die Staatsform der Zukunft ansieht, der muß Preußens monarchische und militärische Überlieferungen schonen." Was war aber das, im Endziele, viel anderes als das, was die Gagern und Rümelin auch erstrebt hatten. Aber während jene, um dahin zu gelangen, Preußen auflösen wollten, wollte Treitschke es gerade recht sorgfältig erhalten als festen Kern, an den sich die übrigen Staaten künftig einmal ankristallisieren könnten. Das war die Lösung, die der geistreiche Droysen schon im April 1848 durch die Aufstellung seiner Alternative antizipiert hatte.

Alternative über Alternative. Die Droysen-Treitschkesche Alternative war eine solche der Mittel und Wege bei Iden-

tität des Zieles. Die Gagern-Bismarcksche Alternative von 1849 war eine solche des Zieles: Deutschland oder Preußen hieß sie, und Bismarck entschied sich damals für Preußen und ließ das Problem Deutschland ungelöst. Als er es dann 1866 und 1871 löste, hat er es auch nicht im Sinne einer Alternative, sondern durch eine Synthese gelöst. Die alte Zeit der Entweder-Oder, die Zeit des dialektischen Denkens und der unbedingten Ideale in der Politik war vorbei, die Zeit des modern-realistischen Sowohl-Als auch beginnt. Die Bismarcksche Synthese preußischer und deutscher Verfassung, föderalistischer und unitarischer Prinzipien war kein symmetrisches Kunstwerk, aber ein lebensfähiges Ding. Preußen wie Deutschland haben ihre Verfassung und ihr Eigenparlament und haben sich miteinander eingeschüttelt. Und das ist erreicht durch ein paar einfache, aber höchst geniale Sicherungen, die Bismarck zwischen preußischem und deutschem Organismus angebracht hat.

Zwei nicht zufällige, sondern geschichtlich aufs stärkste bedingte Vorurteile, welche das politische Denken vor 1848 beherrscht hatten, mußte Bismarck dazu brechen: das parlamentarische und das unitarische Vorurteil. Das parlamentarische Vorurteil sagte: Da die Parlamentsmehrheiten den Kurs der Regierung bestimmen, so sind zwei große regierende Parlamente nebeneinander ein Unding und bringen die Maschine zum Stillstand. Diese Auffassung vom Parlamentarismus, die um 1848 weithin herrschte, war nicht nur die Wirkung der Doktrin, sondern auch lebendiger politischer Erfahrung, wie man sie vor allem an dem süddeutschen Verfassungsleben bisher gemacht hatte. Zwar hatte man hier nichts weniger als reinen Parlamentarismus, aber eben das war das Abschreckende. Dieser stark eingeengte Konstitutionalismus der süddeutschen Staaten beruhte nicht auf der eigenen Kraft der Regierungen, sondern war nur möglich durch den Rückhalt des reaktionären Bundestages und der Wiener Beschlüsse von 1834. Das ganze Elend des vormärzlichen Deutschlands klebte an ihm und machte

ihn verhaßt. Nur große positive Leistungen und historische Taten konnten ihn wieder zu Ehren bringen. Durch seine Leistungen für die Nation hat Bismarck die diskretitierte Regierungsform des gemäßigten Konstitutionalismus wieder zu Ehren gebracht und das parlamentarische Vorurteil gebrochen. So ist es möglich geworden, daß preußisches und deutsches Parlament nebeneinander existieren können, ohne sich allzustark aneinander zu reiben. Wären diese beiden Triebräder größer, so würden sie sich berühren und hemmen.

Das zweite Vorurteil, das Bismarck zu brechen hatte, um die Erhaltung der preußischen Staatseinheit innerhalb des deutschen Bundesstaates zu ermöglichen, war das unitarische. Pfizer, die Brüder Gagern, Rümelin wollten einen Bundesstaat, dessen Zentralgewalt kein anderes Interesse kenne als das des Bundesstaates. Sie wollten wohl die preußische Macht als wertvolles Substrat dafür benutzen, aber sie wollten nicht die Hegemonie des preußischen Staates oder des Königs von Preußen als solchen. „Die Hegemonie", sagte noch Treitschke ganz im Geiste dieser Lehre, „widerspricht dem Wesen des Bundesstaates." Im innersten Zusammenhang damit steht die Bundesstaatstheorie, welche Waitz in den fünfziger Jahren aufgestellt hat. Sie war doch nicht bloß, wie man gemeint hat, eine „rein doktrinäre Schablone", sondern sie ist zum guten Teile erwachsen aus dem praktischen Problem, wie man den preußischen Staat in den Bundesstaat eingliedern könne, ohne diesen durch jenen zu erdrücken. Die Lösung, die er vorschlug, war unitarisch wie die von 1849, bestand in der Schaffung einer einheitlichen, von den Gliedstaatsgewalten unabhängigen Zentralgewalt. Die Lösung, die Bismarck gab, war föderalistisch, bestand in der Institution des Bundesrates. Damit waren die Schwierigkeiten gelöst, mit denen die Frankfurter so schwer gerungen hatten. Jetzt konnte der Herrscher des mächtigsten Einzelstaates zum Träger der Exekutivgewalt des Reiches erhoben werden, ohne daß die übrigen Staaten zu fürchten brauchten, von Preußen erdrückt zu werden, und

ohne daß Preußen das Opfer seiner Auflösung zu bringen hatte.

Weshalb aber, müssen wir fragen, sind nicht schon die Männer von 1848 auf diese Lösung gekommen? Weshalb mühten sie sich auf dem steilen unitarischen Wege ab, statt den bequemeren föderalistischen Weg zu beschreiten? Weshalb waren sie so ängstlich bemüht, die Einzelstaaten fernzuhalten von der Teilnahme an der Reichsgewalt? Wir empfangen aus ihrem Munde selbst die Antwort, man habe befürchtet, dadurch nur einen neuen Bundestag zu schaffen. „Wie sollte", sagte Max Duncker, „ein solch Kollegium aus instruierten und zu instruierenden Gesandten gebildet, anders regieren als der Bundestag, langsam, schleppend, elend, oder vielmehr gar nicht." So steht es also mit diesem Föderalismus genau so wie mit dem gemäßigten Konstitutionalismus. Sie waren beide so furchtbar diskreditiert durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, daß man die Zukunft der Nation ihnen nicht anzuvertrauen wagte. Man sieht, wie die politischen Irrtümer dieser Denker durch und durch erwachsen sind aus dem ungesunden Boden der vormärzlichen Zeit.

Sollen wir uns aber mit dem Nachweis der geschichtlichen Bedingtheit ihres Irrtums beruhigen? Wenn wir auf die Entwicklung des Verhältnisses Preußens zu Deutschland und des preußischen Abgeordnetenhauses zum deutschen Reichstage seit 1871 und nun erst seit 1890 einen Blick werfen, so haben wir das unbehagliche Gefühl, daß die Bismarcksche Lösung des Problems einen Rest noch ungelöst zurückgelassen hat. Die Befürchtung Treitschkes vor einem Übermaß an parlamentarischem Treiben ist doch bestätigt worden. Unzweifelhaft liegt hier einer der Gründe, weshalb das Niveau und das Ansehen des Parlamentarismus in Deutschland gesunken ist. Sollte nicht am Ende Bismarck auch das vorausgesehen und nicht ungern vorausgesehen haben? Vielleicht ist überhaupt dies Operieren mit zwei Parlamenten, dies Reiten bald auf dem preußischen, bald auf dem deutschen Pferde ein arcanum imperii

Bismarcks gewesen. Denn ausgeschaltet ist die tatsächliche Macht Preußens im Reiche durch jene Sicherungen, die Bismarck zwischen preußischem und deutschem Organismus anbrachte, keineswegs. Vieles läßt sich mit diesem Benutzen bald der deutschen, bald der preußischen Kräfte erreichen, aber Eines nur schwer, was doch das Ziel einer wahrhaft inneren Politik sein muß: Einheitlichkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Eine beherrschende Persönlichkeit wie Bismarck war wohl imstande, für die größten und drängendsten Aufgaben der inneren Politik Reichsparlament und Landesparlament, deutsche und preußische Tendenzen zusammenzuspannen, aber für das, was weniger drängte und doch in Zukunft einmal wichtig werden konnte, hat auch er oft die Dinge gehen lassen müssen, und so hat es schon unter ihm an schneidenden Dissonanzen zwischen innerer preußischer und innerer Reichspolitik nicht gefehlt.

Freilich rufen auch noch tiefere Gründe diese Dissonanzen hervor. Es ist nicht bloß die taktische Klugheit des divide et impera, die zum Regieren mit zwei verschiedenartigen Parlamenten und zwei verschiedenartigen Systemen rät, sondern die innere Genesis und Struktur der deutsch-preußischen Macht zwingt in gewissem Sinne dazu. Das Deutsche Reich ist geschaffen worden mit den Kräften der altpreußischen Militärmonarchie, und die Kräfte der liberalen und nationalen Bewegung sind wohl benutzt, aber nicht als schlechthin leitend anerkannt worden. Und das Deutsche Reich ist dann im großen und ganzen durch dieselben Mittel erhalten worden, durch die es gegründet worden ist. Immer ist der preußische Militärstaat mit allem, was daran hängt, mit seiner Begünstigung derjenigen sozialen Schichten, die den Kern des Offizierskorps stellen, der festeste Punkt in der inneren Politik geblieben. Und die Interessen der übrigen sozialen Schichten hat man wohl nicht vernachlässigt, aber nie so zur Leitung emporkommen lassen wie jene. Man glaubt den festen Boden der Macht zu verlassen, wenn man sich ihnen anvertraut.

Hier greifen die allbekannten Gedankengänge ein, die Friedrich Naumann aufgestellt hat. Hinter dem neuen Gegensatze des agrarischen und des industriellen Deutschlands wirkt in der Tiefe immer noch der alte Gegensatz zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland. Pfizers Worte von 1832 finden noch heute ein Echo. Es ist ja nicht, wie er meinte, das preußische Volk in seiner Gesamtheit, das durch seine Parlamentsherrschaft das übrige Deutschland niederdrückt, sondern es ist der Bund der starken preußisch-deutschen Monarchie mit den stärksten politischen Kräften ihres Heimatstaates, der die Lage beherrscht. Darin aber, daß es nur ein Bund, eine Interessengemeinschaft ist, liegt auch die Möglichkeit eingeschlossen, daß dieser Bund sich einmal trennen und die Spannung zwischen Altpreußen und dem übrigen Deutschland sich einmal wieder lösen kann.

Wir wissen uns frei von der an sich edlen Leidenschaft, mit der Naumann diese Frage beantwortet hat. Der reine Historiker wird vorsichtiger als er über den Spielraum der Möglichkeiten urteilen, wird auch die unvergleichliche Lebenskraft des altpreußischen Geistes höher einschätzen als er. So hat also die geistvolle Naumannsche Konstruktion nur den Wert einer Möglichkeit, aber allerdings einer sehr zu erwägenden und ernst zu nehmenden. Wenn sie eintritt, kann auch der Gedanke, dessen Geschichte ich vorführte, noch einmal eine Zukunft wieder haben. In einem Deutschland, das seine Machtinteressen dem Bürgertum und der Industriebevölkerung anvertrauen kann, wird auch der preußische Staat eine andere Stellung einnehmen als im Zeitalter Bismarcks und seiner ersten Nachfolger. Er wird nicht aufgelöst zu werden brauchen, aber der Reichsgedanke wird den Einzelstaatsgedanken mehr und mehr überwölben, die Einzelstaaten, große und kleine, würden dann faktisch doch in das Verhältnis von Reichsprovinzen heruntersinken.

Wir wollen nicht prophezeien; wohl aber darf der Historiker auch die lebendigen Gewalten der Gegenwart in geschichtliche Perspektive stellen und auf die Möglichkeiten ihrer Weiter-

entwicklung hinweisen. Lebendige Gewalten aber sind heute sowohl das alte Preußen wie das neue Deutschland. Die Formen, in denen sie auf- und miteinander wirken, sind vergänglich; auch die geistigen Mächte, die sie in sich bergen, sind es. Aber sie haben die Kraft, das Neue zu zeugen und leben dann fort in ihm.

Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier.

Akademische Festrede, gehalten in Freiburg i. B. am 14. Juni 1913.

(Gedruckt im Logos, Bd. 4.)

Unsere Hochschule hat Sie gerufen zu einer Feierstunde, wo wir das tägliche Arbeitsgerät aus der Hand legen und den Sinn erheben möchten zu höheren Dingen. Wir dienen der Wissenschaft und erforschen die dem menschlichen Geiste zugängliche Wahrheit mit Hingebung aller unserer Kräfte. Aber Wissenschaft und Wahrheit, so unbedingt und streng sie jede Mitherrschaft anderer Gewalten in ihrem Gebiete abweisen, dürfen sich doch niemals loslösen von dem gemeinsamen Grunde, der sie alle trägt. Unsere Ziele liegen über Vaterland und Staat hinaus, aber unsere Wurzeln sind in sie eingesenkt, und es ist mehr als Dankbarkeit, es ist freudiger Lebensdrang, der uns auf die Festplätze der Nation führt. Dort stehen wir vielleicht nun beschaulicher und stiller als die Menge der Volksgenossen, denn wir können von unserer Art nicht lassen, nachzusinnen mitten im Handeln und an jeglichem Wünschen und Wollen zugleich eine wunschlose Betrachtung zu üben. Schwächt sich deswegen etwa die Kraft unserer Empfindungen und Entschlüsse? Wir entfachen in Wahrheit eine geheimere und tiefere Glut in uns, wenn wir unser zeitliches Streben durchwirkt sehen von den Goldfäden der ideellen Gewalten.

Eine besondere Fügung ist es, daß wir in diesem Jahre ein vergangenes und ein gegenwärtiges Erlebnis unserer Nation zugleich feiern dürfen. Wir feiern den erhabenen Schirmherrn unseres Reiches, der auf der Höhe seines Mannes-

lebens und in gereifter Kraft jetzt auf ein Vierteljahrhundert seiner Regierung zurückschaut, und wir blicken von diesem Vierteljahrhundert zurück auf den Beginn des Jahrhunderts, auf das Morgenrot von nationaler Freiheit und Einheit, das damals einen neuen Lebenstag unserer Geschichte einleitete. Eine so übermächtige Erinnerung will fast das Gegenwärtige, das wir feiern möchten, überschatten. Das darf und wird sie nicht, denn unseres Kaisers Schicksal ist unser Schicksal, und wir haben das Recht des Lebenden auch gegenüber der stolzesten Vergangenheit zu behaupten. Gerade das ist unsere Hoffnung, daß wir, Vergangenheit und Gegenwart geistig verknüpfend, freudiger und mutiger werden zum Schaffen wie zum Schauen.

Gehört es doch zum Wesen der Nation, wie es uns vorschwebt, daß sie nicht nur, wie der Vernunftstolz der französischen Revolution sich einmal einbildete, aus der Masse der zu einer Zeit miteinander lebenden und strebenden Menschen besteht. Sondern wie überall im Leben das empfängliche Auge die Wirklichkeit des Tages durchflutet sieht von Wirkungen der Jahrhunderte und Jahrtausende, so ist auch die sichtbare Nation nur ein Teil, ein Ausdruck, ein Repräsentant von etwas unendlich Großartigerem, von einer Gemeinschaft der Geister in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. National gesinnt sein im höchsten Sinne heißt: in ahnungsvollem Schauer und Ehrfurcht die Hände der Väter und Ahnen ergreifen, in den Reigen der Generationen eintreten, die blutsund sinnesverwandt gemeinsam emporstreben zu den höchsten Werten menschlichen Lebens. Jedem Volke ist sein eigener Weg zu diesen Heiligtümern gewiesen. Indem wir mit vollem Bewußtsein, und doch zugleich von so vielen uns unbewußten Mächten der Vergangenheit angetrieben, unseren Weg zu den Höhen der Menschheit gehen, überheben wir uns nicht zu dem Glauben, daß die Wege anderer Völker Irrwege seien. Und selbst wo die Sorge um die eigene Existenz uns dazu nötigt, mit ihnen zu kämpfen, ehren wir innerlich in ihnen den Geist der Menschheit, der sein ganzes Licht nur entfalten kann,

indem er die ganze Fülle seiner mannigfaltigen Farben entwickelt. Und wiederum diese Farben, diese unersetzlichen Eigenwerte der nationalen Kulturen, wie können sie anders gewonnen werden als durch Entfaltung aller Willens- und Geisteskräfte einer Nation, durch entschlossene Wahrung aller ihrer Errungenschaften, — wenn es sein muß, in heißestem blutigen Kampfe.

Das ist das Bild des „großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen" der Nation, das vor einem Jahrhundert dem Deutschen hellglänzend aufging. Wohl waren sie eine Nation im volleren Sinne schon seit einem Jahrtausend, und Großes, Unvergängliches war von ihr geschaffen worden. Aber es fehlte das tiefe, beglückende Bewußtsein ihres ganzen Reichtums, ihrer inneren Einheit bei aller äußeren Zerspaltung, ihrer besonderen großen Mission für die Menschheit. Wie hätte die politische Einheit der Nation gegründet werden können, wenn nicht diese geistige Einheit zuvor geschaffen und erlebt worden wäre. Aber wie hätte andererseits die geistige Einheit aus dem kleinen Kreise der Dichter und Denker, die sie zuerst repräsentierten, so rasch herauswachsen und zur erwärmenden Flamme für die ganze Nation werden können, wenn nicht gewaltige politische Leistungen und Pflichten, wenn nicht die allererste und dringendste Pflicht der Selbsterhaltung, die Abschüttelung fremden Joches, diesen hohen geistigen Idealen die unentbehrliche körperhafte Substanz gegeben hätten! Das gehört doch zu den größten Fügungen der deutschen Geschichte, daß die Tage tiefster nationalpolitischer Demütigung zusammenfielen mit den Tagen höchsten geistigen Aufschwungs und daß dann diese geistigen Kräfte dem am Boden liegenden Körper des Staates zu Hilfe kamen und ihn wieder aufzurichten vermochten. Das Pathos der großen Tragödie, das oft nur die verborgenen Adern des geschichtlichen Lebens erfüllt, hier trat es, erschütternd und erhebend zugleich, vor aller Augen. Schuld und Sühne einer edlen Nation folgten in einem Gewittersturme aufeinander. In ihm aber wurde geboren, was heute in uns fortlebt, jene er-

habene Vorstellung vom Wesen und Werte einer Nation, die uns Deutschen den Anspruch gibt, eines der Welt- und Menschheitsvölker der Zukunft zu werden. Das Wort „Vorstellung" ist noch viel zu kalt und abstrakt, denn die ganze Fülle des sittlichen, politischen und geistigen Lebens der Nation gehört in sie hinein. Daß es endlich einmal vereinigt wurde zu einem Strome, das ist das Große, was vor 100 Jahren uns zuteil wurde.

Doch wir dürfen uns nicht mit dem ersten, überwältigenden, aber inhaltlich noch zu unbestimmten Eindrucke begnügen. Wir müssen genauer auf Schuld und Sühne der einzelnen Glieder der Nation achten und wir müssen weiter, um das Schicksalshafte des ganzen Hergangs zu ahnen, auch jene dem harten Kausalmechanismus entspringenden Gewalten ins Auge fassen, die damals wie immer, Glück oder Unglück blind austeilend, das Leben der geistigen Werte begleiteten.

Staat, Geist und Volk waren die disjecta membra der Nation, die in ihrer Vereinzelung getroffen wurden, als der Keil der napoleonischen Macht zerschmetternd in das deutsche Reichsgefüge eindrang. Die Rheinbundsstaaten waren in dem damaligen Zusammenbruche begünstigt durch ihre Kleinheit. Sie waren dem Eroberer nicht gefährlich, konnten ihm vielmehr nützlich werden und durften ihr politisches Dasein durch Anpassung an die Zwangslage erhalten. Wir können heute nicht mehr in die Scheltworte der Patrioten von 1813 über sie einstimmen, denn sie taten, was kleine, zur Selbstbehauptung unfähige Staatswesen tun mußten, und an verborgenen Unterströmungen deutscher Gesinnung fehlte es in ihnen nicht. Wir in Baden dürfen des trefflichen Staatsmanns Friedrich Brauer gedenken, der, als er den Code Napoléon für sein Land zu bearbeiten hatte, es in bewußt deutschem Geiste tat, und dürfen auch an die ehrenvolle Teilnahme badischer Truppen am Frühjahrsfeldzug 1814 erinnern. Die Entscheidung über die Zukunft des deutschen Staatslebens aber lag bei Preußen, dem einzigen seinem Kerne nach rein deutschen Machtstaate

im Reiche. Nicht freilich, um einen deutschen Staat zu schaffen, sondern, um einen Machtstaat zu schaffen, hatten Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große gelebt. Auch sie folgten dabei dem ehernen Zwangsgebote politischen Lebens, und nicht sie luden die Schuld auf sich, die der preußische Staat in der Katastrophe von 1806 zu büßen hatte. Ihre Nachfolger vielmehr taten es dadurch, daß sie an den Formen des friderizianischen Machtstaates hängen blieben und den ihn beseelenden Willen zur Macht nicht mehr empfanden und verstanden. Darum verstand man auch nicht die Lehren, welche die französische Revolution gab. Friedrich Wilhelm III. zog aus ihr nur die ehrenwerte, aber beschränkte Nutzanwendung, daß die Fürsten nicht aussaugende Schmarotzer sein dürften, sondern dem Wohle des Landes dienen müßten, — er sah das Wohl des Landes im Frieden, wo doch rings um ihn alles auf Krieg und Machtentfaltung stand. Machtentfaltung aber bedeutete seit 1792, wenn man sie recht verstand, Entfaltung der Nationalkraft, Hinwegräumung der inneren Schranken, die sie hemmten, bürgerliche Reformen und nationale Wehrpflicht. Es fehlte in Preußen vor 1806 nicht an Erwägungen und Ansätzen dazu, wohl aber an klarem Verständnisse und herzhaftem Entschlusse. So wurde Preußen, mit ungenügenden und veralteten Waffen kämpfend, schließlich isoliert und überrannt.

Mancherlei kann man sagen, um die Versäumnisschuld des alten Preußens verständlich zu machen. Aber die gelenkige Dialektik des historischen Allverstehens darf nicht den natürlichen historischen Instinkt ertöten, der bei allen politischen Schicksalswendungen voran nach Kraft und Schwäche der leitenden Staatsmänner fragt. Wohl jedoch gilt es, diese Frage zu vertiefen und nach den geistigen Mächten zu forschen, die sich in ihrem Tun und Lassen auswirkten. Die dem alten Preußen zum Verhängnis werdende Neutralitätsstimmung ist auch genährt worden aus gewissen Strömungen des damaligen Zeitgeistes; sie wurde lange gebilligt von breiten Schichten

der gebildeten Kreise. Der unpolitische Charakter der deutschen Geistesbildung stimmte die schwachen Gemüter zu friedseliger Genußsucht oder zu zersetzender Kritik. Die Großen aber des deutschen Geisteslebens vergaßen über ihren menschheitlichen Idealen nur zu leicht das individuelle Schicksal des Staates, in dem sie lebten. Das ist die Mitschuld der deutschen Geisteskultur an der Katastrophe von 1806. Und doch darf man sagen, daß sie früher begonnen hat, ihre Schuld zu sühnen, als der preußische Staat. In den letzten ruhigen Zeiten, die ihr vor dem Zusammenbruche gegönnt waren, bildete sie Lebens- und Menschheitsideale aus, zwar jenseits des Staates, aber mit der Fähigkeit, den Staat dereinst zu erfüllen, wie große stille Seen auf der Höhe des Gebirges, die zugleich den Himmel spiegeln und die Kraft des Kataraktes vorbereiten. Indem sie das Ewige und Höchste selbstvergessen-selig anschauten, ließen sie das anschauende Gemüt mächtig und tatenfreudig in sich anschwellen. In rascher Folge nacheinander erwuchsen in Deutschland der idealische Mensch und der romantische Mensch, die beiden großen Menschheitsformen, aus denen die besondere Kraft und Schönheit der Erhebungszeit hervorgegangen ist.

Der idealische Mensch war der Mensch Kants, Schillers und Fichtes. Er nahm das alte Thema des Christentums auf, den Kampf des Geistes gegen das Fleisch und die Erlösung von der Angst des Irdischen, aber für Kampf und Erlösung wählte er neue Mittel. Eigenwert und Bedeutung der Sinnenwelt wurden erschüttert durch die vernichtende Kritik, die Kant an ihrem täuschenden Scheine übte. Schon damit sank ein Stück von Erdenschwere, die den Menschen belastet. Eine neue Welt stieg dafür auf aus den Tiefen des Geistes, die Welt der sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung, ein Geschenk der im Menschen wohnenden Gottheit, und doch nur ein durch eiserne Arbeit und Anspannung zu verwirklichendes Geschenk und kaum verwirklicht, auch schon wieder bedroht durch neue andrängende Erdenschwere. Schiller führte, um den Sieg

über sie zu erleichtern, die Schönheit auf den Kampfplatz des Lebens und wies ihr die Aufgabe zu, Sinnenwelt und Geist zu versöhnen. Wie sehr würde man seine Lehre verkennen, wenn man sie als eine Aufforderung zu ästhetischem Genußleben und feiger Flucht vor der Wirklichkeit auffaßte! Vielmehr Kampf mit der Wirklichkeit und tapferes Auffichnehmen aller ihrer Dissonanzen und Schmerzen forderte er, und die sittliche und ästhetische Vollendung des Individuums konnte er sich nur im engsten Zusammenwirken von Mensch zu Mensch und in der Hingabe an die Pflichten der Gemeinschaft denken. Wohl eröffnete sich nun dem ermattenden Lebenskämpfer der tröstende Blick in das Reich der Freiheit und Schönheit. Aber man konnte es nur schauen, indem man es schuf. Erkenntnis und Wille traten in die engste Verbindung, die vielleicht je hergestellt ward, und wurden zurückgeführt auf die innerste Quelle des Lebens.

Nur eines fehlte dem idealischen Menschen noch: der Anblick der großen realen Aufgabe, an die er seine Kraft zu setzen hatte. Lange irrte Fichte umher mit seinem Drange, das schöpferische Ich in die Welt zu übertragen. Schon gewann er sich in den ersten Jahren des Jahrhunderts ein blasses Ideal von Vernunft- und Kulturstaat, das er dem preußischen Staate vor Augen hielt. Mit wahrem Lebensblute füllte es sich erst, als der wirkliche preußische Staat zerschlagen und ein neuer zu schaffen war. Nun aber wurde er inne, daß auch noch mehr als schöpferisches Ich dazu nötig war. Die Bedeutung der Nation stieg ihm auf und der Zusammenhang von Staat und Volkstum und wiederum der von Nation und Menschheit. So wurden seine Reden an die deutsche Nation zur „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt". Der idealische Mensch blieb idealischer Mensch und wurde deutscher Mensch, gerüstet zum Kampfe für die Freiheit.

Rascher durchmaß der romantische Mensch den Weg zum Volkstum. Auch er fühlte, wie der idealische Mensch, die Gott-

heit in sich, aber nicht sowohl wie dieser, als eine erst zu verwirklichende, sondern als eine bereits verwirklichte und im ganzen Universum ausgegossene Macht. Sehnsucht und Hingabe an sie wurde sein Grundgefühl. Das Göttliche mitten im äußeren Leben zu suchen, dem Selbstverständlichen einen hohen Sinn zu geben, die natürlichen organischen Grundkräfte des Lebens zu weihen und zu verklären, wurde das schöne Charisma des Romantikers. Über Vaterland und Volkstum und allem bunten Leben, das aus ihm erblühte, ging nun eine Morgensonne auf. Der Ernst aber und die Bedrängnis der Zeit härteten die zerfließenden Stimmungen. Mit poetischem Frohsinn im Herzen rüstete sich der Romantiker dazu, Leib und Leben einzusetzen für Volk und Vaterland.

Zur ersten großen Entfaltung kamen die neuen geistigen Kräfte in der Reform des preußischen Staates. Der Freiherr vom Stein hat, obwohl ein Verächter aller Philosopheme, doch mit wunderbarem Instinkte den Lebensgehalt des Idealismus und der Romantik verwirklicht. Durch Bauernbefreiung und Städteordnung appellierte er an Selbsttätigkeit und Pflicht und versuchte, den Staat auf die genossenschaftliche Arbeit freier Menschen zu gründen. Die Städteordnung ließ er umspielen von Erinnerungen an altdeutsche Städtefreiheit und Bürgerkraft. Noch unmittelbarer wirkten die Impulse der Kantschen Sittenlehre auf die Erneuerung des preußischen Heeres ein, die Scharnhorst, Gneisenau und Boyen als Wegbahner der allgemeinen Wehrpflicht durchführten. Indem man hier wie anderwärts von der französischen Revolution übernahm, was tauglich war zur Entfesselung größerer Staats- und Kriegsenergie, hielt man es reiner von störenden Zutaten despotischer Einförmigkeit und egoistischer Instinkte. Der deutsche Geist trat, wie es Fichte verlangte, an das Ruder und begriff sich selbst mit Bewußtsein als deutscher Volksgeist von uralter Vergangenheit und jugendlicher Triebkraft. Groll, unbeschreiblich groß ist die Zeit, schrieb Clausewitz 1808. Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein. Nur in einem Ge-

müte voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit Vergangenheit und Gegenwart.

Von wenigen Menschen freilich, setzte er hinzu wird diese Zeit begriffen. Solche Klagen tönen uns von den Führern der Reform nicht vereinzelt entgegen. Der Geist des Zeitalters, schalt Stein 1810, ist verderbt. Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Ganzen, Frechheit, grober Egoismus hat alle Stände, besonders die Beamten und den Adel, ergriffen, — eben die Stände, auf deren Mitarbeit die Reformer doch in erster Linie angewiesen waren. Man kann diese Klagen nicht damit abtun, daß sie lediglich den subjektiven Unwillen dieser Feuerköpfe über vorübergehende Hemmungen spiegeln. Diese Hemmungen waren vielmehr von ernsterer Art. Sie gingen hervor ebenso aus der Natur der Ideale, die jetzt die Wirklichkeit zu erobern suchten, wie aus der Natur der Wirklichkeit. Jene Ideale konnten den unpolitischen Ursprung, den sie hatten, nun einmal nicht ganz verleugnen. Der Mensch der sittlichen Selbstbestimmung, den sie forderten, war und ist nur die seltene und höchste Blüte des Kulturlebens; der Staat aber muß in seinem empirischen Dasein oft gröberen Geboten folgen, und die Gesetze des Staates müssen mit dem Durchschnittsmenschen rechnen. Das haben die Reformer nicht immer getan, und man darf sich deswegen über die unmittelbare Wirkung ihrer Maßregeln nicht falschen Vorstellungen hingeben. Die Bauernbefreiung, so heilsam sie war, hat doch auch schädliche agrarische Interessenkämpfe entzündet. Die Städteordnung wurde einem gedrückten, unbeholfenen und müden Kleinbürgertum gegeben. Sicherlich hat sie den besseren Elementen einen vaterländischen Schwung gegeben, aber die ganze Masse nicht zu durchsäuern vermocht. Die Heeresreformer mußte es peinlich berühren, daß die schärfere Heranziehung zum Dienste vielfach die Desertion steigerte. Aus der volkreichsten Provinz des Staates, aus Schlesien, mußte ihr Oberpräsident 1810 berichten, daß es an Gemeingeist, der

die Regierung näher mit den Regierten verbinde, fast gänzlich fehle. Wohl hören wir aus dem Munde der Reformer, wenn sie an dem Idealismus der oberen Stände verzweifelten, Worte freundlicher Anerkennung für die Treue und Opferwilligkeit der unteren Stände; aber man kann die Frage aufwerfen, ob sie damit nicht in einer Art von Rousseaustimmung die Folgsamkeit gehorsamer Untertanen zuweilen etwas idealisierten.

Ernste Probleme beschwor auch die Kampfespolitik der Reformer gegen den auswärtigen Feind herauf. Sie wollten 1808, 1809 und 1811 schon losbrechen mit sehr viel ungünstigeren Siegesaussichten, als sie 1813 sich eröffneten. Sie rechtfertigten es mit dem heroischen Motive, daß es besser sei, mit Ehren als mit Schanden unterzugehen, da Napoleons unberechenbare Politik über Nacht vielleicht den König von Preußen vom Throne stoßen konnte. Diese Gefahr bestand, — aber um sie zu vermeiden, trieben die Reformer in die andere Gefahr hinein, das kostbare Gefäß des preußischen Staates vorzeitig der Zertrümmerung auszusetzen. Die Politik des Königs, aus nüchterner Denkweise fließend, hat es doch erreicht, daß die Existenz des Staates notdürftig gefristet wurde bis zur Stunde, wo das Schicksal selbst einlud, die Waffen zu erheben. Macht und Bedeutung des äußeren Schicksals, der groben Zufälle des Kausalmechanismus, wir müssen auch ihnen den Schleier abnehmen und ihre harten Züge fest betrachten. Preußens Existenz hing zur Zeit des Tilsiter Friedens lediglich von den Entschlüssen des Zaren Alexander ab. Hätte es seinen politischen Zwecken damals entsprochen, Preußen dem Kaiser Napoleon zu opfern, was wäre dann aus Preußen und Deutschland geworden? Die ganze Erhebung von 1813 setzt doch die Existenz eines, wenn auch verstümmelten Staates voraus, der sie trug. Würde das preußische Volk, seines Staates beraubt, die spontane Kraft zum Aufstande in großem Stile gehabt haben? Wer den polizierten Charakter der deutschen Bevölkerungen kennt, wird dem Urteile eines unserer ersten

Kenner jener Zeit zustimmen, daß es nach dem Untergange der großen Armee auf den Eisfeldern Rußlands wahrscheinlich nur zu isolierten Volkserhebungen von sehr zweifelhaftem Erfolge gekommen sein würde. Und die Erhebung des preußischen Staates und Volkes, wie sie dann 1813 wirklich erfolgte, war von Anfang bis zu Ende gebunden an Gunst und Ungunst der europäischen Lage. Nur ein überreiztes Nationalgefühl könnte es vergessen, daß wir ohne Russen und Österreicher vermutlich zu Boden geschlagen worden wären.

Alle geistigen Werte des Lebens führen ein zartes und gefährdetes Dasein. Um so heißer schließen wir uns an das geliebte Leben an, wenn wir wissen, daß es am Abgrunde schwebt. Die höchste Glut und Kraft der Erhebungszeit ist doch erst durch diesen Druck des blinden Schicksals auf den Geist entwickelt worden. Wer 1813 verstehen will, muß die furchtbaren Spannungen nachempfinden, die vorhergingen. Aus ihnen rang sich das menschlich Größte hervor, was diese Jahre hervorbrachten: der Entschluß, den Kampf mit dem Schicksal zu wagen, unabhängig davon, ob es gelingen würde, es zu zwingen, lediglich um die eigene Seele zu retten, um das heilige Feuer in sich zu hüten. Die äußerste Kraftentfaltung der Handelnden wurde verbunden mit der stolzesten Zurückziehung des Geistes in sich selbst. Es wurde gezeigt und vorgelebt, wie der moderne Mensch Weltbezwingung und Weltflucht in sich vereinigen kann. Das Ewige im Menschen, umdroht von allen zeitlichen Gewalten, unternahm es, das Zeitliche nach sich zu bilden, und blieb doch unabhängig vom Zeitlichen. Hören wir den Ausdruck dieser Gesinnung aus dem Munde der großen Führer. Fichte erklärte: „Man kann auch bei der sicheren Überzeugung, daß alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja daß das Göttliche sogar verkehrt und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbnis werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben auf-

recht zu erhalten". Ernst Moritz Arndt rief 1810: „Nur die volle brennende Seele, das ganze menschliche Gefühl, ohne an eigene Zwecke und an verborgene Plane der Vorsehung zu denken, wird in der Wirklichkeit das Große und Herrliche schaffen und vollbringen und der Zeit den Namen geben." Clausewitz schrieb 1812: „Es kommt gar nicht darauf an, ob wir viel oder wenig Mittel zur Rettung haben; der Entschluß soll aus der Notwendigkeit der Rettung hervorgehen, nicht aus der Leichtigkeit derselben. Es gibt keine Hülfe außer uns selbst." Und schließlich Wilhelm v. Humboldts unscheinbare Worte: „Überhaupt habe ich nie so ängstlich an den Erfolg gedacht und tue es noch nicht. Man unternehme das Rechte und setze alle Kraft daran, die man hat, und der Gewinn ist immer unermeßlich, wie auch das Schicksal den Erfolg krönen mag oder nicht."

Humboldt schrieb diese Worte nach der Leipziger Völkerschlacht am 19. Oktober 1813. Wenn die preußischen Sieger sich sagen mußten, daß sie nicht ohne Russen und Österreicher hätten siegen können, so durften sie sich doch weiter sagen, daß jene ohne sie erst recht nicht hätten siegen können. Steins Pathos war es gewesen, das den Zaren zu dem welthistorischen Entschlusse emporriß, den Krieg nach Deutschland hineinzutragen. Scharnhorsts Werk war die Bewaffnung des preußischen Volkes in Linie, Landwehr und Freiwilligen. Die ersten Leistungen der jungen preußischen Truppen bei Lützen und Bautzen schufen das moralisch entscheidende Vertrauen, das den Verbündeten den Mut gab, durchzuhalten. Die strategische Kühnheit und Kraft Gneisenaus, gestützt von der Schlachtenfreudigkeit Blüchers, überwand alle Hemmnisse eines Koalitionskrieges und rang den größten Feldherrn des Jahrhunderts nieder. Alle diese Energien wuchsen empor aus einer erneuerten deutschen Kultur und aus einem durch diese Kultur erneuerten Machtwillen des preußischen Staates. Sie strahlten aus in den Feuerliedern Arndts und Körners, in der Poesie des Lützower Feldlagers und in dem Todesmut

der jungen Freiwilligen, die ihren Schiller und ihr Nibelungenlied im Tornister führten. Aber das Jahr 1813 bedeutet nun nicht mehr allein den Bund von Staat und Kultur und den Sieg der schöpferischen Individuen, sondern Erhebung, Kampf und Sieg einer ganzen Nation.

Es war deutsches Volksheldentum, was sie zeigte, nicht jene wilde und prasselnde Romantik des spanischen Aufstandes, die die Urheber des Landsturmedikts von ihr erwarteten. Der Deutsche ist schlichter und ruhiger auch im Heroismus. Mit rührender Selbstverständlichkeit brachten die Frauen ihre Opfer dar und exerzierten in den Wochen des Waffenstillstands die barfüßigen Wehrmänner auf den Wiesen. Wortkarg und entschlossen mit stiller Wut schlugen die kurmärkischen Bauern bei Hagelberg darein; von stummer Größe war der Anblick des Schlachtfeldes von Wartenburg, bedeckt mit den Leichen der armen schlesischen Weber. Aber auch das fröhliche Gemüt der Deutschen brach durch den Ernst hindurch und half tapfer mit. Der derbe Volkswitz lief durch die Reihen, und mit Rosmarinstengeln geschmückt wie zu einem Feste zogen die Soldaten Bülows auf das Schlachtfeld von Leipzig.

Die Nation zeigte sich größer und heldenhafter, als die Oberfläche ihres Tageslebens in den Jahren vorher hatte erraten lassen. Nie darf man, um das zu verstehen, die Erziehungsarbeit des absolutistischen Staates vergessen, die festen, militärischen Formen, die er geschaffen, die Offiziere des alten Heeres, die jetzt die Scharte von 1806 auswetzten und der Landwehr ihren Halt gaben. Nie ferner die elementaren Empfindungen der Rache und des Hasses gegen einen übermütigen Bedrücker, die den Mann des Volkes erfüllten. Und vor allem auch nie die einfach-edlen Mächte des volkstümlichen Idealismus: Frömmigkeit, Gottvertrauen und Königstreue. Aber ohne die selbst zum harten Zwange oft sich steigernden Impulse der großen Führer, ohne den belebenden Staatswillen, den sie vertraten, hätte die Nation ihre schlummernden Kräfte nicht so mächtig entfalten können. Das moderne Nationalleben, wie

es hier zum ersten Male in Deutschland sich entfaltete, ist keine einfache und ganz einheitliche Größe. Sehr verschieden sind in ihm die Stufen sittlicher und geistiger Reife, und seine leitenden Ideale werden voll verstanden und getragen nur von einem kleinen Kreise. Und doch hat Wilhelm v. Humboldt am Schlusse des Jahres 1813 bescheiden gesagt: „Es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk.. wir selbst taugen nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen." Geheimnisvoll und reich ist der unbewußte Austausch zwischen Individuum und Volk, wie die Säfte auf- und niedersteigen im vielgegliederten Organismus; selbst der vornehmste Geist bedarf der stärkenden Berührung mit dem schlichteren Ethos seiner Volksgenossen. Und aus deren tieferen Schichten rang sich doch jetzt etwas Neues an das Licht. Zum ersten Male wieder seit den Tagen der Reformation ging durch sie der Strom eines stärkeren Willenslebens, das jetzt nicht nur bewußt aus den Fesseln der Fremdherrschaft, sondern instinktiv auch aus den Fesseln des Polizei- und Feudalstaates hinausstrebte.

Unsere Nation ist von der Art, daß sie tief durchpflügt werden muß, um reichere Frucht zu tragen. Sie hat in früheren Jahrhunderten singuläre historische Schicksale erfahren, die einen Teil ihrer Ackerkrume weggespült haben. Die Erhebung von 1813 gab die Gewißheit, daß noch unerschöpfte Kräfte darunter lagen. Das darauffolgende Jahrhundert hat es bestätigt. Das unmittelbare Ziel, um das 1813 gekämpft wurde, ist behauptet worden. Dies Jahrhundert ist das erste Jahrhundert der neueren Geschichte, in dem keine fremden Heere Deutschlands Fluren durchzogen haben. Die große Forderung Steins, die politische Unabhängigkeit und die Kulturentwicklung Deutschlands zu sichern durch Aufrichtung eines mächtigen und freien Nationalstaates, ist in festeren und haltbareren Formen verwirklicht worden, als Stein sie zu planen wagte. Der willensmächtige Held, der ihn uns schuf, bewies, daß Deutschland nach dem idealischen und romantischen Menschen

auch noch neue große Menschheitsformen zu zeugen vermag. Das Regierungsjubiläum des dritten deutschen Kaisers sieht das deutsche Volk vereinigt um alle Errungenschaften seines letzten Jahrhunderts und seiner letzten Jahrzehnte. Das ist das Erste, was wir unserem Kaiser heute zurufen, daß wir in der nationalen Monarchie den Grund- und Eckstein unseres Staatslebens erblicken, an den wir nicht rühren lassen. Sie ist uns kein bloßer Vernunftwert, sondern ein unersetzlicher Gefühlswert. Dem Deutschen, so kühn er auch den Flug ins Land der Ideen wagt, geht doch immer erst dann das Herz ganz auf, wenn ihm die lebendige Persönlichkeit als Träger der Idee entgegentritt. Wir sind nicht zufrieden mit dem Bewußtsein, daß unsere Nation eine große geistige Gesamtpersönlichkeit ist, sondern wir verlangen einen Führer für sie, für den wir durchs Feuer gehen können. Kein Charakterzug der Deutschen hat sich seit den Tagen des Römers, der zuerst über uns berichtete, so fest erhalten als dies Bedürfnis nach Mannentreue. Vor 100 Jahren war es der Ruf des Königs, den das preußische Volk ersehnte, und sein männlich-edles Wort an das Volk, das über Preußens Grenzen hinaus zündete. Die Erinnerung an das ihm Angetane und an das ergreifende Schicksal der Königin Luise brachte die Herzen in Wallung. Vor 25 Jahren, als wir den Sohn und den Enkel der Königin Luise zu Grabe geleiteten, taten wir es mit dem tiefen Schmerze eines persönlichen Verlustes. Ihr Ruhm und ihre Größe war unser Stolz. Wir wollten nicht scheiden, was die Arbeit der Nation und was sie persönlich für die Erfüllung der nationalen Sehnsucht geleistet hatten — es war ein untrennbar historischer Akt. Mit dem gleichen Gemütsbedürfnis wandten wir uns unserem damals jugendlichen Herrscher zu und begleiteten den Aufstieg seiner hochstrebenden und feurigen Persönlichkeit mit gespanntestem Anteil. Unseres Kaisers Schicksal ist unser Schicksal, sagte ich. Unsere Empfindungen und Urteile konnten wohl oft auseinandergehen, denn als freie Menschen dienen wir der Monarchie. Aber wir lassen nicht von ihm und er

nicht von uns. Wir dienen gemeinsam jenem großen Ideale von Nation, das über das Dasein und die Interessen der heute lebenden Volksgenossen so hoch hinausragt, und freudig dürfen wir es aussprechen, daß der Schwung dieses Ideals ihn bis in die Tiefen seiner Seele erfüllt. Es ist sein heißer und leidenschaftlicher Wunsch, Führer der Nation zu allem Großen und Guten zu sein, und wie sein elastischer Geist ehrgeizig und rasch auf allen Gebieten menschlichen Strebens Bürgerrecht zu gewinnen versucht, sein innerstes Bedürfnis dabei aber überall auf feste, sichere Vorbilder und Grenzen des Strebens gerichtet ist, so möchte er auch eine Nation um sich geschart sehen, die wohl innerhalb solcher Grenzen alle in ihr liegenden Energien rastlos spielen läßt, aber bestimmte Grundlehren der christlichen Religion gläubig anerkennt und in ihren Idealen von Kunst und Schönheit den klassischen Normen der Vergangenheit treu bleibt. Er verbindet die gespannte Aktualität, das scharfe Zweckbewußtsein des modernen Menschen mit einer glühenden Verehrung der nationalen Vergangenheit, und die großen Gestalten und Erinnerungen seiner Vorfahren, seines Staates und Volkes verklären sich ihm zu farbenglänzenden Symbolen bleibender Werte. Wer nur an den Einzelzügen seines Wesens haftet, ist geneigt, einen Widerspruch zu finden zwischen seinem modern gerichteten Willensdrange und seiner historischen Romantik. In Wahrheit sind ihm auch seine geschichtlichen Ideale und Symbole geistige Werkzeuge, um die Tatkraft seiner Zeitgenossen zu beschwingen und um die flutende Bewegung des modernen Lebens in heilsamen Schranken zu halten. Ob sie in jeder Hinsicht die Kraft dazu haben, das zu beurteilen ist nicht die Aufgabe der heutigen Stunde. Wohl aber haben sie ihm selbst die Kraft gesteigert zu großen positiven Leistungen, die wir dankbar empfinden als Sicherungen unseres nationalen Daseins und als Bürgschaften unserer Zukunft.

Voran und vor allem hat er als Hohenzollernfürst und Kriegsherr das geschichtliche Fundament unserer Macht be-

festigt durch eine in steter Anpassung an die Weltlage fortschreitende Verstärkung unserer Heereskraft. Die große Erbschaft der Erhebungszeit, der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht — eine jener Erbschaften, die man immer wieder erwerben muß, um sie zu besitzen —, sie ist der vollen äußeren Verwirklichung heute wieder ganz nahe. Wie anders ist es heute als im alten Preußen vor 1806! Einer der großen Reformer hat von ihm im Hinblick auf sein viel zu kleines Heer gesagt: Man schlief in der Nähe eines Vulkans. Wir aber dürfen uns sagen, daß unser Kriegsherr und die Führer unseres Heeres mit wachen und scharfen Augen um sich sehen und fest die Hand am Degen halten. Wir fühlen mit ihnen die gewaltige Verantwortung vor unsern Kindern und Enkeln, denn wer unsere kontinentale Machtstellung erschüttert, kann uns in die Zeiten Ludwigs XIV. zurückwerfen. Eine neue Epoche der Weltgeschichte ist heraufgezogen und wird die Nationen auf die Wagschale legen, ob sie taugen zur Mitbestimmung der Weltgeschicke und zur schöpferischen Mitarbeit an der Weltkultur, oder ob sie zu abhängigem und stagnierendem Binnendasein zu verurteilen sind. Volksvermehrung und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands drängen uns mit Naturgewalt hinaus in die Welt, aber wie schmerzlich kommt es uns da zum Bewußtsein, was wir versäumen mußten zur Zeit unserer nationalen Zerrissenheit. Unserem deutschen Heerwesen haben damals Not und Machtbedürfnis der Einzelstaaten die ersten festen Formen geschaffen, aber unsere Seegeltung ging zugrunde. Sie wieder aufzurichten ist ein Lebensgedanke unseres Kaisers. Er hat fast von Anfang an unablässig geworben um die Nation und sie auf das hohe Meer gelockt — mit romantischer Phantasie, mit Seglerlust, mit nüchternen Berechnungen und glänzenden Ruhmesbildern. Er hat heute die Genugtuung, daß seine Überzeugung zur Nationalüberzeugung geworden ist. Aber eine der allerschwierigsten Aufgaben, die je der Politik eines großen Staates gestellt worden ist, hat nun dadurch Deutschland in den letzten 15 Jahren zu lösen gehabt. Unter den Augen

eines mächtigen Nebenbuhlers galt es eine Kriegsflotte zu schaffen, die unsere überseeischen Interessen wirksam verteidigt, und das noch unfertige Werk durch eine besonnene und Achtung gebietende Politik zu schützen vor jähen Weltkrisen. Noch haben wir die Gefahrenzone nicht ganz durchschritten, aber die Luft der Gefahr ist zugleich Lebensodem für starke und gesunde Nationen. Vor 100 Jahren hat sie Staat, Geist und Volk in Preußen zusammengeführt und die deutsche Nation innerlich erneuert. Wer wollte heute vergessen, daß neue Lebensmächte seitdem wieder neue Risse zwischen uns aufgetan haben! Wir tragen mit unserem Kaiser schwer an ihnen, wir vereinigen uns mit ihm in dem heißen Wunsche, daß es gelingen möge, die unvermeidlichen und aus der Natur der Dinge entspringenden Gegensätze der Klassen und Konfessionen in Formen auszukämpfen, die mit der nationalen Brüderlichkeit verträglich sind und unsere weltpolitische Kraft nicht gefährden. Was der Staat durch sozialpolitische Gesetzgebung zu leisten vermag, hat er redlich versucht. Ihr Ausbau im vergangenen Vierteljahrhundert ist von unserem Kaiser mit persönlicher Wärme und tiefer Überzeugung gefördert worden und darf zu den größten und positivsten Leistungen unserer Zeit gezählt werden. Wer könnte und möchte sich heute unseres Volkes Dasein ohne sie denken. Allein schon das Pflichtgefühl müßte uns treiben, sie fortzuführen. Aber zur vollen Versöhnung der Klassen hat sie noch nicht zu führen vermocht.

Wir müssen, wenn wir uns nach Mitteln zum sozialen und nationalen Frieden umsehen, den Blick auf jene Quellen nationaler Kraft richten, die aus dem geistigen Leben, aus herrschenden Idealen und Menschheitsformen stammen. Freilich dem Zeitgenossen, obgleich er mitten in ihm lebt, zeigt sich dieses Quellengebiet immer etwas umwölkt. Das ist gewiß, ein starker und stolzer Wille zum Leben ist in unserem Geschlechte und prägt sich in den mannigfaltigsten Formen aus, in der großartigen Energie unserer wirtschaftlichen und technischen Arbeit, aber auch in der rücksichtslosen Zerbrechung

alter konventioneller Werte in Kunst, Ethik und Religion und in dem ebenso rücksichtslosen Egoismus der Parteien. Neue Menschheitsformen sind entstanden, abseits vom Staate, selbst mit Protest gegen den Staat, aber auch mit Protest gegen die neu entstandenen Massengewalten des modernen Lebens und doch von ihnen allenthalben genährt. Es ist ein trüber undurchsichtiger Kampf zwischen Ich und Welt, ein wogendes Durcheinander von Geistigkeit und Erdenschwere. Unharmonisch, aber überreich an neuen Ausdrucksmitteln ist die Kunst unserer Tage; Sehnsucht und Trotz, ihre stärksten Triebe, sind Grundstimmungen unseres inneren Lebens. Werden sich auch diese feineren Mächte unserer Kultur einmal wieder um einen organischen Mittelpunkt, der ihnen heute zu fehlen scheint, sammeln? Werden sie, wie die vor 100 Jahren, die Fähigkeit haben, auch den Staat zu erfüllen und zu beleben? Wir ersehnen es, wir hoffen es, aber wir wissen es nicht.

So sind wir auch in unserer inneren Entwicklung in eine Gefahrenzone eingetreten, deren Ausgang im Dunklen liegt, und indem wir die Siege von 1813 feiern, zieht uns die Verwandtschaft der Stimmungen mehr zu jenen zukunftsschwangeren, ahnungsreichen Vorjahren vor 1813, wo Winter und Frühling miteinander im Kampfe lagen, die innersten Kräfte der Nation noch verhüllt waren und alles Große unter dem Drucke eines ungewissen Schicksals geschaffen wurde. Die eigentlichen Schlachtfelder unserer Zeit liegen noch vor uns, nicht hinter uns. Darum vergeht uns auch heute die Neigung zum Prunken und Prahlen. Dafür ergreift uns eine starke und heilige Liebe zu dem wunderbaren, vielgestaltigen, vielgespaltenen und aus aller Spaltung immer wieder machtvoll zusammenwachsenden Genius unseres Volkes, und mit tiefem Ernste fassen wir den Entschluß, für ihn zu leben und zu sterben. Noch einmal sagen wir mit dem großen preußischen Denker von 1808: Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein, nur in einem Gemüte voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit

Vergangenheit und Gegenwart. Unsere Herzen umfassen das ganze geschichtliche Geflecht des deutschen National- und Staatslebens und die kostbaren Werte der Treue zwischen Fürst und Volk, die zu diesen Wurzeln gehören. Wir folgen unserem Kaiser auf dem steilen Wege zu den umwölkten Höhen unserer Zukunft. Gott segne und schirme Deutschland und seinen Herrscher!

Boyen und Roon.

Historische Zeitschrift Bd. 77 (1896).

Die imponierenden Erfolge von 1866 und 1870/71 wandelten das Urteil einer großen Zahl einsichtiger und patriotischer Politiker über die von Wilhelm I. gewollte, von Roon durchgeführte Heeresorganisation zum genauen Gegenteil ihrer früheren, leidenschaftlich verteidigten Auffassung um. Es berührt eigentümlich, die Reden Sybels aus der Konfliktszeit mit seiner späteren Darstellung in der „Begründung des Deutschen Reiches" zu vergleichen. Mit schneidender Schärfe, mit einem Pathos, wie es nur eine tiefgewurzelte Überzeugung einzugeben scheint, rief er dem Kriegsminister Roon zu: Du verstümmelst das große Werk von 1814, du bist aber darin nur das gelehrige Werkzeug einer Partei, die seit Jahrzehnten auf dieses Ziel ausgeht. Seit 1819 schon, heißt es in seiner Rede vom 11. Mai 1863, fielen die Gedanken von 1814 „in die Hand jener engen und zunftmäßigen Routine, die dann das Ruder in unserer Militärverwaltung geführt hat". Ihr haßt den volkstümlichen Gedanken der Landwehr, Ihr wollt ein kastenmäßig abgeschlossenes Heer; der Geist der Befreiungskriege, aus dem Preußen seine wahre Kraft schöpfen muß, ist von Euch gewichen.

Mit leichter ironischer Färbung behandelt er später diese schwerwiegenden Besorgnisse nur als eine gröbliche Verkennung des wahren Wertes der Reorganisation, als eine Frucht der traurigen Verbitterung der Reaktionszeit. So vollständig beherrscht ihn hier, wie auch sonst so oft das Prinzip, politische Ereignisse und Institutionen nach ihren Erfolge zu beurteilen,

daß er die wichtige Frage kaum streift, was denn nun an jenen früheren Befürchtungen wirklich begründet und gerechtfertigt war. Der spätere Paulus macht uns nicht die Gegensätze, in denen der frühere Saulus lebte, voll verständlich. Daß er es nicht tat, könnte man schon erklären aus der wissenschaftlichen Individualität Sybels, aus ihren Stärken und Schwächen. Dem jüngeren Geschlechte aber bleibt nun die Aufgabe, das Problem der Konfliktszeit von innen heraus und mit ruhiger Objektivität zu erklären. Eine nicht unwichtige Vorarbeit dazu wird es schon sein, auch nur die Individualitäten der beiden großen Kriegsminister, von denen der jüngere das Werk des älteren so wesentlich umgestaltet hat, mit einander zu vergleichen, die Richtung ihres Wesens und ihren Zusammenhang mit den Zeitströmungen zu charakterisieren.

Boyen, 1771 geboren, wuchs auf im Heere Friedrichs des Großen, in jener Luft der schlichten Religiosität, die eine ganz wesentliche Grundlage des fridericianischen Staates war. Früh wirkten auf ihn die Gedanken des deutschen Rationalismus, aber nicht auflösend, sondern fast unmerklich umbildend. Als eine zu grübelndem Denken neigende Natur, als Mitglied eines bevorzugten Standes, mußte er sofort in den großen Gegensatz der Zeit hineingezogen werden, mußte er sogleich sich die Frage vorlegen, wie sich denn der ständisch gegliederte Staat, die außerordentliche soziale Kluft, die den Offizierstand von dem geistig so reichbewegten und fruchtbaren Mittelstande trennte, mit dem Gedanken der natürlichen Gleichberechtigung aller Menschen vertrug. Er sog begierig die Nahrung ein, die ihm aus den Kreisen des Mittelstandes geboten wurde, er war in Königsberg ein Hörer von Kant und Kraus, er hörte dann mit Begeisterung die ersten schönen Botschaften aus Frankreich und bewunderte die Erklärung der Menschenrechte als ein unerreichtes Ideal der Gesetzgebung. Das tat so mancher Deutsche damals, dem es darum doch nicht einfiel, sich durch die heimischen Zustände verbittern zu lassen oder sie mit radikaler Hitze zu bekämpfen. Was sie neben andern Ursachen davon vor allem ab-

hielt, war das Gefühl, inmitten einer allgemeinen hoffnungsreichen Umwandlung der Geister zu leben, die durch den aufgeklärten Despotismus der vorangegangenen Jahrzehnte geweckte Zuversicht, daß auch die Regierenden ihr Ohr den neuen Ideen nicht verschlössen, daß es von Jahr zu Jahr aufwärts ginge. So hoffte auch Boyen als junger Offizier mit freudigem, jugendlichem Optimismus. Daneben aber fühlte er sich ganz individuell durch ein intensives Pflichtgefühl an die Aufgaben des Berufes, in dem er lebte, gebunden. Und wertvolle sittliche Güter hatte das preußische Offizierkorps in der harten Erziehung durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen sich erworben, die wohl geeignet waren, sich mit den Aufklärungsgedanken zu verschmelzen. Die Verbindung von strenger Disziplin, peinlichem Pflichtgefühl im kleinen Dienste und hohem kriegerischem Ehrgefühl, wie sie hier bestand, war etwas, was nicht an die Formen des ständischen Staates gebunden war. Boyen nahm dieser Güter ganz in sich auf und fügte hinzu den Gedanken, daß der Offizier auch in unterer Stellung, in bescheidenster Wirksamkeit dem neuen Ideale der Humanität nachstreben könne. Die Achtung der sittlichen Persönlichkeit in dem gemeinen Soldaten, das Bemühen, ihn nicht durch mechanischen Zwang, sondern durch Weckung der Vernunft und des Ehrgefühls zu erziehen, war ein schon früh in ihm sich regender Gedanke und wurde mehr und mehr das sein Denken und Handeln beherrschende Motiv. Sein dem Positiven und Gesunden zugewandter Blick sah weniger auf die schweren organischen Gebrechen des damaligen Heerwesens, als auf die Männer, die schon in jenem edleren Geiste handelten, auf das tüchtige wissenschaftliche Streben, das jetzt namentlich in den jüngeren Schichten des preußischen Offizierskorps sich regte. Persönlichkeiten, wie den Generalen v. Wildau und v. Günther, denen er als Adjutant nahe trat, ebenso kraftvollen wie humanen Charakteren, schloß er sich mit kindlicher Wärme und Hingebung an, und dem Vorwurf, daß der preußische Offizier hinter der Bildung der anderen Stände zurückgeblieben sei, glaubte er mit heiligem

Eifer öffentlich entgegentreten zu müssen. Als Autodidakt und in seinen entlegenen Garnisonen Gumbinnen und Bartenstein hatte er es schwer, an dem um die Wende des Jahrhunderts so regen Geistesleben teilzunehmen. Aber mit eisernem Fleiße, im Kampfe mit einem reizbaren Körper, niedergeschlagen oft durch das Gefühl der Schwäche, durch die Vorwürfe einer fast zu feinen Gewissenhaftigkeit, eignete er sich das ihm Homogene der damaligen deutschen Bildung zu festen, nie versagenden Maximen an. Die Goethesche Gedankenwelt blieb ihm fremd, die Kantsche Philosophie in ihrem ganzen Gedankengange zu erfassen, war ihm versagt. Aber Kants Forderungen, die empirischen Triebe der Lust zu unterdrücken, das ganze innere Leben durch die Vernunft streng zu regulieren und deren Herrschaft zur Herrschaft der Pflicht zu vertiefen, den Menschen als Zweck an sich und nicht als Mittel zu betrachten, ergriff er ebenso innig wie konsequent. Ihnen gemäß handelte er als Führer seiner Kompagnie und trug er öffentlich 1799 seine Gedanken über die Reform der Militärstrafen vor; sie wurden ihm auch zum Wegweiser, der ihn Schritt für Schritt, schon vor 1806, der Forderung der allgemeinen Wehrpflicht zuführte. Er pries freilich damals daneben noch die Entwicklung der stehenden Heere zu ihrer scharfen Trennung vom bürgerlichen Leben als einen Fortschritt der Kultur, aber er forderte gleichzeitig auch, daß das Heer sich nicht mehr aus den Hefen des Volkes ergänzen dürfte, und er meinte schließlich, daß eigentlich keine andere Ausnahme von der Dienstpflicht stattfinden sollte, als daß man für ausgezeichnete Dienste höchstens dem Vater erlaube, einen Sohn zu befreien. Und im allgemeinen war es damals wirklich sein ausgesprochener Gedanke, daß Heer und Volk sich in ihrer Denkweise einander nähern und voneinander lernen sollten. Dem weichlichen und genußsüchtigen Zeitgeiste gegenüber rühmte er die Männlichkeit des kriegerischen Berufes, in diesen hinein wieder wollte er den Bildungs- und Wissenstrieb des Mittelstandes leiten, und einen gemeinschaftlichen Bildungsgang für jede höhere Laufbahn im Staate erklärte er für das beste Mittel gegen exklusiven Kastengeist.

Die Katastrophe von 1806/7 brachte diese Gedanken vollends zur Reife und beseitigte die ihnen noch anhaftende Inkonsequenz. Hatte er vor 1806 von dem Kampfe mit Volksaufgeboten eine zu empfindliche Schädigung der materiellen und geistigen Kultur gefürchtet, so lernte er jetzt, daß die Ehre und Selbständigkeit der Nation ein Gut sei, für das kein Opfer zu teuer, für das die gesamte Volkskraft eingesetzt werden müsse. Mit tief versteckter Leidenschaftlichkeit, nach außen hin aber zähe, umsichtig und praktisch, arbeitete Scharnhorst auf das Ziel hin, Gneisenau tat es mit dem edlen Feuer und Schwunge einer Künstlernatur. Bei Boyen wirkte das innige, nach reinster Aufopferung sich sehnende Gemüt mit einem gewissen philosophischen Systemgeiste zusammen, der im Sinne Kants aus dem Heeresdienste alles auszumerzen strebte, was ihn als bloße aufgezwungene Last, als heteronome Satzung und nicht als autonome sittliche Pflicht jedes Bürgers erscheinen ließ. Darum fand die allgemeine Wehrpflicht ohne das schlimme Privileg der Stellvertretung und des Loskaufs in ihm denjenigen Verteidiger, der ihren tief ethischen Sinn am klarsten und zusammenhängendsten entwickelte. Freilich, lag nicht doch dieser Anschauungsweise eine Überschätzung des konkreten Menschen zu Grunde? Mußte nicht in der Praxis doch immer der Heeresdienst sich der großen Mehrzahl als eine nur aufgenötigte Bürde darstellen? Die Antwort ist, daß Boyen auf den veredelnden Einfluß der geistig und sittlich Höherstehenden hoffte, die nun Schulter an Schulter mit den schwächer und lauer Denkenden kämpfen würden. Und eine solche sittliche Einwirkung war allerdings möglich und hat sich bewährt in den festen Formen des organisierten Heeres, wo ihr die alten, in das Volksleben übergegangenen Traditionen von Gehorsam und Disziplin zu Hilfe kamen. Aber für das lockere Gefüge des allgemeinen Volkskrieges, wo Mann für Mann in rasch entschlossener Selbsthilfe die Waffe erheben sollte, versagte jene Tradition, und das Landsturmgesetz von 1813 entzündete nicht die erhoffte Flamme. Boyen wurde darum nicht irre an dem Gedanken des Gesetzes; die Feig-

herzigen, die ihm widerstrebten, sollten, meinte er damals, das Bürgerrecht verlieren. Diese Absicht enthüllt uns einen Kernpunkt seiner Bestrebungen, den großartigen Gedanken der Volkserziehung, nicht nur mit den gelinden Mitteln der Belehrung und Ermunterung, nicht nur durch begeisternden Aufruf, sondern, wo es not tat, auch mit strenger und entehrender Strafe. Der Gedanke war keineswegs von Boyen ganz persönlich erzeugt; in den Entwürfen Scharnhorsts und Gneisenaus von 1807 bis 1811, vor allem in des letzteren Vorschlage einer militärischen Jugenderziehung, kann man deutlich analoge Ziele und sogar auch die Einwirkung französischen Vorbildes wahrnehmen. Aber er paßte wohl in keines Anschauungsweise besser hinein, als in die Boyens, der damit nur das eigene individuelle Moralprinzip, die strenge Regulierung des inneren Lebens durch den Imperativ der Pflicht, auf Volk und Staat übertrug.

So zähe nun auch Boyen diese Idee festhielt, so war er doch nicht doktrinär genug, um etwa in der Weise eines französischen Jakobiners, ohne nach rechts oder links zu sehen, ihr allein noch nachzuleben. Das Wehrgesetz vom 3. September 1814, seine erste und größte Leistung als Kriegsminister, zeigt vielmehr glänzend seine staatsmännische Einsicht und weise Beschränkung. Es war ihm zunächst genug, die allgemeine Wehrpflicht und die Landwehr gesetzlich gesichert zu haben, und er verzichtete darauf, den doch noch aussichtslosen Kampf um das Landsturmgesetz von 1813 wieder zu erneuern.

Zwei Faktoren haben, wie wir betonten, auf Boyens Bildung vor allem eingewirkt, die Erziehung im fridericianischen Staate und die Moralphilosophie Kants. Daß bei mancher Verwandtschaft doch ein bedeutender Gegensatz zwischen diesen beiden Mächten bestand, ist ihm nie klar zum Bewußtsein gekommen, er sah in Friedrich dem Großen immer nur den weisen, aufgeklärten, humanen Gesetzgeber, der den Reformen von 1806/7 vielfach schon die Wege gewiesen habe. Aber in der Heeresorganisation von 1814 schied er instinktiv und höchst eigentümlich jene beiden Faktoren voneinander. Man hat sich später

oft darüber gewundert, warum er stehendes Heer und Landwehr so streng auseinander gehalten habe, so daß eigentlich in Friedenszeit, wie man ganz richtig gesagt hat, zwei Armeen in Preußen nebeneinander bestanden. Er tat es einmal deswegen, weil ihm ein möglichst schlagfertiges stehendes Heer, das nicht zu lange auf die Einberufung von Beurlaubten zu warten brauchte, für die europäische Stellung Preußens notwendig schien, dann aber auch, weil er von dem eigentümlichen Charakter des Linienheeres einen ungünstigen Einfluß auf die Landwehr befürchtete. Wieviel moderne Elemente auch durch die Scharnhorstsche Reform und durch die Aufhebung der Kantonverfassung in das Linienheer kamen, wesentliche Attribute des fridericianischen Heeres blieben ihm doch, vor allem der aristokratische Geist des Offizierkorps und die Tendenz zum intensiven Drill des einzelnen Mannes und zum Parademäßigen, zu den „Künsten des Exerzierplatzes", wie es Boyen nannte. Boyen unternahm es noch nicht, das Linienheer von ihnen selbst zu befreien, aber um Gottes willen sollten sie nicht in die Landwehr hinübergreifen. Wie eine Mutter die zarte Eigenart ihres jüngsten Lieblingskindes vor der rauhen Bevormundung der älteren Brüder schützt, so wachte er eifersüchtig darüber, daß nur ja nicht der Linienoffizier an die Spitze der Landwehrkompagnie trete, der Divisionsgeneral der Linie im Frieden die Landwehrregimenter inspiziere und ihnen einen Geist einzuhauchen versuche, der ihm der Tod des Landwehrinstitutes schien. Das eigentliche Leben desselben aber sah er gewissermaßen in der Übertragung des Kantschen Moralprinzips auf das Verhältnis des Bürgers zum Staate. Der Imperativ der Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, sollte sich jedem wehrhaften Bürger derart ins Herz schreiben, daß sein hingebender Eifer, seine Opferwilligkeit, seine Anhänglichkeit an Haus und Herd, die Bande des Vertrauens, die ihn mit den Nachbarn im Orte, die der Achtung, die ihn mit den höhergestellten Eingesessenen des Kreises verknüpften, den inneren Kitt der Landwehr bildeten. Die Landwehrordnung von 1815, die Befehle, die Boyen als Kriegsminister 1814 bis 1819 ergehen ließ, und eine

Fülle eigener Niederschriften enthüllen uns ein genaues, überaus eindrucksvolles und groß gedachtes Bild der Landwehr, wie sie sich nun, in steter fruchtbarer Wechselwirkung mit dem Leben in Dorf und Stadt, entwickeln sollte. Da sollte der Landwehrmann unter dem Befehle von Offizieren, die in seinem Kreise angesessen, ihm auch im bürgerlichen Leben die Vertreter höherer Bildung waren, ins Feld ziehen. Die Landwehrreiterei dachte er sich aus Bauern, die mit ihren eigenen Pferden kommen sollten, zusammengesetzt. An Sonn- und Feiertagen sollten die Landwehrmänner sich vereinigen zum Scheibenschießen und zu kleinen anregenden Felddienstübungen. Inmitten der Landwehrbezirke lagen die Landwehrzeughäuser, die er gern befestigt hätte, damit sie, wenn der Feind einmal ins Land eindränge, Herde des Volksaufstandes werden könnten. Er forschte danach, wo wohl an wichtigen Pässen und beherrschenden Punkten alte Schlösser lägen, die man zu solchen Landwehrzeughäusern umwandeln könnte. Der Landwehrinspekteur, dem im Frieden die Aufsicht über Ausbildung und Dienst der Landwehr zustand, war fast wie ihr väterlicher Freund gedacht; der kommandierende General der Provinz über ihnen sollte gleich dem Oberpräsidenten eine staatsmännische Persönlichkeit sein, die sich in die Eigenart der Provinz und ihrer Wehrkräfte verständnisvoll einlebte.

Es ist eine Art Milizsystem, auf das im einzelnen auch ausländische Vorbilder eingewirkt haben. Die Anknüpfung an Scharnhorsts Ideen darf nicht außer acht gelassen werden, aber in seiner Totalität ist es das eigenartige Werk des Boyenschen Geistes. Ja, es zeigt auch in sich wieder, trotzdem es vornehmlich aus seinem Moralprinzip entsprungen ist, die für ihn so charakteristische Verbindung desselben mit fridericianischen Gedanken. Für die Hauptmasse der Landwehrmänner erachtete er die tüchtige militärische Erziehung im stehenden Heere unentbehrlich. Es war ein großer Segen für die Zukunft, daß er den in den ersten Entwürfen Scharnhorsts noch enthaltenen Gedanken, Linie und Landwehr auch in ihrem Ersatzmaterial

voneinander zu trennen, nicht aufnahm. Aber auch im Kriege wollte er, damit zugleich an den Erfahrungen von 1813/14 festhaltend, Landwehr und Linie so vereinigen, daß je ein Linienregiment mit einem Landwehrregiment zusammen eine Brigade bildete. Eine noch merkwürdigere Verbindung kantischer und friderizianischer Gedanken aber war die zu Grunde liegende Idee der Volkserziehung. Es war das von Friedrich dem Großen gegebene Beispiel der starken Staatsgewalt, der in das bürgerliche Leben tief hineingreifenden Wohlfahrtspolizei, des aufgeklärten Despotismus, das in Boyen Wurzel faßte. Der Geist, den er in die Nation hineinleiten wollte, war ja der einer nicht mechanischen, sondern aus innerer Überzeugung hervorgehenden staatsbürgerlichen Pflichterfüllung. Aber er dachte ihn sich unwillkürlich mehr von oben, als von unten her entzündet, mehr als das Werk einer wahrhaft aufgeklärten Regierung, denn als die Blüte eines frei und mannigfaltig sich regenden Volkslebens. Der Staat, so meinte er, muß das bürgerliche sittliche Leben leiten, muß den jungen Bürger von früh an ergreifen, ihm eine bestimmte Weise des Denkens und Handelns beibringen und ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigen, indem er auch die bürgerlichen Berufe zu fassen und zu organisieren versucht. „Steckt jedem Staatsbürger", sagte er, „für sein ganzes Leben ehrenvolle, aber stufenweise geordnete Ziele vor, die er mit seinen Kräften auch wirklich erreichen kann, und ihr werdet in kurzer Zeit einen Nationalcharakter bilden, der eine mächtige Stütze der Regierung wird." So dachte er sich denn als Komplement der allgemeinen Wehrpflicht eine Kreis- und Kommunalordnung, die in ihrer phantastischen Ausgestaltung an einen utopischen Staatsroman erinnert, wie ihn wohl ein Staatsmann am Abend seines Lebens gern sich ausspinnt. Aber ihm war es bitterer Ernst damit, und es besteht ein genauer Zusammenhang zwischen diesem Idealbilde eines Nationallebens und dem, was er in eigener verantwortlicher Tätigkeit praktisch erstrebte.

Der Grundgedanke war, daß die Begünstigung des Reichtums das verderblichste Gesetzgebungsprinzip sei. Nur „große

moralische Prinzipien, die Ausbildung achtenswerter Nationalsitte" dürfen das Gemeindeleben leiten, und dem Besitze sollte nur dann ein höherer Einfluß zukommen, wenn er sich mit guter Sitte vereinigte. Diese sollte die Vorbedingung schon zur Erwerbung des Bürgerrechts sein. Feigheit und anstößige Lebensführung sollten davon ausschließen, und Genossengerichte darüber entscheiden. Die Bürgerschaft sollte nach ihren Berufen in Gilden gegliedert werden, in denen man stufenweise, je nach Verdienst, aufwärts schritte zu höheren Graden und größerem Einflusse. In der „Lehrgilde" sollten z. B. die Hausväter, die ihre Kinder bis zur Einsegnung vorwurfsfrei und gut erzogen hätten, sogleich einen bestimmten Rang erhalten, in der „Erwerbsgilde" sollten Meliorationen, Schuldentilgungen, regelmäßige Zahlungen in Sparkassen bestimmte Anrechte geben. Boyen schrieb diese Gedanken zu Anfang der dreißiger Jahre nieder, als die wirtschaftlich-sozialen Bewegungen in England und die auch in Preußen schon sich regenden Anfänge der modernen Großindustrie das Schreckbild der sozialen Frage heraufführten. Wie wenig stimmte diese ganz neue, erstaunliche, mit elementarer Gewalt und Notwendigkeit sich erhebende Welt des modernen Kapitalismus zu der jetzt schon altväterlich gewordenen Gedankenrichtung Boyens; aber er hielt sein System für stark genug, um auch diesen wilden Strom zu bezwingen und zu regulieren. Er wollte seiner Erwerbsgilde eine wirksame Aufsicht über die Fabriken zuweisen, er dachte dabei schon an die Regelung der Kinderarbeit, an Beschaffung menschenwürdiger Wohnungen für die Arbeiter, an ihre Ausstattung mit kleinem Gartenlande, an zwangsweise Einzahlungen von Arbeitgebern und Arbeitern in die Sparkassen zu gunsten der letzteren, an eine Organisation auch der Arbeiterschaft in Gilden mit bestimmten Rechten und Pflichten.

Die Verbindung von Gekünsteltem und Unmöglichem mit genialen und zukunftsreichen Gedanken in diesem Plane mutet uns überaus seltsam an. Es ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie eine tief sittlich empfindende Natur durch ihre zu hoch

gespannte Energie zu Folgerungen verleitet werden kann, welche jede wahre Sittlichkeit ertöten müssen. An die Stelle eines wahrhaft autonomen und innerlichen Handelns wurde hier eine schematische Werkgerechtigkeit gesetzt. Es war eine ungeheure Verkennung der menschlichen Natur und des modernen individuellen Empfindens insbesondere; denn der Mensch des 19. Jahrhunderts ließ sich noch weniger als der vergangener Zeiten durch Gesetzgebung und Sittenpolizei in eine bestimmte Schablone pressen. Es war zum Teil, wie gesagt, der aufgeklärte Despotismus und der unhistorische Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der hier nachwirkte, zum guten Teil aber auch die warme Stimmung des Befreiungskrieges, die so gewissermaßen fixiert werden sollte. Wenn irgendwo jemals, so war damals das Ideal Boyens, der schlichte und biedere, in einfachen Lebensverhältnissen zufriedene, zur Verteidigung von Thron und Herd wehrhafte Bürgersmann Wirklichkeit gewesen, und in den Träumen patriotischer Männer jener Jahre findet man manche verwandte Ideen ausgesprochen. Aber das war nur eine kurze, schnell vergehende Blüte gewesen, und eine bunte und mannigfaltige, nicht durch so einfache Formeln mehr wiederzugebende Entwicklung hatte immer schon daneben sich geregt und entfaltete sich mit jedem Friedensjahre weiter. Und dabei war Boyen, ohne es sich bewußt zu werden, mit sich selbst in Widerspruch geraten; denn mit ganzer Seele hing er daneben an der Idee des unaufhaltsamen menschlichen Fortschritts. Ohnmächtig ist es, sagt er einmal in seinen späteren Jahren, gegen die unbezwungene Riesenkraft der Zeit zu kämpfen, und unmöglich ist es, Normen zu finden, die für alle Zeiten passen. Und indem er deswegen gegen die Velleitäten der romantischen Staatsanschauung mit derbem Spotte kämpfte, konnte er es dabei selbst auf demjenigen Gebiete, auf dem ihre Stärke lag, mitunter mit ihr wohl aufnehmen und eine wahrhaft historische Einsicht offenbaren. Es erinnert an Rankesche Tiefe, wenn er den Bureaukraten, die diese und jene Institution beliebig stellen und beschränken zu können wähnten, zurief, „daß alle ins Leben gerufenen Insti-

tutionen durch ein höheres Gesetz als den einzelnen Willen, durch die Macht der aus ihnen sich entwickelnden Notwendigkeit ihre Richtung erhalten, die sich nicht durch einzelne Instruktionen zügeln läßt". Er schrieb damit seinem Gemeindeverfassungsplane selbst die richtige Kritik. Es ist rührend wahrzunehmen, wie er sich heiß bemühte, den Geist der modernen Entwicklung zu verstehen und ihm gegenüber Absolutismus, Bureaukratie und Romantik zu seinem Rechte zu verhelfen, wie er nicht müde wurde, Friedrich Wilhelm IV. zu mahnen, die Sehnsucht des Volkes nach liberalen Reformen zu erfüllen — und wie er dabei nicht aus der Haut des Rationalisten heraus konnte. Die mächtige Einseitigkeit, mit welcher der Vollender des deutschen Rationalismus, Kant, die Herrschaft der Vernunft und der Pflicht konstituiert und das Mannigfaltige, Widerspruchsvolle, Imponderabile des Seelenlebens unterdrückt hatte, rächte sich jetzt an seinem Schüler. Die freie Entwicklung aller geistigen Kräfte hatte Boyen als Idee und Lebenszweck des preußischen Staates auf seine Fahne geschrieben, aber er selbst hatte die Konzentrierung des gesamten Seelenlebens unter das Gebot der staatsbürgerlichen Pflicht so weit getrieben, daß ihm darüber das Verständnis für ein wahrhaft freies und spontanes Geistesleben sich minderte, und indem er es unternahm, seine individuelle Maxime zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung zu erheben, auf Menschen rechnete, die eben nicht vorhanden waren.

Aber in dem altmodischen Gewande war ein großer, fruchtbarer, unvergänglicher Gedanke. Er befähigte ihn auch zu jenen merkwürdigen sozialen Reformideen, deren teilweise Verwirklichung wir erlebt haben. Es war der große Gedanke Kants, die Achtung der sittlichen Menschenwürde, die Forderung, daß der Mensch auch von der Gesetzgebung nie als Mittel, sondern immer als Zweck an sich selbst behandelt werden müsse, der brennende Wunsch, der Herrschaft der Materie und des Egoismus, sei es nun der des Standes oder des Reichtums, entgegenzuarbeiten, das politische und soziale Leben auf den Geist der

Freiwilligkeit und Pflichterfüllung zu gründen. Es war das Staatsideal der preußischen Reformzeit, von dem Boyens System eine individuelle Spielart darstellt, — unmöglich und sich selbst aufhebend, wenn man es sogleich und buchstäblich in die Wirklichkeit übersetzen wollte, aber ein fort und fort wirkender Impuls, ein Leitstern, den man nie verlieren durfte, auch wenn man sich klar gemacht hatte, daß man ihn nie erreichen würde.

Man weiß, daß auf dem Gebiete der bürgerlichen Verwaltung der Steinsche Gedanke der Selbstverwaltung nicht entfernt so verwirklicht wurde, wie er geplant war. So war es auch im Heerwesen mit den Boyenschen Ideen. In sein Landwehrideal wurde schon 1819 Bresche gelegt, indem Landwehr und Linie durch die Beseitigung der Landwehrinspekteure in engere Verbindung gebracht wurden. Jene freiwilligen Sonntagsübungen der Landwehrmänner schliefen gar bald ein, und gegen die Führung der Landwehrkompagnien durch Landwehroffiziere erhob sich eine stetig wachsende militärische Kritik. In dem jüngeren Nachwuchse des preußischen Offizierskorps fand Boyens System überhaupt wenig überzeugte Freunde. Die allmähliche Wendung zu einer kühleren und realistischeren Denkweise, welche die dreißiger und vierziger Jahre charakterisiert, kann man im preußischen Offizierskorps besonders früh wahrnehmen, so daß von diesem Gesichtspunkt aus dieser Stand, in dem die Liberalen den Hort der Reaktion sahen, eigentlich der modernste war. Hier konnte der neue Realismus unmittelbar anknüpfen an die nie vergessenen Traditionen der friderizianischen Zeit, und die Opposition der Kleist von Nollendorf, Marwitz, des Prinzen Karl von Mecklenburg und des Prinzen August von Preußen nahm der junge Prinz Wilhelm von Preußen 1832, nur in modernerer Sprache, wieder auf, als er das schwanke und lockere Gefüge der Landwehrbataillone, ihre Verbindung wenig geübter Mannschaften mit ungeübten Führern, mit der ihm eigenen hellen und präzisen Sachlichkeit kritisierte. Die Erfahrungen von 1848—1850 zeigten dann handgreiflich die schweren Mängel des Landwehrsystems, seine Unzulänglichkeit zu einer starken offensiven Kriegführung.

Es ist ja richtig, daß diese Mängel nicht bloß durch Boyens Organisation, sondern auch durch eine übel angebrachte Sparsamkeit mit verschuldet sind. Die historische Bedeutung der Reorganisation König Wilhelms aber besteht nicht nur darin, daß größere Mittel für das Heer flüssig gemacht wurden, sondern daß andere, modernere geistige Prinzipien durch sie zur Herrschaft kamen. Das eben lehrt die Eigenart des Mannes, der sie durchführte und die wir nun zu bestimmen versuchen wollen.

Nur ein Menschenalter trennt Boyen von Roon, freilich eines, das die ungeheuersten Umwälzungen in sich schloß. Die Generation Boyens war durch die ihr gestellte Aufgabe, den friderizianischen Staat mit den neuen Gedanken der deutschen Geistesbildung zu erfüllen, zum Reflektieren und Systembilden geradezu aufgefordert worden. Die erschütternden Krisen, die er in voller Manneskraft erlebte, schmiedeten auch seine Gedanken so fest zusammen, daß sie in den nun folgenden stillen Jahrzehnten sich wohl noch im einzelnen ausbilden, aber eine neue Wendung nicht mehr nehmen konnten. Roons Entwicklung dagegen fällt in eine Zeit ruhiger und befestigter Verhältnisse, in jene „halcyonischen" Jahre voll stiller Fruchtbarkeit, deren Ranke sich später so freudig erinnerte. Die Gemüter wurden nicht so bald in den Wirbelwind des öffentlichen Lebens hineingerissen, jedes Talent konnte sich in seiner Eigentümlichkeit langsam und stetig ausreifen. Das preußische Staatswesen war trotz der noch ungelösten Verfassungsfrage doch soweit schon reformiert und überhaupt so voll gesunden Lebens in seinen Adern, daß solche, deren Denkweise nicht gerade zum Radikalismus neigte, sich wohl und zufrieden in ihm fühlen konnten. Man bemerkt an vielen Gliedern des damals heranwachsenden Geschlechtes, die später eine Rolle gespielt haben, eine große Frische und Elastizität auch noch in höheren Lebensjahren, eine Fähigkeit, gewissermaßen noch umzulernen für neue Aufgaben, überhaupt eine aufgesparte Kraft. Und so konnten nun auch die Mächte des politischen und geistigen Lebens wieder schwellen und treiben, eine jede in ihrer Sphäre; oft, wo sie sich widersprachen, fast ungestört von ein-

ander, — für den, der etwa ihre spätere Bewährung bei der Gründung des neuen Reiches hätte voraussehen können, ein erquickender Anblick gesegneter Saatgefilde. Die Gedanken Goethes und der Romantiker wanderten in Wissenschaft und Kunst ihre friede- und freudenreichen Wege; es erstarkte und weitete sich auch das preußische Beamtentum, und wenn sich auch die politischen Ideale der Reformzeit nicht so verwirklichen konnten, wie sie gedacht waren, verloren waren sie nicht. Die allgemeine Wehrpflicht vor allem, wer bekämpfte sie noch ernstlich in ihrer Grundlage? Und dicht daneben erstarkte nun auch wieder eine ältere Wurzel, welche die Reformer von 1808 schon geglaubt hatten, ausroden zu müssen: der aristokratische Standesgeist des preußischen Offizierkorps. In ihn hinein wuchs Roon, aus ihm zog er seine Kraft. Er wurde ihm selbst dann nicht untreu, als er schließlich durch Entfaltung des ihm eingeborenen innersten Kernes über ihn hinauswuchs.

Roon war von Hause aus ein urwüchsige, sehnige Natur, die aber sogleich bereit war zur straffen Disziplin. Deutlich verrät sich das Geheimnis seines Wesens in den drei Dingen, die nach seiner eigenen Aussage auf Charakter- und Herzensbildung des Knaben entscheidend eingewirkt haben: die brausende Ostsee, deren Wellenschlag und Düneneinsamkeit sein Kinderauge in sich sog, die strenge Großmutter und Chappuis, sein Kompagniechef in der Kulmer Kadettenanstalt, der ihm Pflichtstrenge und Königstreue einprägte. Alles, was ich bin, was ich weiß und was ich kann, erklärte Roon später einmal im Abgeordnetenhause, dazu ist in mir im Kadettenkorps der Grund gelegt worden. Einflüsse der burschenschaftlichen Bewegung drangen vorübergehend in die Berliner Kadettenanstalt, aber Roons Natur widerstrebte instinktiv deren schwärmerisch-unklaren Gedanken. Auch Boyen hatte in seinen Jünglingsjahren in ähnlicher Lage sich von der „überspannten Freiheitsjagd" vieler seiner Altersgenossen nicht hinreißen, aber dabei gleichzeitig doch die neuen Gedanken mit fast leidenschaftlicher Teilnahme auf sich wirken lassen. Bei Roon nimmt man eine ähnliche Begierde für das,

was außerhalb seines Standes und Berufes die Gemüter beschäftigte, nicht wahr. Er reflektierte nicht, aber alles, was er tat, trug, wie Chappuis rühmte, „das reine Gepräge frischer Jugendkraft des Geistes und des Körpers". Und nannten, als er später Erzieher am Berliner Kadettenkorps wurde, die Zöglinge den strengen Lehrer wohl den „groben Roon", so schlug doch in ihm ein überaus warmes Herz für Liebe und Freundschaft. Wurde diese Saite seines Innern berührt, dann konnte auch seine Phantasie die Flügel regen. Als politischer Redner befliß er sich später einer nüchternen, schmucklosen Sachlichkeit und vermied es fast, was Boyen auch in Dingen seines Amtes so gern tat, an das begeisterungsfähige Gemüt zu appellieren. Aber durch einfach große, hell glänzende Bilder entzückt er uns in seinen Freundesbriefen. Ohne die Liebe lieber Seelen, sagt er einmal in seinen jungen Jahren, ists doch nur eine frostige Polarfahrt. Für Boyen und vielleicht für dessen Generation überhaupt ist charakteristisch eine innigere Verknüpfung des persönlichsten Empfindens und Denkens mit den Aufgaben des Berufes, bei Roon führen diese Sphären fast ein Sonderleben, eben weil das einigende Band der Reflexion fehlt. Während Boyens sinnige Denkweise den bescheidenen Wirkungskreis eines Subalternoffiziers mit dem milden Lichte des rationalistisch-kantischen Humanitätsgedankens sich erhellte und wohnlich machte, trug Roons brennender Ehrgeiz schwer an dem geisttötenden Einerlei des Garnisonlebens. „Welch ein Danaidengeschäft," seufzte er, „ewige Vorbereitungen und keine Tat." Mehr, weil sein tätiger Geist nach Beschäftigung suchte, als aus innerem wissenschaftlichem Erkenntnisdrange warf er sich, von Karl Ritter angeregt, auf geographische Studien. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind das rühmliche Zeugnis einer entschiedenen wissenschaftlichen Befähigung. Die wissenschaftliche Tendenz jener Zeit überhaupt und die Ritterschen Methode insbesondere erkennt man in seinem ausgesprochenen Streben nach Vergeistigung der Materie, nach Verbannung alles Zufälligen. Die Art, wie er die physikalischen und klimatischen

Fäden einwob in den oro- und hydrographischen Stoff, war bahnbrechend für den geographischen Unterricht. Aber ihn reizte dabei mehr die praktische Verwertung des Studiums, und indem er es versuchte, die Wissenschaft der Militärgeographie neu zu begründen, blitzte seine wahre Sehnsucht auf in dem Preise der Göttin der Kriegskunst, die ohne die Zwischenstufe des Wissens unmittelbar im vollen Waffenschmucke dem Haupte des Zeus entspringe[1]).

So trat er in die tief bewegte Zeit der vierziger Jahre ein, in sich klar und sicher, jeder Zoll ein Offizier und Aristokrat, durch die feste Disziplin seines Charakters, der doch tiefe Leidenschaften in sich barg, so recht geeignet zum Leiter eines jungen Prinzen, wie Friedrich Karl, dessen schwerblütige, trotzige und selbstbewußte Natur zu ihrer Zügelung ebenso des kongenialen Verständnisses wie der überlegenen Reife bedurfte. An dem strengen Royalismus und dem Standesstolze des preußischen Offiziers prallten auch zunächst die Wogen des öffentlichen Lebens vollständig ab, er verachtete sie als Journalisten- und Literatenmache und erklärte am 17. März 1848: „Der ganze Spektakel hat gar keine Wurzel im eigentlichen Volke." Aber in der Art, wie nun der ungeahnte Erfolg der Revolution auf ihn wirkte, zeigte es sich, daß er mehr war als ein hochmütiger und verständnisloser Junker. Ob es ihm gleich war, als müsse er einen Teil seiner Persönlichkeit aufgeben, um an die bisher unbedingt verworfene „korruptible Repräsentativkonstitution" zu glauben, so tat er es doch mit festen Entschlusse. „Jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff — wenn auch mit gebrochenem Herzen." Aber sein Herz war nicht gebrochen, er war jugendlicher und elastischer, als er selbst glaubte. Wenn Leopold v. Gerlach, ein Vertreter des älteren Geschlechtes, damals durch die Kraft einer den ganzen Menschen durchdringenden Doktrin aufrechterhalten wurde, so bewirkte das bei Roon die unmittelbare Verknüpfung mit einer ganz realen und gesunden Lebensmacht. „Ja, ich sage es unumwunden," schrieb er am 25. März 1848,

[1]) Die iberische Halbinsel (1839) S. IX.

„das Heer, das ist jetzt unser Vaterland," — „ein alter, edler Wein neben jungem gärendem Moste." Das war der Gedanke Boyens und seiner Freunde immer gewesen, daß die allgemeine Wehrpflicht ein besseres Bollwerk gegen die Revolution sei, als alle Polizeigewalt des starren Absolutismus, und zum guten Teile ihr Werk war dieses kernige und frische Heer, dessen Anblick damals Roons gesunkenen Mut zu froher Zuversicht wieder erhob. So bewährte sich jetzt das Werk von 1814, indem es Roon die Metamorphose des politischen Denkens, die er 1848 durchmachen mußte, erleichterte, aber allerdings in einer besonderen Weise, die jenes tiefe Wort Boyens bestätigte, daß alle Institutionen mehr durch die Macht der aus ihnen sich entwickelnden Notwendigkeit, als durch die Absichten ihrer ersten Urheber ihre Richtung erhalten. Denn Roons Blick haftete nicht sowohl an dem, was für Boyen die Hauptsache gewesen war, an der inneren idealen Grundlage der preußischen Heeresverfassung, an der Verknüpfung von Volk und Staat durch das Band einer gegenseitigen reinen und hohen Verpflichtung, nicht an der großen geistigen Bewegung, aus der Preußens Wiedergeburt nach dem Tilsiter Frieden hervorgegangen war, sondern an der greifbaren, scharfen Waffe, die damals durch das Bündnis des preußischen Staates mit dem deutschen Geiste gewonnen war, und an den Händen, die sie scharf und blank erhielten. Wenn er sagte, daß nur durch das Heer und namentlich durch seine Führer die nationale Kraft Preußens geschaffen sei, daß nur durch die Tätigkeit des preußischen Offizierskorps in den letzten 35 Jahren das preußische Volk eben das tüchtige, kampfbereite und wehrhafte Volk geworden sei, so war das nicht so ganz unrichtig, aber doch immer nur die Außenseite der Dinge. Aber so war Roon einmal, ein frischer, kraftvoller Realist. Er forschte nicht grübelnd, wie die Waffe, die er hielt, entstanden sei, und sah lächelnd auf die herab, die nicht das Zeug hatten, sie zu schwingen. Ja, meinte er, Klugheit und Mäßigung ist dem liberalismus vulgaris wohl eigen, aber er weiß nicht, daß zum Herrschen noch ganz andere Eigenschaften erforderlich sind.

So ist das Jahr 1848 wie für Bismarck, so auch für Roon von entscheidender Bedeutung geworden. Gegenüber der tobenden, aber mit zerbrechlichen Waffen kämpfenden Demokratie, gegenüber den Reden ohne Taten des gemäßigten Liberalismus kam ihnen die Fülle der Machtmittel, welche der preußische Staat in seinem Heere hatte, auf das stärkste zum Bewußtsein, nicht minder stark dabei aber auch das Mißverhältnis zwischen der tatsächlichen inneren Stärke Preußens und seiner äußeren politischen Bedeutung. Und in den stillen fünfziger Jahre gelangte Roon zu der Überzeugung, daß die Beseitigung des deutschen Dualismus, die Einheit Deutschlands unter Preußen „wesentlich und eigentlich Deutschlands historisch-politische Aufgabe sei".

Um sie zu lösen, mußte man freilich auch der anderen großen Lehre des Jahres 1848, des Zusammenbruchs des absolutistischen Prinzips, eingedenk bleiben. Haftete sie aber bei Roon wirklich auch so fest, wie es nötig war? Er machte bei seiner Berufung ins Ministeramt kein Hehl daraus, daß er von der ganzen konstitutionellen Wirtschaft niemals etwas gehalten hätte, und man wird eigentümlich berührt, wenn er während der Konfliktszeit einmal erzählt, daß er die Geschichte Straffords studiere. Eine höchst bedenkliche Doktrin, die einem Strafford Ehre gemacht haben würde, entwickelte er dann einmal in den Anfängen des Kampfes, 1861. Die Verfassung, meinte er, sei das Ergebnis des freien Willens des Königs und zwar gewissenhaft zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeit, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtung für die Zukunft, deren tatsächliche Erfüllung an die fernere freie Entschließung des Königs geknüpft sei.

Aber so unsympathisch ihm der Konstitutionalismus im Grunde blieb, ein starrer Fanatiker des Absolutismus war er darum doch nie. Wie 1848, wollte er auch 1859 die vollbrachten Tatsachen anerkennen und gut konstitutionell handeln, wofern man nur an dem, worin er nun einmal den stärksten Pfeiler des Staates erblickte, an dem Heere, nicht rüttelte und rührte. Wie sehr irrten aber dabei diejenigen seiner Gegner, die in ihm nur

den Wortführer der egoistischen Interessen des junkerlichen Offiziertums und der zünftigen Routine des Militarismus sahen. So lange er in dieser Routine sich bewegen mußte, verlangte sein Herz nach stärkeren „Hebeln für den inwendigen Menschen"; denn er war keiner von den Boyen so verhaßten Paradesoldaten, die in dem wohlgelungenen Drill und den blanken Bildern des Exerzierplatzes schwelgten, und dem aristokratischen Standesgeiste des Offizierkorps blieb er deswegen hold, weil er seiner eigentümlichen Denkweise nach nun einmal das Mark des Heeres in dem einheitlich erzogenen, fest disziplinierten und feste Disziplin nach unten hin ausübenden Offizierkorps erblickte. Er gab es zwar zu, daß das Kadettenkorps eine gewisse Einseitigkeit in die Bildung der jungen Leute bringe, aber eine solche Einseitigkeit habe auch den Vorzug, daß sie für ihren Zweck schneidiger werde als jede Universalität, die sich eben nicht eines bestimmten Zieles bewußt sei. Eine Anschauung, die, wenn sie weiter um sich griff, den alten, von den Reformern so beklagten Riß in Bildung und Denkweise der höheren Stände wiedec erneuern konnte. Roon kam diese Gefahr nicht zum Bewußtsein, er lehnte die Besorgnisse, die man ihm in dieser Hinsicht entgegenhielt, rundweg ab. Er leugnete, daß eine Kluft zwischen Heer und Nation sich bilde, und die äußeren Symptome, aus denen auch maßvolle Beobachter die Existenz einer solchen folgerten, führte er lediglich zurück auf die Reizung des berechtigten Selbstgefühls der Armee durch die vordringende agitatorische Demokratie. Es ist danach wohl verständlich, daß die Schöpfung Boyens, die mehr auf sittlichen Impulsen als auf technischer Routine basierte Landwehr, in seinen Augen eine durch und durch falsche Institution war, ohne wahren Soldatengeist und Disziplin. Er hätte sie am liebsten ganz aufgehoben, wie seine große Denkschrift für den Prinzregenten von 1859 zeigt. Daß er dann doch, dem Wunsche des Prinzregenten sich fügend, das unter Bonins Verwaltung ausgearbeitete Projekt, nur die jüngsten Jahrgänge der Landwehr in die Linie einzuverleiben, annahm und durchführte, zeigt aber jedenfalls, daß er auch

auf diesem seinem eigensten Gebiete kein eigensinniger Doktrinär war. Genug, daß das Wesentliche gewahrt blieb, daß die Feldarmee fortan eine in sich ganz homogene, von oben bis unten für ihren Beruf durchgebildete Streitmacht wurde.

Aber auch die starke Einseitigkeit des Berufssoldatentums war noch nicht der letzte und höchste Gedanke seiner ministeriellen Wirksamkeit. Er wollte nicht nur, daß das Schwert geschärft, sondern auch, daß es dereinst gezogen würde. Nicht, daß er mit der bestimmten Absicht in das Ministerium trat, auf eine Lösung der deutschen Frage durch das Schwert direkt hinzuarbeiten. Seine Selbstbeschränkung auf die nächsten, nötigsten Ziele zeigt sich gerade in seinem anfänglichen Entschlusse, in das rein politische Gebiet sich nicht einzumischen, aber der Untergrund seines Denkens war damals die Überzeugung, daß Preußen über kurz oder lang heraustreten müsse auf die Wahlstatt, daß es die Schmach von Olmütz sühnen und Geschichte machen müsse. Was aber war ihm Geschichte? Worin sah er den historischen Beruf Preußens? „Wenn ich die Geschichte", sagte er, „mit Nutzen gelesen habe, so ist ihr Hauptinhalt nichts anderes, als der Kampf um Macht und Machterweiterung." Ähnlich rief er es dem Könige im April 1861 mit Worten wie von blinkendem Stahle zu: Zwei Wege haben wir, um aus dem Wirrsal herauszukommen. Der eine heißt Nachgeben; im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert vielleicht künftig mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen Existenz. Der andere heißt Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. Er führt auf anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens. In solchen Worten sprach nicht die rohe Herrschsucht des Despoten, sondern die veredelte Pleonexie des Aristokraten, der sich selbst vor allem in Disziplin hält und überzeugt ist, daß die Dinge dieser Welt am besten bestellt sind, wenn die Massen von der überlegenen Energie und Einsicht einer dazu erzogenen Minderheit beherrscht werden. Wie er selbst seine Leidenschaften

fest im Zügel hielt und im Kampfe mit seinen politischen Gegnern gleichsam wie ein Feldherr operierte, der nur mit seinen disziplinierten Truppen, aber nicht mit den elementaren Gewalten des Volkskrieges kämpfen will, so sollte auch das Heer die Kraft und Intelligenz der ganzen Nation zusammenfassen in der Hand eines straff organisierten Offizierkorps, so sollte auch im Staate die Obrigkeit mit entschlossener Energie und Konsequenz ihre Macht gebrauchen, so sollte auch im weiteren deutschen Vaterlande die Herrschaft des stärksten und disziplniertesten Staates begründet werden. Und er glaubte auch alle widerstrebenden Gewalten der modernen Zeit mit solcher Herrschweise niederzwingen zu können, wie in den Konfliktsjahren die Demokratie, so später in den siebziger Jahren den Sozialismus und Anarchismus. Ein König, der ein tapferer Mann ist, sagte er 1862 recht aus seiner Denkweise heraus, kann alles, er kann Zauberdinge tun. Von einer direkten Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung versprach er sich damals einen unfehlbaren Erfolg. Zornig wallte nach den Attentaten von 1878 seine alte Verachtung für die idealistischen Torheiten des Liberalismus wieder auf. Mit dem Messer, sagte er, müsse man die geilen Auswüchse des politischen Daseins ausschneiden, dann werde man auch das Leben des Reiches und Volkes wieder zur Gesundheit zurückführen. Er vertraute unbedingt dem Erfolge einer kräftigen Gesetzgebung für Presse und Vereinswesen, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch nach und nach durch konsequenten richtigen Kalkül. So konnte er, mitten im Kulturkampfe, auf einer Reise in Sizilien, selbst dem Papismus eine sympathische Seite abgewinnen und ihn als eine wirksame Polizeiinstitution, als eine Kette, welche die Bestie bisher gezügelt hätte, schätzen. Und wenn er damals einsah, daß mit Gesetzesparagraphen allein noch nichts zu machen sei, daß es auch der sittlichen Hebel des Christentums bedürfe, so ist es doch höchst charakteristisch für ihn, daß er dabei nicht an die von innen, aus dem Gewissen hervorgehende Sittlichkeit denkt, sondern an die „autoritative Kraft", welche jene Hebel in Bewegung setzen müsse.

In ihm lebte jenes Christentum, welches so gut zu einer antidemokratischen Staatsanschauung paßt, indem es tief überzeugt ist von der Sündhaftigkeit aller Kreatur und daß die strenge Zuchtrute nun einmal notwendig sei, um die bösen Mächte im Zaum zu halten. Wie weit lag dieser Pessimismus auch wieder ab von der gläubigen Zuversicht Boyens auf den von Gott in den Menschen gepflanzten Keim des Guten. Man sieht, was ja bei tieferen Naturen sich von selbst versteht, daß die Unterschiede ihres politischen Denkens auch auf religiöse Wurzeln zurückgehen. Der Gegensatz ist wohl wert, daß man ihn noch genauer ins Auge faßt. Die systematisierende und verbindende Denkweise Boyens schuf sich auch eine Weltanschauung, in der kein Riß war zwischen Gott und Menschheit, wo der strebenden Menschenseele immerdar, ohne mystische Vermittlung, die gütige Vaterhand sich entgegenstreckte und der Mensch durch Zusammenwirken der eigenen Anstrengung mit göttlicher Hilfe hoffen konnte, zu immer höheren Stufen des geistigen und sittlichen Lebens emporzusteigen. Roon dagegen, trotz seiner disziplinierten Außenseite im Grunde, nach seinem eigenen Geständnis, eine mehr instinktive Natur, konnte den inneren Kampf seiner Leidenschaft und seines Lebensdranges mit dem geoffenbarten göttlichen Gebote nicht durch eine so harmonische und milde Lösung schlichten. Er sehnte sich aus tiefster Seele nach einer solchen Lösung, aber er glaubte sie doch nur im Jenseits möglich. O wie eitel, rief er im Zwiegespräch mit seinen vertrauten Freunden aus, sind alle unsere Wünsche, aller Glanz und Schimmer unseres dunstigen, frönerischen Erdendaseins im Vergleich mit der uns verheißenen ewigen Herrlichkeit! Hienieden ist der Mensch wie ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch noch oben aufflattert, so oft fällt er auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so schönen Erde zurück. In der schwersten Stunde seines Lebens, beim Ausbruch des Krieges von 1866, als Perthes ihn in Treue warnen zu müssen glaubte vor der Entfesselung des Bruderkrieges und dem Bündnis mit den revolutionären Ideen, trat ihm dieser

Zwiespalt zwischen Welt und Gott wie ein gähnender Abgrund vor die Seele. Er glaubte, was sich jetzt vorbereitete, nur erklären zu können aus dem Schriftworte: Die Sünde ist der Leute Verderben. Er fühlte auf das schärfste den furchtbaren Widerspruch der christlichen Bruderliebe mit der Pflicht, den Gegner niederzuschmettern, aber er ging darum doch mit festem Schritte vorwärts. Denn um das Große und Neue hervorzubringen, sei auch das Entsetzliche dabei nicht zu vermeiden, und wenn der Kampf einmal entbrannt sei, walte rücksichtlos das rohe Naturgesetz der Selbsterhaltung.

Es war dabei, wie stark auch dieses Bewußtsein des Widerspruches zwischen göttlichem Gebot und irdischer Handlungsweise war, doch noch etwas von jener naiven mittelalterlichen Ritterlichkeit ihn ihm, die Gott am liebsten mit dem Schwerte diente. Er verglich selbst einmal seinen Zustand mit dem eines Kämpfers im Gottesgericht. Er konnte nicht kämpfen ohne die ihn ganz durchströmende Überzeugung, daß auf den Zielen seines Handelns Gottes Segen ruhe, daß er ein Werkzeug des Höchsten sei. Aber es gehörte dann allerdings eine außerordentliche Energie, ein brennender Drang, vorwärts zu kommen, dazu, um in zweifelhaften Fällen über zartere Fragen des Rechtes hinwegzugehen. Nicht erst nach Bismarcks Eintritt in das Ministerium handelte Roon danach. Daß er vielmehr für jenes Berufung so nachdrücklich arbeitete und ihn dann auch in seiner äußeren Politik so entschieden unterstützte, bewirkte eine von Hause aus vorhandene Verwandtschaft des Denkens. Ähnlich wie Bismarck von Gerlach, so wurde Roon von seinem Freunde Perthes zuweilen gemahnt, das Machen nicht über das Werden zu stellen und die Forderungen des legitimen Rechtes nicht zu verletzen. Aber wie hätte damit etwas erreicht werden können. Ich war stets der Meinung, sagte Roon im Mai 1862, daß unsere kurhessische Politik seit 1859, diktiert vom Popularitätsschwindel, eine falsche und übergreifende war. Aber wir *haben* sie gemacht und müssen darum auf demselben Wege vorwärts. Besser verbluten als verfaulen. So ward für ihn auch die schleswig-

holsteinische Frage, ebenso wie für Bismarck, mehr eine Frage der Macht als des Rechtes.

Und als er dann zu den beherrschenden Höhen des Lebens hinaufgestiegen war, als das staubige Gewühl des Kampfes, das so oft ihn mit Ekel und fressendem Grimme erfüllt hatte, weit hinter ihm lag, wie offenbarte sich da seine Natur? Mannigfaltig, nicht ohne Widerspruch, aber immer elementar, echt und groß. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wurde sein Herz von Dank gegen Gott bewegt, und er konnte sich doch nicht so recht freuen, weil er an den Gefechts- und Schlachttagen sich keinen besonderen Dank hatte verdienen können. Als er dann wieder an der Stätte seiner Kindheit weilte und die Dünen durchkroch, die ihm als Kind wie himmelhohe Berge erschienen waren, da wurde ihm, dem sonst so wenig Sentimentalen, eigen zu Mute. „Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied.“ Perthes hatte ihn dazwischen einmal wieder mahnen müssen, seinem unerschöpflichen Drange, zu produzieren, Schranken zu setzen. Aber auch in seinem eigenen Innern legten sich jetzt die Wellen. Mir ist sehr abendlich zu Sinne, schrieb er 1868 seinem Freunde Blanckenburg aus Lugano, die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens. Er sah zurück in sein von Ruhm und Erfolg gekröntes Leben, aber der Rückblick war ihm nicht erquicklich. Wie viel Sünden, Verkehrtheiten und Zerrbilder, klagte er, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! So blieb auch ihm, der so wenig zu Kontemplation und asketischer Selbstquälerei taugte, die faustische Erfahrung nicht erspart: „Er, unbefriedigt jeden Augenblick.“

Nach Charakter und Denkweise kommt wohl von den Staatsmännern des neuen Reiches keiner dem größten unter ihnen so nahe wie Roon. Wir haben es vermieden, die Parallelen mit Bismarck stärker zu betonen, um der aus eigener Wurzel hervorgehenden Natur Roons ihr volles Recht widerfahren zu lassen. Um einen Grad war auch der ältere Roon, wenn man so sagen darf, unmoderner als Bismarck. Der „verwegene Steuermann“ der liberalen Ära nach 1866 mit seiner souveränen

Verachtung seiner Umgebungen, mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Parteiprinzipien erregte ihm mitunter düstere Sorge um die Zuverlässigkeit des von ihm errichteten Gebäudes.

Aber dieser Unterschied erscheint nur als leichte Nuance, wenn wir den Abstand ausmessen, der Roons und Boyens Gedankenwelt trennte. Ein Gemeinsames wird allerdings schon auch hier in die Augen gesprungen sein: die fast zur Glaubensgewißheit sich steigernde Zuversicht, daß eine starke und umsichtige Regierung im Innern auch erreiche, was sie wolle. Darin lebten beide noch von der geistigen Erbschaft Friedrichs des Großen. Aber sehr verschieden war, wie wir sahen, das Ziel dieses Wollens. Für Boyen der intensivste Bund zwischen Staat, Volk und Individuum, den man sich denken kann, zusammengehalten durch das in aller Herzen lebende Ideal der Humanität und des Sittengesetzes. Für Roon die straffste Konzentrierung der nationalen Kräfte für die Zwecke von Macht und Herrschaft, so daß Volk, Aristokratie und Königtum sich zu einander verhielten wie Soldaten, Offizierkorps und oberster Führer eines Regimentes.

Wir können jetzt die am Eingang aufgeworfene Frage wieder aufnehmen. Wenn Max Duncker 1863 zu Theodor v. Bernhardi sagte, es sei jetzt aus der Heeresfrage ein Kampf um Prinzipien, ein Ständekampf des Bürgertums gegen das Junkertum geworden, so lag wirklich ein Teil Wahrheit darin. Aber es war nicht die ganze Wahrheit. Das Große und Charakteristische von Roons und Bismarcks Politik liegt darin, daß sie zwar die Herrschaft einer Aristokratie, aber einer überaus weitsichtigen, politisch denkenden begründeten. Sie verstanden es, aus den Ideen, die eine im Ursprung unaristokratische, antiständische Geistesbewegung in Deutschland erzeugt hatte, diejenigen auszuwählen und in ihr Siegesgefährt einzuspannen, welche politisch verwendbar und wirksam waren. Der Art, wie Bismarck den nationalen Gedanken gewissermaßen einfing, entspricht genau die Art, wie Roon die Idee der allgemeinen Wehrpflicht ausgenutzt hat. Er half beseitigen, was unpraktisch und ideo-

logisch an ihr war und freute sich dann des scharf geschliffenen Schwertes, dessen Griff nun ganz und gar in der Hand des Kriegsherrn und seiner auserlesenen Vasallen lag.

So benutzten sie meisterhaft die Ideen, die sie doch nicht mit geschaffen hatten. Das war ihre Stärke und ihre Schwäche, deswegen konnten sie auch nicht in ein ganz innerliches Verhältnis zu ihnen treten. Naturwüchsiger und naiver als die meisten der Staatsmänner von 1813, haben sie doch ihre wundervolle Harmonie und Innigkeit der geistigen und politischen Überzeugungen nicht wieder erreicht, und Boyen hätte seinem praktischeren Nachfolger wohl zurufen können: „Allein bedenk und überhebe nicht Dich Deiner Kraft!"

Landwehr und Landsturm seit 1814.

Nach einem im November 1915 in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrage.

Gedruckt in Schmollers Jahrbuch Bd. 40.

Die Festung Nowo-Georgiewsk mit ihren 90000 Mann Besatzung ist am 19. August 1915, wie ich von ihrem Eroberer, dem General v. Beseler, erfahren durfte, von etwa 55000 Mann, die in der Hauptsache aus Landwehr- und Landsturmtruppen bestanden, eingenommen worden. Man hatte im Anfange des Krieges wohl ziemlich allgemein angenommen, daß unsere Landstürmer und älteren Landwehrmänner meist hinter der Front bleiben und im wesentlichen nur den Etappen-, Besatzungs- und Bewachungsdienst zu leisten haben würden. Das tun sie ja auch im großen Umfange, aber es ist doch merklich anders gekommen. Schon in der Schlacht bei Tannenberg haben nicht nur Landsturmbataillone, sondern sogar Landsturmbatterien mitkämpfen müssen. Und unsere Schlachtberichte namentlich aus dem Osten haben seitdem mehr als einmal von den Leistungen der Landwehrtruppen und ihren erfolgreichen Sturmangriffen, von den wirksamen Operationen des schlesischen Landwehrkorps v. Woyrsch usw., erzählt. Man hört, daß unsere Landwehr- und Landsturmmänner zuweilen selbst schon verlangt haben, aus dem abstumpfenden Etappenleben heraus in die Schützengräben und zum Sturme geführt zu werden. Die Volkslegende schreibt unserem Hindenburg sogar die Meinung zu, daß er am liebsten mit Landwehr- und Landsturmtruppen

operiere. Das würde nicht übel zu dem Bilde des großen Generals passen, der selber wie ein ausgegrabener Feldhauptmann des Landsturms anmutet. Aber eher trifft man wohl damit seine Ansicht, daß der ältere gereifte Mann unter Umständen auch im modernen Kriege und vielleicht gerade in ihm dem jungen Springinsfeld überlegen sei. Wir haben glaubhafte Schilderungen von dem tüchtigen und zähen Geiste unserer Landwehr- und Landsturmtruppen, die zwar von Romandichtern herrühren, aber von Dichtern, die Landwehr- und Landsturmkompagnien in die Schlacht zu führen hatten (Höcker und Wolzogen). Der Führer einer Landwehrkompagnie, Träger eines alten märkischen Namens, schrieb seinem Vater etwa folgendes: Als meine Kompagnie zusammentrat, war ich verzweifelt, — die reine Löffelgarde. Aber wie es vor den Feind ging, war ich beruhigt. Sie haben nie versagt. Ich verstehe es nicht, aber gegangen ist es immer wieder mit den Leuten. — Wohl mag es auch nicht an minder günstigen Erfahrungen gefehlt haben, aber auf alle Fälle steht zweierlei fest. Zum ersten Male seit den Befreiungskriegen sind Truppen des Landwehrtypus im großen Kriege als integrierender Faktor der eigentlichen Feldarmee aufgetreten und für Schlacht und Sturm in größerem Umfange verwandt worden. Und — sie haben sich im großen und ganzen bewährt. Das sind zwei Tatsachen, die denjenigen aufs stärkste bewegen müssen, der die Geschichte der preußischen Heeresverfassung im 19. Jahrhundert und zumal der Zeit, die zwischen 1815 und 1870 liegt, kennt; denn die Landwehr war das Schmerzenskind des preußischen Heerwesens. Um sie sind die heißesten Kämpfe geführt worden, fast vom Augenblicke an, wo sie der Kriegsminister von Boyen durch die Landwehrordnung vom 21. November 1815 organisierte, bis zu den Zeiten des Konfliktes, der aus der Reorganisation des preußischen Heeres durch König Wilhelm und Roon entstand. Und in die stärksten Knotenpunkte der preußisch-deutschen Einigungsgeschichte schlingt sich der Faden der Land-

wehrfrage hinein. Man hat wohl geradezu gesagt, daß die Boyensche Landwehrverfassung uns nach Olmütz, die Reorganisation des Heeres aber, durch die die Landwehr aus der Feldarmee verdrängt wurde, nach Königgrätz und Sedan geführt habe. Ranke und Moltke haben sich 1873 einmal darüber unterhalten. Ranke sagte: Olmütz war eine Rettung. Moltke wiederholte das Wort, denn in schwerer Vernachlässigung habe sich die Landwehr befunden. „Der große Stratege meinte doch, daß er damals keinen Krieg hätte führen können." Streng genommen traf diese Kritik Moltkes ja nicht die ältere Landwehrverfassung überhaupt, sondern nur ihre damalige Vernachlässigung. Auch kann man ihm entgegenhalten, daß er zur Zeit von Olmütz selber anders geurteilt hat. „Was für eine Streitmacht haben wir beisammen gehabt .... Hatte Friedrich der Große je solch ein Material gehabt?" schrieb er seinem Bruder am 25. Februar 1851. Jedenfalls ist durch die großen Leistungen des reorganisierten Heeres, das im wesentlichen Linienheer war, ein dunkler Schatten auf den Versuch Boyens gefallen, die preußische Heereskraft auf Linie und Landwehr zugleich zu begründen und die Feldarmee halb aus Landwehrtruppen zusammenzusetzen. Nun aber werfen die Erfahrungen dieses Krieges ein neues Licht auf diese Entwicklung. Die wegen ihrer minderen Brauchbarkeit aus der Feldarmee verdrängte Landwehr ist, sogar noch in gesteigerter Form durch die Mitverwendung des Landsturms, wieder in sie eingetreten, und die Boyenschen Gedanken scheinen wieder zu Ehren gekommen zu sein. Alle diese Probleme müssen jetzt wieder neu untersucht werden. Eine ganze Reihe von Fragen drängt sich auf. War die Boyensche Landwehrverfassung im Kerne wirklich falsch konstruiert, oder waren ihre Gebrechen, wie Moltkes Urteil anzudeuten scheint, nur durch Vernachlässigung entstanden? Und wie ist im Lichte der heutigen Erfahrung die Kritik zu bewerten, die an ihr von den Vertretern des Reorganisationsgedankens geübt worden ist? Oder ist die Landwehr Boyens

und die Landwehr von 1914 überhaupt inkommensurabel, und haben wir etwa heute eine Landwehr von wesentlich anderem und besserem Charakter vor uns als damals? Ferner aber: Was ist auf Grund der heutigen Erfahrungen von der Heeresverfassung der Reorganisation zu halten? Daß sie für die Aufgaben von 1866 und 1870 glänzend sich bewährte, wissen wir. Aber würde sie auch für die unendlich größeren Aufgaben von 1914 ausgereicht haben? Es drängt sich ja sofort die Beobachtung auf, daß wir in der Geschichte unserer Feldarmee drei scharf geschiedene Epochen zu unterscheiden haben. Die erste, die der Boyenschen Grundsätze, ließ Linie und Landwehr ersten Aufgebots ungefähr gleich stark und gemeinsam, Schulter an Schulter innerhalb der Brigaden vereint, ins Feld rücken. Sie reicht bis 1860. Die zweite, mit der Reorganisation von 1860 beginnend, war auf eine radikale Verjüngung der Feldarmee gerichtet, derart, daß die Linienarmee durch verstärkte Aushebung und Vermehrung der Linienregimenter auf etwa dieselbe Zahl gebracht wurde, wie die bisher aus Linie und Landwehr ersten Aufgebots zusammengesetzte Feldarmee, das erste Aufgebot aber für die sekundären Kriegsaufgaben bestimmt wurde, die bisher das zweite Aufgebot zu leisten hatte. Das zweite Aufgebot wurde schließlich ganz aufgehoben durch das Wehrgesetz von 1867, so daß für die über 32jährigen nur eine allgemeine, nicht näher bestimmte Landsturmpflicht, bis zum 42. Jahre reichend, übrig blieb. Die dritte Epoche aber beginnt genau mit dem Wehrgesetze vom 11. Februar 1888, wodurch das zweite Aufgebot wieder hergestellt und die Landsturmpflicht bis zum 45. Jahre ausgedehnt wurde. Auf Grund dieses Gesetzes ist die gewaltige Entfaltung unserer nationalen Wehrkraft erfolgt, die wir heute anstaunen und die doch schon dem ersten Gesetzgeber der allgemeinen Wehrpflicht vor Augen gestanden hat. Ein gewisses ritornare al segno also hat doch stattgefunden, — wieweit, werden wir zu prüfen haben. Aber es ist klar, daß hinter all diesen Wandlungen große historische Kräfte

gewirkt haben, wechselnde politische Bedürfnisse und Ziele, verschiedene militärische Anschauungen, Bedürfnisse und Möglichkeiten, und auch schließlich wirtschaftliche Momente. Denn die Ausscheidung der Landwehr aus der Feldarmee wurde 1860 wesentlich auch damit begründet, daß man den angesessenen und verheirateten Bürger schonen müsse, und daß die moderne wirtschaftliche Entwicklung dies verlange. Nun hat man ihn doch wieder von seiner Arbeitsstätte geholt, trotzdem das Wirtschaftsleben seit 1860 sich so gewaltig gesteigert hat.

Alle diese Probleme erschöpfend zu behandeln, ist mir heute nicht möglich. Auch reicht das Quellenmaterial zwar aus für die Fragen der ersten und zweiten Epoche, und wir können hier die Motive der Gesetzgeber einigermaßen erkennen; aber für die Gesetzgebung der dritten Epoche, deren Vorläufer schon in die siebziger Jahre fallen, war ich nur angewiesen auf die Drucksachen und Sitzungsberichte des Reichstags. So kann ich also nur eine vorläufige und lückenhafte Konstruktion der Entwicklung versuchen.

Ich muß zunächst die ältere Landwehr- und Landsturmverfassung und die Kämpfe um sie erläutern.

Von der Landwehr und dem Landsturm von 1813 habe ich in diesem Zusammenhange kaum zu reden. Die Landwehr von 1813 war, abgesehen von einem kleinen Prozentsatze von Berufsoffizieren, der ihr zugewiesen wurde, eine reine Miliz, gebildet aus den nicht zum Linienheere ausgehobenen Jahrgängen vom 17. bis 40. Jahre. Der Landsturm von 1813, nach dem Edikt vom 21. April gedacht als allgemeine, elementare Volkserhebung nach dem Muster der Spanier und Tiroler, ist in den Ansätzen stecken geblieben. Um ihn vom Unmöglichen auf das Mögliche zurückzuführen, milderte man im Juli 1813 die radikalen Bestimmungen des Apriledikts und gab dem Landsturm auch schon die praktischere, den heutigen Organisationsgrundsätzen mehr entsprechende Bestimmung, Reserve und Ersatzquelle für die Landwehr zu sein.

Die Landwehr, die dann auf Grund des Wehrgesetzes vom 3. September 1814 und der Landwehrordnung vom 21. November 1815 organisiert wurde und bis 1860 bestand, war nicht mehr als Miliz gedacht, aber sie enthielt starke milizartige Bestandteile. Den Kern des ersten Aufgebots bildeten die im stehenden Heere ausgebildeten Mannschaften vom 26. bis 32. Lebensjahre. Das stehende Heer erhielt also außer den drei aktiven Jahrgängen nur zwei Reservejahrgänge. Das geschah deswegen, um es so rasch wie möglich mobilisieren zu können, aber auch deswegen, weil Boyen seiner Lieblingsschöpfung, der Landwehr, so viel Lebensblut wie möglich zuführen wollte. Um aber das erste Aufgebot auf die geplante volle Kriegsstärke zu bringen, mußte er seine Zusammensetzung wieder milizartig verwässern und sogenannte Landwehrrekruten einstellen, Dienstpflichtige, die nicht Platz fanden im Friedensetat des stehenden Heeres und nun ein paar Wochen flüchtig für die Landwehr ausgebildet wurden. Ich habe in meiner Biographie Boyens nachgewiesen, daß der Prozentsatz der Landwehrrekruten im ersten Aufgebot bald bedenklich größer wurde als ursprünglich geplant war, weil man nämlich seit 1816 aus Sparsamkeit den Friedensstand des stehenden Heeres verringerte. Mindestens die Hälfte des ersten Aufgebots betrugen sie nun. Das war also ein Fehler, der nicht in der ursprünglichen Idee lag, sondern aus Zeitumständen und falschen Berechnungen floß. Der Fehler konnte auch ohne Umsturz des ganzen Systems beseitigt werden durch die seit 1833 erfolgende Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Linieninfanterie des stehenden Heeres. Nun konnte dieses so viel ausgebildete Mannschaften an das erste Aufgebot abliefern, daß man keine minderwertigen Landwehrrekruten mehr nötig hatte.

Milizartig aber war noch eine andere Einrichtung des ersten Aufgebots, mußte es auch immer bis zu gewissem Grade bleiben und haftet deswegen noch heute unseren Landwehr- und Landsturmformationen an: Die Zusammensetzung

des Offizierkorps aus den zu Landwehroffizieren ausgebildeten ehemaligen Einjährigen. Boyen legte den größten Wert darauf, daß die Offizierstellen der Landwehr bis zum Hauptmann aufwärts aus ihnen besetzt wurden, um dem gebildeten Bürgertume eine ehrenvolle Stellung im Heere zu geben, um die Landwehr volkstümlich zu machen, um den Kommiß und Paradegeist der Linie von ihr fernzuhalten. Aber um diesen Punkt wurden nun die heißesten Kämpfe geführt. Der Linienoffizier warf dem Landwehroffizier vor, daß er nichts tauge, daß die Landwehr unter seiner Führung nicht schlachtenfähig sei. Die Landwehr aber wurde zugleich von Freund und Feind nicht nur als eine militärische, sondern auch als eine politische, als eine liberale Institution aufgefaßt, als ein Mittel, so hieß es einmal, zur Emanzipation des Mittelstandes. Unzweifelhaft also brach in der an der Landwehr geübten Kritik auch die soziale und politische Abneigung der aristokratischen und reaktionären Schichten gegen den bürgerlich-liberalen Charakter der Landwehr aus, unzweifelhaft aber hatte jene Kritik militärisch in der Hauptsache recht. Die Ausbildung der Einjährigen zu Landwehroffizieren ist, wenn man die damaligen Bestimmungen und Gewohnheiten mit den heutigen vergleicht, recht mangelhaft gewesen. Boyens Idealismus hat sie vernachlässigt, aber auch seine weniger idealistischen Nachfolger haben sie vernachlässigt. Auch die Linie aber trug ihre Schuld daran, denn sie kümmerte sich um die Einjährigen, die doch nur bald, nach einem Dienst- und zwei Reservejahren, zur Landwehr übertraten, zu wenig. Hier stoßen wir allerdings auf einen organischen Mangel des Instituts, der aber aufs engste zusammenhängt mit der Einrichtung, daß die Linie nur zwei ausgebildete Reservejahrgänge für ihre Kriegsstärke erhielt und noch keine Reserveoffiziere für sich ausbildete. Erst die Reorganisation, durch die der Linie vier Reservejahrgänge überwiesen wurden, hat zugleich das Institut der eigentlichen Reserveoffiziere, die bei der Mobilmachung in die Linie eintreten, geschaffen; erst 1867 wurde es

gesetzlich begründet. Nun entwickelte auch die Linie mehr Interesse, mehr Lust und Liebe für die Ausbildung der Einjährigen, auf deren Dienste sie selber fortan mit angewiesen war.

Es wirkten aber auch noch andere Momente vor und nach 1860 ein. Der ganzen Zeit zwischen 1815 und 1860 fehlte der scharfe, treibende Wind des politischen Ehrgeizes und Machtdranges. Man zog deswegen auch die Zügel des Heerwesens nicht so straff an. Allein schon die bekannte Tatsache, daß die Friedensstärke des stehenden Heeres trotz mächtig wachsender Bevölkerung im wesentlichen stehen blieb auf dem Fuße von 1815, beweist es. Man sorgte wohl, von der Behandlung der Einjährigen abgesehen, für strammen Dienst im stehenden Heere — hierin ist die altpreußische Tradition niemals untergegangen —, man klagte auch jahraus jahrein über die schlecht geführte und disziplinlose Landwehr, — aber man erhob sich nicht mehr oder noch nicht zu dem großen Gedanken, daß es für einen ringsum gepreßten, zerstückelten und unfertigen Staat wie Preußen gelte, das Maximum von Wehrkraft aus der Nation herauszuholen und Qualität und Quantität des Kriegsheeres aufs äußerste zu steigern.

Und doch war dies gerade der ursprüngliche Gedanke Boyens, der schon 1817 die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges ernst erwog, gewesen. Die Kraftentwicklung, die seine Heeresverfassung dem preußischen Volke im Falle eines Krieges zumutete, war enorm, war derart, daß seine inneren reaktionären Gegner ihm vorwarfen, sie errege im Auslande Argwohn gegen die Eroberungssucht Preußens, daß selbst der Freiherr vom Stein 1824 sie überspannt schalt[1]). Das zweite Aufgebot der Landwehr, die Jahrgänge vom 33. bis 39. Jahre umfassend, trat bei einer Mobilmachung dem ersten sofort zur Seite und sollte nicht nur die Garnisonen der Festungen stellen, sondern, wie es im Wehrgesetze vom 3. September 1814 hieß, „nach dem augenblicklichen Bedürfnis auch im

[1]) Pertz 6, 103.

ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres gebraucht" werden. Nach der Landwehrordnung von 1815 sollte es sogar jährlich acht Tage üben, also in steter Zucht und Routine bleiben. Das ist zwar aus Sparsamkeit und wohl auch aus wirtschaftlichen Rücksichten nicht durchgeführt worden, aber auch das 1888 wiederhergestellte zweite Aufgebot, aus dem heute wohl die Hauptmasse unserer Landwehrregimenter zusammengesetzt ist[1]), braucht im Frieden nicht zu üben und ist im Frieden um nichts straffer organisiert als das zweite Aufgebot Boyens. Die Landsturmpflicht aber dehnte Boyen noch weiter aus, als wir sie heute haben, vom 17. bis 50. Jahre, so daß sie sowohl elf Jahrgänge gedienter Mannschaften, wie die ganze Masse der Ungedienten vom 17. bis 50. Jahre umfaßte. Das Wehrgesetz von 1814 plante auch schon eine Friedensorganisation des Landsturms in Bürgerkompagnien der großen Städte und Landkompagnien des übrigen Landes. Sie ist nicht ausgeführt worden, aber sie kennzeichnet ebenfalls die ursprüngliche Intention. Sieht man vom Landsturm ab, der erst bei feindlicher Invasion zusammenberufen werden sollte, so konnte Preußen in Linie, erstem und zweitem Aufgebot zusammen gegen 5—600000 Mann mobil machen, also 5—6% der Bevölkerung nach dem Stande von 1815. Wir sind heute freilich an höhere Prozentsätze gewöhnt worden. Für damalige Anschauungen und Verhältnisse bedeuteten sie ein unerreichtes Maximum.

Man wirft nun freilich dem preußischen Heerwesen der Epoche vor 1860 vor, daß es die Last des Heeresdienstes ungleich verteilt habe, weil der Friedensstand nicht Schritt gehalten habe mit der wachsenden Bevölkerung, so daß nun bei jeder Mobilmachung die älteren ausgebildeten Landwehrmänner unter Gewehr treten mußten, während hunderttausende ungedienter, jüngerer Männer, die von der Aushebung

[1]) Die Mannschaften des ersten Aufgebots stehen wohl mehr in den Reserveregimentern, vermischt mit den überschüssigen Reservisten usw. der Linie.

zum stehenden Heere einst verschont geblieben waren, frei umherliefen. An diesem Mißverhältnis hat allerdings auch schon die ursprüngliche Boyensche Organisation etwas gekrankt. Zwar war die Friedensstärke des stehenden Heeres in den ersten Friedensjahren durchaus nicht relativ geringer, als sie heute zu sein pflegt — 1,20 bis 1,25% der Bevölkerung —, aber das stehende Heer umfaßte damals auch viele Kapitulanten, die einen Teil der Plätze in ihm wegnahmen, so daß, wie ich früher berechnet habe, schon bei den Aushebungen der ersten Friedensjahre jährlich etwa 20000 vollkommen wehrfähige Jünglinge frei blieben. Das Institut der Landwehrrekruten war, wie wir bemerkten, nur eine schlechte Abhilfe dagegen. Es verschwand in der Hauptsache, wie wir sahen, mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit seit 1833. Auch das Kapitulantenwesen war eine im ganzen absterbende Einrichtung, weil der wachsende wirtschaftliche Wohlstand den Anreiz zum Kapitulieren verminderte. Wohl gab es noch in den sechziger Jahren Kapitulanten als Gemeine, aber in der Mehrzahl kapitulierten schließlich nur noch die künftigen Unteroffiziere.

Das Mißverhältnis zwischen der Aushebungsziffer und der Ziffer der Wehrfähigen wurde also erst dadurch ganz schlimm und fatal, daß man im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht den Mut fand, die Friedensstärke des stehenden Heeres auf denselben Prozentsatz wieder zu setzen, den sie 1817/19 gehabt hatte. Volkszahl und Wohlstand wuchsen, und doch war die Friedensstärke der vierziger Jahre noch fast genau dieselbe wie in den Zeiten schwerer Erschöpfung nach 1815. Auch Boyen unterlag in seinem zweiten Ministerium, von 1841 bis 1847, der allgemeinen politischen Mattigkeit und wagte an eine durchgreifende Vermehrung der Aushebung nicht zu denken.

Erst die Erfahrungen der Revolutionsjahre und der Mobilmachung von 1850 brachten in die Bewegung, die zur Reorganisation führte, stärkere Strömung. Die politischen Macht-

bedürfnisse wurden trotz oder wegen Olmütz wieder lebhafter empfunden. Mindestens ebenso stark wie sie aber trieben zwei andere Motive vorwärts. Einmal die alte, immer lebendig gebliebene, jetzt aber noch gesteigerte Abneigung des Berufssoldaten gegen die saloppe Landwehr, und dann die ebenso alte und jetzt nach der Revolutionszeit ebenfalls wachsende Abneigung der konservativen Schichten gegen den bürgerlich-liberalen Beigeschmack der Landwehr, — eine Abneigung, die sich nach den einzelnen unerfreulichen Vorkommnissen des Frühjahres 1849 zu einem Mißtrauen gegen die politische Zuverlässigkeit der in der Landwehr zusammengefaßten älteren, aus den angesessenen niederen Schichten stammenden Jahrgänge steigern konnte. Dazu ein weiteres: Die ursprünglich an der Landwehr geübte Kritik hatte noch nicht an dem Alter der Landwehrmänner Anstoß genommen, hatte die militärische Brauchbarkeit und Felddienstfähigkeit der Landwehr, hatte ferner auch ihre wirtschaftliche Abkömmlichkeit nicht bezweifelt, hatte sie vielmehr nur stärker militarisieren wollen. Das konnte, wenn wir von kleineren Mitteln absehen, geschehen durch größere Zuteilung von Linienoffizieren, durch Verwandlung von Landwehrjahrgängen in Reservejahrgänge der Linie, schließlich durch Verlängerung der aktiven Dienstzeit, die den einzelnen Wehrmann stärker zu imprägnieren vermochte. Das erste dieser Mittel hatte man von jeher anzuwenden versucht, konnte es aber wegen der Beschränktheit der Mittel niemals im großen Stile tun. Das dritte Mittel wurde ergriffen durch die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit im Jahre 1856. Das zweite Mittel war wohl auch immer wieder erwogen worden, aber hätte eine völlige Umbildung der Heeresformation erfordert, an die man sich nicht heranwagte. Ein viertes und radikalstes Mittel war dann schließlich, durch gewaltig verstärkte Aushebung zur Linie und Schaffung neuer Linienregimenter die Landwehr im Felde überhaupt entbehrlich zu machen und höchstens nur die jüngsten Landwehrjahrgänge in Anspruch zu nehmen und der Linie einzuverleiben. Dieses

vierte und stärkste Mittel bildet den Grundgedanken der Reorganisation von 1860. Ihr Nerv liegt in der Verjüngung der Feldarmee. Dieser Verjüngungsgedanke konnte erst zünden, nachdem man die alten Argumente gegen die Landwehr vermehrt hatte durch das ganz neue Argument, daß der Landwehrmann selber — immer abgesehen von den jüngsten Landwehrjahrgängen — zum Feldsoldaten nicht tauge, wirtschaftlich und militärisch für die Feldarmee unerwünscht sei. Dieses Doppelargument taucht, soweit wir sehen, erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre auf[1]), um dann rasch die Erörterungen zu beherrschen und zum Gemeingut der militärisch leitenden Kreise zu werden.

Es war der jüngere Clausewitz, Oberstleutnant im Kriegsministerium, der im Juli 1857 den großen und epochemachenden Gedanken aufstellte, daß es gelte, die Feldarmee radikal zu verjüngen durch eine starke Vermehrung der Aushebung — von 36000 auf 63000 jährlich — und durch Preisgebung des zweiten Aufgebots. Er stellte dabei das wirtschaftliche Motiv in den Vordergrund. Das Landwehrinstitut lähmt, so führte er aus, den Aufschwung von Industrie, Handel und Ackerbau. Der 25—26jährige müsse seine Zukunft sicher begründen können, jetzt aber lege ein blutiger Krieg Tausende von Familienvätern ins Grab und führe ihre Familien dem Proletariate zu. Die Jahrgänge des ersten Aufgebots ganz freizugeben, ging freilich auch nach seiner Meinung nicht an, aber da den 27—32jährigen nach seinem Plane in Zukunft

[1]) H. Witte sieht in seiner trefflichen Schrift „Die Reorganisation des preußischen Heeres durch Wilhelm I." (1910), S. 25 in der Boninschen Denkschrift von 1851 den Verjüngungsgedanken zuerst deutlich ausgesprochen. Bonin fordert in Wahrheit nur (Milit. Schriften Kaiser Wilhelms des Großen 2, 152), daß „die gesamte oder doch der größere Teil der Mannschaft des ersten Aufgebots" der Reserve des stehenden Heeres einverleibt werde. Damit wäre die Feldarmee entweder nur wenig oder gar nicht verjüngt worden. Nicht auf Verjüngung der Feldarmee, sondern auf Militarisierung der Landwehr geht seine Tendenz.

die sekundären Kriegsaufgaben des bisherigen zweiten Aufgebots übertragen werden sollten, so konnte der Krieg nicht mehr so starke Opfer aus ihren Reihen fordern.

Es ist mir zweifelhaft, ob Clausewitz wirklich in erster Linie durch das wirtschaftliche Motiv zu seinem Verjüngungsgedanken gekommen ist. Daß er und später auch die Regierung mit ihm zu wirken und Stimmung für ihren Plan zu machen versuchte, ist selbstverständlich. Es war ja das Motiv, mit dem man auch auf die unmilitärisch Gesinnten den stärksten Eindruck machen konnte. Aber man kann doch bemerken, wie die ganze soldatische Empfindung jetzt, genährt durch die politischen und militärischen Erfahrungen der Revolutionsjahre, den älteren Landwehrmann mit anderen, kritischeren Augen anzusehen begann, als die vormärzliche Zeit. Früher hatte man, wie gesagt, mehr den bürgerlichen Landwehroffizier kritisiert, jetzt fand man, daß auch der ältere Landwehrmann nicht ganz vollwertig sei. Clausewitz war der Meinung, daß seine militärische Tüchtigkeit mit den Jahren abnehme. Noch viel schärfer ging ihr Roon zu Leibe. Das Herz des Landwehrmanns hängt, so heißt es in seiner großen Denkschrift vom Juli 1858, an seinen Feldern, seinem Meißel, seinem Leisten, aber nicht an seiner Fahne. Er sei zu sehr verbürgert, um den richtigen Soldatengeist zu haben. Und Roon war zugleich derjenige, der die politische Abneigung gegen den älteren Landwehrmann zum schärfsten Ausdruck brachte. Er machte geltend, daß die Regierung durch die Landwehr abhängig werde vom Winde der öffentlichen Meinung, daß sie in ihrer inneren und äußeren Politik bei Konfliktsfragen immer fragen müsse: Wie wirkt sie auf die Landwehr? Jetzt noch mehr als früher, da der Landwehrmann Wähler geworden sei! Es fehlt dem preußischen Staate jetzt, so bemerkte er, die Möglichkeit zu schneidiger und wuchtiger Degenführung. Von dem „guten Willen", von der „patriotischen Gesinnung" der Landwehr hielt er nicht allzuviel. Als kühler, aber zugleich von einem starken und feurigen Machtehrgeiz erfüllter

Realist wollte er sich nur auf den straffen Soldatengeist des Linienheeres verlassen.

Immerhin leugnete er noch nicht grundsätzlich und schlechthin den militärischen Wert älterer Jahrgänge. Sein A und O war es, feste, innerlich starke Friedenskadres zu schaffen, denen er dann auch die Fähigkeit zutraute, das bisherige Landwehrmaterial in Linienmaterial und den bisherigen Landwehrgeist in echten Soldatengeist umzuwandeln. Um aber diese Friedenskadres schaffen zu können, brauchte er notwendig eine stärkere Friedenspräsenz, die dann von selber auch zu einer Verjüngung der Feldarmee führen mußte. Auch er betonte, wenn auch nicht mit dem Nachdrucke wie Clausewitz, den Wert der wirtschaftlichen Entlastung, die durch die Ausscheidung der älteren Jahrgänge des ersten Aufgebots aus der Feldarmee gegeben werde.

Die militärische Kritik des älteren Landwehrmanns griff nun weiter um sich. Er kann, so erklärte der Kriegsminister von Bonin im September 1859, für das moderne Gefecht, das mit der verbesserten Feuerwaffe in weit beweglicheren Formen geführt werden muß, als kaum noch befähigt erachtet werden. In der Beratung der Generäle vom 1. November 1859 machte der Dezernent seines Ministeriums, Oberstleutnant von Hartmann, dasselbe geltend. Wrangel wieder hob hervor, daß die sozialen Verhältnisse und der lange Frieden einen Umschwung der Gesinnung im Volke erzeugt hätten, der sich in der Unlust und Unzufriedenheit der Landwehrmänner äußere. Der General von Schack stimmte ihm bei. In seinem großen Vortrage vom 3. Dezember 1859 erklärte dann auch der Prinzregent es nicht nur für eine Pflicht der Gerechtigkeit, die älteren Jahrgänge der Landwehr zu schonen, sondern sprach ihnen auch die Fähigkeit ab, der moderneren, viel beweglicheren Taktik zu genügen.

So also brach sich der Verjüngungsgedanke Bahn. Wer könnte an seinen verschiedenen Motiven genau scheiden, was primär und was nur taktisch gemeint war! Alle die ver-

schiedenen, teils ursprünglichen, teils erst hinzu erwachsenen Stimmungen und Erwägungen schufen zusammen eine feste Überzeugung, die den jungen Soldaten ans Herz schloß und den Wehrmann beiseite schob. Der 1860 dem preußischen Landtage vorgelegte Entwurf forderte demnach Vermehrung der jährlichen Aushebung von 40000 auf 63000, Vermehrung der Linienregimenter um 39 Infanterie- und 10 Kavallerieregimenter, Einverleibung der drei jüngsten Jahrgänge des ersten Aufgebots in die Kriegsreserve der Linie, Ausscheidung der vier älteren Jahrgänge aus der mobilen Feldarmee. Die Landwehrverpflichtung sollte nach dem Entwurfe freilich noch nicht, wie Clausewitz für möglich gehalten hatte, mit dem 32. Jahre erlöschen, sondern wie bisher bis zum 39. Jahre dauern. Auch eine Landsturmpflicht vom 17. bis 49. Jahre wurde noch gefordert. Aber der Ton des Entwurfes lag auf der Entlastung aller älteren Jahrgänge. Sie werden voraussichtlich, hieß es in den Motiven, überhaupt nur bei großen historischen Krisen zu den Waffen zu rufen sein. Eine bedeutende numerische Verstärkung der im Kriegsfalle in erster Linie in das Feld zu stellenden Armee wurde ausdrücklich als nicht erforderlich erklärt.

Das reorganisierte Heer wurde, wie Roon es gewünscht hatte, die schneidige Waffe einer starken und kühnen Politik, die es wagen durfte, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten und inmitten der Stürme der Konfliktszeit die Kriege von 1864 und 1866 zu führen. Es war ein Qualitätsheer, aus jungen Soldaten gebildet, von Berufsoffizieren überwiegend geführt, das den Gegnern von 1866 und 1870 innerlich durchaus überlegen war und auch die Zahlen der Gegner nicht zu fürchten hatte. Österreich vermochte, obgleich es 35 Millionen Einwohner gegen nur 18 Millionen Preußens hatte, doch nur eine Feldarmee von 350—360000 Mann aufzustellen, von denen aber gegen 40000 Mann zurückgehalten werden mußten. Preußens eigentliche Feldarmee betrug 311000 Mann. Mit der Einziehung der Landwehr hielt man zurück. Nur gegen

70000 Mann wurden formiert, die höheren Jahrgänge verschont, namentlich in den Rheinlanden, wo die Stimmung nicht gut war. Wäre es zum Doppelkriege gegen Österreich und Frankreich gekommen, dann hätte man freilich doch sehr tief in die älteren Jahrgänge hineingreifen müssen und war dazu auch entschlossen.

Trotzdem die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges schon 1866 über Preußen gehangen hatte, blieb man doch, als man 1867 das Wehrgesetz des Norddeutschen Bundes aufstellte, bei den Prinzipien der Reorganisation, bei dem Verjüngungsgedanken, und verzichtete nun endgültig auf das zweite Aufgebot. Die Heeresdienstpflicht erlosch mit dem 32. Jahre. Allerdings wurde daneben die alte Landsturmpflicht des Gesetzes von 1814 festgehalten, aber auch um acht Jahrgänge verringert, so daß sie fortan nur das 17. bis 42. Jahr umfaßte. Ohne Frage war sie gedacht als eine Sparbüchse für Notfälle; aber man hielt es nicht für notwendig, organisatorische Vorbereitungen zu ihrem Gebrauche zu treffen. Es hieß lediglich: Der Landsturm tritt nur auf Befehl des Bundesfeldherrn zusammen, wenn ein feindlicher Einfall Teile des Bundesgebietes bedroht oder überzieht. Man glaubte also zu einer erfolgreichen Offensive, auf die doch die Heeresverfassung einer Macht wie Deutschland-Preußen in erster Linie zugeschnitten sein muß, auf das Aufgebot der gesamten physischen Streitkraft der Nation verzichten zu können. Und wie damals die Dinge lagen, versteht man das. Preußen-Deutschland holte ja jetzt schon durch den Hebel der allgemeinen Wehrpflicht verhältnismäßig viel mehr heraus als seine Nachbarmächte. Der moderne Rüstungswetteifer begann nach 1866 eben erst einzusetzen mit der französischen Heeresreform des Marschalls Niel. Preußen war mit seiner allgemeinen Wehrpflicht eben früher aufgestanden als seine Nachbarn und konnte es sich darum trotz seiner geringeren Volkszahl jetzt gestatten, sie zu ermäßigen, sie auf die jüngeren Jahrgänge zu beschränken. Statt den Quantitätswert, den es schon hatte, noch weiter

zu steigern, als es bereits durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Norddeutschen Bunde geschah, konnte es sich darauf beschränken, ihn in einen Qualitätsvorzug umzubauen. Auf diesem Vorsprung beruht ja unser Aufstieg zu Macht und Einheit, — eine unendlich glückliche Konstellation im Heerwesen der übrigen Mächte ermöglichte ihn. Die alte Tradition Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege, stärker und besser gerüstet dazustehen als die Nachbarn, belohnte sich glänzend. Aber wie wurde es, wenn die Nachbarn den Vorsprung einzuholen sich anschickten? Das verhältnismäßig kleine Berufsheer Napoleons III., aus alten Troupiers gebildet, wurde wohl in raschem Anlauf niedergeworfen. Dann aber wurden durch Gambetta die Milizheere der allgemeinen Wehrpflicht aus dem Boden gestampft. Nun mußte die Qualität der deutschen Heere ersetzen, was ihnen an Quantität abging. Man hat es diesmal noch geschafft, aber man kam dabei hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit des reorganisierten Heerwesens. Wir haben darüber Licht erhalten durch Gustav Lehmanns Aktenveröffentlichung über die Mobilmachung von 1870 (1905) und durch Emil Daniels' darauf gestützte Untersuchung: „Roon und Moltke vor Paris" (Preuß. Jahrbücher 121).

162 Landwehrbataillone wurden dem Mobilmachungsplane gemäß zu Beginn des Krieges aufgestellt. 129 von ihnen sind dann nach und nach auf französischen Boden gezogen worden. Das Gesetz von 1867 erlaubte, den jüngsten Jahrgang der Landwehrinfanterie zur Ergänzung des Feldheeres zu verwenden. Nach den Augustschlachten mußte man noch tiefer greifen und weitere Landwehrjahrgänge zum Ersatz des Linienheeres benutzen. Die beiden neu aufgestellten Armeekorps Nr. 13 und 14 erhielten je eine Landwehrdivision. Da Trains für diese nicht vorgesehen waren, so dauerte ihre Mobilmachung 60 bzw. 69 Tage. Ferner aber mußte auch die gesetzliche Altersgrenze des 32. Jahres überschritten werden, um die Bataillone der Provinziallandwehr auf ihren vollen Stand zu bringen. In großem Umfange mußte man auf die 35jäh-

rigen, zum Teil sogar auf die 36jährigen zurückgreifen. Im November verlangte dann Moltke mehr Landwehr nach Frankreich für den Etappendienst. Roon glaubte nur 12 Landwehrbataillone hergeben zu können. Dann versuchte Roon, die sämtlichen 162 Landwehrbataillone von 802 auf 1002 Mann zu bringen. Das Kriegsministerium erwiderte achselzuckend, daß die nötige Anzahl von Landwehroffizieren dafür nicht aufzutreiben sei. 6900 hätten es sein müssen; es gab nur 4435. Im Dezember verlangte dann Moltke, angesichts der gewaltigen Neuformationen Frankreichs, alle noch im Inlande stehende Landwehr — 57 Bataillone damals —, um die Feldarmee zu entlasten von der Aufgabe, das okkupierte Feindesland zu sichern. Er forderte Roon auf, sie im Inlande zu ersetzen durch Neuformationen, gebildet aus allen noch Verpflichteten, aber da diese nicht mehr ausreichten, auch aus den nicht mehr verpflichteten jüngsten Jahrgängen des Landsturms. Er wies ihn mahnend auf das Beispiel Frankreichs hin, das jetzt aus schlechterem Materiale, als Deutschland habe, operationsfähige Feldarmeen aufzustellen vermöge. Roon erwiderte, daß die Einreihung von Landsturm in die neu zu bildenden Garnisonbataillone gesetzlich unzulässig sei, weil nach § 14 des Wehrgesetzes von 1867 der Landsturm nur als solcher aufgeboten werden dürfe. Und er verstieg sich dabei zu dem höchst bedenklichen Worte: „E. E. werden ... mit mir übereinstimmen, daß auch die fernere Kriegführung die nur verfügbare, die gegebene Summe der vorhandenen Streitmittel in Betracht zu ziehen hat." Die Mannschaften der nun neuformierten Garnisonbataillone wurden denn auch nicht aus dem Landsturme, sondern aus den noch vorhandenen Beständen der Landwehrpflichtigen und aus unausgebildeter Ersatzreserve zusammengekratzt. Aber man erließ doch einen Aufruf an die Landstürmer zu freiwilligem Eintritt in die Garnisonbataillone. Das Resultat war kläglich, nur 556 Mann folgten ihm. Roon gab dann im Dezember, Januar und Februar von den von Moltke geforderten, noch im Inlande

befindlichen 57 Landwehrbataillonen noch insgesamt 36 her. Sechs volle Wochen dauerte es, bis 24 von ihnen (am 21. Jan.) die französische Grenze erreichten, und Roon murrte und knurrte dabei andauernd über die hohen Ansprüche Moltkes. „Eine Kriegführung," bemerkte er in einem Marginal im Februar 1871, „die uns bis an den Fuß der Pyrenäen führt, ist ohne Überspannung unserer Kräfte eine Aufgabe für Jahre." Man kann sich der Vermutung nicht entschlagen, daß auch seine alte Abneigung gegen das Landwehrinstitut seine Unlust nährte.

Der Abschluß der Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871 enthob ihn weiterer Mühen und Ärgernisse. Aber wir sehen deutlich: Nicht nur Roon persönlich und als Stratege versagte hier gegenüber den Aufgaben, die Moltke stellen mußte, sondern auch sein Reorganisationswerk versagte hier. Das ist eine Erkenntnis, die uns jetzt erst ganz aufgeht, wenn wir die Akten von 1870 mit den Erfahrungen des heutigen Krieges vergleichen. Hätte Gambetta seinen Willen durchgesetzt, und wäre der Krieg im Februar 1871 mit derselben verbissenen Energie weitergeführt worden, wie er heute von allen Mächten geführt wird, so hätte man den Landsturm der 32—42jährigen aufbieten und organisieren müssen. Dann aber hätte sich die große Lücke der Reorganisation gezeigt. Man wäre darauf nicht vorbereitet gewesen, man hätte, wie die paar gegebenen Beispiele schon zeigen, eine ganz unverhältnismäßig große Zeit zu ihrer vollen Mobilmachung gebraucht, und man hätte mit der Beschaffung des Offizierkorps die größte Not gehabt. Jenes starke Defizit im Landwehroffizierkorps zeigt doch, daß man in dem Jahrzehnt seit 1860 nicht genug für die Landwehr gesorgt hatte. Man muß gewiß ja zugute halten, daß die preußische Heeresverfassung in den neuen Provinzen und im außerpreußischen Deutschland erst seit kurzer Zeit funktionierte. Dennoch wird man urteilen müssen, daß man durch die Reorganisation, die allen Eifer auf die Begründung eines glänzenden Linienheeres richtete

und die Landwehr als nebensächlich ansah, doch etwas aus der Scylla in die Charybdis geraten war.

Freilich, gegenüber der großartigen Gesamtleistung des reorganisierten Heeres erschienen die unbehaglichen Möglichkeiten, die am Schlusse seines Siegeslaufes zur Sorge seiner Führer geworden waren, nur wie eine kleine, eben aufsteigende, aber sich gleich wieder zerstreuende Gewitterwolke. Das Heerwesen des neuen Reiches nahm zunächst nicht auf sie Rücksicht, obgleich Frankreich jetzt den Schritt schon tat, die Prinzipien der Reorganisation —, die Ausnutzung der allgemeinen Dienstpflicht für ein möglichst starkes Linienheer — mit den Prinzipien Boyens — die Wehrkraft der älteren ausgebildeten Jahrgänge auszunutzen —, zu kombinieren und durch Heranziehung von 20 Jahrgängen eine Territorialarmee von über einer Million der aktiven Armee von 1200000 Mann hinzuzufügen. Wir sind den Franzosen, sagte Moltke im Reichstage am 16. Februar 1874, nicht gefolgt auf dem Wege der Vergrößerung. Unsere Friedensstärke von 401659 Mann mit zwölfjähriger Gesamtdienstzeit, so hieß es in den Motiven zum Reichsmilitärgesetz von 1874, kann nur „im Vertrauen auf die von der Solidität der Organisation abhängige Schneidigkeit des Kriegsinstrumentes, sowie auf eine zweckmäßige Verwendung desselben für ausreichend erachtet werden". Aber man ging doch immerhin nicht ungern auf eine Anregung des Reichstags ein, die freilich ganz anders gemeint war. Eugen Richter hat hier einmal, ohne es zu wollen, Handlangerdienst für den Militarismus geleistet. Sein bohrendes Auge blieb bei dem Worte „Landsturm" in dem Wehrgesetze von 1867 haften, das dort nur eine wenig definierte Existenz führte. Er hatte das hartnäckige Bedürfnis, die Pflichten des Bürgers gegen den Racker von Staat und vor allem gegen den Militärstaat bestimmt abzugrenzen und mit Kautelen zu umgeben und forderte darum genauere gesetzliche Bestimmungen über die Landsturmpflicht. Die Konservativen erklärten sie für überflüssig und machten gleich darauf aufmerksam, daß man da-

durch gedrängt werde, aus dem Landsturm eine neue Landwehr zweiten Aufgebotes zu machen, was wohl schwerlich dem Wunsche der Antragsteller entsprechen würde. Und in der Tat wurde, als die Regierung Ende 1874 einen Landsturmgesetzentwurf vorlegte, sogleich auf den Bänken des Zentrums die Klage laut: Ja, uns schwebte doch, als wir ihn verlangten, mehr oder weniger ein Landsturm vor wie der von 1813. Was aber jetzt die Regierung will, wird eine Art von Landwehr zweiten Aufgebotes werden. Die wichtigste Bestimmung des 1875 zum Gesetze werdenden Entwurfes war nämlich: „Der Landsturm erhält bei Verwendung gegen den Feind militärische, auf Schußweite erkennbare Abzeichen und wird in der Regel in besonderen Abteilungen formiert. In Fällen außerordentlichen Bedarfs . . . kann jedoch auch die Landwehr aus dem Landsturm ergänzt werden." Es wurde also damit die gesetzliche Schranke im wesentlichen aufgehoben, auf die sich Roon berufen hatte, als Moltke 1870/71 Neuformationen mit Hilfe der Landsturmjahrgänge forderte. Es blieb aber dabei die Klausel des Gesetzes von 1867 bestehen, daß der Landsturm nur aufzubieten sei im Falle der feindlichen Bedrohung oder Überziehung von Bundesgebiet. Immerhin war diese Klausel elastisch. Wichtig und folgenschwer war ferner, daß man von jetzt an besondere Landsturmformationen, die als reguläres Militär auftraten, zu organisieren entschlossen war. Es würde freilich, hieß es in den Motiven, kaum je möglich sein, alle Landsturmpflichtigen vom 17. bis 45. Jahre in ihnen unterzubringen, und man werde den Umfang des Aufgebots ganz nach den jedesmaligen Umständen bemessen. Sehr denkwürdig aber ist es, daß man, indem man den ersten Schritt zu einer wirklichen militärischen Organisierung des Landsturms tat, doch auch auf den alten, unorganisierten, ungekämmten Landsturm von 1813 nicht ganz verzichten wollte. Man glaubte auch den elementaren, fesselosen Volkskrieg noch nicht aus den Mitteln der nationalen Verteidigung ausschließen zu dürfen. Ausdrücklich haben die Motive des Gesetzes und

hat der Kriegsminister von Kameke diesen Fall damals erörtert. Durch dies Gesetz, heißt es in den Motiven, soll und darf der Geist nicht abgeschwächt werden, der die Landsturmverordnung vom 21. April 1813 diktiert hat. „Verwerflich wäre ein Akt der Gesetzgebung, durch welchen in der Nation der Wille gelähmt werden könnte, erforderlichenfalls alles einzusetzen für die Ehre. Es ist daher nicht die Absicht der Vorlage, Schranken dagegen zu errichten, daß die Nation auch fernerhin im Augenblick der höchsten Not — selbst im Bewußtsein der unvermeidlichen Konsequenzen — die äußersten Maßregeln zur Niederwerfung des Feindes ergreife." Nur solle dieser Augenblick künftig eben erst später eintreten, als es unter Umständen bisher der Fall gewesen wäre.

Das Landsturmgesetz von 1875 blieb also auf halbem Wege stehen und schuf zweierlei Landsturm, organisierten und unorganisierten. Wohl beruhte es auf der heroischen Voraussetzung, daß im Notfalle alles an alles gesetzt werden müsse bis zu den letzten Reserven, aber es griff nicht durch mit der Erkenntnis, daß für diesen Notfall auch alles an die Organisierung dieser Reserven gesetzt werden müsse. Wir denken nicht daran, sagte der Vertreter des Kriegsministeriums am 11. Januar 1875 im Reichstage, Montierungsstücke bereitzuhalten, nicht einmal die Beschaffung der Erkennungszeichen haben wir in Aussicht genommen. Die Waffen haben wir sowieso im Depot. Wir werden aber des Landsturms im Augenblicke der Mobilmachung noch nicht bedürfen. Treitschke aber erklärte: Ich halte dies Gesetz für das harmloseste und unbedeutendste der Militärgesetze, welche wir im Verlauf der letzten Jahre beraten haben. Der Zustand der deutschen Wehrkraft werde ungefähr derselbe bleiben wie bisher.

Er hatte wohl tatsächlich, aber nicht ideell recht, denn das Landsturmgesetz von 1875 ist doch das Vorspiel des Größeren, das 1888 erfolgte, geworden. Man wußte wohl 1875 genau, daß man noch einmal mit Frankreich zu fechten haben werde, aber man stellte sich noch nicht auf die Möglichkeit eines ge-

waltigen Zweifrontenkrieges ein. Erst die ausgehenden achtziger Jahre brachten den ganzen Ernst einer solchen Situation zum Bewußtsein. Es ist allbekannt, unter welchen politischen Auspizien das Gesetz vom 11. Februar 1888 dann gegeben worden ist.

Die Motive des Entwurfs vom 9. Dezember 1887 beriefen sich nicht nur auf die gesteigerten Rüstungen Frankreichs, das über 20 Jahrgänge, und Rußlands, das über 15 Jahrgänge damals verfügte, und auf die Bedrohung Deutschlands durch beide Mächte, sondern auch auf die frühere Wehrverfassung Preußens, „wie sie aus der Opferfreudigkeit der Bevölkerung heraus sich entwickelt hatte". Das zweite Aufgebot der Landwehr vom 33. bis 39. Jahre wurde wiederhergestellt. Es wurde von Friedensübungen dispensiert, aber der militärischen Kontrolle unterworfen. Die Landsturmpflicht wurde vom 42. auf das 45. Lebensjahr ausgedehnt und in zwei Aufgebote, vom 17. bis 39. und vom 40. bis 45. Jahre geteilt. Das Aufgebot des Landsturms wurde nicht mehr auf den Fall einer feindlichen Bedrohung oder Invasion des Bundesgebietes beschränkt, sondern erhielt ganz allgemein die Pflicht, „an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen"; es durfte ferner in Fällen außerordentlichen Bedarfs auch zur Ergänzung des Heeres — also nicht mehr nur der Landwehr — und der Marine herangezogen werden. Im Bedarfsfalle sollten auch die kommandierenden Generäle, die Gouverneure und Kommandeure von Festungen ihn schon aufbieten dürfen.

Von unorganisiertem Landsturm war jetzt gar nicht mehr die Rede. Der organisatorische Gedanke ergriff nun auch diese letzte Staffel der nationalen Wehrkraft, durchdrang sie vollständig und ging damit selbst über die rudimentären Landsturmprinzipien des Boyenschen Wehrgesetzes hinaus. Der Landsturm ersten Aufgebots bedeutete fortan nichts anderes, als eine allgemeine Ersatzquelle des ganzen Heeres zu sein. Der Landsturm zweiten Aufgebots, der, so hieß es, in der Regel in besonderen Abteilungen formiert werden sollte, war,

da er zum größten Teile aus ausgebildeten Mannschaften bestand, nichts anderes als eine Landwehr dritten Aufgebots. Ausdrücklich befahl das Gesetz, daß der Landsturm in einer für jede militärische Verwendung geeigneten Art zu bewaffnen, auszurüsten und zu bekleiden sei. Die Mittel hierfür und für die Ausrüstung des zweiten Aufgebots der Landwehr wurden gleichzeitig gefordert und bewilligt. Die Monturkammern und Zeughäuser mußten nun riesig erweitert werden. Dieser neuen Epoche der preußisch-deutschen Heeresverfassung, die mit 1888 beginnt, wurde der Prolog gesprochen durch die große Rede, die Bismarck am 6. Februar 1888 hielt. Da fielen die Worte von uns Deutschen, die nichts in der Welt fürchten als Gott, und daß Deutschland bei einem ihm aufgedrungenen Kriege aufflammen würde wie eine Pulvermine. Von der Wiederherstellung des zweiten Aufgebots sagte er, das sei eine Verstärkung, als wenn eine vierte Großmacht mit 700000 Mann — was ja früher, wie er hinzusetzte, die größte Stärke war, die es gab — dem Bunde beigetreten wäre. Das sei eine Armee von Triariern, und der beste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten müßten auch das beste Gewehr an der Schulter haben. Das Bild der Triarier des Landsturms zweiten Aufgebots beschwor er noch nicht vor der Phantasie der Nation, — vielleicht doch, weil sie vor seinem eigenen Auge noch nicht als Schlachten- und Sturmtruppe standen. Aber es ist so gekommen, und er hat dafür gesorgt, daß sie es werden konnte.

Diese dritte Epoche stellt also eine Synthese der ersten und zweiten Epoche, der Boyenschen und der Roonschen, dar; sie vereinigt ihre Vorzüge, sie vermeidet ihre Mängel. Sie will mit Boyen die ganze Wehrkraft der Nation herausholen, sie will mit König Wilhelm und Roon das junge Linienheer als stärksten Pfeiler der Wehrkraft behaupten und pflegen, aber sie hält es in den stürmischeren und entwickelteren Machtverhältnissen der neuen Zeit nicht mehr für allein genügend, die Schlachten zu schlagen. Sie führt der Land-

wehr und dem Landsturm mehr militärischen Halt und stärkeres Blut zu, als Boyen und seine Zeit es zu tun vermochten. Dies ist geschehen einmal dadurch, daß man in den letzten Jahrzehnten die Ausbildung der Reserve- und Landwehroffiziere sehr viel sorgfältiger durchgeführt hat, weiter aber auch dadurch, daß die Wiedereinführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893 zum heilsamen Zwange wurde, die Ausbildungsmethoden für die Mannschaften überhaupt zu verbessern und sich gründlicher mit der militärischen Erziehung des einzelnen Mannes und der Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten zu beschäftigen. Man hat also nicht bloß aus der Not eine Tugend gemacht, als man, im stärksten Gegensatz zu Roon und König Wilhelm, die ältere Landwehr wieder für felddienstfähig erklärte. Wohl werden ja immer Unterschiede bleiben. Das aktive Regiment gilt auch heute immer für etwas besser als das Reserveregiment und das Reserveregiment wieder für besser als das Landwehrregiment usw. Schon daß es heißt: „Ihr seid aktives Regiment, ihr müßt mehr leisten," wirkt ja. Aber die Unterschiede haben sich gegen früher, wie man auf den ersten Blick heute sieht, doch merklich vermindert.

Man muß das Problem indessen noch tiefer greifen und sich fragen, ob nicht auch noch andere Momente die Wandlungen im Urteil über die Leistungsfähigkeit der Landwehr und des älteren Landwehrmannes erklären. Die Frage der Heeresverfassung ist zu allen Zeiten auch eine politische Frage gewesen. In dem Zeitraum zwischen 1815 und 1860 aber, der eine lebendige Entfaltung der Macht nach außen nicht kannte, war sie vor allem eine innerpolitische Frage. Die Boyensche Heeresverfassung war das integrierende Stück einer liberalen Reformpolitik, die auf Verfassung und Volksvertretung hinaussteuerte, sie nicht erreichte und nun das Staatsleben in ein unorganisches Nebeneinander von Einrichtungen des Herrschaftsstaates und des Gemeinschaftsstaates brachte. Indem die Landwehr zum billigen Auskunftsmittel eines

Absolutismus ohne Machtpolitik entartete, erschien sie den Anhängern des konservativen Absolutismus selber nicht immer ganz zuverlässig. In dem Konflikte der Parteien, der darüber ausbrach, hielten die Anhänger des Herrschaftsstaates das Linienheer mit seinem militärischen Berufsgeiste für die eigentliche Stütze der Monarchie, während eine vor ihr losgelöste und selbständige Landwehr in Gefahr schien, zur revolutionären Truppe zu entarten. Prinz Wilhelm hat dies in den dreißiger und vierziger Jahren deutlich genug ausgesprochen[1]). Der Übergang Preußens zum konstitutionellen Systeme 1848/50 löste diese Dissonanzen zwischen Regierenden und Regierten noch nicht, gab den Regierenden vielmehr erst recht den Impuls, Gegengewichte gegen die Rechte der Volksvertretung zu schaffen und die völlige Militarisierung des Heeres durchzuführen, was durch die Vermehrung des Linienheeres und die Zurückdrängung und Verringerung der Landwehr am wirksamsten geschah. Es ist ganz selbstverständlich und ganz menschlich, daß die militärische Kritik dieser Zeiten, die zuerst nur die Landwehrverfassung im ganzen, später auch das Material der älteren Landwehrjahrgänge schlecht machte, leise und oft unbewußt mit gelenkt wurde durch die politischen Besorgnisse und Bedürfnisse der Regierenden[2]). Man braucht diese Kritik also nicht immer für buchstäblich richtig zu halten; sie war durchaus nicht etwa rein tendenziös und subjektiv, aber sie war auch nicht ganz objektiv. Die alten politischen Dissonanzen zwischen Regierenden und Regierten

[1]) Milit. Schriften I, 366 u. 502.

[2]) Die Meinung Wahls, Die preußische Heeresreorganisation vom Jahre 1860 (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1905, I), daß innerpolitische Motive und Erwägungen konservativer Natur für das Reorganisationswerk ohne wesentliche Bedeutung gewesen seien, hält bei einer eingehenden Nachprüfung seiner Argumente nicht stand. Die Motive des Prinzregenten sind nicht allein aus seinen Äußerungen um 1860, sondern aus der ganzen Gesinnung, wie sie sich seit Jahrzehnten in ihm entwickelt hatte, zu erschließen, und für diese sind die oben angeführten Zeugnisse völlig beweiskräftig.

wurden dann, wenigstens im Verhältnis der Monarchie zu den bürgerlichen Schichten, überwunden durch das, was das reorganisierte Heer für die Nation leistete, durch die Aufrichtung des deutschen Nationalstaates. Das alte Mißtrauen, das man hüben einst gegen die Landwehr, drüben gegen das Berufsheer gehabt hatte, trat nun soweit in den Hintergrund, daß es möglich wurde, den alten Gegensatz zu überbrücken durch die Wiederbelebung der Boyenschen Landwehrverfassung im Jahre 1888, derart aber, daß die erneuerten Formationen der älteren Jahrgänge stärker vom Geiste des stehenden Heeres durchtränkt wurden, als Boyen beabsichtigt hatte. Die Heeresverfassung des Jahres 1888 ist der Ausdruck des geeinten Willens von Regierung und Nation, das Werk von 1871 zu behaupten gegen die ganze Welt. Weil der alte innerpolitische Gegensatz hierbei ganz zurücktrat, so waren auch innerpolitische Wirkungen dieser breiteren nationalen Fundierung des Heerwesens nicht sofort zu erwarten. Immerhin kann man daran erinnern, daß die Heeresvermehrungen der nächsten Jahre, die durch den steigenden Druck der europäischen Kriegsgefahr erforderlich wurden, den Liberalen die Erfüllung eines alten Lieblingswunsches, die Wiedereinführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893, eingebracht haben. Aber der Zusammenhang zwischen Heeresverfassung und Staatsverfassung trat doch bei dem Wendepunkte des Jahres 1888 nicht so deutlich und einleuchtend hervor wie bei der Boyenschen und der Roonschen Heeresorganisation, wo er mit Händen zu greifen war. Das schließt nicht aus, daß die militärische Synthese der Boyenschen und Roonschen Gedanken im Laufe der Zeit auch einer neuen politischen Synthese von Herrschaftsstaat und Gemeinschaftsstaat den Weg zu bahnen vermöchte. In der großen Bewährung der Heeresverfassung von 1888, die wir in diesem Kriege erleben, tauchte dieses Ziel sofort auf. Das Wort des Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche," und die Verheißung einer Reform des preußischen Wahlrechts leitet

nun vielleicht diejenige Epoche unseres inneren Staatslebens ein, die die politischen Komplemente zur Heeresverfassung von 1888 bringen wird.

Die Entwicklung der Sozialdemokratie ist es gewesen, die die neuen Risse in unser Staatsleben gebracht und die weitere Umbildung des Herrschaftsstaates zum Gemeinschaftsstaate im letzten Menschenalter verzögert hat. Es ist denkwürdig, daß man trotzdem 1888 keine Sorge hatte, als man das Volksheer im weitesten Sinne ins Leben rief. Man vertraute darauf, daß die militärische Zucht, die vom stehenden Heere ausging, auch die Massen der aus Industriearbeitern gebildeten Landwehr- und Landsturmbataillone durchdringen werde, man vertraute auf die Macht der vaterländischen Empfindung und der nationalen Solidarität. Dieses fast instinktive Vertrauen hat nicht getrogen; die deutsche Sozialdemokratie hat sich, als die Stunde des Ernstes schlug, den zusammenhaltenden Klammern unseres Staats- und Nationallebens nicht entzogen. Und doch war die Sozialdemokratie eine politische Potenz von ganz anderer Kraft und Wucht als die demagogische Bewegung nach 1815 und die vormärzliche und selbst märzliche Demokratie, mit deren Schreckgespenste einst gegen das Boyensche Landwehrinstitut Stimmung gemacht wurde. Warum dachte man damals so pessimistisch und 1888 so optimistisch? Denkt man dem nach, so blickt man hinein in die ganze Tiefe der staatlichen, sozialen und geistigen Wandlungen des Jahrhunderts. Alle Potenzen des Staatslebens sind in seinem Verlaufe erstarkt, nicht nur die Opposition gegen den Staat, sondern auch der Staat selber, und zwar in noch höherem Grade als jene, so daß die Angst vor einer inneren Revolution nicht gewachsen, sondern gesunken ist. In dem ungesunden und unfertigen Zustande des deutschen Staatslebens vor 1860 wucherte das Unkraut des Mißtrauens der Regierenden gegen die Regierten üppiger als in dem Nationalstaate des neuen Reiches mit seinem frischeren und freieren Luftzuge. Nun können sich selbst die Oppositionsparteien, wie gewaltig sie

sich auch vermehren, wie kräftig sie sich organisieren mögen, ihm nicht entziehen; auch sie sind von der Macht der neuen nationalen Staatsidee erfaßt worden.

Staatsleben und Heerwesen, unter sich im engsten Zusammenhange, stehen wieder mit dem Volkscharakter in innigsten Wechselwirkungen. Im Geben und Nehmen zwischen Staat, Heer und Volk hat sich auch eine Wandlung unseres Volksschlages vollzogen, die die Wandlungen des Landwehrproblems erst ganz verständlich macht. Aus den Massen von Einzelberichten über den Zustand der Landwehr aus der Zeit zwischen 1815 und 1850, die ich früher einsehen durfte, tritt ein Typus des kleinen Mannes und des kleinen bürgerlichen Landwehroffiziers entgegen, der mir biedermeierisch im schlechten Sinne zu sein scheint. Es fehlte doch in großem Umfange der rechte Ernst, die volle Energie, das unbedingte Pflichtgefühl. Das scharfe Urteil Roons von 1858 über die weichliche Unlust der zur Fahne berufenen älteren Jahrgänge dürfte heute — trotz aller Menschlichkeiten, die auch heutzutage noch passieren — nicht mehr gelten. Was soll man selbst vom damaligen Geiste der Berufsoffiziere denken, wenn Roon schreiben konnte: „Es ist eine wohlbekannte Erfahrung, daß pensionierte Offiziere in großer Zahl bei den neuesten Mobilmachungen ihre Verwendung bei den Ersatzbataillonen usw. abgelehnt . . . haben." Heute ist es Ehrensache selbst für den ehemaligen, längst ausgeschiedenen Landwehroffizier, bei der Mobilmachung sich zur Disposition zu stellen für jede Verwendung, zu der seine körperliche Kraft noch ausreicht. Energie und Einsicht sind heute, so darf man ohne Überschätzung urteilen, stärker im deutschen Volke als vor 60 Jahren. Das ganze Volk, schrieb mir während dieses Krieges einmal der greise Alfred Dove — sonst ein laudator temporis acti —, ist heute bismärckischer geworden. Mit gutem Grunde hat man im Voluntarismus das geistige Kennzeichen unserer Epoche gesehen. Nicht zuletzt ist auch der kleine Mann Deutschlands im Laufe des 19. Jahrhunderts selbstbewußter, leistungs-

fähiger und straffer geworden, — durch die erfolgreiche Arbeit, die er leistete, durch die politischen Rechte, die er erhielt, insgesamt durch alle politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen, zu denen es auch gehörte, daß die Traditionen der allgemeinen Wehrpflicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker und dichter wurden. Es war gleichzeitig ein großer säkularer Volksprozeß der Militarisierung, Nationalisierung und — Demokratisierung, der unsere heutigen kämpfenden Millionenheere geschaffen hat. So paradox es auch klingen mag, Kriegervereine und Gewerkvereine, die im Tagesleben spinnefeind aufeinander sehen, haben in der Tiefe zusammengewirkt und mitgeholfen, den heutigen Typus des kleinen Mannes in Deutschland zu schaffen.

Aber in wie eigenartigem, historisch bedeutendem Lichte erscheint nun die ursprüngliche Konzeption der Boyenschen Landwehrverfassung. Auf ein Maximum militärischer Volkskraft gestellt, griff sie ihrer Zeit voraus und entfaltet erst jetzt ihre volle Wirkung, wo das Volk so weit herangereift ist, daß es dieses Maximum moralisch miterzeugt. Sie warf dem Körper des Volkes einen Königsmantel um, in den dieser erst nach und nach hineinwuchs. Boyens gläubiges Vertrauen erwies sich als eine der genialen und schöpferischen Illusionen, deren das geschichtliche Leben bedarf.

Es braucht kaum noch gesagt zu werden, daß auch für die Finanzkraft des alten Preußens der Mantel der Boyenschen Heeresverfassung zu weit geschnitten war. Die Finanznot drückte wieder und wieder die Entwicklung des Heerwesens seit 1815 und zwang zu allerlei Flickwerk nicht nur in der Zeit der bescheidenen Lebensführung zwischen 1815 und 1860, sondern auch später noch oft genug. Erst ein sehr großes Maß von Nationalreichtum setzte den Staat instand, die von Boyen geschaffenen Möglichkeiten so reichlich auszunutzen, wie wir es heute erleben.

Warum erleben wir nun aber nicht zugleich die wirtschaftlichen Katastrophen, die die Reorganisatoren von 1860

von einem umfassenden Aufgebote der älteren Jahrgänge fürchteten? Wir dürfen freilich den Tag noch nicht zu stark vor dem Abend loben. Wir haben kolossale Lasten, die dieser Krieg uns hinterläßt, in Zukunft zu tragen, allein schon für die Unterstützung der Invaliden und Hinterbliebenen. Aber die Umstellung der Arbeitskräfte und Anpassung der Arbeitsverhältnisse während des Krieges ist so über Erwarten günstig ausgefallen, daß wir hoffen dürfen, den ungeheuren Einschnitt in unser Wirtschaftsleben, der durch die Herausholung von Landwehr und Landsturm erfolgt ist, auch nach dem Kriege überwinden zu können. Unsere Wirtschaftsverfassung ist seit 1860 durch ihre ungeahnt reiche und komplizierte Entwicklung zwar einerseits wohl, wie oft gefürchtet wurde, empfindlicher und zarter, anderseits aber und in noch stärkerer Progression elastischer, anpassungsfähiger und darum auch widerstandsfähiger geworden. Nicht der einfache Agrarstaat mit etwas Industrie, wie er zwischen 1850 und 1860 bestand, sondern der kombinierte und gleichmäßig hoch entwickelte Agrar- und Industriestaat, wie wir ihn heute haben, vermag militärisch das Höchste zu leisten.

Es ist eine Höchstleistung, verglichen mit allem Früheren. 1813/14 standen 5—6% der Bevölkerung unter Waffen, 1870/71 noch nicht 4%[1]). Wir ahnen es heute nur eben, daß die Anstrengung von 1914/17 das Doppelte von 1813/14, das Dreifache von 1870/71 betragen könnte. Und doch war das, was wir unmittelbar vor dem Kriege in unserer Friedensrüstung leisteten, noch weiterer Steigerung fähig und bedarf ihrer vielleicht in Zukunft angesichts der gewachsenen Gegnerschaften und Gefahren. Die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Ausbildung aller Wehrfähigen — ein Ziel, das bezeichnenderweise gerade in der Epoche der Gesetzgebung von 1888, im Jahre 1890 von Verdy scharf und bestimmt aufgestellt worden ist —, wurde selbst durch die letzte

[1]) G. Lehmann, Die Mobilmachung von 1870/71, S. 145.

große Heeresvermehrung von 1913 nicht ganz erreicht. Und sie ist doch nötig, um dem ganzen Heeresorganismus, wie er pyramidenförmig von der Linie zum Landsturm aufsteigt, die volle breite Basis zu geben. Eine bloß milizartige Ausbildung der Überschüssigen, etwa im Stile der Boyenschen Landwehrrekruten oder der früheren Ersatzreserve, würde nicht genügen. Aber wie die Idee der allgemeinen Wehrpflicht selber einst in nicht geringem Grade aus dem Ursprungsboden des Milizgedankens ihre Kraft zog und das Landwehrinstitut in ihm mit wurzelte, so kann ohne Schaden für die Festigkeit unseres Heerwesens auch noch weitere Befruchtung von ihm ausgehen. Der Gedanke der militärischen Jugendausbildung, an die wir jetzt ernstlich gehen, stammt aus ihm. Wir sind vorurteilsloser geworden und sehen keinen Makel darin, daß sie im neuen Reiche zuerst von den doktrinärsten Schwärmern des Milizgedankens, von den Hasenclever und Bebel gefordert worden ist. Wird sie nun, wie wir hoffen dürfen, im großen Stile durchgeführt werden, so wird zugleich an unsere Militärs die ernste Aufforderung herantreten, ohne jedes Vorurteil zu prüfen, ob nicht eine kleine Verkürzung der zweijährigen Dienstzeit möglich ist, um eine Kompensation zu schaffen für die Einstellung sämtlicher Wehrfähigen.

Wir haben das wundervolle Material unserer Kriegsfreiwilligen, mit bloß milizartiger Ausbildung in Reserveregimentern formiert, im Herbste 1914 gegen die Yserlinie anstürmen und sich verbluten sehen. Hätten diese Reservekorps schon gleich zu Beginn des Krieges aus fertig ausgebildeten Soldaten aufgestellt werden können, so würde vielleicht die Entscheidung in der Marneschlacht anders ausgefallen sein.

Germanischer und romanischer Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung.

Festvortrag, gehalten in der Öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin am 27. Jan. 1916.

Histor. Zeitschrift Bd. 115.

Zum zweiten Male begeht unsere Akademie ihren Friedrichstag und ihren Kaisertag in der stürmischen Zeit des gewaltigsten aller Kriege. Wie nahe rücken die beiden Herrscher, denen diese Feierstunde gewidmet ist, uns jetzt geschichtlich zusammen. Sie haben die gleiche Aufgabe zu lösen, dieselbe Schicksalslast zu tragen; denn dieser Krieg ist für das neue Deutschland das, was der Siebenjährige Krieg für das friderizianische Preußen war. Damals wie heute entsprang der Krieg aus dem Gegendrucke der eifersüchtigen Großmächte gegen die jüngste unter ihnen emporgekommene. Damals wie heute geht es um Sein und Nichtsein, und das Heldentum einer eisern sich zwingenden und dadurch die Welt bezwingenden Pflicht, das uns Friedrich der Große vorgelebt hat, ist heute von unserem Herrscher und unseren Söhnen und Brüdern, die seinen Heerbann bilden, zu üben. Uns aber ist die leichtere und doch immer noch so schwere Pflicht zugefallen, mit unbeirrtem Geiste die Arbeit der Wissenschaft fortzuführen in Tagen, wo unsere Herzen zum Zerspringen voll sind von heißen Wünschen, Sorgen und Hochgefühlen. Zwei Sphären des Lebens sollen und möchten wir zugleich angehören, in

Sturm und in Windstille atmen. Ein Unterfangen, vollkommen wohl nie zu verwirklichen und am wenigsten vielleicht von derjenigen Wissenschaft, die die heutigen Ereignisse anzuknüpfen hat an die Kette des weltgeschichtlichen Verlaufes.

Richten wir uns auf an dem Beispiele Friedrichs des Großen. Er hütete in seiner Seele eine Provinz, die sturmfrei dalag inmitten aller Spannungen des Willens, weil sein Wille es verlangte, eine solche Zufluchtsstätte zu hüten. Philosophie und Poesie wurden ihm Quellen des Lichts im tiefen Dunkel seines Existenzkampfes. Während er die französischen Heere bekämpfte, zog er aus der französischen Kultur einen Teil des Trostes, dessen er bedurfte. Darin freilich können wir ihm heute nicht mehr folgen. Kultur, Staats- und Nationalleben, die damals getrennte Wege gehen konnten, sind seitdem allenthalben in der Welt dermaßen eng zusammengewachsen, daß wir heute eine solche Zwiespältigkeit als unnatürlich empfinden. Dafür spüren wir schon die Gefahren, die eine gar zu enge Verbindung der Kultur mit den Machtkämpfen des Staates hat. Wäre es an uns Deutschen, so würde dieser Krieg ohne Zerreißung der lebendigen Kulturzusammenhänge zwischen germanischer und romanischer Welt geführt werden können. Wie anders war es selbst noch vor einem Jahrhundert, wo zum ersten Male das nationale Geistesleben mit eintrat in den Kampf der politischen Mächte. Hinüber und herüber gingen vor, während und nach dem Befreiungskriege mannigfache Fäden geistigen Verkehrs zwischen Frankreich und Deutschland. Freilich, schon die besonderen politischen Voraussetzungen dafür, durch die französische Emigranten auf deutsche Seite, Deutsche in das französische Heerlager geführt wurden, sind endgültig dahingeschwunden. Aus einer jeden Nation schallt es heute ihren Gelehrten und Künstlern gebieterisch entgegen: Zu deinen Zelten, Israel!

Wir folgen dem Rufe, aber in unserer Weise und mit dem Vorbehalte, den die Natur der Wissenschaft macht. Das

freilich fordert sie nicht von uns, daß wir den Fragen, die dieser Krieg uns aufdrängt, ängstlich aus dem Wege gehen und eine dem Leben abgewandte Forschung treiben. Vielmehr soll ihre Erziehung uns die Kraft geben, durch die glühenden Leidenschaften des Tages hindurchzuschreiten und die Aufgabe des historischen Verstehens auch an ihnen zu üben. Friedrich der Große blieb Germane auch als Bewunderer romanischer Kultur. Sollten wir es nicht vermögen, von germanischem und romanischem Geiste zu sprechen, ungeblendet durch die Flammen, die heute diesen Gegensatz umlodern?

Ich vermesse mich nicht, den Gegensatz der beiden Geister in seiner Tiefe zu erfassen; ich möchte nur eine methodische Vorfrage erörtern. Will man den Gegensatz selbst verstehen, so muß man die Klarheit und Leistungsfähigkeit des Spiegels, der ihn auffängt, zuvor untersuchen. Auch dies will ich nicht im vollen Umfange leisten. Ich beschränke mich in der Hauptsache darauf, zu fragen, wie die deutsche Geschichtsauffassung des letzten Jahrhunderts den Gegensatz von germanischem und romanischem Geiste auf dem Gebiete des Staatslebens behandelt, welche Wege und vielleicht Irrwege sie eingeschlagen hat. Auch diese Frage will ich nur in großen Zügen und durch ausgewählte Beispiele beantworten.

Germanischer und romanischer Geist — so einfach groß ihr Inhalt und ihr Gegensatz erscheinen mag, so schwierig und verwickelt sind diese Begriffe in Wahrheit. Man könnte daran denken, durch ein streng methodisches Verfahren ihren Inhalt zu bestimmen. Man müßte dann eliminieren und abermals eliminieren, um zu dem zu gelangen, was den Völkern der germanischen und denen der romanischen Gruppe an geistigem Erbgute gemeinsam wäre. Aber überall stünde man dann vor der Schwierigkeit, Ererbtes und Erworbenes, das doch im Leben der Völker rasch zusammenwächst, scheiden zu müssen. In jedem Einzelfalle, wo die Wirkung eines spezifisch germanischen oder romanischen Geistes zu vermuten ist, müßte die Frage gestellt werden, ob nicht Ursachen zeit-

licher, örtlicher, individueller Art die Erscheinung, die man erklären will, zureichend zu erklären vermöchten. Germanischer und romanischer Geist gehören zu jenen höchsten historischen Kategorien, die den verborgenen Ursprung und die breite Auswirkung geschichtlicher Kräfte zugleich umfassen, Quelle und Mündung des Stromes gleichsam unmittelbar zusammen schauen möchten und dann freilich seinen Windungen und Zuflüssen nicht die gleiche Aufmerksamkeit schenken können.

Aber historische Begriffe dieser Art werden nun einmal nicht auf rein kritischem Wege gebildet. Anschauung, Mitgefühl, Gemüts- und Willensbedürfnisse mannigfacher Art sind bei ihrer Bildung beteiligt und schwingen in ihnen dauernd mit. Sie enthalten nicht nur kausale Aussagen, sondern auch Werturteile und entspringen sogar meist aus ihnen. Am klarsten möchte der Spiegel der Betrachtung wohl dort sein, wo die reine ästhetische oder intellektuelle Anschauung auf Leistungen des künstlerischen oder wissenschaftlichen Geistes trifft. An den Werken der bildenden Kunst, an der Architektur, der Poesie und Philosophie der germanischen und romanischen Völker kann man durch liebevolle Versenkung am unmittelbarsten den besonderen Duktus der germanischen oder romanischen Hand erkennen und ihre Charakterzüge sinnig erfassen. Anders aber steht es mit der Erkenntnis des Geistes, der das Staatenleben der germanischen und romanischen Völker geformt hat. Diese Sphären des handelnden Willens werden stärker als die des geistigen Schaffens von groben sachlichen Notwendigkeiten und singulären Schicksalen beherrscht, reizen auch in dem Betrachtenden das eigene Wollen und Wünschen leichter auf. Wir spüren heute stärker wie je das Bedürfnis, gerade auf diesen Gebieten das Wesen und Walten germanischen und romanischen Geistes zu erkennen, aber wir spüren auch die drängenden Ideale in uns, die unser Erkennen begleiten und umklammern. Es liegt wohl oft ein eigener Zauber auf solchen Erkenntnissen, wo die Quelle des

Lichts, das auf die Vergangenheit fällt, in den Lebensidealen des Betrachtenden liegt und nun in Schein und Widerschein Geschichte und Leben, Ich und Welt geheimnisvoll-lebendig zusammenfließen. Und weil alles tiefere historische Verstehen auf solcher Lebensvereinigung des Betrachtenden mit dem Betrachteten beruht, so kann sie auch durch die kritische Besinnung nie ganz aufgelöst werden. Aber ihr Amt ist es allerdings, dieses subjektive Apriori scharf ins Auge zu fassen und alle offenbaren Fehlerquellen in ihm aufzuweisen und auszuscheiden, um so allmählich, Hülle für Hülle abstreifend, der Wahrheit der Dinge näherzurücken, schließlich doch nur in Anschauung und Ahnung eines unerreichbar hohen Zieles.

Germanischer und romanischer Geist sind Begriffe, die erst gebildet werden konnten, nachdem innerhalb der einzelnen Nationen eine bestimmte Stufe geschichtlicher Denkweise und nationalen Bewußtseins erreicht war. Aus anderen Wurzeln erwuchsen sie in Frankreich, aus anderen in Deutschland. In Deutschland mußte vorangehen die Befreiung des geistigen Lebens vom französisch-romanischen Geschmacke, mußte weiter vorangehen oder doch gleichzeitig sich entfalten die Vorstellung von einem schöpferischen Volksgeiste der einzelnen Nationen. Dies geschah in der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert. Wenn es einen Geist der einzelnen Völker gab, so konnte man auch einen Geist der ursprungsverwandten Völkergruppen konstruieren und durch die höheren Einheiten, die man so bildete, die beiden Hauptgruppen der Volksgeister, die die christlich-abendländische Kultur geschaffen hatten, überwölben. Die Konstellation jener Übergangszeit erklärt es, daß man diesen Schritt tat. Das universale Bedürfnis des geschichtlichen Denkens konnte sich nicht damit zufrieden geben, die kosmopolitische Betrachtungsweise durch eine ausschließlich nationalgeschichtliche zu ersetzen. Es war eine Art Brücke vom 18. zum 19. Jahrhundert hinüber, die man durch diese neuen großen Einheiten schuf. Zugleich aber führten die geschichtlichen Ereignisse deutsches und

französisches Wesen mit elementarer Gewalt gegeneinander. Es häuften sich seit der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Versuche, deutschen und französischen Nationalcharakter miteinander zu vergleichen und aus den Vergleichungen weitere Schlüsse zu ziehen[1]). Ich will auf die besonderen Motive, die in Frankreich die Lehre vom romanischen und germanischen Geiste entwickeln halfen, nur eben hindeuten. Sie hängen zusammen mit der bekannten These, daß der soziale Kampf zwischen Adel und drittem Stande nur die Fortsetzung des alten Gegensatzes der germanischen Eroberer zu der keltoromanischen Masse der Nation sei. Und als Kampfestheorie in der Abwehr gegen ein Eroberervolk ist nun auch in Deutschland die erste große Lehre entstanden, die germanischen und romanischen Geist gegeneinander ausspielte, die auf dem Boden, wo wir hier stehen, vorgetragene Lehre Fichtes in den Reden an die deutsche Nation. Sie stellte das deutsche Volk mit seiner lebendig erhaltenen germanischen Ursprache als Träger geistiger Ursprünglichkeit den Völkern romanischer Zunge mit erstarrten Sprachen und erstorbenem Geistesleben entgegen. Deutlich sieht man hier die beiden Motive, die die Lehre hervortrieben. Denn sie war nicht aus nur nationaler Not und Selbstbehauptung, sondern auch aus dem Bedürfnis des Denkers entsprungen, das eigene philosophische Lebensideal universalhistorisch zu begründen. Er wandte sie auch auf das Gebiet des Staatslebens an. Die romanische oder, wie er sie nennt, die ausländische Staatskunst erstrebe mit eiserner Folgerichtigkeit den Maschinenstaat, behandle alle Teile der Maschine als gleichmäßigen Stoff und dränge nach monarchischer und immer monarchischer werdender Verfassung. Die deutsche Staatskunst aber erziehe den Menschen und künftigen Bürger zur selbständigen sittlichen Persönlichkeit. Drüben Einförmigkeit und Knecht-

[1]) Vgl. dafür die von mir angeregte Arbeit von Raif, Die Urteile der Deutschen über die französische Nationalität im Zeitalter der Revolution und der deutschen Erhebung. 1911.

schaft, hüben Freiheit, Selbständigkeit, Ursprünglichkeit — man spürt wohl, daß dieser Charakter unter diesem Schicksal damals nicht anders urteilen konnte, jedoch dieses Urteil sprach nicht eine rein historisch gewonnene Erkenntnis aus.

Dafür sprach es das tiefste Wollen des damaligen germanischen Geistes aus und sagt uns im Grunde mehr über ihn aus als die mannigfachen, nun auch in Deutschland einsetzenden Versuche, ähnlich wie es Sieyès, Montlosier und Thierry in Frankreich taten, bestimmten politischen Interessen und Lebensformen eine höhere Weihe durch Ableitung aus dem geschichtlichen Gegensatze germanischer und romanischer Völker zu geben. Schon vor Erscheinen von Montlosiers Buch „De la monarchie français (1814)" pries Friedrich Schlegel, als er zum Vorkämpfer des romantischen Mittelalters in der Politik wurde, in seinen Wiener Vorlesungen über neuere Geschichte 1810 den Adel als den germanischen Bestandteil in der mittelalterlichen Verfassung, „indem er der Aufbewahrer und Erhalter der ursprünglichen deutschen Sitten und Grundsätze der Ehre und der Freiheit war". Da Schlegel als Konvertit aber auch die römische Kirche nicht vergessen mochte, so erklärte er „diesen christlich-römischen Bestandteil der Bildung und des Staats" für die notwendige Ergänzung des germanischen Elementes. Er machte damit einen der ersten Versuche zu einer synthetischen Auffassung germanischen und romanischen Wesens, wie er denn überhaupt ein großes Gefühl für den geschichtlichen Zusammenhang der abendländischen Christenheit hatte. Radowitz dagegen, ebenfalls wie Schlegel ein katholischer Vorkämpfer politischer Romantik und von Montlosier beeinflußt, vergaß, als er (1835)[1]) germanisches und romanisches Prinzip einander gegenüberstellte, den romanischen Charakter der Kirche und wußte vom romanischen Prinzip nichts anderes zu sagen, als daß es Todfeind sei dem patrimonialen Charakter der fürstlichen Herrschaft, dem Adel, dem Bauernstande, den bürgerlichen Korporationen und daß es

[1]) Gesammelte Schriften 4, 58 f.

sich selber offenbare in Regierungsabsolutismus, Imperatorentum und Revolution. Die ganze neuere Geschichte von der Renaissance an war ihm der Kampf des romanischen Prinzips gegen das germanische — ein Kampf der Finsternis gegen das Licht.

Und genau dasselbe konnte ein politischer Antipode von Radowitz behaupten und doch den Spieß nach ganz anderer Seite wenden. Das Ideal der Demokratie, das nach Radowitz aus dem Abgrunde der Revolution und des romanischen Prinzips emporgestiegen war, war nach Gervinus das köstliche Geschenk des germanisch-protestantischen Geistes an die Welt. So lehrte er in seiner Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts 1853. Das Grundgesetz der geschichtlichen Entwicklung fand er unter Berufung auf Aristoteles in dem Satze, daß Freiheit und Macht von den Einzelnen zu den Mehreren und schließlich zu den Vielen übergehe, um dann bei absteigender Entwicklung und Entartung wieder zurückzukehren von den Vielen zu den Wenigen und Einzelnen. Die Durchführung dieses Satzes durchflocht er in einer wunderlichen, pedantisch-großartigen Geschichtskonstruktion mit dem heterogenen und zu ganz anderen Orientierungen drängenden Satze, daß die Germanen die Träger des individualistischen Freiheitsgedankens gegenüber dem einförmigen und despotischen Universalismus Roms und der romanischen Völker seien. Dadurch wurde ihm nun auch das germanische Mittelalter, das man bisher, scheltend oder preisend, zum Widerpart des modernen Liberalismus gemacht hatte, zur unmittelbaren Vorstufe der liberal-demokratischen Entwicklung. „Wenn es in den mittleren Zeiten der Geist der Genossenschaft war, der das Prinzip einer aristokratischen Freiheit aufrechterhielt, so hat sich dieser in der neueren Zeit in einen Geist des Individualismus umgebildet, der die Saat demokratischer Freiheit ausgestreut hat" (S. 42). Man wird es als einen Fortschritt ansehen, daß er überhaupt eine irgendwelche innere Kontinuität zwischen dem germanischen Genossenschaftswesen des Mittelalters und dem modernen Verfassungswesen erkannte,

jenen Zusammenhang, den dann mit tieferem Wissen und reicherer Anschauung Otto v. Gierke verfolgt hat. Aber wie schematisch und mit welchen Verrenkungen im einzelnen mußte er seine These durchführen, und wie einseitig und blind war es, die Leistung der italienischen Renaissance für den modernen Individualismus und überhaupt die frühe Reife der romanischen Kulturen zu übersehen. Auch seine Geschichtsauffassung entsprang bestimmten Bedürfnissen seiner Zeit und seiner Persönlichkeit. Es spiegelt sich in ihm die damalige Entwicklungsstufe des westdeutschen Liberalismus. Dieser, ursprünglich stark von Westeuropa beeinflußt, begann sich um die Mitte des Jahrhunderts davon zu emanzipieren, national zu empfinden und seine Verfassungsziele national zu färben. Gervinus tat ihm den Dienst, die Ideen von 1789, die man bisher als französisches Lehngut verehrt hatte, aus germanischer Wurzel abzuleiten. Auch diese These war wissenschaftlich nicht unfruchtbar, wie sich später zeigen sollte, als Jellinek die angelsächsisch-protestantischen Vorläufer der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte genauer nachwies. Von diesen Bindegliedern zwischen der ersten englischen und der großen französischen Revolution wußte auch Gervinus etwas, aber für die feinen und tiefen Umgestaltungen der Freiheitsideen auf ihren Wanderungen zwischen germanischer und romanischer Welt war ihm das Auge noch nicht aufgegangen. Ein ganz persönliches Glaubensbekenntnis aber verbarg sich in seinen weiteren Behauptungen, daß das Rousseausche Ideal der kleinen Demokratien das eigentlich urdeutsche sei, und daß niemals protestantisch-germanische Völker ernstlich den Versuch zu großen Staatseinheiten und Universalreichen gemacht hätten (S. 102). Er verabscheute den großen, straff zusammengefaßten Machtstaat, er sah das Ziel der germanischen Staatskunst darin, die gefährlichen einheitlichen Großstaaten überall aufzulösen in Föderationen. Wie aber vertrug sich Englands universale See- und Kolonialherrschaft mit diesem Schema? Er erklärte schlankweg, Holland und

England seien zu ihren großen Kriegen mit Frankreich und Spanien nur durch Notwehr gezwungen worden und hätten verteidigend ihre Macht erobert. Wo er Ausnahmen zugeben und etwa die herrische Behandlung der nordamerikanischen Kolonien durch England tadeln mußte, erklärte er sie als Irrtümer aus der Praxis des romanischen Despotismus, die man schließlich erkannt und abgelegt habe.

Gervinus' Gedanken konnten hier wie anderwärts zur eigensinnigen Schrulle entarten, aber sie standen durchweg in lebendigem Zusammenhange mit den Zeitströmungen. Die These, daß Föderalismus etwas Germanisches und etwas Gutes, Unitarismus und Zentralismus etwas Romanisches und minder Gutes sei, konnte in den deutschen Verfassungskämpfen seit 1848 den großdeutschen und partikularistischen Interessen als willkommene historische Rechtfertigung gegen den drohenden kleindeutsch-preußischen Bundesstaat dienen. Ein ernster Forscher wie Julius Ficker, dem der geschichtsphilosophische Systemgeist von Gervinus sonst recht fern lag, griff sie auf, als er 1861 die mittelalterliche Kaiserpolitik gegen Sybels kleindeutsche Kritik verteidigte. Die romanische Auffassung des Staates, lehrte er, gehe überall vom Rechte des Ganzen aus, suche alles möglichst einförmig zu gestalten, um alles von einem Mittelpunkte aus leiten zu können. Der germanische Staatsgedanke dagegen erstrebe vor allem möglichste Selbständigkeit in engen, festgeschlossenen Kreisen; von diesen aufsteigend soll sich das Staatsganze gestalten. Karl der Große nun habe, tief durchdrungen vom romanischen Staatsgedanken, versucht, die Unterschiede der Stämme auszugleichen, habe neben die einheitlich gestaltete Kirche ein einheitlich gestaltetes Staatswesen gestellt, das alle von ihm beherrschten christlichen Völker einer und derselben Regel unterworfen habe[1]). Daß Ficker mit diesem Urteile über Karl den Großen selbst die Zustimmung seines

[1]) Das deutsche Kaisertum S. 39 u. 54; Deutsches Königtum und Kaisertum S. 40.

Gegners Sybel fand, der einst das germanische Königtum aus römischer Wurzel abgeleitet hatte, war verständlich. Auch Sybels damaliger Gegner Waitz war nicht gewillt, die Wirkung des romanisch-germanischen Gegensatzes in der Staatenbildung des frühen Mittelalters überhaupt zu leugnen. Er war in dem bewegten Jahre 1848 den französisch-romanischen Auffassungen entgegengetreten und hatte die staatsbildende Kraft und den Freiheitssinn der jungen germanischen Stämme kräftig betont. Aber die scharfen Zäsuren, die Ficker und Sybel aufrichteten, konnte seine ruhigere und dem Flusse der Dinge sich mehr anschmiegende Forschung nicht dulden. Der Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Staatsgedanken dürfe, so bemerkte er gegen Ficker[1]), unmöglich so schroff gefaßt werden. Wohl wohne dem deutschen Volke ein Trieb nach Ausbildung selbständiger Kreise bei. Aber auch die Tendenz zu einheitlich zusammenfassender Staatsgewalt und insbesondere zur Bildung nationaler Reiche sei germanisch, und so entstehe innerhalb der germanischen Welt selber ein Kampf der beiden Tendenzen, bei dem wohl die römischen Erinnerungen mitgewirkt, aber nicht entscheidend mitgewirkt hätten. Im Reiche Karls des Großen aber fand er schlechterdings nichts, was auf römischen Einfluß deute. „Vielmehr ergibt sich einfach aus dem Leben selbst, was Karl an Maßregeln zur Durchführung einer größeren staatlichen Einheit ergreift; und offenbar muß vieles, was Ficker als Produkt römischen Staatsgedankens hinstellt, allgemein als Wesen und Bedingung staatlicher Ordnung überhaupt angesehen werden."

Mit diesen wichtigen methodischen Bemerkungen wies er der Forschung die rechte Bahn zur Behandlung derartiger Probleme. Es war wie überall im Leben damals. Die älteren schroffen Dualismen des Denkens ragten zwar noch allenthalben hinein, aber begannen sich zu lösen. Das Auge wurde heller für die Übergänge von einem Prinzip zum anderen,

[1]) Götting. Gelehrte Anzeigen 1862 (Gesammelte Abhandlungen 1, 535 f.).

und manches, was bisher nur als Ausfluß bestimmter Prinzipien verständlich schien, wandelte sich für eine realistischere Betrachtungsweise um in das Ergebnis augenblicklicher Notwendigkeiten, in Anpassungen an die Lage. Zum mindesten mußte der moderne Forscher, wie Waitz mit Recht geltend machte, stets auf die Möglichkeit achten, ob nicht momentane oder allgemein menschliche Ursachen allein schon das zu erklären vermöchten, was man bisher als Ausdruck großer geistiger Gewalten sich interessant zu machen gesucht hatte. Das Bild der geschichtlichen Zusammenhänge drohte dadurch vielleicht nüchterner zu werden. In Wahrheit wurde es dadurch reicher an wahrhaft menschlichem Leben, reicher an Widersprüchen und unauflösbaren Rätseln, aber auch an wirkenden und vielfach ineinanderverschlungenen Kräften. Das zeigt die neuere deutsche Forschung über die Staatsbildung der Germanen und über den Charakter des fränkischen Reiches. Sie hat im großen und ganzen die Meinung von Waitz bestätigt, daß die Institutionen Karls des Großen, einzeln betrachtet, von einigen unwesentlichen Resten abgesehen, auf germanischer, nicht auf romanischer Grundlage beruhen, und sie ist doch zugleich nicht blind gegen die leise, aber tiefe Einwirkung, die der eigentliche Erbe des römischen Staatsgedankens, die römische Kirche, allein schon durch die Idee einer umfassenden christlichen Einheit und durch die Vorstellungen von der Machtfülle des Königtums und Kaisertums, die sie damals noch pflegte, auf die politischen Ziele Karls des Großen und der deutschen Kaiser geübt haben wird. So wich hier die generelle Konstruktion der Einzeluntersuchung über Herkunft und Charakter der verschiedenen Institutionen und der sorgsamen psychologischen Abwägung derjenigen Einflüsse, die quellenmäßig nicht faßbar, gleichsam in der Luft verbreitet liegen und die Dinge unmerklich lenken können. Und dabei verfeinerten sich auch die Vorstellungen über das Wesen der Einwirkung geschichtlicher Lebensmächte aufeinander. Was aufeinander wirkt, muß schon in gewisser Weise miteinander

verwandt und für einander empfänglich sein. Unzweifelhaft hat das Lehnwesen germanische Wurzeln. Und doch wurde es den romanischen Ländern von ihren germanischen Eroberern nicht bloß äußerlich aufgelegt. Heinrich Brunner, der große Meister der germanischen Rechtsgeschichte, der im vergangenen Jahre aus unserer Mitte gerissen worden ist, hat darauf hingewiesen, und weitere Forschungen haben es bestätigt, daß der Feudalismus schon in spätrömischer Zeit Seitenstücke hatte in dem Streben des Beamtentums nach territorialer Selbständigkeit, in dem erblich werdenden Grundbesitze der Grenzsoldaten, in den Ansätzen zu patrimonialer Grundherrschaft, in der erblichen Bindung der Berufsstände. Die besondere Struktur der spätrömischen Welt, die sie für das Lehnwesen präformierte, erweist sich damit als ein ebenso wichtiger Faktor in der Entstehung des Lehnwesens, wie die spezifisch germanischen Ideen persönlich-sittlicher Bindung, die im Gefolgschaftswesen sich ausgeprägt hatten. Schicksal und Anlage wirkten hier wie allenthalben zusammen[1]).

In langsamer Arbeit, Irrtum auf Irrtum korrigierend und sich dadurch loslösend von den Fehlerquellen des philosophischen und politischen Systemgeistes, hat die verfassungsgeschichtliche Arbeit in Deutschland den Sinn für das, was man die Symbiose des germanischen und romanischen Geistes nennen möchte, erworben. Der genialen Intuition lag sie von vornherein hell vor Augen. Ranke hat die Geschichte der germanischen und romanischen Völker nie anders zu sehen

[1]) Unter den jüngsten Untersuchungen, die das Verhältnis germanischer und romanischer Elemente im mittelalterlichen Verfassungsleben zu bestimmen versuchen, ist vor allem G. v. Belows Deutscher Staat des Mittelalters I, 1913 zu nennen. Er korrigiert S. 179 z. B. auch die Rankische und Waitzsche Meinung, daß das Erbrecht ein germanisches Prinzip sei, und weist S. 189 auf den Wandel und die Anpassungsfähigkeit in den deutschen Vorstellungen von Staatsgewalt, wodurch die Differenz zwischen germanischen und romanischen Staatsideen im Mittelalter sich merklich mindert. Vgl. auch S. 344 f. seine Bemerkungen über Fickers Theorie.

vermocht. Ich nenne ihn erst jetzt, weil er über die bisher gezeigte Entwicklungslinie der Geschichtsauffassungen von vornherein hinausragt. Es ist ihm gegangen wie Goethe und den Schöpfern des deutschen Idealismus, daß er einen Reichtum ausschüttete, der von den Zeitgenossen noch nicht ganz aufgenommen wurde, so daß erst die folgenden Geschlechter nach und nach in ihn hineinwuchsen. Will man sein Verdienst um die Lehre vom germanischen und romanischen Geiste am kürzesten ausdrücken, so bietet sich ein Wort aus seiner Weltgeschichte dar, das man nur ganz zu erwägen hat, um sein Prinzip zu verstehen: „Das weltgeschichtliche Moment tritt nicht in allgemein gültigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor." Denn das war doch der Grundfehler jener dualistischen Betrachtung, daß sie, trotz mancher Zugeständnisse an die Wandelbarkeit der Dinge, den Begriffen von germanischem und romanischem Geist einen allgemeingültigen und dauernden Inhalt zu geben suchte, den man, jeden für sich, nur zu entwickeln hatte, um den Sinn der mittelalterlichen und neueren Geschichte zu verstehen. Diese dualistische Lehre hatte ebenso wie die mit ihr zusammenhängende Lehre vom Volksgeiste dem historischen Denken gewiß einmal den Dienst einer wertvollen Arbeitshypothese geleistet. Sie hatte es befreit von der Blässe allgemein menschlicher Kategorien und von dem nüchternen Pragmatismus, in dem sich die Geschichtsauffassung der Aufklärung bewegte. Sie hatte es dazu erzogen, die tieferen geistigen Ursachen des Geschehens in großen, geschichtlich-individuellen Ideenkomplexen zu suchen. Aber sie hatte sich selbst noch nicht befreit von der alten dogmatischen Gesinnung, die sich dieses Dualismus bemächtigte, wie sie sich in jenen Zeiten gleichzeitig auch noch anderer Dualismen bediente, um zu allgemeingültigen Maßstäben zu gelangen, als da waren Autorität und Freiheit, Glaube und Unglaube, Revolution und Legitimität. Jeder dieser Dualismen drückte ein Stück geschichtlichen Lebens aus und hatte seine relative Wahrheit. Keiner erschöpfte ganz den Sinn

des Geschehens, und keines der in ihnen einander entgegengesetzten Prinzipien stand dem andern in absoluter Trennung gegenüber. Ranke ließ alle diese gegensätzlichen Mächte mit ihren individuellen Auswirkungen durch seinen empfänglichen Geist gehen, aber die Vorstellung, die er vom Wesen der historischen Individualität hatte, sah sie nicht in absoluter Abgeschlossenheit und Formenstrenge, sondern eng verwoben mit allen übrigen individuellen Gestaltungen, sah überall neben den Spaltungen auch die überwölbenden Einheiten und sah alles in jenem Flusse des Werdens, der das Feste in Geist verrinnen läßt, nicht damit es zum Spiel der Wellen werde, sondern damit die ewige, zeitlose Gottnatur erkannt werde an der Fülle und dem inneren Zusammenhange ihrer zeitlichen Hervorbringungen.

An der Pforte seiner Geschichtschreibung steht das berühmte Bekenntnis von der Einheit der romanischen und germanischen Völker und von ihrer gemeinschaftlichen Entwicklung. Man wird fragen, auf welche letzten Ursachen er diese Einheit zurückführte. Man hat einen Anklang an die Gobineausche Rassentheorie bei ihm finden und ihm sogar die Gobineausche Meinung zuschreiben wollen, daß das germanische Element das vorwiegende, produktive, inspirierende Element des Mittelalters gewesen sei. Daran ist so viel richtig, daß Ranke, wie es ganz selbstverständlich ist, von der Blutsmischung der Völkerwanderung ausging, die mit germanischem Blute durchsetzten romanischen Völker den reiner gebliebenen Stämmen der Germanen in der deutschen und skandinavischen Heimat gegenüberstellte, auch zuweilen hohe Worte fand für die Mitgift, selbst für die entscheidende Bedeutung germanischer Kräfte und Ideen im abendländischen Völkerleben. Aber auch nicht eine dieser Äußerungen ist in jenem grob klassifizierenden Sinne zu verstehen, der den germanischen Geist schlechthin auf den ersten Platz der Weltgeschichte setzt[1]). In der Einwirkung germanischer Ideen auf

[1]) L. Schemann, Gobineaus Rassenwerk S. 510 beruft sich auf S. XVIII der Abhandlung von der Einheit der romanischen und ger-

die romanische Welt konnte und wollte er den Anteil des anthropologischen Momentes nicht übersehen; in der Gegenwirkung romanischen Geistes auf Deutschland aber sah er wohl ausschließlich eine geistige Lebensfunktion, und an allen hinüber- und herübergehenden Wirkungen war ihm dies das Wichtigste, daß sie eine große geschichtliche Einheit manifestierten. Es gehört vielleicht zu den größten Leistungen seines synthetischen Denkens, daß er imstande war, die ganze mittelalterliche Völker- und Staatenwelt als ein einziges individuelles Gebilde aufzufassen, als den „kriegerisch-priesterlichen Staat" des Mittelalters[1]) — ein Staat, der als wirklicher Staat nur zur Zeit Karls des Großen annähernd existierte und doch als Idee das ganze Mittelalter beherrschte. Zum Wesen dieses Staates aber gehörte es, daß germanische und romanische Prinzipien in ihm zugleich lebten, auseinanderstrebend zwar, aber auch immer wieder zusammenfließend Das Kaisertum nannte Ranke „gleichsam das germanische" das Papsttum das romanische Prinzip dieses Völkervereins. Das germanische Prinzip sah er vor allem in der „Autonomie der weltlichen Gewalt", die von den Deutschen aufs gewaltigste und glänzendste aufrecht gehalten wurde. Als das eigentümlichste Produkt der romanischen Nationen erschien ihm dagegen die vom Kaiser unabhängige, geschlossene Ge-

---

manischen Völker in der ersten Ausgabe, wo es hieße, daß diese Einheit „eine von Anfang bis jetzt fortlaufende Entwicklung des germanischen Lebens bilde". Es kann sich, wenn man die Abhandlung im ganzen liest, hier in der Tat nur um eine aus dem Zusammenhang herausfallende Übertreibung des Ausdrucks handeln, die Ranke in der Neubearbeitung (S.W.33/34) S. XVI durch den Zusatz: „des romanischen und germanischen Lebens" denn auch getilgt hat. Ebenso steht es mit dem von Schemann noch angeführten Satze der 1. Ausgabe S. XXV: „das lateinische Kaisertum zu Konstantinopel hätte bei längerem Bestand das ganze griechische Reich germanisieren müssen". In der 2. Ausgabe steht dafür: „. . . in ein romanisch-germanisches verwandeln müssen".

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, S. W. 2, 3; Weltgeschichte 8, 400; vgl. Epochen der neueren Geschichte S. 99.

nossenschaft des Klerus. Als germanisch galt ihm weiter das, was er das „persönliche Prinzip", die „Menge persönlicher Berechtigungen" im Staate nannte, und die Beschränkung der monarchischen Gewalt durch sie; als romanisch dagegen der absolute Staat, der sich durch sich selbst bewegt, alles Persönliche aus dem Staat wegschaffen möchte und in seiner modernen Weiterentwicklung zur Republik und zum Kommunismus tendiere. Alle diese entgegengesetzten Züge germanischen und romanischen Wesens aber schied Ranke nur, um sie gleich wieder zu verknüpfen, und verknüpfte sie doch so, daß die Besonderheit der vorhandenen Elemente gleich wieder durchschimmerte. Das germanische Prinzip der unabhängigen weltlichen Gewalt war nach ihm durchaus verträglich mit einer tiefen Einwirkung des in der Kirche lebenden romanischen Elements auf den deutschen Geist. Hatte sich doch, sagt er in der Reformationsgeschichte (I, 15), die Nation in den christlich-kirchlichen Ideen wieder gefunden, und ihr gesamtes geistiges Leben knüpfte sich daran. Auch Ranke hat dann die Reformation als die erste große, ganz selbständige Tat des deutschen Geistes gefeiert und doch dabei die grobe Auffassung vermieden, sie ausschließlich aus deutscher Wurzel herzuleiten oder gar alle von ihr abweichende Religion als undeutsch zu erklären. Vielmehr der deutsche Geist, der sie hervorbrachte, war „unter den Einwirkungen des Weltschicksals gebildet", und zu diesen Einwirkungen gehörte doch in erster Linie auch die der römischen Kirche. Ebensowenig ließ Ranke einen unversöhnlichen Gegensatz zu zwischen dem absoluten Staate der Romanen und dem germanischen Gedanken der persönlichen Berechtigungen im Staate. „Ich behaupte", sagte er schlicht und groß, „daß alle diese Elemente notwendig sind", und vom germanischen Königtume, sowohl dem mittelalterlichen wie dem modernen, bemerkte er: „Es steht zwischen den beiden Gegensätzen, denn es hat sich sowohl mit der römischen Idee über Verfassung und Verwaltung, als mit dem persönlichen

Elemente alliiert"; es habe auch heute bald dem einen, bald dem anderen Rechnung zu tragen[1]).

Die Mittel der Sprache, selbst der Rankischen Sprache, reichen nicht aus, um diese sich immer wiederholenden Prozesse von Antithese und Synthese, von Auseinander- und Wiederzusammenströmen entgegengesetzter Kräfte zu derjenigen begrifflichen Klarheit zu bringen, die die handelnden Menschen gern verlangen, um zu wissen, woran sie sind. Sie wollen etwas Festes und Rundes und wünschen deswegen, daß der Historiker die geschichtliche Welt zu bequemem Gebrauche herrichte und in der einen Hand den germanischen und in der anderen Hand den romanischen Geist ihnen reiche, damit sie den einen verehren und den andern mit Ruten streichen. Man verlangt es auch heute oft von uns, hüben wie drüben. Die reine und strenge Betrachtung der Dinge aber kann und darf diese Wünsche nicht erfüllen, denn sie würde die Klarheit auf Kosten der Tiefe und Wahrheit bieten, wenn sie die beiden nun einmal zusammengewachsenen Welten des germanischen und romanischen Geistes auseinanderreißen wollte. Aber vielleicht gewinnen wir sie durch eine Art von Zugeständnis, wenn wir uns darauf berufen, daß Ranke einmal die „Idee der Wahrheit" recht eigentlich dem deutschen Geiste eingeboren nennt. Er wollte damit freilich nicht sagen, daß sie außerhalb des deutschen Geistes keine Stätte finde. Derartige Charakterzüge, die germanisches und romanisches Wesen bezeichnen sollen, sind nichts anderes als Dominanten. Sie überwiegen, aber sie herrschen nicht ausschließlich. Sie überwiegen nicht einmal in jedem Augenblick des Lebens, sondern treten hervor oder zurück im Wandel des Erlebens. Und auch der romanische Geist, dem wir andere Dominanten als uns zuschreiben, entbehrt der in uns dominierenden Züge keineswegs ganz, wie wir wiederum auch seiner besonderen Züge nicht ganz entbehren. Wie es

[1]) Epochen S. 56.

Novalis in der universalen Gesinnung der ursprünglichen Romantik ausdrückte: „Germanität ist so wenig wie Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hier und da vorzüglich allgemein geworden sind.“ Nur in diesem Sinne möchte ich es jetzt eine romanische Untugend nennen, den Gegensatz von germanischem und romanischem Geiste zu logischer Ausschließlichkeit hinaufzutreiben, und möchte ich germanische Art darin sehen, von Einheit im Zwiespalte und von Verwandtschaft im Gegensatze zu reden und selbst im furchtbarsten aller Kriege, den germanische gegen romanische Völker zu führen hatten, ihren gemeinsamen geistigen Lebensgrund zu behaupten.

Nur unter diesen Voraussetzungen werden auch die erstaunlichen Wandlungen im Urteil über den Inhalt dessen, was germanischer und romanischer Geist sei, verständlich, und das Körnchen Wahrheit, das in jedem von ihnen liegt, sichtbar. Gervinus nannte den Individualismus germanisch und die Idee des omnipotenten Staates romanisch. Wir sahen, daß Ranke einen ähnlichen Gegensatz aufstellte, aber seine Starrheit in lebendigen Fluß auflöste. Aus unmittelbarer Lebenserfahrung empfand man in jenen Zeiten so. Als Clausewitz 1807 in französischer Kriegsgefangenschaft den Nationalcharakter der Deutschen und Franzosen miteinander verglich[1]), meinte er mit einem durch den Schmerz der Niederlage geschärften Blicke, daß der Deutsche mit seinem Drange in die Tiefe, mit der Unbeschränktheit seines Geistes, der Mannigfaltigkeit und Originalität der Individuen, mit dem unausgesetzten Streben nach einem höheren selbstgesteckten Ziele nun einmal ein schlechtes politisches Instrument sei und gegen die irdischen Fesseln der Regierungsformen anstrebe, umgekehrt der Franzose aber durch seine geistige Einförmigkeit und seine Vorurteile sich vorzüglich dazu eigne,

[1]) Schwartz, Clausewitz 1, 73 ff.

Instrument eines großen Machtstaates zu sein. Noch schärfer urteilte Niebuhr, als er 1829 in verdüsterter Stimmung seine Vorlesungen über das Zeitalter der Revolution hielt[1]). In allen anderen Nationen sei weit mehr Sinn für Unterordnung zu einem Ganzen als bei uns. „Der Deutschen wahre Verfassung ist die Anarchie," sagte Friedrich Schlegel mit Recht; die Individualität des Deutschen will sich immer frei bewegen und frei gestalten." Man glaubt zu träumen, wenn man dagegen nun die Meinungen unserer heutigen Feinde und selbst unsere eigenen heutigen Auffassungen von deutscher Art hört. Der Franzose rühmt sich seines modernen Individualismus und seiner Bürgschaften für den Schutz persönlicher Freiheit gegen den Staat und sieht in uns die servilen Werkzeuge des Staatswillens. Und wir wiederum, stolz auf unsere Organisationsfähigkeit, sehen in der pflichtmäßigen, freudigen Hingabe des Einzelnen an das Ganze ein wertvolles Stück deutschen und so doch auch germanischen Wesens. Gewiß sind in dem Jahrhundert, das diese Urteile voneinander trennt, Wandlungen hüben und drüben vor sich gegangen, aber sie können das Innere der Volkscharaktere nicht ganz umgekehrt, aus Individuen Knechte und aus Knechten Individuen gemacht haben. Das widerspräche der Kontinuität aller Entwicklung. Man gehe diesen Wandlungen nur ernsthaft nach, und man wird entdecken, daß alle Keime dessen, was heute als französischer Individualismus und als deutsche Staatsgesinnung gilt, schon damals vorhanden und ausgestreut waren, und daß wiederum alles das, was uns damals auf die Höhen individueller Freiheit führte, noch heute in uns lebendig ist.

Dabei versagt dann freilich selbst die Rankische Definition der romanischen Staatsidee, daß sie alles Persönliche aus dem Staate wegschaffe, denn der moderne französische Individualismus hat auch die romanische Staatsidee nach seinen Bedürfnissen zu modeln verstanden und hat, mit dem

[1]) 1, 82.

sozialistischen Gedanken sich eng verschmelzend, im Syndikalismus eine Stufe der Anarchie erstiegen, die selbst über die von Niebuhr den Deutschen zugeschriebene hinausliegt. Pol und Gegenpol von Staat und Individuum liegen eben weder im germanischen noch im romanischen Geiste ein für allemal fest, sie irren aber auch nicht gesetzlos hin und her, sondern eine innere Kontinuität verbindet in dem einen wie in dem andern die besonderen Formen des Staats- wie des Freiheitsgedankens, die im Laufe der Geschichte hervorgetreten sind.

Nur bei einer solchen ganz elastischen Auffassung vom Wesen germanischen und romanischen Geistes wird man noch eines anderen kritischen Bedenkens Herr, das sich gegen den wissenschaftlichen Gebrauch dieser Begriffe erhebt. Was gibt uns, muß man doch fragen, das Recht, gewisse Züge des deutschen oder französischen Staatslebens als germanisches oder romanisches Gepräge anzusprechen, während sie vielleicht nur in ihnen hervortreten und im Leben der übrigen germanischen oder romanischen Völker fehlen? Wir tun es, darf man antworten, mit demselben Rechte, mit dem wir etwa auch eine lebendige Weiterentwicklung des christlichen Glaubensinhaltes über Paulus und Christus hinaus als christlich bezeichnen, auch wenn sie nur in einer Verzweigung des Christentums auftritt. Nicht die buchstäbliche oder logisch-begriffliche Verwandtschaft, sondern die innerliche und wesentliche Kontinuität mit den Ursprungsmächten entscheidet darüber, ob man es tun darf. Hier wie allenthalben gilt es, die geschichtlichen Begriffe aus der Starrheit des Begriffes zu erlösen und als Ideen zu fassen, die sich immer wieder lebendig und mannigfaltig individualisieren und weiterwirkend Neues aus ihrem Mutterschoße gebären. Nur die Armut der Sprache und der Trieb zum raschen Generalisieren zwingt zu blassen Abstraktionen, die die Fülle des Individuellen, was sie umfassen, nicht entfernt auszudrücken vermögen.

Drohen sich dadurch nun auch die beiden Begriffe, deren Geschichte wir untersuchten, in lauter fließendes Leben auf-

zulösen? Ja und nein. Wohl muß man einmal den Entschluß fassen, sich ganz der Musik des *Πάντα ῥεῖ* hinzugeben. Sie löst alle künstlich geschaffenen Einheiten auf, aber sie löst nicht die wahre Individualität der historischen Erscheinungen auf. Machen wir uns frei von der engen Vorstellung, daß Individualität etwas Abgeschlossenes, ein für allemal Umgrenztes sei. Sie ist verwebt mit allen übrigen Individualitäten, sie ist in sich selbst in ewigem Werden. Sieht man es so an, dann sind und bleiben auch germanischer und romanischer Geist große, mächtige Individualitäten, viel umfassender und reicher, als der gemeine Verstand und der vorschnelle Dilettantismus sich träumt, reicher vor allem an fruchtbaren Möglichkeiten, an ungeahnten Wendungen zu neuen Zielen und an innerer Verjüngungskraft. Und diese Verjüngungskraft fließt zu nicht geringem Teile aus der Lebensgemeinschaft, zu der das Schicksal von anderthalb Jahrtausenden sie zusammengefügt hat, durch die sie nun wieder zu einer neuen großen Individualität zusammengewachsen sind. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt. Es ist ein Vorzug des germanischen Geistes, daß er williger als der romanische Geist diese Gemeinschaft auf sich wirken läßt, weil er ärmer ist an bindenden Formen und Grenzen des Denkens und Handelns, weil er reicher ist an kosmischem Allgefühl. Darum wissen wir, daß auch der Kampf der Elemente untereinander die großen Ordnungen nicht erschüttert, die sie im Grunde zusammenhalten. Und die Gemeinschaft des germanischen und romanischen Geistes hat immer des Kampfes untereinander bedurft, um die Lebenskeime zu entwickeln, die in dem einen wie in dem anderen schlummern. Keiner will sich dem anderen unterwerfen, keiner kann des anderen entbehren. Stolz und trotzig gehen sie nebeneinander durch die Jahrhunderte, als eine der zwiespältigsten, aber auch fruchtbarsten aller Kulturgemeinschaften.

zulösen? Ja und nein. Wohl muß man [illegible]
schluß fassen, sich ganz der Musik des *Ilaro* [illegible]
Sie löst alle künstlich geschaffenen Einheiten [illegible]
nicht die wahre Individualität der historisch[illegible]
auf. Machen wir uns frei von der engen [illegible]
Individualität etwas Abgeschlossenes, ein [illegible]
grenztes sei. Sie ist verwebt mit allen üb[illegible]
täten, sie ist in sich selbst in ewigem Werd[illegible]
so an, dann sind und bleiben auch german[illegible]
scher Geist große, mächtige Individualitäten [illegible]
und reicher, als der gemeine Verstand [illegible]
Dilettantismus sich träumt, reicher vor al[illegible]
Möglichkeiten, an ungeahnten Wendunge[illegible]
und an innerer Verjüngungskraft. Und [illegible]
kraft fließt zu nicht geringem Teile aus [illegible]
schaft, zu der das Schicksal von anderthal[illegible]
zusammengefügt hat, durch die sie nun [illegible]
großen Individualität zusammengewach[illegible]
fata duxunt, nolentem trahunt. Es ist [illegible]
manischen Geistes, daß er williger als [illegible]
diese Gemeinschaft auf sich wirken läßt, [illegible]
bindenden Formen und Grenzen des [illegible]
weil er reicher ist an kosmischem Allgefü[illegible]
daß auch der Kampf der Elemente unt[illegible]
Ordnungen nicht erschüttert, die sie in [illegible]
halten. Und die Gemeinschaft des ger[illegible]
schen Geistes hat immer des Kampfes [illegible]
um die Lebenskeime zu entwickeln, [illegible]
in dem anderen schlummern. Keiner [illegible]
unterwerfen, keiner kann des anderen [illegible]
trotzig gehen sie nebeneinander durch [illegible]
eine der zwiespältigsten, aber auch fr[illegible]
gemeinschaften.

Zweite Gruppe

Aus der Zeit der Erhebung und der Restauration

Stein und die Erhebung von 1813.

Kunstwart Bd. 26, 1913.

Sollen die wundervollen Erinnerungen von 1813 in einem großen und reinen Sinne auf uns wirken, so müssen sie zart angefaßt werden. Es berührt uns schon nicht ganz fein, wenn wir sie benutzt sehen, um den „Wehrbeitrag" zu dekorieren, den wir willig und mit vollem Verständnis der Notwendigkeit zahlen wollen, aber ohne Geräusch und Pose. Wir sträuben uns auch, wenn man uns bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier den „Schild des Glaubens" in die Hände drücken will und uns versichert, daß 1806 ein Gottesgericht für den Unglauben gewesen sei. Zwar wissen wir geschichtlich sehr wohl die Kraft der altväterlichen Religiosität zu würdigen, die vor einem Jahrhundert im Preußenvolke aus gehorsamen und polizierten Untertanen Helden erwecken konnte. Aber wir würden den Reichtum und die Größe jener Zeit mindern und würden zugleich unsere eigene geistige Freiheit verkaufen, wenn wir alle die großartigen und problemreichen Höhen und Tiefen des damaligen deutschen Geisteslebens applanieren wollten auf die eine Formel vom Glauben und Unglauben. Nur im Goetheschen Sinne wollen wir es gelten lassen, daß Glauben und Unglauben die großen Gegensätze der Weltgeschichte sind. Dann aber sind damals Mächte des Glaubens gewesen nicht nur Bibel und Gesangbuch, sondern auch Faust und Werther, Räuber und Wallenstein, Kants Vernunftkritik und Wolfs Homerkritik. Der damalige Aufstieg des deutschen Geistes und der ihm zeitlich folgende Auf-

stieg des deutschen Volkes sind für uns, trotz aller Risse und Spalten dazwischen, ein einziger großer, hinreißend schöner Lebensakt. Daß beide so tief und stark zusammenhingen, daß Staat, Volk und Geist so nahe wie nie wieder vorher und nachher sich rückten, daß hohe geistige Ideen und Flinte und Säbel so nahe damals zusammengehörten, wie schwangere Wolke und Blitz, — das ist es, was uns im Innersten ergreift und erhebt. Wir sind jener Zeit nicht nur dankbar für das kostbare Geschenk der nationalen Unabhängigkeit, das sie uns erstritten hat, sondern empfinden die Art, wie sie erstritten worden ist, fast noch als das höhere Geschenk, das sie uns hinterlassen hat. Suchen wir in ihr einen dauernden und für uns vorbildlichen Wert, so kann es nur sein das Vorbild der nationalen Lebensgemeinschaft, die sie uns gab.

Diese Lebensgemeinschaft aber war von anderer Art, als manche Zionswächter des deutschen Nationalgefühls sie sich heute denken. Sie bedeutete nicht, daß Staatsleben und Kulturleben darauf verzichteten, ihren eigenen, von Natur autonomen Geist zu pflegen; sie bedeutete auch nicht, daß der Landwehrmann anfing, Fichtesche Philosophie zu verstehen und Goethe von Rechts wegen hätte aufhören müssen, Goethe zu sein, um teilzunehmen am Leben seiner Nation. Niemandem wurde es zugemutet, sein innerstes Selbst zu verleugnen. Nicht auf Nivellierung, sondern auf Auswirkung der Individualitäten beruhte alles. Wir könnten uns noch heute, wenn wir ihnen unvorsichtig nahen, an ihren Ecken und Kanten blutig stoßen, die oft so gar nicht in das Schema des konventionellen Patriotismus hineinpassen und oft auch den gewohnten Vorstellungen von einem idealen und verständnisvollen Zusammenwirken aller nationalen Kräfte hart widersprechen. Und doch üben sie gerade deswegen auf den Verstehenden eine so unvergleichliche Anziehungskraft aus, weil sie, die Befreier der Nation, auch ihre eigene Freiheit und Individualität trotzig behaupteten. Ihr Leben und Wirken ist reich an Dissonanzen und Verkennungen, an tragischen Konflikten und Überschrei-

tungen. Dafür lehren sie uns nicht nur, daß wahre nationale Größe im letzten Grunde aus menschlicher und individueller Größe fließt, sondern daß menschliche wie nationale Größe auch immer ein tragisches Moment an sich haben.

So wäre denn das die rechte Art, die großen Männer jener Zeit heute zu feiern: Einmal und voran die elementaren Grundkräfte in ihnen, die einfachen und großen, jedem natürlichen Sinne verständlichen Hauptgedanken ihres Lebens zu würdigen; als die mächtigen Repräsentanten und Führer ihrer Nation sie zu fassen, — und dann die bewegte, oft tief erregte und gespaltene Menschlichkeit in ihnen aufzusuchen und die verborgenen Klippen ihres Schicksals zu erkennen.

Nach alter Überlieferung nimmt der Freiherr vom Stein den ersten Platz unter ihnen ein. Man muß, wenn man sie heute wiederholt, sie rechtfertigen, denn es gab andere Staatsmänner von höherer geistiger Spannweite. Wilhelm von Humboldt hat, als er 1819 längere Zeit hindurch Stein zu beobachten Gelegenheit hatte, den verschiedenen Seiten seines Wesens und seiner Bildung zwar warme Anerkennung gezollt, aber hinzugefügt: „Nur ist das alles nicht zur höchsten Richtung vereinigt, die es zu nehmen fähig wäre." Aber man erfährt den Grund seines Tadels aus seiner Bemerkung, daß Stein „zu sehr bloß dem Wirklichen im Leben zugewendet" sei und nicht genug Freude am reinen Denken und Empfinden, an der Form der Welt und der Menschen habe. Stein war der Wirklichkeitsmensch inmitten der idealistischen Denker und Dichter seiner Generation. Aber man würde sehr fehlgreifen, wenn man ihn etwa den großen Realisten des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts beigesellen wollte. Ihm ist die Wirklichkeit nicht wie diesen Mittel und Bereich für die Herrscherkraft des menschlichen Willens, sondern Stoff und Aufgabe für die Bildung des sittlichen Charakters. Einem ganz schlichten und mächtigen Grundmotive folgte der altfränkische Reichsritter zu allen Zeiten seines öffentlichen Lebens, in der ruhig arbeitsamen Periode seiner westfälischen

Oberpräsidentenschaft vor 1804, in den Stürmen und Gefahren der Erhebungskämpfe und in dem Stilleben der letzten Jahre. Immer gilt es für ihn, Geist und Seele zu erheben über ein nur sinnlich-egoistisches Dasein; aber nicht sowohl durch einen freien und unbedingten Aufflug zu den Ideen, als vielmehr durch festes Handeln nach sittlichen und religiösen Zwecken. Haus und Familie, Gemeinde und Kreis sind die ersten und natürlichsten Stätten, wo der Gemeinsinn wirkt und den gemeinen Nutzen fördert, ohne Nachlassen, aber ohne Hasten und Jagen; selbständig, frei, ungegängelt, aber darum nicht zügellos; aufgeschlossen und fortschreitend mit der Zeit, aber ablehnend gegen jeden Fortschritt, der die sittlichen Grundlagen solcher Lebensführung gefährdet. Insgesamt eine ethische Mittellage des Lebens, nicht zu hoch, nicht zu tief gegriffen, wie sie so mancher treffliche Landpfarrer jener Zeit sonntäglich gepredigt haben mag. Gewiß, wird mancher sagen, recht männlich und tüchtig, auch natürlich-poetisch und sehr deutsch gedacht — aber bedeutet es auch etwas geschichtlich Großes? Überwältigt es uns und überwältigte es seine Zeit? Nicht nur Humboldt, sondern auch die moderne Empfindung könnte dies Ideal etwas eng finden.

Es ist zunächst darauf zu sagen: daß ihm die Kraft innewohnte zu einer der größten Leistungen in der Entwicklung des deutschen Staatslebens. Der Zug dieser Entwicklung geht seit zwei Jahrhunderten, noch heute nicht abgeschlossen und fertig, vom Herrschaftsstaate zum Gemeinschaftsstaate, zur werktätigen innerlichen Teilnahme aller Volksschichten an Rechten und Pflichten, an Gedeih und Verderb des Staates. Innerhalb dieser Entwicklung bilden Steins Gedanken und Reformen den ersten epochemachenden Einschnitt. Sie sprengten, um mit seinen eigenen Worten zu reden, die Fesseln, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hinderte, und gewöhnten die Nation daran, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit herauszutreten. Die Selbstverwaltung, die er den Städten

durch die preußische Städteordnung von 1808 gab, sollte der erste Schritt zu einer allgemeinen Neuordnung des Staatslebens bis zur Spitze hin sein. Zwar hat sich das Steinsche Selbstverwaltungsideal im vollen Umfange als unausführbar erwiesen, und die moderne Entwicklung hat nicht weniger, sondern mehr des leidigen Bureaukraten- und Schreiberwesens in die Welt gesetzt. Aber wie könnte man es ertragen ohne die Gegengewichte, die seit und durch Stein geschaffen worden sind, ohne die immer wieder frisch aufquellenden Kräfte freier bürgerlicher Selbsttätigkeit.

Ferner aber reichte Steins Persönlichkeit über seine Worte und Gedanken noch hinaus. Während diese eine temperierte, die Abgründe wie die Höhen vermeidende Bürger- und Nationalethik forderten, wich sein Leben und Schaffen selbst den Abgründen und Höhen nicht aus. „Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat", wie ihn Steffens einmal nennt, hat zuerst und allen übrigen voran den heroischen Sturmwind in die preußische Erhebungsgeschichte hineingetragen, um dessentwillen sie unserem Herzen und unserer Phantasie so teuer ist. Seine gewaltigen, waghalsigen und selbst die Grenze des sittlich Erlaubten streifenden Erhebungspläne von 1808, die Preußen zu einem zweiten Spanien machen sollten, gaben den Auftakt zu allem Kommenden an. An ihm erwies sich, daß hinter dem „frommen, reinen, tapferen Sinn" der Deutschen, den er wünschte und selbst darstellte, noch größere und tiefere Leidenschaften, elementare Lebenskräfte und Aufschwungsmöglichkeiten verborgen lagen. Er hat nach Jahrhunderten des Druckes und der Dämpfung den furor teutonicus wieder in die deutsche Geschichte eingeführt, der von dieser Zeit an in ihrem Hintergrunde liegt und in ihren Entscheidungsmomenten jeweils aufzulodern vermag. Ohne diese verborgene Reservemacht hätte Bismarck nie das Deutsche Reich schaffen können und vermöchten wir auch in Zukunft uns nie in der Welt zu behaupten.

Seine Erhebungspläne von 1808 blieben als Impuls lebendig, trotzdem er um ihretwillen den preußischen Staat

damals verlassen mußte. Als Staatsmann ohne Staat aber vermochte er, nur durch die Feuerkraft seines Charakters und durch die Steigerung seines nationalen Ideals zum universalen und menschheitlichen Freiheitsgedanken, den Zaren Alexander 1812/13 zu dem weltgeschichtlichen Entschlusse fortzureißen, den Krieg nicht als nationalrussischen, sondern als europäischen Befreiungskampf über Memel und Weichsel nach Deutschland hineinzutragen. Stein stieß damit die Pforten zur Freiheit auf, — daß es ihm nicht vergönnt war, mit gleichem Erfolge die weiteren Entscheidungen dieser Jahre zu bestimmen, lag nicht am Versagen seiner Kraft, sondern an den ihn einengenden äußeren Gewalten. Die neuen Gedanken über Deutschlands Zukunft, die er nun aufstellte, litten dann aber merklich unter diesem Drucke. Weil Deutschlands Befreiung nun einmal durch Schicksalsfügung von den Entschlüssen des Auslandes, voran Englands und Rußlands, abhängig geworden war, so konnte er sich noch nicht zu dem Gedanken erheben, daß Deutschlands künftige Verfassung rein und ausschließlich von der sich selbst bestimmenden Nation abhängen dürfe. Er war imstande, die deutsche Verfassung unter die Garantie Englands und Rußlands stellen zu lassen. Schließlich aber hängt doch das, was wir hier als Schwäche und Unvollkommenheit seines Nationalgefühls empfinden, auch mit dem Wertvollsten und Höchsten, das es hatte, zusammen. Deutsch sein war ihm wie Fichte gleichbedeutend mit Charakter haben. Die nationale und die sittliche Forderung fielen ihm im Grunde zusammen. Das bedeutete aber, daß das höhere menschliche Ideal, das die Aufklärer und Idealisten des achtzehnten Jahrhunderts beseelte, auch ihn noch leise bestimmte. Mochte der herb-praktische Mann noch so heftig auf Kosmopoliten, Ideologen und Metaphysiker schelten, so zeigte er damit nur, daß er nicht allein ungerecht und übereilt gegen andere, sondern auch ungerecht gegen sich selbst sein konnte. Der Nachlebende sieht fast auf den ersten Blick das ideologische Geblüt in ihm. Wie hätte er auch ohne diesen

Anteil an dem allgemeinen geistigen Untergrund seiner Zeit auf sie wirken können. So durchdrangen sich also in ihm universale Ideen und nationales Ideal, und so konnte es weiter geschehen, daß sie ihm bald Fessel der Entfaltung, bald Flügel zum Aufschwung wurden.

Eben das ist das Tragische in ihm, daß seine geistige Welt bald mächtig und breit sich erweitern, bald eng, ja engherzig sich in sich zusammendrängen konnte. Mächtig und breit war seine Vorstellung von einer freien und großen Nationalverfassung, die „alle Elemente der Kraft, der Kenntnisse und einer gemäßigten und gesetzlichen Freiheit in sich schlösse"; in der deutschen Geschichte unerhört neu und gewaltig der Grundsatz, den er aufstellte, daß alle dynastischen Rücksichten dem Heile der Nation schlechthin unterzuordnen seien. Damit erhielt sein aus den alten Reichserinnerungen genährter Patriotismus etwas von der revolutionären Stoßkraft der Nationalsouveränität. Aber wie verschroben und engbrüstig muten seine deutschen Verfassungsentwürfe im einzelnen an. Einmal wollte er gar den preußischen Staat mit Ausschluß nur seiner westelbischen Landschaften vom künftigen Reiche ausschließen — ein höchst merkwürdiger Versuch zugleich, das preußisch-deutsche, ostwestdeutsche Problem, mit dem wir noch heute ringen, nicht etwa zu lösen, sondern verzweifelt preiszugeben. Stein, der Reichsfreiherr und als Verwaltungsbeamter groß geworden in den freieren westfälischen Verhältnissen, empfand wie nur einer westdeutsch, bäumte sich auf gegen den „Wolfsblick" des brandenburgischen Adels und schalt ihn „kalt, trübsinnig, gemütlos, karg". Zweifellos mit ungerechter Übertreibung, denn aus diesem alten märkisch-pommerschen Adel gingen damals auch Heinrich von Kleist, Achim von Arnim und der feine Freund des Humboldtschen Ehepaares, Wilhelm von Burgsdorff, hervor. Es ist ferner bekannt, daß Stein das Rittergut des bauernlegenden mecklenburgischen Edelmanns mit der Höhle eines Raubtiers verglich. Wohl ist er der bauernfreundlichen Richtung des berühmten Oktoberedikts

von 1807, mit dem er sein Reformministerium begann, immer treu geblieben, aber doch auch hier nicht ohne nachträgliche Verengerungen seiner Grundsätze und Überwucherungen durch aristokratische Standesvorurteile. Die Freiheitsgeschenke, die er während seines Reformministeriums 1807/08 großherzig austeilte, hat er am Abend seines Lebens, konservativer, romantischer und zünftlerischer gestimmt, doch zum Teil wieder bedauert. Er war auch nicht mehr imstande, die Anfänge des modernen Wirtschaftslebens, der kapitalistischen, industriellen und proletarisierenden Bewegung, die er noch erlebte, gerecht zu beurteilen. Sie waren ihm unheimlich, sittenverderblich, und alle Nichtangesessenen betrachtete er unwillkürlich als Gesindel. Auch seine religiösen Überzeugungen wurden starrer im Alter. Die Rationalisten wollte er zuletzt von den dogmatischen Lehrstühlen der Universitäten entfernt wissen.

Soll man in der Feierstimmung dieses Jahres über diese Alterszüge und überhaupt die Schwächen seines Wesens hinwegsehen? Wir meinen, sie berühren uns, wie seine großen und heldenhaften Züge, ebenso menschlich wie deutsch. Die Tragik, die ihm anhaftete, war und ist auch die Tragik unseres Volkscharakters. Wir streben vielleicht höher himmelwärts als andere Nationen und können uns doch aus einer gewissen angeborenen Lebensenge meist nicht ganz befreien. Unsere Kultur wie unser Staatsleben ist deshalb unausgeglichener als das andrer Nationen, und das Philistertum haben wir weder in dem einen, noch in dem andern je ganz zu Boden werfen können. Man müßte einmal das deutsche Philistertum unter die geschichtliche Lupe nehmen, um zu wissen, wieweit seine Wurzeln zurückreichen und welche singulären Schicksale es befördert haben. Zweifellos haben die Vielstaaterei und der absolutistische Militär- und Polizeistaat des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitgeholfen, die Nation zu verkrüppeln. Niemand hat tiefer und leidenschaftlicher diese Verkrüppelung seines Volkes empfunden als Stein, dieser Todfeind aller Schreiberseelen; niemand hat mehr damals

dafür getan, es emporzureißen zu festem und mutigem Ausschreiten. Wie er politisch die ältere Reichs- und Kaiserzeit wieder zu Ehren bringen wollte, so bedeutet sein Lebenswerk insgesamt die Reaktion eines älteren, kräftigeren, vollblütigeren deutschen Geistes gegen die Einschnürungen der letzten Jahrhunderte. Wenn er nun das, was er um sich herum niederzuschlagen versuchte, in sich nicht ganz zu überwinden vermochte, so teilt er damit das Schicksal wohl aller großen Reformer der Geschichte.

„Bei Stein lebt man immer unter freiem Himmel", hat Wilhelm von Humboldt nach einem Besuche bei ihm in ganz wörtlichem Sinne und zugleich so schön bezeichnend gesagt. Er liebte die Waldgebirge und Stromtäler des westlichen Deutschlands und zog sie der italienischen Landschaft vor. Wer sein Bild sieht, mag vielleicht zuerst meinen, daß Augen und Mund mehr auf ein mildes, wohltemperiertes Tugendideal deuten. Dann aber sieht man die Züge immer fester und kraftvoller werden, und schließlich ahnt man den Feueratem, der aus ihm hervorbrechen konnte.

Fichte als nationaler Prophet.

Velhagen & Klasings Monatshefte 1908.

Die ernsten Säkularerinnerungen, die wir in diesen Jahren feiern, rücken von den schweren Tagen zu Jena und Tilsit zu den Zeiten hinüber, wo unter der Winterdecke der Fremdherrschaft neue grüne Saat emporsproß. Wir durchleben jetzt das große Jahr des Steinschen Ministeriums und haben von neuem ein Ohr für die Reden an die deutsche Nation, die Fichte im Winter 1807/08 in Berlin hielt. Sie sind ja in dem Jahrhundert, das uns von ihnen trennt, niemals ganz verhallt, sind immer wieder gedruckt, gelesen und gerühmt worden als eines der großen Fanale unserer neueren deutschen Geschichte, aber darum wendet man, auf welchem Aussichtspunkt man auch stehen möge, immer mit Freude wieder sein Auge zurück zu dieser hellen Flamme auf dem Berge, und immer wieder kann ein frischer Wind, der sich im Leben der eigenen Zeit erhebt, ihr neuen Luftzug und Kraft zuführen. So war es, als Heinrich v. Treitschke im Jahre 1862 am Vorabend der deutschen Entscheidungen mit einem von Hoffnung hochschlagenden Herzen seinen Aufsatz über „Fichte und die nationale Idee" schrieb und damit seine eigene Tätigkeit als großer Redner an die deutsche Nation eröffnete. Wir haben heute keinen Fichte und keinen Treitschke mehr, aber wir stehen möglicherweise auch wie sie am Vorabend schwerer Entscheidungskämpfe für Deutschland, fühlen jedenfalls angesichts einer drohenden Gefahr abermals das Bedürfnis, alle inneren und äußeren Kräfte unseres nationalen Daseins zusammenzuraffen. So sehen wir mit besonderer Bewegung heute das

Feuerzeichen, das Fichte vor 100 Jahren aufrichtete, und dürfen auch sagen:

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinige unseren Glauben, —

denn gerade unserem Glauben, unseren moralischen Überzeugungen hat Fichte heute etwas zu sagen, etwas anderes als 1862 zu der Generation Treitschkes, aber etwas, das uns vielleicht sogar näher in das Zentrum seiner Gedanken hineinführt, als das, was Treitschke damals aus ihnen entnehmen konnte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst kurz den äußeren Hergang der Reden.

Am Sonnabend den 28. November 1807 konnte man in der Vossischen Zeitung folgende Ankündigung Fichtes lesen: „Meine gewöhnlichen Vorlesungen in den Winterhalbjahren für ein gemischtes Publikum aus beiden Geschlechtern werde ich auch diesen Winter zu der gewöhnlichen Stunde Sonntags von 12—1 Uhr halten; und zwar werde ich in denselben die vor drei Jahren angehobene Betrachtung, die unter dem Titel: ‚Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters' auch gedruckt ist, bis auf unsere Tage fortführen." Am Sonntag, den 13. Dezember begann er dann im runden Saale des alten, in jüngster Zeit erst gefallenen Akademiegebäudes Unter den Linden zu lesen und schloß mit seiner 14. Rede am 20. März 1808. Während er redete, hörte man zuweilen von der Straße die Trommeln der französischen Garnison, aber die Franzosen behelligten ihn nicht. Er selbst mußte sich auf anderes gefaßt machen. „Ich weiß recht gut, was ich wage," schrieb er, „ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Die damalige preußische Zensur war mißtrauischer als die französischen Machthaber und hat — diese Vorgänge sind erst in neuerer Zeit bekannt geworden — den Druck der Reden durch allerlei Bedenken erschwert, die nicht nur der Angst vor den Franzosen, sondern

auch der Angst vor einer freimütigen Beurteilung der bisherigen preußischen Politik entsprangen. Schließlich hat Fichte auch im Drucke nichts Wesentliches seiner Gedanken zu opfern brauchen. Der Moniteur in Paris aber begnügte sich mit der Erwähnung, daß ein berühmter deutscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung halte.

So unauffällig war im ganzen der Verlauf, — Fichte war, seiner äußeren Stellung nach, nicht mehr als ein außer Amt gerade lebender Professor, der durch private Vorlesungen sich diese ganzen Jahre hindurch mit erhalten mußte. Wohl war er damals zugleich, wie wir heute sagen würden, eine interessante moderne Erscheinung, der sich einige Jahre zuvor, dank seinem angeblichen Atheismus — le fameux athée Fichte, wie der Moniteur sagte — bei manchen anrüchig gemacht hatte. Aber er mutete den Hörern seiner Vorlesungen eine so schwere Kost, eine so abstrakte und mühsame Gedankenarbeit zu, daß nur ein ganz kleiner und auserlesener Kreis imstande gewesen sein kann, ihm ganz zu folgen. Volkstümlich in der Weise Luthers hat Fichte nie sein können, und so heroisch seine Absicht auch war, dem preußischen Heere von 1806 als eine Art von Laienprediger ins Feld zu folgen und „Schwerter und Blitze" zu ihnen zu reden — so ist es doch vielleicht gut, daß ihm die Enttäuschungen erspart wurden, die ihm bei der Ausführung beschieden gewesen wären. Schwerter und Blitze zu reden, war ihm wahrlich wie keinem anderen damaligen Deutschen gegeben, aber er bedurfte eines viel weiteren Horizontes, als ihn irgendein zufälliger Hörerkreis ihm bieten konnte, um seine Blitze auszustreuen über die deutsche Nation. Er gehört zu denen, die gewiß auch im Augenblick ihres persönlichen Wirkens auf alle empfänglichen Zeitgenossen mächtig eindringen, sie in den Grund der Seele bewegen konnten, aber deren volle Wirkung eines säkularen Spielraumes bedarf. Es ist auch heute noch ein geschärftes Auge nötig, um die ganze Bedeutung seiner Gedanken zu erkennen, aber diese Gedanken erweisen sich dabei auch als fast unerschöpflich.

Fichte erlebt als Philosoph und insbesondere als Geschichtsphilosoph heute eine Art von Wiederauferstehung, bei der man mit Staunen gewahr geworden ist, wieviel fruchtbare moderne Keime unter einer harten Schale bei ihm schon liegen. Wir wollen das auch von dem nationalen Propheten Fichte zeigen, aber müssen uns freilich auch hier erst durch die harte Schale hindurcharbeiten, müssen das Spröde, das Fremdartige, das uns Widerstrebende sogar erst unumwunden und unverschleiert zur Sprache bringen, bevor wir zu dem für uns Lebendigen gelangen können.

Von einem nationalen Propheten verlangt man nicht, daß er prophezeie und die Zukunft erkenne, sondern daß er Kräfte erkenne und schaffe, mit denen die Zukunft gebaut wird. Inwieweit, so dürfen wir fragen, hat Fichte schon diejenigen nationalen Gedanken und Forderungen, die in unserem heutigen deutschen Nationalstaate lebendig sind, geweckt und vertreten?

Wir finden manches Wort wohl, das uns innerlichst verwandt berührt. Unser Nationalgefühl beruht im letzten Grunde auf gewissen einfältig-mächtigen Urinstinkten, auf Lebensgemeinschaft, die die Generationen miteinander verknüpft, die schlecht und recht sagt: Wir sind, was wir geworden sind, und wollen uns aller Welt zum Trotz darin erhalten. Auch bei Fichte weht ein starker Hauch von solcher Urempfindung, wenn er von den alten Deutschen etwa sagt: „Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortfuhren, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäß zu entscheiden . . und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten." Zu den fast schon vulgär gewordenen und etwas abgeschliffenen Bestandteilen deutschen Nationalbewußtseins gehört es, das „deutsche Gemüt" zu preisen. Wenn auch Fichte vom „deutschen Gemüt" und der „ganzen wunderwirkenden Kraft des deutschen Gemüts" spricht, so hat das zwar in seinem Munde einen vornehmeren und edleren, aber uns doch ganz und gar vertrauten Klang. Nicht minder auch, wenn er auf die leidige Ausländ-

derei der Deutschen schilt und sich darüber aufhält: „Der Gipfel aber unseres Triumphes ist es, wenn man uns gar nicht mehr für Deutsche, sondern etwa für Spanier oder Engländer hält, je nachdem nun einer von diesen gerade Mode ist.“ Wie es in Wahrheit um das Wertverhältnis zwischen deutscher und ausländischer Kultur steht, darüber spricht Fichte Ansichten aus, die auch dem höchstgespannten deutschen Nationalbewußtsein unserer Tage genügen würden. Deutschland und Ausland sind ihm Gegensätze wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod. Die ganze Weltgeschichte seit der Völkerwanderung wird unter diesen Gegensatz gestellt. Die Deutschen, zu denen er im weiteren Sinne auch die in ihren Sitzen gebliebenen germanischen Nachbarstämme rechnet — sind das rein gebliebene Ur- und Muttervolk, sie sind es schon kraft ihrer ursprünglichen Sprache, die unmittelbar aus der lebendigen Natur fließt, während die ausgewanderten und romanisierten Stämme mit der Annahme einer fremden Sprache auch die Wurzeln dieser Naturkraft durchschnitten haben und fortan nur eine tote und flache Bildung erzeugen können. Es ist an sich viel Tiefes und Fruchtbares in diesen Gedanken Fichtes über den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Geistesleben, und seine Kritik der romanischen Sprachen und Kulturen — er zielt natürlich immer dabei auf die französische in erster Linie — erinnert in manchem an die berühmte Kritik, die der große französische Denker Taine an dem toten esprit classique seiner Landsleute und an der Verödung und Verärmerung ihrer Sprache im ancien régime geübt hat. Aber es streift doch schon an nationale Überhebung und Selbstgerechtigkeit, wenn Fichte erklärt: „Alle die Übel, an denen wir jetzt zugrunde gegangen, sind ausländischen Ursprungs.“ Selbst sein großes und starkes Wort: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend,“ hat einen solchen Beigeschmack von überreiztem Chauvinismus.

Aber würde ein moderner Alldeutscher bei Fichte wirklich seine Rechnung finden? Oft würde ihm das Herz lachen,

ebenso oft aber würde er auch bedenklich den Kopf zu schütteln haben. Er würde es nicht verstehen, wie es Fichte mit seinen löblichen Ansichten über den unbedingten Vorrang deutschen Wesens in der Welt vereinigen könne, über Ehre und äußeren Nationalruhm als Triebfedern nationalen Handelns so abschätzig zu sprechen. Wie nun gar, wenn er auf die Meinung stößt, daß der Deutsche die Meere und den Welthandel nur ruhig den anderen Völkern überlassen und sich mit dem begnügen solle, was sein reichlich ausgestattetes Land und sein Fleiß ihm gewährten. „O möchte doch nur den Deutschen sein günstiges Geschick ebenso vor dem mittelbaren Anteile an der Beute der andern Welten bewahrt haben, wie es ihn vor dem unmittelbaren bewahrte!" Was für verschrobene Ideen, wird unser moderner Normaldeutscher sagen, was für unfaßliche Widersprüche. Welche unmögliche Bilanz zwischen Produktion und Konsumtion der Nation. Alle geistigen Güter des Auslandes sollen von Deutschland produziert werden, aber auf alle materiellen Güter des Auslandes soll es verzichten? Immerhin, der Zweck dieses Verzichtes und dieser Abschließung soll ja, wie Fichte erklärt, sein: die „innere Selbständigkeit und Handels-Unabhängigkeit" des deutschen Volkes. Also, wird unser Kritiker vielleicht sagen, am Ende doch in altfränkischem Gewande ein guter Inhalt, etwas Ähnliches wie Heimatpolitik des Bundes der Landwirte.

In dieser Heimatpolitik einerseits, in der Welt- und Übersee-Politik anderseits haben die beiden großen Erwerbszweige der heutigen Nation, Landwirtschaft und Industrie, zwei charakteristische Grundtypen moderner Nationalpolitik geschaffen. Beide berufen sich dabei auf die nationale Idee, beide ziehen in der Tat aus ihr den besten Teil ihrer moralischen Kraft. Darum können sie in manchen Dingen, die von ihren unmittelbaren wirtschaftlichen Interessen nicht berührt werden, politisch zusammengehen, um freilich überall da, wo diese Interessen sich kreuzen, heftig aufeinander zu stoßen, jeder dabei mit dem Anspruch, das wahre und eigentliche

Wohl der Nation zu vertreten. In einem Punkte aber treffen auch ihre eigensten Interessen zusammen: In der Steigerung des nationalen Gedankens zum nationalstaatlichen Gedanken. Nationales Leben ohne nationalen Staat scheint uns fast wie ein Messer ohne Scheide. Nur durch staatliche Machtpolitik und alles was dazu gehört, können die großen realen Lebensinteressen der Nation, mag man sie nun so oder so verstehen, wirksam geschützt oder verteidigt werden gegen den Wettbewerb der anderen Nationen, und was die idealen, die Kulturinteressen der Nation betrifft, so bedürfen sie zwar um ihres inneren Wesens willen größerer Unabhängigkeit vom Staate, aber auch sie können seines Schutzes und seiner fördernden Impulse nicht ganz entbehren, auch sie fordern von sich aus die nationalpolitische Einheit als großen geistigen Wert für sich, fordern den großen Nationalstaat zur vollen Auswirkung auch des Charakters und der Persönlichkeit.

So etwa die moderne Ansicht vom Verhältnis der Nation zum Staate. Manchmal scheint wohl Fichte ihr schon ganz nahe zu kommen. Es ist keine Frage, daß ein dringendster, heißester Wunsch von ihm ist, Deutschland möge seine verlorene politische Selbständigkeit wieder gewinnen, daß die unmittelbare praktische Absicht seiner Reden ist, ein neues Geschlecht zu erziehen, das tauglich sei, den Befreiungskampf siegreich durchzukämpfen. Aber was soll dann werden, wenn die Nation in der Lage ist, ihr politisches Schicksal wieder selbst zu bestimmen? Hat Fichte wirklich schon den nationalen Einheitsstaat in unserem Sinne als Ziel des Strebens verkündet? Man kann es doch keineswegs mit solcher Sicherheit, wie es oft geschehen ist, behaupten. Wir finden wohl manches, was darauf hindeutet, aber auch wiederum manches, was sich gar nicht damit vereinigen läßt. Er erwägt z. B. den Fall, daß in der Vergangenheit ein besonderer deutscher Staat darauf hätte ausgehen können, die ganze deutsche Nation unter seiner Regierung zu vereinigen. Aber das wäre, sagt er wörtlich, „ein großes Mißgeschick für die Angelegenheiten deutscher

Vaterlandsliebe gewesen," und „jeder Edle über die ganze Oberfläche des gemeinsamen Bodens hinweg hätte dagegen sich stemmen müssen". Denn es wäre dadurch die bisherige „republikanische Verfassung" — wir würden sagen die Vielstaaterei in Deutschland — vernichtet worden und damit „die vorzüglichste Quelle deutscher Bildung und das erste Sicherungsmittel ihrer Eigentümlichkeit". Eine republikanische Einheit der deutschen Nation wollte ihm schon besser behagen, aber ihm kam es auf die äußere Form und Erscheinung der politischen Einheit überhaupt nicht an. Eine ideale Einheit im deutschen Staatsleben soll allerdings sein, und so streng und kräftig wie möglich, insofern überall die „deutsche Nationalliebe selbst an dem Ruder des deutschen Staates sitze, oder doch mit ihrem Einflusse dahin gelangen könne". Ist das der Fall, dann mag der deutsche Staat immerhin als einer oder mehrere erscheinen, — es „tut nichts zur Sache".

Wer heute sich mit solchen Gedanken hervorwagen wollte, würde als verträumter Idealist belächelt werden. Dem Redner von 1808 wird man sie vielleicht zugute halten und ihm als geschichtliches Verdienst zubilligen, daß er den kommenden Nationalstaat zwar noch nicht erkannt, aber doch in den Gemütern vorbereitet habe durch die Entzündung deutscher Nationalliebe überhaupt. Aber was kann er uns als nationaler Prophet heute und für unsere Zeit noch sagen?

Um diese Frage dennoch überzeugt bejahen zu können, muß man etwas weiter ausholen, muß man nach den letzten Quellen forschen, aus denen die merkwürdigen Widersprüche seiner nationalen Gedanken, der beinahe chauvinistischen Überschätzung deutschen Volkstums auf der einen, der unpolitischen Auffassung vom Wesen des nationalen Staates anderseits, herstammen und sich psychologisch erklären lassen. Man muß einen Blick in die Entwicklung der Fichteschen Welt- und Lebensanschauung tun, um das Wesen seiner nationalen Überzeugungen richtig zu würdigen. Seine Reden an die deutsche Nation stellen ohne Frage eine neue, höhere Stufe dieser Entwicklung,

eine neue, große Erkenntnis, die er gewonnen hatte, dar; aber man würde sich den Weg zum Verständnis dieses Neuen sofort versperren, wenn man nicht auf die Zwischenstufen achtete, die alte und neue Überzeugungen und Ideale bei ihm miteinander verbinden.

Fichte war weltbürgerlich gesinnt von Hause aus, — und ist es auch noch, wie wunderbar das klingen mag, in den Reden an die deutsche Nation. Eben jenes vorhin angerufene Wort: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend," hat neben der chauvinistischen und nationalistischen noch eine eminent weltbürgerliche Seite. Sie entspringt dem hohen Glauben, daß die Deutschen das eigentliche Welt- und Menschheitsvolk seien, daß *sie* vor allem durch ihre Natur dazu berufen seien, für die höchsten menschheitlichen geistigen und sittlichen Aufgaben zu arbeiten. Fichte teilte diesen Glauben mit den großen Denkern und Dichtern seiner Zeit, mit Schiller, Humboldt, Novalis usw.; aber auch in der breiten und seichten Tagesliteratur von damals findet man nicht selten die Meinung, daß der Deutsche sich für die Vernichtung seiner politischen Selbständigkeit und seines äußeren nationalen Ansehens schadlos halten müsse durch Pflege einer weltbürgerlichen Kultur, für die er nun einmal prädestiniert sei. So war es ein Glaube, den hohe und niedere Geister haben konnten, der je nachdem zu unwürdiger nationaler Schlaffheit oder zu höchster sittlicher Energie führen konnte. Und welcher gewaltigen Steigerung und Anspannung er fähig war, zeigt eben Fichte. Die weltbürgerliche Mission des deutschen Volkes ist ihm kein billiger Trost im Unglück, sondern ein Beweggrund zu stolzem und mutigem Aufblick. Ihr seid, so sagen seine Reden, das eigentlich auserwählte Volk; auf Euch, wenn Ihr Euch als Volk erhalten könnt, beruht die Zukunft des Menschengeschlechtes! Es war der wirksamste Waffensegen, den er für den kommenden Befreiungskampf aussprechen konnte; bei dieser und eben bei dieser Seite mußte der damalige Deutsche der höheren Stände angepackt werden, wenn

er den Weg aus seinem bisherigen staatlosen und rein geistigen Dasein hinüberfinden sollte auf das Schlachtfeld und in die Welt politischer Arbeit hinein. Man sieht, daß man, um national und politisch zu werden in Deutschland, nicht notwendig zu brechen brauchte mit dem bisherigen weltbürgerlichen Geiste der Bildung, daß auch in diesem eine Quelle nationaler Kraft verborgen lag, daß die Zeitalter der neueren deutschen Geschichte nicht so streng geschieden sind, sondern daß ein großer innerer Zusammenhang in ihnen waltet.

Aber, wird man sagen, bedürfen wir noch heutzutage einer solchen weltbürgerlichen Substruktion unseres deutschen Nationalbewußtseins? Sie mag heilsam und richtig gewesen sein für die damaligen Tage, aber sie war doch auch damals nur möglich durch allerlei Illusionen und Überspannungen, die unser modernes realistisches Denken sich nicht mehr bieten lassen kann. Wir können nicht mehr so gleichgültig sein gegen die äußeren Formen des Staates, wie es Fichte in seinem halb nationalen, halb universalen Idealismus war; wir können nicht, wie er, verzichten auf die Beute der überseeischen Welt, damit das Welt- und Urvolk der Menschheit sich rein erhalte; wir können auch diese ganze These von Ur- und Normalvolk selbst den verstiegensten unserer heutigen Chauvinisten nicht mehr zugute halten, weil wir, bei aller Kraft und Entschiedenheit unseres nationalen Egoismus, doch durch die Geschichte über den eigenartigen Wert und das Lebensrecht auch der übrigen Kulturnationen belehrt sind, weil wir zu genau wissen, daß nicht alle geistige Bildung nur von uns ausgegangen ist, daß wir immer und immer wieder von anderen Nationen haben lernen müssen.

So müssen wir denn noch weiter ausgreifen, um den Gegenwartswert des Fichteschen Nationalismus zu beweisen. Es hilft nichts, wir müssen auch nach seiner philosophischen Begründung und seinem Zusammenhange mit den Grundgedanken seines philosophischen Systems fragen. Wir brauchen uns für diesen Zweck hier nicht mit den Schwierigkeiten seiner

Terminologie abzumühen, brauchen nicht zu untersuchen, was er unter seinem vielberufenen „absoluten Ich" verstanden hat, sondern fassen sogleich diejenigen seiner Lehren ins Auge, die unsrer Frage zugekehrt sind.

Fichte ist derjenige der großen deutschen Philosophen, in dem die Spannung zwischen Wirklichkeit und Ideal den denkbar höchsten Grad erreicht. Er geht so weit, das, was ihm Ideal ist, nicht nur zum Kerne der Welt, sondern zur einzig wahrhaften Realität überhaupt zu erheben, und die Erfahrungswelt, die gemeine Wirklichkeit der Dinge zum bloßen Schatten zu verflüchtigen. Aber dieses an sich schattenhafte und tote Dasein ist doch deswegen nicht überflüssig, sondern sehr notwendig, damit das wahrhaft Seiende sich an ihm entwickle und offenbare. Dieses wahrhaft Seiende ist Leben, Tun und Handlung des sittlichen Menschen, und die äußere Welt ist also nur da als Material für die sittliche Arbeit des Menschen, als „Mittel und Bedingung eines anderen Daseins, des Lebendigen im Menschen, und als etwas, das durch den steten Fortschritt des Lebendigen immer mehr aufgehoben werden soll". Wer diese Aufgabe nicht versteht und auf sich nimmt, wer nicht sein ganzes Leben der Vergeistigung und Versittlichung der äußeren Welt widmet, wer in Sinnlichkeit und Trägheit versinkt, der sinkt damit herab aus der Welt des Geistigen in die sinnliche Welt, aus dem wahrhaft Seienden in das, was nur untergeordnetes Sein ist, nur den Wert des Materials für den Geist hat. Wer sie aber erfüllt und auf sich nimmt, der darf sich niemals einbilden, daß er sie je ganz erfülle, denn die ihm gestellte Aufgabe ist ja in ihrer Erhabenheit unendlich, und so ist das ganze geistig-sittliche Leben des Menschen ein ununterbrochenes Kämpfen und Ringen, eine niemals fertig werdende Arbeit. Aber man schafft dadurch, das ist der hohe Trost dabei, Ewiges schon im Zeitlichen, Göttliches schon im Irdischen.

Jetzt ist es zu verstehen, daß Fichte auf der einen Seite der Wirklichkeit des ihn umgebenden Lebens so fremd und oft verständnislos gegenübersteht und auf der anderen Seite doch

so intensiv zu ihr hindrängt. Keiner der großen deutschen Philosophen, hat man mit Recht gesagt, hat einen so starken Zug zu den Aufgaben der Wirklichkeit gehabt. Einmal also ein immer erneutes Anstürmen gegen die Wirklichkeit, ein immer heißerer Drang, sie zu bezwingen, — und dann doch wieder ein Unvermögen, die Dinge so anzuerkennen und gelten zu lassen, wie sie wirklich sind. Das gilt insbesondere von seinem Verhältnis zum Staatsleben. Auf der einen Seite, von seiner Jugendschrift über die Französische Revolution an, ein gewaltiger auf den Staat gerichteter Drang, höchste aufs Politische gerichtete Energie, auf der anderen Seite eine schlechthin unpolitische Denkweise, die nur den Staat gelten läßt, der erst sein und werden soll, nicht den, den er wirklich vor sich fand.

Aber man kann nun beobachten, und es ist dies ein überaus ergreifender Anblick, wie er durch dieses Ringen mit der Wirklichkeit doch tiefer in sie hineingezogen wird, wie er Entdeckungen in ihr macht und seine ursprünglich ganz idealistische Gedankenwelt mit realem Inhalt zu füllen beginnt. Das geschah vor allem in den Jahren, denen seine „Reden an die deutsche Nation" entstammen, unter dem mächtigen Eindruck der politischen und nationalen Schicksalsschläge. Er war 1807, angesichts des Schiffbruches der schwächlichen und schlaffen preußischen Neutralitätspolitik, imstande, sogar die harte Substanz Machiavellischer Realpolitik zu würdigen; er war vor allem imstande, sein Herz einer ganz neuen Empfindung, die unbewußt wohl schon immer in ihm gelebt hatte, aber jetzt erst zur Klarheit wurde, zu öffnen und Wohl und Wehe seiner Nation in sich mit aller großen Leidenschaft, deren er fähig war, zu durchleben. Aber er wurde dabei auch seinen alten, ursprünglichen Idealen und seiner alten Weise, die Wirklichkeit zu behandeln, nicht untreu. Er suchte sie nun auf das neu Entdeckte anzuwenden, er suchte auch in Staat und Nation immer und immer nach dem, was über Staat und Nation hinausliegt, — nach dem Ewigen und Göttlichen, das nicht erst jenseits, sondern hienieden errungen und verwirklicht

werden soll. So will er also auch jetzt nicht den gemeinen, sinnlichen Patriotismus gelten lassen, der an der Erdscholle haftet oder durch Ehre und Nationalruhm gereizt wird, sondern nur „die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt". „Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt." Wer dies aber kann, dem sind Volk und Vaterland „Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit".

Wieder wird man geschichtlich zugeben können, daß eine derartige religiöse Deutung und Verklärung der nationalen Empfindungen wundervoll und herzbewegend auf die Zeitgenossen wirken und ihre vaterländischen Entschlüsse beflügeln mußte. Aber war das, was geschichtlich so wirksam war, auch geschichtliche Wirklichkeit? Entsprach das leuchtende Bild der deutschen Nation, das er den Zeitgenossen vorhielt, irgendwie den Tatsachen? Er schilderte die Nation, wie sie sein sollte, nicht wie sie wirklich war. Was er über ihre Vergangenheit, über ihr ursprüngliches Wesen verkündete, erregt auf Schritt und Tritt das Kopfschütteln des kritischen Historikers. Es ist ein historischer Roman, wenn er uns erzählt, daß im Mittelalter die deutschen Bürger die Gebildeten, die ausländischen — „einige Stücke Italiens abgerechnet" — die Barbaren gewesen seien; daß überhaupt „Religion und jedwede Bildung" vom deutschen Urvolke ausgegangen und der übrigen neueren Menschheit geschenkt sei. Einer der wesentlichsten Züge des deutschen Nationalcharakters, wie er war und wie er ist, liegt in der Anhänglichkeit an den besonderen Heimatstaat und die angestammte Dynastie, — diese territorialen und dynastischen Gesinnungen will Fichte, wie aus seinen übrigen politischen Schriften in diesen Jahren deutlich hervorgeht, als berechtigt nicht anerkennen, hält sie für sinnlich und minderwertig, will sie womöglich ganz ausroden. Wir verlangen auch in unserem höchsten nationalen Pathos nach Wahrheit, wenigstens nach derjenigen Wahrheit, die wir erreichen können, und müssen

darum urteilen, daß Fichtes Versuch, die deutsche nationale Idee in die Sphäre des Ewigen und Göttlichen zu erheben, zu einer Vergewaltigung des wirklichen Wesens der Nation geführt hat. Seine Lösung der Aufgabe ist mißlungen. Aber war darum die Aufgabe, die Nation sub specie aeterni anzusehen, selbst falsch gestellt?

Hier spüren wir in der Tat ein Höheres und Ewiges bei ihm. Es ist seine unvergängliche Leistung, daß er zum ersten Male den Deutschen diese Aufgabe überhaupt mit Bewußtsein gestellt hat, daß er bei allem nationalen Enthusiasmus, der ihn erfüllte, doch das Ungenügende eines Patriotismus, der nur Patriotismus sein will, tief empfunden und nach seiner inneren Vereinigung mit allen übrigen höchsten menschlichen Werten gestrebt hat. Wir können diese Werte nun einmal nicht voneinander trennen, obgleich wir wohl wissen, daß menschlicher Eifer und Übereifer immer wieder auf solche Trennung hinarbeitet, immer wieder diejenige Lebenssphäre, der man unmittelbar dient, gleichsam souverän und unabhängig machen will von allen übrigen Lebensgebieten und Werten. Der Staat strebt danach, sich abzuschließen und alle unstaatlichen Motive und Einflüsse von sich auszuscheiden: in der Wissenschaft heißt es, daß reine Forschung Selbstzweck sei; die Kunst gibt das Schlagwort l'art pour l'art aus. Und so neigt auch das moderne Nationalgefühl dazu, sich selbst auf den Altar zu setzen und jede andere Gottheit neben sich zu ignorieren. Man kann dieses Streben insgesamt nicht schlechthin schelten, denn es wurzelt tief in der menschlichen Natur und dient dazu, ein Maximum von Kraft in jedwedem solcher Sondergebiete zu entwickeln. Aber noch tiefer wurzelt das andere Bedürfnis im Menschen, nach einem Zusammenschluß und einer inneren Einheit aller dieser Gebiete zu suchen. Aus solchem übermächtigen Streben nach innerer Lebenseinheit ist es doch gerade geschehen, daß im Zeitalter Fichtes und nicht zum mindesten durch Fichtes Arbeit Staat und Nation, die bisher getrennte Wege gegangen waren, sich fanden und dadurch

in dem preußischen Staat der Reformzeit eine erste große Verwirklichung des modernen Nationalstaats in Deutschland schufen. Aber das war, so fühlte Fichte gleich damals, noch lange nicht genug; es mußte ein Mehreres und Höheres noch hinzukommen, um das innere Verlangen der ganzen Seele zu befriedigen. So tat er hinzu einmal alle die großen Werte geistiger Kultur, die das damalige Deutschland erzeugt hatte, und forderte deswegen als unerläßliche Voraussetzung freien Raum für jede individuelle Entwicklung; so tat er vor allem hinzu auch den Aufschwung zu allen göttlichen und ewigen Dingen. Religion und Vaterland müssen auch für unser Empfinden irgendwie zusammengehören. So war es doch schon in naiver Weise auf allen primitiven Stufen des Völkerlebens, so muß es, in neuen Weisen, auch auf den in sich so differenzierten Stufen höherer Kultur immer wieder erstrebt werden. Und was uns von Fichte unterscheidet, was wir seitdem vielleicht hinzugelernt haben, ist nur das, daß wir den Vereinigungspunkt zwischen Religion und Nation an anderer, weiter entfernter Stelle suchen müssen, um nicht die eine oder die andere vorzeitig zu vergewaltigen. So steht es ja überhaupt mit uns: daß unsere realen Lebensgebiete sich mächtig gedehnt und gereckt haben, daß die idealen Forderungen von dem, was sein soll, deswegen immer weiter hinaus haben geschoben werden müssen, um zunächst einmal dem, was wirklich ist, Raum zu geben. Darum sind wir insgesamt viel vorsichtiger und zurückhaltender geworden, die ideale Forderung an das Leben, um mit Ibsen zu sprechen, sofort einzukassieren. Wir sind deshalb auch nicht imstande, eine glatte und plane Lösung des Problems anzugeben, die der von Fichte angegebenen überlegen ist. Aber vielleicht gibt es eine solche Lösung überhaupt nicht, vielleicht gibt es nur den ewigen Ansporn dazu und das niemals ganz zu stillende Bedürfnis, das uns treibt, unser von Natur aus egoistisches und ausschließliches Nationalgefühl doch wieder einzuschließen in den Zusammenhang unserer höchsten Güter, — also vielleicht gibt es nur eine Bewegung

zum Ziele hin, aber kein erreichbares Ziel selbst. Aber indem wir uns das klarmachen, fühlen wir uns abermals zu Fichte mächtig hingezogen, denn eben dieser Gedanke, daß alles höhere geistige Leben ewige Bewegung zum Ziele, aber nie Erreichung dieses Zieles selbst sei, ist ja einer seiner Kerngedanken überhaupt. Mögen ihm dann im Feuer der Arbeit seine Ziele doch wieder näher und erreichbarer erscheinen, als sie wirklich waren, — wir verzeihen ihm diese edlen Irrtümer und halten uns an das, was ewig in ihm ist und als solches auf uns wirkt. Immer wieder schlägt uns in seinen Reden wie Glockenklang ein Wort an das Ohr: Es gilt ein neuer Mensch zu werden! Ihr sollt euch aus irdischen und sinnlichen Geschöpfen zu reinen und edlen Geistern umschaffen, ein neues Leben in einer neuen Welt beginnen! Besseres und Stärkeres könnte er auch der heutigen Nation nicht sagen. Nur ein solches Nationalleben hat Wert und Kraft, das in seinen verborgenen Tiefen auf dieses „Stirb und werde" lauscht.

Zur Geschichte des älteren deutschen Parteiwesens.

(Historische Zeitschrift Bd. 118 [1917].)

Nach fast einem Menschenalter nimmt Brandenburg das Unternehmen Sybels, die Geschichte der Reichsgründung zum Gegenstande einer großen historischen Darstellung zu machen, wieder auf. Er hatte in den Anfängen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit schon einmal sich mit Sybel auseinandergesetzt und dessen Auffassung von der Hohenzollernschen Thronkandidatur von 1870 mit erfolgreicher kritischer Nüchternheit bekämpft. Durch eine Reihe von Einzelarbeiten blieb er auch weiter mit diesem Studiengebiete verbunden und darf nun, wo sein Hauptwerk vorliegt, als einer seiner besten und verdientesten Förderer gelten, als bedeutender Forscher, der überall selbständig und energisch seinen Weg geht, mit scharfem, fest zupackendem Verstande begabt, musterhaft gründlich in der Quellenforschung, klar, schlicht und sachlich in der Darstellung und — auch das möchte ich als einer der von ihm vielfach angegriffenen Autoren sagen — vornehm, ruhig und knapp auch in der Polemik. Wenn man dabei bemerkt, daß sein Interesse vorwiegend nicht der Erschließung neuer Zusammenhänge, sondern der kritischen Klärung und Vertiefung oft behandelter Streitfragen zugekehrt ist, so berührt man damit schon die Grenzen seiner Begabung. Sein kritischer Verstand ist stärker entwickelt als seine historische Intuition. Bei seiner strengen und nüchternen Denk- und Arbeitsweise ist man sicher vor argen Entgleisungen eines geistreichen Subjektivismus und einer politischen Tendenzmacherei, auch sicher vor jeder Schönfärberei

und falschen Idealisierung der Menschen und Verhältnisse. Aber nicht so sicher ist man vor gewissen Entgleisungen des kritischen Intellekts, zu denen der Stolz auf scharfe Begriffsbildung so leicht verführt. Vor künstlichen Konstruktionen bewahrt ihn jedoch dabei sein in reichem Maße vorhandener gesunder Menschenverstand, der überall von den einfachen und elementaren Motiven und Ursachen des Geschehens ausgeht. Für die Sphäre der verwickelteren und inhaltsreicheren Hergänge ideeller und psychologischer Natur aber reicht diese Anlage nicht aus, und indem er sie doch zu erfassen und zu beurteilen versucht, gerät er hier allerdings wiederholt in Gefahr, zurückzubleiben hinter den Problemen und sie ungebührlich zu vereinfachen durch einen prosaischen Scharfsinn. Aber seien wir dankbar für das, was er durch ihn zu geben vermag. Diplomatische Aktionen, deren Gewebe zwar verwickelt, deren einzelne Fäden aber aus einfachen und festen Kausal- und Interessenzusammenhängen bestehen, kann er ausgezeichnet analysieren, Schein und Wesen, Haupt- und Nebenmotive in ihnen vortrefflich scheiden. Wenn den Leser die eigentliche Darstellung nicht immer befriedigt, weil die Kraft anschaulicher Gestaltung fehlt, weil die Dinge nicht zum vollen Leben kommen, so wird er dafür aus dem beigefügten Bande der „Untersuchungen" reiche Belehrung schöpfen und einige Partien als Meisterstücke kritischer Forschung begrüßen. Ich weise mit Nachdruck auf die beiden großen Abhandlungen „Bismarck und Napoleon 1863—1866" und „Die preußische Politik im Jahre 1866" hin, die mit Hilfe der seit Sybel hier zum ersten Male wieder benutzten preußischen Staatsakten viel erörterte und schwierige Probleme der Bismarckschen Staatskunst überaus umsichtig und eindringend und in der Hauptsache überzeugend behandeln. Weniger befriedigt mich die Behandlung der deutschen Politik Preußens in den Jahren 1848/49, obschon auch sie aus den beigegebenen Akten des Camphausenschen Nachlasses manche wichtige Aufschlüsse bietet. In der Abwehr der Rachfahlschen Auffassung Friedrich Wilhelms IV. bin ich zwar mit Branden-

burg einig. Aber Brandenburg übertreibt nun wieder das Bild Friedrich Wilhelms IV. nach der anderen Seite und gibt seiner romantischen Ideologie eine Folgerichtigkeit und Eindeutigkeit, die sie nun einmal nicht hatte. Ich hoffe auf diese Frage an anderer Stelle noch einmal zurückzukommen und mache jetzt von dem Rechte des kritischen Essays Gebrauch, einige wichtige, in sich zusammenhängende Punkte aus der Gesamtauffassung von der Entstehung des deutschen Nationalstaates herauszugreifen. Er trägt über die Entstehung des modernen deutschen Nationalbewußtseins und das Wesen der liberalen und der demokratischen Bewegung in Deutschland Ansichten vor, denen ich widersprechen muß.

Seine Darstellung beginnt gleich mit der Frage, wie das deutsche Nationalbewußtsein zu allgemeinerer Verbreitung und politischer Bedeutung gekommen ist. Er sieht es mit einem Schlage erstarken in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. „Keine theoretisch begründete Lehre, keine literarische Strömung, keine Selbstentwicklung der Idee hat dieses Wunder vollbracht, sondern elementare, das Volk in seinen Tiefen aufwühlende politische Ereignisse, die jedem einzelnen Volksgenossen praktisch, d. h. am eigenen Leibe, im eigenen Hause und im täglichen Leben die gewaltige Bedeutung des nationalen Zusammenhanges demonstrierten." Hier haben wir bereits eine Probe seiner Neigung, ideelle Zusammenhänge durch praktische zu ersetzen und sie gewissermaßen an die Wand zu drücken. Ich will nicht in den umgekehrten Fehler verfallen und halte den Tadel Brandenburgs, daß ich ihn in meinem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat" begangen habe, für unbegründet. Es liegt mir ganz fern, in dem Anschwellen der nationalen Gefühle das „Ergebnis eines dialektischen Prozesses" (1, 439) zu sehen. Ich habe die erschütternden und aufrüttelnden Wirkungen der politischen Erlebnisse zwischen 1801 und 1815 bei der Behandlung der einzelnen nationalen Denker immer wieder betont, zwar kurz, aber, wie ich glaube, vollkommen genügend für den Zweck meiner Untersuchungen,

die keineswegs eine allgemeine Geschichte der deutschen Nationalbewegung geben, sondern ein bestimmtes ideengeschichtliches Problem derselben behandeln wollten. Brandenburg aber hat mit der Alternative, ob literarische Theorien oder praktische Erlebnisse das Nationalgefühl des deutschen Volkes erweckt haben, einen falschen und unfruchtbaren Gegensatz aufgestellt. Das, was er Theorie und literarische Strömung nennt, ist in Wahrheit das reich verzweigte und vielfach ausstrahlende Erlebnis der geistigen Führer der Nation, in dem innerliche und äußere Momente immer zusammenwirken. Und stellt es sich, was ich nachgewiesen zu haben glaube, bei Brandenburg (1, 53) aber verkannt sehe, heraus, daß schon vor der großen Katastrophe von 1806 der bisherige unpolitische Idealismus sich in einen ethisch wirksamen, auf Staat und Nation hindrängenden Idealismus zu verwandeln begann, so wird man diesem inneren geistigen Bedürfnisse unserer produktiven Geister einen sehr erheblichen Anteil an der Entstehung des neuen Nationalbewußtseins zuschreiben müssen. Das ist keine „Selbstentwicklung des Geistes" im Hegelschen Sinne, wie Brandenburg meint, wohl aber organisches und ursprüngliches Wachstum geistigen Lebens, getragen von starken Individuen. Mit ihm aber beginnen, wie die historische Erfahrung lehrt, alle großen geistigen Massenbewegungen; von den Wenigen sickert es zu den Vielen hinunter. Von Anfang bis zu Ende sind diese Prozesse auch abhängig von praktischen und zuständlichen Einwirkungen, aber diese allein erklären sie auch nicht, sondern Innen und Außen greifen immer ineinander und wachsen in jedem Augenblicke sofort zusammen. Deswegen soll man sich hüten vor der plumpen Frage, welchen prozentualen Anteil an der Erweckung des Nationalgefühls etwa das innere geistige Bedürfnis und die Ideenbildung der führenden Denker und welchen die volkstümliche Reaktion gegen die Schmach der Fremdherrschaft gehabt habe. Wir wissen nur das eine, daß, um es hervorzubringen, das eine wie das andere da sein und wirken mußte.

Ich kann dabei nicht einmal zugeben, daß sich dasjenige deutsche Nationalbewußtsein, von dem die Umgestaltung unseres Staatslebens ausgegangen ist, als Reaktion gegen die Fremdherrschaft „mit einem Schlage" in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erhoben habe. Hier ist vielmehr zu scheiden zwischen der Massenerhebung des preußischen Volkes und der von den führenden Geistern in die gebildeten Schichten übergreifenden Nationalbewegung. Erstere war in der Tat so gut wie ausschließlich elementare, nativistische Reaktion gegen Fremdherrschaft, hinterließ auch nach vollbrachter Leistung tiefe Spuren im Volksleben, ist aber zur „Grundlage politischer Forderungen" nicht geworden oder doch nur so weit, als sie einen Kopf in der Nationalbewegung der Gebildeten erhielt. Das war aber in der Zeit um 1815 nur vorübergehend der Fall. Man weiß doch, daß die Massen des preußischen Volkes nach 1815 zum Behagen seiner Lenker recht ruhig wieder geworden sind. Ebensowenig ist bekannt von einer stärkeren, auf nationale Einheit gerichteten Bewegung der Massen im außerpreußischen Deutschland nach 1815. Die Nationalbewegung der Gebildeten, die die Idee der nationalen Einheit und Macht pflegte und weiter entwickelte, beginnt erst seit den vierziger Jahren auf die Massen einzuwirken, sicherlich mit unter dem Eindrucke der nationalen Bedrohung von 1840, sicherlich aber auch durch langsames geistiges Reifen in den Massen, zusammenhängend mit ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hebung. Die großen Wirkungen urtümlicher nationaler Reaktion gegen Fremdherrschaft also in allen Ehren — aber ohne die Ideenbildung der geistigen Führer, ohne die allmähliche Ausstrahlung ihrer Ideale in die weiteren Schichten, ohne die langsam wachsende Empfänglichkeit der Volksmassen würden wir es zu einer politischen Nationalbewegung von stärkerer Wucht nie gebracht haben. Und nach 1848 wiederholt sich dasselbe wie nach 1815: die Massen sanken von der schon erreichten Stufe nationalen Bewußtseins wieder zurück, zwar nicht so tief wie vorher, aber doch merklich genug — während

die führenden Geister die nationale Idee lebendig und wach erhielten.

Es wäre ein Rückschritt in unserer Erkenntnis, wenn die handfeste Meinung, daß politischer Nationalwille im Grunde nur aus Reaktion gegen äußere Not und Gefahr entstehe, um sich griffe und den Anteil der geistigen Kulturarbeit, der von schöpferischen Menschen getragenen und geformten Ideen auf ein bescheidenes Maß zurückdrängte. Einem alldeutschen muskulösen Teutonismus könnte sie schon gefallen, — womit aber beileibe nicht gesagt sein soll, daß Brandenburgs heutige politische Meinungen irgendwie seine Darstellung, die schon vor dem Weltkriege geschrieben ist, gefärbt haben. Aber eine gewisse derbe Geschichtsauffassung prägt sich in ihr allerdings mehrfach aus. Ganz analog faßt er nämlich auch die Entstehung des Liberalismus auf. Nicht in den großen geistigen Bewegungen und Wandlungen, sondern in der Wirkung bestimmter politischer Zustände sieht er seine eigentliche Wurzel. „Der Liberalismus ist überall da in Erscheinung getreten, wo der Absolutismus herrschend geworden war oder wenigstens zur Herrschaft zu kommen strebte" (1, 119). Eine erstaunlich einfache, aber doch etwas unvorsichtige Erklärung. Nach diesem monumentalen Lehrsatze der historischen Mechanik, den er absolut und uneingeschränkt zunächst voranstellt, müßte man überall so viel liberalen Gegendruck erwarten, als absolutistischer Druck vorher gewesen war, — also auch im Rußland des 18. Jahrhunderts oder im Frankreich Ludwigs XIV., das viel härter drückte als das Frankreich Ludwigs XVI. Zum Glück schwächt er doch die absurden Konsequenzen seines Leitsatzes hinterher wieder ab und räumt ein, daß auch die Weltanschauung der Aufklärung nicht ohne Einfluß auf das Entstehen und Erstarken liberaler Forderungen gewesen sei. Denn, so gibt er zu, bei Fortdauer der mittelalterlichen Weltanschauung hätte ja auch der Grundsatz von der unbedingten Gehorsamspflicht Geltung behalten müssen. Also müssen auch die Menschen und Völker erst eine bestimmte geistige Reife haben, bevor der absolutistische

Druck sie zu liberalem Gegendrucke veranlassen kann, und die Frage nach der Entstehung des Liberalismus wird aus einem einfachen zu einem höchst komplexen Problem, wo es durch weitverzweigte Einzeluntersuchung, durch zusammenschauende Betrachtung und nicht in letzter Linie durch historischen Takt gilt, die verschiedenen Ursprungsfaktoren gegeneinander abzuschätzen. Was gibt nun Brandenburg das Recht, zu entscheiden, daß der absolutistische Druck die Hauptursache gewesen sei und die geistigen Strömungen nur „Seitenarme und Kanäle" zum Liberalismus hingeleitet hätten? Man muß ihm vorwerfen, daß er sich über die ungeheure Schwierigkeit einer solchen Abschätzung nicht klar geworden ist und in einem übermäßigen Vertrauen auf seinen gesunden, in diesem Falle aber nicht ausreichenden historischen Takt sein Urteil gewagt hat. Wie wenig wird er bei seinem dürftigen Überblicke über die als „Seitenarme" bezeichneten geistigen Strömungen der einen großen Haupttatsache gerecht, daß der Drang nach geistiger Befreiung, die Lockerung der kirchlichen und dogmatischen Fesseln, die Veränderung des Weltbildes durch die Naturwissenschaft, der religiöse Toleranzgedanke im größten Umfange den politischen Freiheitswünschen vorgearbeitet haben. Ferner, hat nicht der Absolutismus selber durch seinen, wenn auch inkonsequenten Kampf gegen Privileg und Tradition und seine immer rationeller sich ausgestaltende Regierungspraxis des Nivellierens und Zentralisierens Keime nicht nur eines bürgerlichen Rationalismus, sondern auch eines bürgerlichen Liberalismus ausgestreut? Und ist nicht hier wie überall im Großen wie im Kleinsten eine stete Wechselwirkung vorhanden zwischen geistigen und politischen Antrieben und Einflüssen, so daß sie eigentlich überall uns als etwas Zusammengewachsenes und Untrennbares erscheinen. Bei der Betrachtung fast jeder einzelnen führenden Persönlichkeit aus den Anfängen der liberalen Bewegung stößt man auf das Rätsel, ob sie mehr durch innere Bewegung des Geistes oder mehr durch die Erfahrungen und Erlebnisse der politischen Umwelt auf ihre Bahn geführt worden

ist. Auch in solchen Fällen, wo sie sich ganz offensichtlich gegen despotischen Druck auflehnt, liegen doch, wie etwa in Wilhelm von Humboldts Jugendprotest gegen den friderizianischen Staat, so übermächtige ideelle Bedürfnisse des freiheitsdurstigen Individuums zugrunde, daß sie, wie man meinen sollte, unter allen Umständen sich entfaltet haben und irgendwie einmal auch das politische Leben befruchtet haben würden. Gibt es doch Fälle, in denen die neue Gesinnung eines politischen Liberalismus sich entwickelt ohne unmittelbaren Protest gegen den absolutistischen Staat, sogar in den Dienern und Vertretern dieses Staates selber, die, wie etwa ein Hardenberg, mit harmloser und glücklicher Inkonsequenz durch die Macht des omnipotenten Staates das liberale Ideal der freien Bewegung der individuellen Kräfte im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sogar auch politischen Leben verwirklichen wollten. Im Geheimratsliberalismus haben wir noch heute eine Nachwirkung dieser Richtung. Es ist ganz unmöglich, alle diese oft ganz undurchsichtigen, oft nur individuell verständlichen Kreuzungen und Kombinationen geistiger und politischer Interessen in das einfache und grobe Schema der Brandenburgschen Auffassung einzuspannen, daß politischer Liberalismus in der Hauptsache nur Reaktion gegen Absolutismus sei. Man könnte mit demselben Rechte, aber auch mit derselben Einseitigkeit die umgekehrte These aufstellen, daß der Druck des Absolutismus nur der äußere Reiz gewesen ist, um das gereifte geistige Freiheitsbedürfnis der europäischen Menschheit zu politischen Freiheitsforderungen aufzustacheln. Wir hüten uns, sie aufzustellen, sondern bescheiden uns wiederum zu sagen, daß wir nicht wissen, was stärker getrieben hat, geistiges Bedürfnis oder politischer Druck. In dem gewaltigen Gesamtprozeß der Entwicklung, wie er uns vorliegt, ist die Wirkung des einen nicht ohne die des anderen zu denken.

Und ferner ist der Inhalt der liberalen Bewegung mit der Forderung individueller Freiheitsrechte noch gar nicht erschöpft. Von Anbeginn an regt sich in ihr auch das Bedürfnis

nach einer neuen besseren Form des Gesamtlebens. Man übersieht nur zu oft diesen Zug an ihr, der aufs engste komplementär verbunden ist mit ihrem Individualismus. Wilhelm von Humboldt und Fichte, die man nach ihren Programmschriften aus der Zeit der Französischen Revolution wohl als die vornehmsten geistigen Ahnen des deutschen Liberalismus ansehen kann, wollten beide nicht nur Freiheit des Individuums gegenüber dem Staate, sondern auch neue soziale Gemeinsamkeit, nicht nur Selbstgenuß des Individuums, sondern auch Wirken der Individuen für Gesellschaft und Menschheit. Die Formen dieses Wirkens, die sie sich dachten, mochten lustig und unpolitisch genug sein, aber daß sie sie überhaupt dachten, war das Wesentliche. Und ebenso ist auch in der konstitutionellen Forderung des gewöhnlichen politischen Liberalismus das Bedürfnis nach Sicherung des Einzelnen vor dem Staate mit dem Wunsche nach einer neuen Zusammenfassung von Individuum, Gesellschaft und Staat wurzelhaft verbunden. Diese Zusammenfassung konnte der bürgerliche Liberalismus, der instinktiv dabei zugleich für die Hebung seiner Klasse arbeitete, nur erreichen durch Zertrümmerung der feudal-ständischen Gliederung, der alten lokalen und sozialen Besonderheiten, durch größere Vereinheitlichung des Staates und des Staatsvolkes, — eben das, was der Absolutismus aus seinem Machtinteresse heraus schon begonnen hatte. Und dieses Machtinteresse konnte in den einzelnen Menschen, die es vertraten, unvermerkt übergehen in die geistigen Ideale der Aufklärungszeit, wie etwa bei den Physiokraten und den Gelehrten, die Josephs II. Werk verteidigten. Wo ist nun aber in dem dürren Schema Brandenburgs von absolutistischem Drucke und liberalem Gegendrucke auch nur der Platz für solche organischen Bindeglieder zwischen Absolutismus und Liberalismus. Wohl betont er es, wie wir anerkennen, als einen der alten, oft übersehenen „Kerngedanken" des Liberalismus, daß er dem Staate an Macht habe geben wollen, was etwa der Herrscher verliere (1, 124). Aber dieser Kerngedanke ist eben nicht kernhaft verbunden mit den übrigen

liberalen Gedanken. Er erscheint nur, wie die letzte Nummer eines Katalogs, auch nur motiviert durch zweckmäßige Überlegung des liberalen Gehirns. Die konservativen Anhänger Hallers, die in Absolutismus und Liberalismus nur verschiedene Ausprägungen einer und derselben despotisch-zentralistischen Staatsidee sahen, haben tiefer gesehen wie dieser moderne Historiker, der eigentlich nur das wiederholt, was der naive liberale Philister im Munde führte, wenn man ihn nach den Motiven seiner liberalen Gesinnung fragte. Er schöpft seine Haupterklärung aus dem flachen Vordergrunde des liberalen Bewußtseins. Die Faust geballt gegen die Despoten, und der Liberalismus beginnt. Die Faust geballt gegen die Franzosen, und — so sahen wir — das moderne deutsche Nationalbewußtsein beginnt.

Es ist nun ganz richtig, was Brandenburg (1, 137) sagt, daß der liberale und der nationale Gedanke in den Jahrzehnten nach 1815 noch keineswegs untrennbar miteinander verbunden waren. Er läßt auch die inneren Bindeglieder, die trotzdem zwischen liberalen und nationalen Gedanken bestanden, nicht ganz außer acht. Er entwickelt die Gründe, die die älteren Liberalen veranlassen konnten, ein gemeinsames nationales Staatsleben zu wünschen, weil nämlich der Weg zur Freiheit durch die Einheit ihnen leichter gangbar scheinen konnte. Er entwickelt wiederum die Gegengründe, die sie von diesem Wege abhielten, weil nämlich dieser Weg zunächst zur Revolution hätte führen müssen, von der sie nichts wissen wollten (1, 134f.). Alles zweifellos höchst vernünftige Erwägungen, die vom Verfasser nicht nur höchst vernünftig entwickelt werden, sondern die auch tatsächlich angestellt worden sind und gewirkt haben. Aber so geht nun alles bei ihm höchst vernünftig und säuberlich her, je nach den verschiedenen Interessen und Grundsätzen, und nirgends ergreift uns dabei die Musik des wirklichen historischen Lebens, wie sie uns von Treitschkes Darstellung her noch in den Ohren klingt und in der es doch nun nicht so rein vernünftig und zweckmäßig hergeht. Weder von den lebendigen Menschen, den oft sehr irrationalen Trägern dieser Bewegungen,

noch von den durcheinander flutenden und sich mischenden Ideen und Triebkräften der Massen und der Einzelnen erhält man jene unmittelbare individuelle Anschauung, die uns dies Spiel und Gegenspiel begrifflich geklärter Tendenzen erst ganz verständlich macht. Deswegen erwecken auch seine Darlegungen über den Unterschied von Liberalismus und Demokratie, so scharf durchdacht sie auch sind, keine volle Befriedigung. Er wirft der Untersuchung Wahls (Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert; Histor. Zeitschr. Bd. 104) vor, daß sie den fundamentalen Unterschied zwischen Liberalismus und Demokratie übersehe und den Liberalismus ganz einseitig mit den „Ideen von 1789" identifiziere, obwohl bereits Sybel nachgewiesen habe, daß diese jeder inneren Einheitlichkeit entbehren. Ich muß es Wahl überlassen, seine Auffassung, die sich keineswegs in jedem einzelnen Punkte mit der meinigen deckt, hiergegen vollständig zu vertreten, bemerke aber gleich, daß Brandenburg Wahls Meinungen nicht richtig erfaßt hat. Wahl denkt nicht daran, den ganzen Liberalismus in Bausch und Bogen aus den Ideen von 1789 herzuleiten. Er bildet vielmehr drei Gruppen des Liberalismus, nämlich eine, die etwa dem entspricht, was ich oben als Vorstufe des heutigen Geheimratsliberalismus bezeichnete, eine weitere Gruppe „auserlesener Geister", die konservativer Staatsauffassung von Anfang an verwandt gewesen seien, und schließlich das Gros des Liberalismus, von dem er allein behauptet, daß es von 1789 herkomme; dabei fügt er aber gleich hinzu, daß dieser Liberalismus schon nach 1815 begonnen habe, sich von einem Teile der Ideen und Stimmungen von 1789 zu befreien. Brandenburg gibt demnach Wahls Meinung nicht korrekt wieder, wenn er sagt, daß Wahl erst bei den späteren Liberalen eine Abweichung von den Ideen von 1789 konstatiere. Diese inkorrekte Auffassung erleichtert es ihm, Wahl den Vorwurf zu machen, daß er den fundamentalen Unterschied zwischen Liberalismus und Demokratie übersehe. Wahl wird dagegen sogleich mit Recht einwenden, daß er den „eigentlichen Li-

beralismus", der nach 1815 eine Reihe von Elementen von 1789 abzustreifen beginnt, ausdrücklich und genau von dem Radikalismus unterscheidet, der „nichts gelernt und nichts vergessen habe". Damit ist die Kritik Brandenburgs schon zu einem wesentlichen Teile entkräftet. Der Unterschied von vulgärem Liberalismus und von demokratischem Radikalismus ist von Wahl nicht geleugnet und wird von keinem halbwegs einsichtigen Historiker geleugnet werden. Aber Brandenburg tut sich nun freilich etwas darauf zugute, diesen Unterschied als einen fundamentalen erkannt zu haben, und damit kommen wir allerdings zu einer fundamentalen Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Wahl nicht nur, sondern auch zwischen ihm und mir. „Das oberste Ziel des Liberalismus", so definiert Brandenburg (1, 126), „ist die politische Freiheit, das Grundmotiv der Demokratie die Gleichheit aller und die Herrschaft des Mehrheitswillens." Wenn er damit nur gewisse dominierende Tendenzen der einen und der anderen Bewegung bezeichnen wollte, so würde er zwar nichts Neues, aber etwas durchaus Richtiges sagen. Aber Brandenburg will mehr damit sagen: „Beide Richtungen sind nicht etwa nur dem Grad nach verschieden, so daß die eine von demselben Grundgedanken aus zu den äußersten Konsequenzen vordringt, die andere aber mit den vorgefundenen Einrichtungen und Anschauungen ein Kompromiß eingehen will; sie sind vielmehr im Grunde ihres Wesens entgegengesetzt." Nun muß er freilich selbst sofort hinterher zugeben, daß bei manchen Liberalen unwillkürliche Annäherungen an die demokratischen Gedanken westeuropäischen Ursprungs hervorgetreten seien; aber, so hilft er sich, dann wurde eben ihre Unvereinbarkeit mit den eigenen Grundanschauungen meist gar nicht empfunden. Diese Mischungen liberaler und radikal-demokratischer Elemente begegnen uns nun freilich so häufig, und der Übergänge und Schattierungen zwischen Liberalismus und Demokratie sind so unendlich viele, daß man von vornherein die Existenz von geistigen Verbindungsfäden vermuten muß, die über den angeblich unüberbrückbaren

Abgrund zwischen ihnen hinüberführen könnten. Brandenburg weiß doch, daß auch die Liberalen, wenn sie den von ihnen vertretenen bürgerlichen Schichten gleichen Platz an der Sonne neben den bisher bevorrechteten aristokratischen Schichten erkämpfen wollten, sich sehr nachdrücklich auf den Grundsatz staatsbürgerlicher Gleichberechtigung berufen haben. Sie hielten freilich meist nur so lange und soweit an diesem Grundsatze fest, als er Hebelkraft für ihr bürgerliches Klasseninteresse war, und verdünnten ihn, wenn es sich um die Ansprüche der nicht nur nach ihrer Meinung, sondern auch tatsächlich noch unreifen Massen des Volkes handelte. Aber auch verdünnte und inkonsequent gehandhabte Grundsätze verlieren ihre geistige Verwandschaft mit dem konsequenten und radikalen Grundsatze dadurch nicht, daß sie durch andere Grundsätze oder konkrete Interessen in der lebendigen Wirklichkeit modifiziert und abgeschwächt werden. Und wenn demnach der Gedanke der staatsbürgerlichen Gleichheit in den Programmen des Liberalismus, wenn auch in noch so inkonsequenter Gestalt, einen integrierenden und wesentlichen Platz einnimmt, so kann man nicht das Messer nehmen und die durcheinander wachsenden Dinge so durchschneiden, daß auf der einen Seite schlecht und recht die politische Freiheit, auf der anderen die Gleichheit aller zu liegen kommt. Auch der aus dem Absolutismus hervorgegangene Staats- und Beamtenliberalismus hat seine, freilich vorsichtig bemessene Anleihe beim Gleichheitsgedanken gemacht und damit aus derselben geistigen Quelle genippt, aus der Rousseau mit vollen Zügen schöpfte. Ferner aber ist auch die politische Freiheit als oberstes Ziel nicht nur vom Liberalismus erstrebt worden. Es ist nicht wahr, was Brandenburg sagt, daß in jedem Demokraten der Absolutist stecke, der die Allgewalt seines Herrn, des Volkswillens verteidige. Vielmehr ist die moderne Demokratie von Rousseau an bis heute zwiespältig. Auch sie hat eine zum mindesten ebenso starke Wurzel im Individualismus wie der Liberalismus. Auch sie will der einzelnen geistig-sittlichen Persönlichkeit zu Hilfe kom-

men und zieht darin ihre Kreise sogar noch weiter als der gewöhnliche Liberalismus, weil sie davon träumt, allen das Heil zu bringen, jedem Einzelnen Anteil an der Macht im Staate und an allen Gütern des Lebens zu sichern. Die strenge Gleichheitsforderung und die Forderung, daß der Volkswille herrsche, ist bei den tiefer empfindenden Demokraten eigentlich nur Mittel zum Zweck eines Individualismus, der nun aber dadurch, abweichend vom aristokratischen Individualismus der Liberalen, zum Massenindividualismus wird. Die Irrtümer und Illusionen, die in diesen Mitteln stecken, sind hier nicht zu erörtern, aber an dem heißen Individualismus in Rousseau hat noch niemand, der ihn wirklich kennt, gezweifelt. Schon er erlag dabei der Gefahr, daß das Mittel zum Zweck zum Selbstzweck werden konnte und dadurch den ersten und innersten Zweck tödlich gefährdete, weil die mechanische Gleichheit und der Massendespotismus die Entfaltung des Individuums noch viel stärker hemmen können als der alte fürstliche Despotismus. Anderen Demokraten können die Ideale der Gleichheit und des Volkswillens so übermächtig erglänzen, daß darüber das individualistische Motiv ganz in den Schatten tritt. Aber in jeder Partei erleben wir das Schauspiel, daß ihre begrifflichen Programmforderungen, die immer nur ein unvollkommener Ausdruck ihres gesamten Wollens sind, von engen Geistern noch enger gefaßt und damit aus lebendigen Bekenntnissen in starre Formeln, aus Götterbildern in Götzenbilder verwandelt werden. Die geschichtliche Betrachtung der Parteien aber sollte in diese Enge nicht eingehen und sollte überall nach dem lebendigen Untergrunde unter der starr gewordenen Oberfläche suchen. Soweit ich demokratische Gedankengänge kenne, glaube ich nicht, daß das individualistische Motiv irgendwo ganz fehlt. Glüht doch auch im Erben der Demokratie, im Sozialismus, wie Spranger es kürzlich ausdrückte[1]), „unverkennbar ein Funke von der Idee der persönlichen Autonomie". An dem Ernste

[1]) Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Internationale Monatsschrift, 1. Nov. 1916, S. 150.

des Glaubens und der Absicht der Demokratie, politische Freiheit und freiere Bewegung für das Individuum auf dem Wege der Gleichheit und des Volkswillens zu erreichen, ist nicht zu zweifeln.

So ist denn also viel mehr Gemeinsamkeit in den Grundgedanken zwischen Liberalismus und Demokratie vorhanden, als Brandenburg zugeben will. Damit will ich nun nicht etwa die von Brandenburg bekämpfte Meinung schlechthin vertreten, daß beide Richtungen nur dem Grade nach verschieden seien, die eine zu den äußersten Konsequenzen des gemeinsamen Grundgedankens vordringe, die andere ihn zu einem Kompromiß mit den vorgefundenen Einrichtungen und Anschauungen abschwäche. Gewiß trifft diese Unterscheidung auf viele Fälle zu, nämlich auf solche, wo rein ideelle und doktrinäre Motive den Freiheitsdrang zur anscheinend unvermeidlichen Konsequenz der Demokratie geführt haben, während so mancher Liberale trotz theoretischer Anerkennung der Volkssouveränität und des Gleichheitsprinzips sich seinen praktischen modus vivendi mit den überlieferten Mächten zurechtlegte. Der Liberale tat dies zumeist aus sozialem Klasseninstinkt. Aber eben solcher Klasseninstinkt ist doch notorisch die stärkste Triebkraft der Demokratie gewesen. Sie ist erst dann in Deutschland aus der Sphäre der ideologischen Programme Einzelner herausgetreten, als die niederen Schichten in Bewegung kamen und selbstbewußt wurden. Das weiß und sagt natürlich auch Brandenburg. Aber warum geht er bei seinem Bemühen, den Unterschied von Liberalismus und Demokratie herauszufinden, nicht von vornherein von der Verschiedenheit ihrer sozialen Grundlagen aus? Sein Sinn für die robusteren Mächte der Geschichte tritt hier einmal zurück vor jener anderen Neigung seines Geistes, vor einem einseitigen Intellektualismus, der scharfe begriffliche Trennungen voreilig auf das wirkliche Leben überträgt.

So also sehen wir den wirklichen Hergang an: die liberale Bewegung in Deutschland, entspringend aus den individualistischen Idealen und sozialen Interessen des geistig gereiften Bürgertums (und nicht zu vergessen, auch des mit ihm in gei-

stiger Gemeinschaft lebenden Teiles des Adels), verzweigt sich früh in eine kleinere, aber historisch sehr wirksame Richtung, die durch oder in Anlehnung an den überlieferten Staat die individuellen Kräfte des Volkslebens, vor allem des Bürgertums entwickeln, für den Staat nutzbar und zum Teil auch im Staate geltend machen will, und in eine breitere, mehr als soziale Klassenbewegung des Bürgertums verlaufende Richtung, die den überlieferten monarchisch-aristokratischen Staat mit größerem Mißtrauen ansieht und die stärkeren Freiheits- und Mitregierungsforderungen, die sie deshalb an ihn stellt, mit den verdünnten Grundsätzen der Gleichheit und zum Teil selbst der Volkssouveränität begründet. Aus ihren Reihen zweigt sich die demokratische Bewegung, die mit der Durchführung dieser Grundsätze Ernst machen will, ab und fordert Freiheit und Macht nicht nur für die gebildete Mittelschicht, sondern für alle; zu größerer Wucht kam sie erst, als die wenigen bürgerlichen Intellektuellen, die sie anfangs allein vertraten, wirkliche Fühlung mit den heranreifenden unteren Massen erhielten.

Und sucht man nun nach derjenigen Idee, welche in dieser großen, von oben nach unten, von den Wenigen zu den Vielen sich ausbreitenden Bewegung, am stärksten gewirkt, am weitesten hin, wenn auch mannigfach gebrochen und abgedämpft, ausgestrahlt hat, so kann man sie mit Ranke nur in der Volkssouveränität finden. Auf die Frage des Königs Max in Berchtesgaden, was man als die leitenden Tendenzen des Jahrhunderts bezeichnen könne, antwortete er an erster Stelle: „Die Auseinandersetzung beider Prinzipien, der Monarchie und der Volkssouveränität, mit welcher alle anderen Gegensätze zusammenhängen." Demnach faßte er in dem Vortrage über die konstitutionelle Zeit, der diesem Gespräche vorherging, die Herstellung eines wirklichen konstitutionellen Wesens, die Gewährung einer polnischen Verfassung durch Alexander I. und die Oktroyierung der französischen Verfassung von 1814 schlecht und recht als Versuche auf, „die beiden Prinzipien — Nationalsouveränität und Monarchie, Erblichkeit von oben,

Selbstregierung von unten — miteinander zu vereinigen". Er stieß sich also nicht an der logischen Unvereinbarkeit der beiden Prinzipien, sondern hielt es für möglich, sie politisch zu vereinigen, ohne das eine von ihnen in seiner nackten Konsequenz anzuerkennen. Wenn nun nach seiner Meinung schon die oktroyierenden Monarchen von 1814/15 dem Prinzip der Volkssouveränität in abgeschwächter Form einen Einlaß in das Staatsleben gewährten, wieviel mehr muß ihm die liberale Bewegung der bürgerlichen Schichten als vom Sauerteige der Volkssouveränität durchwirkt erschienen sein. In der Tat erscheinen in seiner Darstellung die konstitutionellen Prinzipien als ein Ausbruch aus der Grundkraft der Volkssouveränität. Mit der Rankeschen Anschauung ist also Brandenburgs Meinung, daß Liberalismus und Demokratie „im Grunde ihres Wesens entgegengesetzt" seien, nicht zu vereinigen. Ranke ist freilich für uns kein Dogma. Er hätte, wenn er von den leitenden Tendenzen des Jahrhunderts sprach, von der Triebkraft des Individualismus nicht schweigen dürfen, die dem Drängen der Massen nach Volkssouveränität, wie wir meinten, in großem Umfange zugrunde lag. Aber seine ruhige und große Auffassung erkannte das, was Brandenburg nicht erkennen will. Als Zeitgenosse hatte er die lebendige Empfindung, als historischer Denker die Einsicht dafür, daß alles Drängen von unten her gegen den monarchischen Herrschaftsstaat aus einheitlichen Grundkräften floß, daß geschichtliche Ideen keine Begriffe sind, daß sie sich zwar niederschlagen in begrifflichen Formulierungen, aber in ihrer wirksamen Ausbreitung nicht an diese gebunden sind, daß sie selbst den lenken und beeinflussen können, der sie leugnet. Wohl ist es wesentlich, zu wissen, wie die Parteien selbst den Inhalt ihres Wollens begrifflich formen; wohl kann man gar nicht umhin, sie auch hiernach zu scheiden, denn auch die zu Begriffen erstarrten und zusammengedrängten Ideen sind historische Mächte. Aber über dem Scheiden soll man nicht das Verbinden, über den Begriffen nicht die unter und über allen Begriffen dahinströmende Macht der Ideen vergessen.

Das Zeitalter der Restauration.

(Aus der „Deutschen Gedenkhalle", herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung o. J. (1906). Verlag Vaterland G. m. b. H. Berlin.)

Es sind die Zeiten einer Windstille zwischen zwei Sturmperioden, in die wir eintreten, die Zeiten unserer Großväter, auf die der moderne Mensch vielfach mit einem merkwürdigen Stimmungsgemisch von überlegenem Spott, Vergnügen und Achtung zurücksieht. Manchem erscheint diese „Biedermeierzeit" gerade gut genug, um mit ihr ein tändelndes Spiel zu treiben, wobei sich dann freilich wohl ein Stück Sehnsucht und das Gefühl einmischt, daß jene Zeit Werte gehabt hat, die wir nicht mehr in gleichem Maße haben. Und so knüpfen denn so manche Bestrebungen von heute, die uns das Leben wieder innerlich wärmer und schöner machen wollen, an die Zeiten der Großväter wieder an.

Es ist nicht die Aufgabe der Historie, solchen Lebensbedürfnissen der eigenen Zeit unmittelbar zu dienen. Aber sie kann ihrerseits Nutzen ziehen aus ihnen, denn jede neue Wandlung in dem gemütlichen Verhältnis der Gegenwart zu irgend einer vergangenen Epoche wirft auch ein neues Bild von ihr an die Wand und läßt Züge, die man bisher weniger beachtet hat, schärfer hervortreten. So sehen wir die damaligen Menschen heute, man möchte sagen, mehr in ihrer malerischen Eigentümlichkeit, mit ihren freien Zügen, die wohl eine innere Bewegung, aber vor allem eine innere Sammlung verraten; in ihrem altmodischen Kostüm, das Farbiges und Weiches mit einer beinahe höfisch steifen Gebundenheit

vereint; in ihren Gärten und Landhäusern von traulicher Freundlichkeit und edlen, ruhigen Linien, die so ungezwungen entwickelt scheinen aus dem geschmückteren Stile der vorangegangenen Kunstepochen. Allenthalben spürt man alte sichere Tradition zugleich und eigenes inneres Leben, einen aristokratischen Grundzug, namentlich ein Fortleben der alten europäischen Aristokratie des Standes, aber verfeinert und gemäßigt durch eine neu hinzugekommene Aristokratie des Geistes. Wenn man die edlen, beinahe zu gleichmäßig edlen Porträtköpfe der Rauchschen Bildhauerkunst einmal beieinander gesehen hat, wenn man die entzückenden Aufzeichnungen Leopold von Rankes über die Zeiten der „halkyonischen Windstille" zwischen 1815 und 1830 gelesen hat, so vergißt man den eigenartigen Duft dieser Zeit nicht wieder.

Sie wird beleuchtet von der Abendsonne des Goetheschen Genius. Was Goethe in ihr schuf, trägt auch unverkennbar mit die Eigenheiten des Zeitalters, die maßvolle, vornehme Haltung, den beruhigten und abgeklärten Blick in die Lebenstiefen. Unter dem jungen Nachwuchs von Dichtern, der ihn umgibt, ist ja, wenn man von Eduard Mörike absieht, kein einziger wirklich Großer, aber die Poesie ist eine Macht im Leben, von Vielen gepflegt, von Unzähligen genossen, eine edle und keusche Muse. Vielleicht ist in der damaligen deutschen Dichtung mehr Nachklang früherer, stärkerer, produktiverer Epochen, denn auch die immer noch moderne Romantik hat ihre fruchtbarste, frischeste Zeit eigentlich schon hinter sich, aber dafür bewähren sich ihre Gedanken überaus schöpferisch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Man sieht die Vergangenheit nicht mehr als ein dunkles Chaos an, das dem Lichte des eigenen Vernunfttages vorherging, sondern als den mütterlichen Boden, den man mit Liebe und Achtung durchforscht, selbst mit einer „Andacht vor dem Unbedeutenden", mit zu viel Gemüt und Phantasie, oft aber auch mit einer reinen und hingebenden Kontemplation, die zu den herrlichsten wissenschaftlichen Resultaten führte. So erschloß Ranke

in seinen Erstlingswerken das Verständnis für die innere Einheit der romanisch-germanischen Völkerwelt und zugleich für ihre bunte Mannigfaltigkeit in der Einheit, für die gemeinsamen Ideen, die „großen Atemzüge dieses unvergleichlichen Vereins" und zugleich für die Unvergleichbarkeit und den Eigenwert einer jeden Epoche und Nationalität. Die Gebrüder Grimm drangen sinnig und tief, und dabei immer streng wissenschaftlich, in den Geist des deutschen Altertums. Bopp und Wilhelm von Humboldt begründeten die vergleichende Sprachwissenschaft, der Geograph Karl Ritter leistete Ebenbürtiges für sein Gebiet. In diesen induktiv-historischen Studien verband sich die von der Romantik genährte Liebe für die tieferen Wurzelschichten der geschichtlichen Menschheit mit den seit Kant in Deutschland wirkenden philosophischen Impulsen, mit dem Drange nach Gesamterkenntnis und nach Erkenntnis zumal des Zusammenhanges geistiger und natürlicher Erscheinungen. Und durch ihr Vorgehen dabei begannen sie schon tatsächlich die Stellung derjenigen Philosophie zu untergraben, die damals vielerorts als die höchste Leistung philosophischen Denkens galt, die Hegelsche. Sie untergruben deren deduktive konstruierende Methode durch ihr anschmiegendes Eindringen in die Dinge selbst. Aber sie empfingen dabei auch ihrerseits von der Hegelschen Geschichtsphilosophie wirksamste Anregungen. Auch Hegel sah in seiner Weise, was die Romantiker sahen, das innere Zusammenwirken von Staat, Kunst, Religion und Volksgeist. Auch ihm galt es als Aufgabe, selbst „in den verkümmertsten Gestalten ein Moment des Geistigen aufzusuchen".

So arbeitete man sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens von sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus in die Hände. In diesen Bestrebungen liegt die beste Kraft des damaligen Deutschland. Es schien fast so, als habe sich die deutsche Nation nur deswegen in erschütternden Kämpfen von der nivellierenden Universalmonarchie Napoleons befreit, um als Volk der Dichter und Denker seinem eigensten Genius un-

gestört dienen zu können. Es schien fast so, wie Wilhelm von Humboldt zu Ende des Jahres 1813 sagte, daß die politische Zerstückelung Deutschlands die Voraussetzung für die schöne Mannigfaltigkeit seiner Bildung sei, als könne man diesen Vorzug nur bewahren, wenn Deutschland sich begnüge, ein bloßer Staatenverein zu sein, als sei die Bundesakte von 1815 also die richtige Verfassung für Deutschland. Die nationale Kultur schien auch bei ihr und gerade unter ihr gedeihen zu können, und die politische Entwicklung Deutschlands, die in jahrhundertelanger Arbeit ein Nebeneinander lebensfähiger, zum Teil sehr festgefügter Territorialstaaten erzeugt hatte, schien auch nur zu einem defensiven Bunde, aber nicht zu einem geschlossenen Nationalstaate hinzudrängen. Was der Deutsche an Patriotismus und Staatsgefühl besaß, rankte sich zumeist an der Geschichte und der Verfassung des engeren Heimatlandes empor.

Aber es wuchs auch schon darüber hinaus. Jene Gefahr, in welcher die Eigenart der deutschen Geistesbildung unter der Herrschaft Napoleons geschwebt hatte, führte manchen Tieferdenkenden zu der Überzeugung, daß nur eine festere politische Einigung Deutschlands sie dauernd schützen könne. Wie hätte nicht auch die romantische Bewegung, die ausging von dem natürlichen Zusammenhange der Volksgemeinschaft, von der Pflege heimischer Volksart, von dem trauten Reize der Muttersprache und den väterlichen Sitten, zu politischen Wünschen und Phantasien von Wiedererweckung deutscher Kaisermacht führen sollen. Und eine dritte Wurzel politisch-nationaler Hoffnungen lag in den Einwirkungen der französischen Ideen von 1789, in den Gedanken der Volkssouveränität, den politischen Ansprüchen der mündig werdenden Gesamtnation. Eine eigene Verbindung dieses liberalen und jenes romantischen Hungers nach Nation war in der deutschen Burschenschaft der Jahre 1815—19, — jugendlich unreif und politisch nicht haltbar, die aber auch nach deren Unterdrückung durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 als eine starke Unterströmung fortlebte.

Eben durch diese Karlsbader Beschlüsse mit ihrer geistlosen Maßregelung der unbequemen Regungen in Universitäten, Literatur und Presse bewies aber auch der Deutsche Bund seine Unfähigkeit, eine nationale Mission auszuüben und dem nationalen Geistesleben jenen Schutz zu gewähren, der die Begründung eines strafferen Nationalstaates in den Augen vieler hätte überflüssig machen können. Es war nun nicht bloß die Sorge vor den unitarischen Tendenzen der jungen Generation, welche die auf ihre Souveränität stolzen Regierungen Deutschlands zu den Karlsbader Beschlüssen trieb, sondern diejenigen Regierungen, welche die Hauptverantwortung für sie trugen, die österreichische und die preußische, fürchteten vor allem das liberal-demokratische Element der Bewegung. Sie fürchteten eine Wiederholung der politischen und sozialen Revolution von 1789 auf deutschem Boden. In der Tat gab es um 1819 in Deutschland vereinzelte revolutionäre Fanatiker, die nicht nur, wie Sand, das Zeug zu einem Tyrannenmörder, sondern wohl auch zu einem Konventsmann hatten. Aber wie wenig war die Nation im ganzen darauf gestimmt. Die breiten Massen des Bürger- und Bauerstandes, reichlich auch in Anspruch genommen durch die Wiederherstellung des zerstörten Wohlstandes, waren wohl schon von allerlei Wünschen nach politischen und sozialen Vorteilen, aber vor allem auch noch von einer patriarchalischen Ergebenheit gegen die angestammten Dynastien erfüllt. Die politische Bewegung war noch im wesentlichen beschränkt auf einen Teil derselben sozialen Schichten, die auch die Träger des geistigen Lebens waren. So hofften aber auch die Regierungen, das gefährliche Feuer jetzt rasch austreten zu können, bevor es die unteren Stockwerke ergriff. Und gegenüber diesen ersten politischen Aspirationen des gebildeten Bürgertums stützten sie sich nun erst recht auf die alte Aristokratie, die im 17. und 18. Jahrhundert dazu erzogen worden war, dem Fürsten zu dienen und für diese Dienste durch Erhaltung ihrer Herrenstellung gegenüber Bauer und Bürger belohnt worden war. Aber

das war nun die große Frage, ob diese feudal-aristokratischen Mächte der Gesellschaft auch fernerhin genügen würden, um der Monarchie und der Regierungsgewalt den unentbehrlichen sozialen Halt zu geben. In Österreich erschienen sie den Lenkern des Staates noch so vollkommen tragfähig, daß sie gar nicht daran dachten, das Werk Josephs II. wieder aufzunehmen. In Preußen, wo Staat und Gesellschaft seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. ganz und gar darauf zugeschnitten waren, eine starke Heeresmacht hervorzubringen und zu unterhalten, und wo die Verfassung dieses Heeres bis 1806 aufs engste verknüpft gewesen war mit der bisherigen aristokratischen und ständischen Struktur der Gesellschaft, hatte die Katastrophe von 1806 wohl die Unzulänglichkeit dieser Bindemittel ein für allemal gelehrt, aber so stand es doch nicht, daß sie als völlig entbehrlich nun hätten beiseitegeworfen werden können. Das preußische Junkertum hat in dem entscheidungsvollen Jahrzehnt von 1806 bis 1815 nicht nur seine Schwächen, sondern auch seine Stärken offenbart. Es hat seinen redlichen Anteil an dem Ruhm des Befreiungskampfes, es hat auch in dem neuen preußischen Heere, wie es Scharnhorst, Gneisenau und Boyen von 1808 bis 1815 schufen, seinen Platz und seine integrierende Funktion wiedergefunden. Das alte preußische Offizierskorps mit seinen aristokratisch-monarchischen Traditionen ist damals nur umgebildet, nicht völlig umgewandelt worden. Und ganz entsprechend ist auch die alte Agrarverfassung, das Fundament der junkerlichen Macht, durch die Stein-Hardenbergschen Reformen nur reformiert, nicht umgestürzt worden. Der Gutsherr der alten preußischen Provinzen verlor zwar alte Rechte, gewann aber auch neue Rechte, indem er fortan die proklamierte Freiheit des Güterverkehrs ausnutzen konnte zur Aufkaufung von Bauernland und Vermehrung des Gutsareals. So war dieser Stand seit 1816, wo er eine ihm außerordentlich günstige Deklaration der Agrarreform durchsetzte, wieder in kraftvollem Aufsteigen. Und nun wurde er unterstützt und gehoben dabei durch jene

romantische Bewegung der Geister, durch die Verherrlichung mittelalterlichen Rittertums, durch den Glanz, der auf die patriarchalischen und korporativen Institutionen der Vergangenheit fiel. Es war nicht nur äußerer modischer Flitterglanz. Sondern die Romantik hat recht eigentlich die Funktion geübt, weite Kreise des alten Adels in Deutschland und namentlich Preußen wieder hineinzuführen in die Strömungen der geistigen Kultur Deutschlands, sie hat der Restauration der aristokratischen Gewalten jenen geistigen Zug gegeben, der uns an dem Gesamtbilde unserer Zeit sofort auffiel. Sie führte ja die Menschen wieder ab von jenen individualistischen Gedanken der inneren Freiheit und Selbstbestimmung, die durch Goethe, Schiller und Kant emporgekommen waren, und band sie dafür an die historischen, wie sie meinte gottgewollten Ordnungen und Überlieferungen des Lebens, aber sie tat es mit einer inneren Wärme und Schwungkraft, die ihren Zusammenhang mit den vorangegangenen individualistischen Bewegungen nicht verleugnen können. Zu den Wirkungen der Romantik auf Poesie und Wissenschaft, die wir oben betrachtet, treten damit nun die, welche sie auf Staat, Gesellschaft und persönliches Leben ausgeübt hat. Man kann diese zusammenfassen als die christlich-germanische Bewegung; ihr Name stellt das „Christliche" vor das „Germanische", und in der Tat liegt bei ihren bedeutendsten Vertretern, bis zu dem jungen Kronprinzen von Preußen herauf, der Akzent fast noch mehr auf dem Religiösen als auf dem Politischen. Auch auf diesem Gebiete sind sie, was den Inhalt ihrer Lehre betrifft, konservativ. Sie bekämpfen aufs schärfste allen Rationalismus im Christentum, sie sind durchdrungen von den positiven Dogmen der Sündhaftigkeit der Kreatur und der Erlösung durch Christi Opfertod. Es ist ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen der völligen religiösen Abhängigkeit und ihren politischen Lehren von der unbedingten Autorität der Obrigkeit von Gottes Gnaden. Aber für beide Gebiete verlangten sie nicht nur äußerlichen Buchstabenglauben

und Buchstabengehorsam, sondern, wie es Leopold von Gerlach einmal sagte, „fides, foi, Konviktion", — eine Konviktion, die zeitweise, in dem merkwürdigen Erweckungstreiben einiger hinterpommerscher Gutsherren um 1820, zur hellen religiösen Schwärmerei und Ekstase sich steigerte.

Eine streng konservative, aber innerlich warme Lebens- und Staatsanschauung war es also. War sie imstande, die Nation im ganzen zu ergreifen oder auch nur den preußischen Staat heilvoll zu leiten? Sie hatte gewiß einen nationalen Zug und wollte gerade auch das Germanische in seiner Reinheit darstellen, Glauben, Zucht und Sitte der Ahnen auf allen Gebieten des Lebens wieder erwecken. In das Praktische umgesetzt aber lief es auf eine Wiederherstellung der früheren patrimonialen und korporativen Einrichtungen und des ständischen Staates hinaus, auf eine Regierung dessen, was der staatsbildende Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts geschaffen hatte, auf eine Auflösung der staatlichen Einheit zugunsten der aristokratischen und korporativen Sonderrechte. Das war die Tendenz der Hallerschen Staatslehre, die in den christlich-germanischen Kreisen Preußens, beim Kronprinzen und dessen Freunden, begeisterte Aufnahme fand; aber sie widersprach dem eigentlichen Nerv des preußischen Staates, seinem militärisch-politischen Machtgedanken. Sie arbeitete jetzt selbst in gefährlicher Weise daran, durch schärfere Betonung der provinzialen Eigentümlichkeiten, den einheitlichen Zusammenhang der preußischen Monarchie zu lockern. So hatte also jenes erneuerte Bündnis zwischen Monarchie und Aristokratie in Preußen seinen inneren schwachen Punkt. Die Monarchie suchte ihn zu überwinden, als sie 1823 die Provinzialstände in den preußischen Provinzen schuf und dabei in ihrer Zusammensetzung die aristokratischen Wünsche befriedigte, ihre Rechte und Befugnisse aber so bestimmte, daß das alte preußische Beamtentum, der Vorkämpfer der Staatseinheit, das Heft in der Hand behalten konnte. Dieses hat denn im Inneren fleißig und erfolgreich, selbst ruhmreich gearbeitet

und das Gefüge des aus alten und neuen Landschaften zusammengesetzten Staates gefestigt. Sein Werk ist der Zollverein, der seit dem 1. Januar 1834 den größeren Teil des heutigen Deutschen Reiches wirtschaftlich einigte, dadurch ein neues enges Band zwischen Preußen und Deutschland knüpfte und die künftige politische Einigung Deutschlands unter Preußen vorbereitete. Wo aber blieb der hegemonische Drang, die moderne Fortführung friderizianischer Machtpolitik auf den übrigen Gebieten? Wie schon 1819, so band sich auch nach der Julirevolution Preußen wieder an die Metternichsche Reaktionspolitik zur Beschwörung vermeinter revolutionärer Gefahren. Treues Zusammengehen mit Österreich, gemeinsamer Kampf gegen die Ideen von 1789, das war auch die Losung der christlich-germanischen Partei. Auch hierin also wandte sie sich ab von den friderizianischen Traditionen und half durch ihren Einfluß am Hofe dazu mit, Preußens Machtpolitik zu dämpfen und sie den österreichischen Wünschen dienstbar zu machen. So stand Preußen in dieser ganzen Zeit in der Gefahr, unpreußisch und unfriderizianisch zu werden, durch den Rückfall in feudal-ständische Institutionen einerseits, durch die Unterordnung unter Österreich andererseits.

Die Elemente, die Friedrich der Große einst in seiner inneren und äußeren Politik zusammengebunden hatte, waren jetzt zum großen Teile auseinandergefallen. Der preußische Adel mit seiner sozialen Vorherrschaft im Lande, jetzt zwar eine Stütze der Krone im Kampfe gegen Revolution und Liberalismus, drängte doch den Staat eben dadurch ab von stolzen hegemonischen Zielen. Metternichs scharfes Auge sah es wohl, daß ein konservativ und altständisch regiertes Preußen für Österreich ungefährlicher war als ein liberal regiertes; für jenes war quieta non movere die Losung; in den liberalen preußischen Reformern dagegen, den Gneisenau, Boyen und Grolman, lebte ein heißer Drang nach preußischer Machterweiterung. So war der Sturz dieser Partei im Jahre 1819 zugleich ein Sieg österreichischer Politik, so war der Kampf

Metternichs gegen Revolution und Liberalismus zugleich ein latenter Kampf gegen die Möglichkeit einer preußischen Hegemonie auf liberaler Basis.

Dieser Kampf wurde ihm nun freilich erleichtert durch die Entwicklung des Liberalismus selbst in den dreißiger Jahren. Die preußischen Reformer hatten die liberale Idee mit dem Staats- und Machtgedanken vereinigt. Sie wollten die historische preußische Monarchie und die mündig gewordene Nation neu verbinden durch allgemeine Wehrpflicht, Selbstverwaltung und Volksvertretung, und dadurch Preußens Primat über Deutschland begründen. Ihre Ideen wurden seit 1819 zwar nicht ganz unterdrückt, aber abgedrängt. Sie hätten auf die breiteren Massen des Volkes und über die Grenzen Preußens hinaus nur wirken können durch ihre eigene Verwirklichung im Regierungssysteme Preußens. So aber trennten sich nun Liberalismus und Staat, und als nach 1830 die neue große Woge französischer Ideen nach Deutschland kam, als im Westen Deutschlands nun auch der Bürger und Handwerker anfing, sich an politischen Schlagworten zu begeistern, da war es ein unreifer, unpolitischer, den Dynastien vielfach grimmig feindlicher Radikalismus, der auf solch verwahrlostem Boden emporwucherte. Preußens Gestirn war durch Wolken verdeckt, und es gehörte etwas dazu, sich nicht durch sie beirren zu lassen und den festen Glauben an die Wiederkehr freierer Zeiten in Preußen und an Preußens Mission für Deutschland zu fassen. Das war das unvergängliche Verdienst Paul Pfizers in seinem Briefwechsel zweier Deutschen 1832. Manch edler Irrtum mischte sich in seinen Glauben, aber sein Kern war fruchtbare Wahrheit. Es war eine Wiedererweckung der Gedanken Fichtes und Arndts; die Sehnsucht des geistigen, philosophisch bewegten Deutschlands nach festen Realitäten, nach Staat und Nation, nach Macht und Einheit wachte in ihm wieder auf. Es war doch nichts auf die Dauer mit den halkyonischen Tagen. Der Deutsche war in ihnen, wie Pfizer klagt, ein Fremdling in der eigenen

Heimat geworden; er habe nichts als seine innere Welt, seine Existenz sei eine durch und durch künstliche geworden.

Noch stand er ziemlich allein da unter seinen süddeutschen Landsleuten, aber er war der Vorläufer der Frankfurter Erbkaiserpartei. Doch wie viel Kämpfe und Enttäuschungen standen noch bevor, ehe der Bund von Geist und Macht, von Freiheit und Staat endlich vollzogen werden konnte. Und wenn man sich jetzt auch der inneren Kraft des konservativen und aristokratischen Elementes in Preußen erinnert, so darf man wohl sagen, daß dieser Bund nicht eher vollzogen werden konnte, als bis auch dieses irgendwie in ihn mit hineingezogen wurde. Denn nur aus einer Vereinigung aller lebendigen Mächte des deutschen Lebens konnte eine segensreiche Zukunft Deutschlands erblühen.

Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens.

(Velhagen & Klasings Monatshefte 1907.)

Der deutsche Nationalstaat der Gegenwart scheint eine der glücklichen geschichtlichen Bildungen zu sein, in denen eine jahrhundertelange wirrenreiche Entwicklung zu einem klaren und reinen Endergebnis gelangt ist. Der Glanz des vollendeten Werkes kann die Mühen derer, die es schufen, verdecken, wenigstens in den Augen der naiven Zeitgenossen. Für viele von ihnen sind die Begriffe Nation und Nationalstaat etwas höchst Einfaches und Selbstverständliches, etwas, woran man gewöhnt ist, woran man so wenig zweifeln kann, wie an dem Lichte der Sonne. Sie leben in diesen Begriffen und empfangen von ihnen bestimmte Impulse für das eigene Denken und Handeln, so daß die Vorstellungen über das, was national und was nicht national ist, in gewissen Kreisen fast schon zu einer mechanischen Einförmigkeit gelangt sind.

Der tiefer Nachdenkende wird eine solche Einförmigkeit niemals gelten lassen. Sie ist nicht nur für die Zukunft der Nation selbst schädlich, weil sie die Geister einengt, sie ist auch, wenn man diese selben orthodoxen Begriffe vom Wesen des Nationalen und des Nationalstaates auf die Vergangenheit überträgt, historisch falsch. Wie wenig paßt zum Beispiel Bismarck bis zum Jahre 1866 in das Normalgewand des deutschnationalen Staatsmannes. Er war ein stolzer und ehrgeiziger Preuße, der in den fünfziger Jahren noch verächtlich

von dem räudigen Hermelin des deutschen Patriotismus sprach — und doch war er mit seinem schroffen und egoistischen Preußentum im Grunde genommen selbst damals schon ein mindestens ebenso guter Deutscher wie mancher derer, die in ihm damals einen verlorenen Sohn des deutschen Vaterlandes sahen. Und wir freuen uns gerade seines ursprünglichen Preußentums, auch wenn wir selbst nicht dem exklusiven Preußentum mit Leib und Seele verschrieben sein sollten. Und so freuen wir uns noch so mancher anderen Dissonanzen, die dem harmonischen Schlußakkord der deutschen Reichsgründung vorausgegangen sind — wir freuen uns ihrer nicht nur aus ästhetischen Gründen, weil das Einseitig-Herbe, wofern es nur Charakter hat, auch an sich bereits schön wirken kann — sondern auch aus Gründen einer tieferen historischen Erkenntnis.

Wir müssen uns klar machen, daß unser heutiges nationales und nationalstaatliches Ideal aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammengeflossen ist, aus Elementen, die früher zum Teil in schärfstem Streite miteinander gelegen haben, die früher schlechthin unversöhnlich, unausgleichbar miteinander erschienen sind und die sich doch zueinander gefunden haben. Ja, man kann sagen, die Kraft, mit der der Gedanke des Nationalstaates heute auf uns zu wirken vermag, verdankt er zum großen Teile dem Reichtum, der Mannigfaltigkeit, ja auch den ursprünglichen Widersprüchen, den mächtigen geistigen Spannungen seines geschichtlichen Inhalts. Wundervoll und wunderbar ist das Werden der Nationen und insbesondere der deutschen Nation, und wie es so geht, wenn man vor dem Alltäglichen einmal stutzt und nachdenkt, man glaubt vor lauter Staunen und Fragen fast den Boden zu verlieren, der uns eben noch so fest zu tragen schien — und man kann ihn nur wiedergewinnen, wenn man das Herz weit macht, wenn man Liebe übt für alles Lebendige und Eigentümliche, was auf dem Boden der deutschen Nation gewachsen ist.

An eine große Grundtatsache möchten wir hier vor allem erinnern, an eine schneidende Dissonanz der Jahrzehnte, die der Reichsgründung vorausgingen, und die noch heute nachwirkt — an den Gegensatz der liberalen und der konservativen Staatsanschauung, der nicht nur auf dem Gebiete des inneren Verfassungslebens, sondern gerade auch auf dem Gebiete der nationalen Frage sich regte. Wie flogen da früher die Vorwürfe und Anklagen herüber und hinüber. Die liberalen Vorkämpfer der deutschen Einigung in den Jahren 1848/50 warfen ihren konservativen Gegnern eine sträfliche Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber den großen Angelegenheiten der deutschen Nation vor und schalten ihren engherzigen Partikularismus, der im Grunde nur an die Erhaltung der eigenen Standesvorrechte dächte, nur in feudal-aristokratischem Egoismus wurzele. Umgekehrt sagten die Konservativen zu den Liberalen: Nicht ihr, sondern wir sind die Hüter echter deutscher Nationalität. Ihr Liberalen und Demokraten seid eigentlich Weltbürger, ihr wollt Deutschland mit einer Verfassung beglücken, die auf ganz fremdem, undeutschem Boden gewachsen ist, die ein Abklatsch von französischen, belgischen, englischen, amerikanischen usw. Vorbildern ist, die zurückgeht auf die abgenutzten Schlagwörter der französischen Revolution. Nur das kann, schrieb Stahl, der Wortführer der preußischen Konservativen 1849, die rechte Einigung Deutschlands sein, durch welche die echten und ruhmvollen Charakterzüge deutscher Nation erhalten bleiben, also Heilighaltung erworbener Rechte, der Bande persönlicher Treue zwischen Fürsten und Völkern, der Bewahrung des christlichen Glaubens als Mittelpunkt auch für das öffentliche Leben. Sind diese tiefsten Züge deutscher Nationalität durch das jetzige Verfassungswerk — er meinte die Frankfurter Reichsverfassung — nicht vielmehr aufgehoben zugunsten kosmopolitischer Ideale?

So fragte er, und wir dürfen heute antworten mit einem Ja und Nein zugleich. Und wenn umgekehrt die Liberalen damals ihm erwidert hätten: Nicht wir, sondern ihr Konser-

vativen seid eigentlich die Kosmopoliten mit eurer Politik der heiligen Allianz, die die Nationen unterdrücken will zugunsten der solidarischen europäischen Dynastien und Aristokratien — so müßten wir heute auch zu diesem Vorwurf ein Ja und Nein zugleich sagen. Es stand damals so, daß in diesem Konflikt zwischen liberaler und konservativer Staatsidee zugleich zwei verschiedene Ausprägungen des nationalen und nationalstaatlichen Gedankens aufeinander stießen, von denen eine jede in besonderer Weise noch verbunden und verbündet war mit internationalen, universalen Ideen. Jeder konnte sich also mit Recht auf sein deutsches Nationalgefühl berufen, und dem andern gewisse unnationale, weltbürgerliche Neigungen vorwerfen; jeder übersah dabei, daß auch er einen Splitter im eigenen Auge trug. Diese beiden verschiedenen Nationalgedanken gilt es sich zunächst ganz klar zu machen in ihrem eigentümlichen Werte und zugleich in ihren eigentümlichen Schwächen, das heißt in ihrer eigentümlichen Verquickung mit übernationalen Elementen.

Der liberale Nationalgedanke hat damals eine kurze und klassische Formulierung gefunden in den Worten, die Heinrich von Gagern dem Frankfurter Parlament beim Beginn seiner Tagung am 19. Mai 1848 zurief: Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Damit berief er sich also auf das demokratische Prinzip der Volkssouveränität als den Rechtstitel und die Grundlage des zu schaffenden nationalen Einigungswerkes. Er berief sich damit auf die Kräfte, die in der französischen Revolution zutage getreten waren, auf eine Staatsauffassung, die historisch eminent gewirkt, zerstörend und auch aufbauend gewirkt hat, und die doch zugleich ihrerseits die historische Wirklichkeit gröblich verkannt, ja sogar geleugnet hat: Denn grundfalsch war es, so, wie die Lehre von der Volkssouveränität es sich gemeinhin vorstellte, den Staat sich entstanden zu denken durch einen contrat social,

einen freien Vertrag einer Vielheit von Menschen untereinander. Grundfalsch war es ferner von ihr, nur diejenigen Staaten als echte Nationalstaaten anzuerkennen, in denen der jeweilige Wille der Mehrheit herrschte und regierte. Es war eine Lehre, die sich auf allgemeine Vernunftwahrheiten berief, die absolut und dauernd gültig seien für alle Staatsgebilde von Menschenhand. Danach zog sie die Richtschnur und verwarf alle diejenigen Staatsformen, die nicht hineinpaßten, mochten sie von noch so großer und lebensvoller geschichtlicher Vergangenheit sein. Sie berief sich auf die ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte, d. h. sie appellierte im letzten Grunde an den Gedanken der Menschheit, sie stellte ein universales Prinzip auf für die Einteilung und Verfassung der Völker im einzelnen. Nation und Nationalstaat war hier zunächst nicht mehr als eine Unterabteilung der Menschheit, ein aus abstrakten Grundsätzen gezimmerter Rahmen zunächst noch ohne individuellen Inhalt. Wie es auf deutschem Boden in den Jahren der Revolution als einer der ersten Wieland formulierte, indem er 1791 schrieb: Wenn von 25 Millionen Menschen 24, ja nur 20 Millionen einmütig und standhaft auf einer Umschaffung ihrer alten Staatsverfassung beständen, so machten die 20 die Nation aus, und nicht sie, sondern die kleine Anzahl, die sich dem Willen der ungleich größeren widersetzte, wären die Aufrührer.

Nur das also wurde als Nationalwille anerkannt, was die jeweils lebende Mehrheit des Volkes im hellen Lichte des Bewußtseins wollte und forderte; die ganze Erbschaft der Vergangenheit einer Nation, soweit sie zu greifen und zu fassen war, stand jeden Augenblick in Gefahr, von diesem Mehrheitswillen kassiert zu werden, und das Ungreifbare, das Unbewußte, das aus der Vergangenheit in dem lebenden Geschlechte nachwirkte, ignorierte man. Das hieß das Leben der Nation entwurzeln.

Aber die unzerstörbare Natur der Dinge sorgte dafür, daß dies Unternehmen niemals ganz gelingen konnte, daß

allein schon die unbewußt fortwirkenden Wurzeln der Vergangenheit auch in dem Neuen, was man schuf, fortlebten und ihm Lebenskraft gaben. Mit wieviel Fäden hängt nicht der Staat der Revolution mit dem Staate Ludwigs XIV. zusammen. Und so konnte es geschehen, daß der neue Gedanke der nationalen Selbstbestimmung und Souveränität nicht nur eben ein historischer Irrtum blieb, sondern auch eine historische und nationbildende Kraft wurde, indem sie den alten Nationalstaat der französischen Monarchie auf eine neue populäre Basis stellte, indem sie das in den Massen schlummernde Nationalgefühl zum hellen Nationalbewußtsein weckte; indem sie, kurz gesagt, die Nation insgesamt zu einer sich selbst bestimmenden Persönlichkeit, zu einem großen Individuum erhob und ihr damit eine gewaltige Schwungkraft gab. Und die weitere positive Leistung dieser Idee ist, daß sie die Begriffe Nation und Staat überhaupt in die engste Gemeinschaft brachte und für die in sich geschlossene Nation auch den in sich geschlossenen Staat als festes politisches Gehäuse forderte. Und mag man immerhin zugleich festhalten, daß diese Lehre von universalen und abstrakten Forderungen ausging, daß sie von französischem Boden auf deutschen Boden verpflanzt worden ist, — schlechthin ein Fremdgewächs blieb sie hier darum doch nicht. Die Entwicklung der romanischen und germanischen Völker und Staaten hatte doch soviel Gleichartiges und Verwandtes von jeher gehabt, daß der Boden auch in Deutschland für die Idee der nationalen Selbstbestimmung bereitet und empfänglich war.

So hat denn der deutsche Liberalismus, mochte er sich auch ursprünglich von französischen Doktrinen und Theorien stark mit nähren, mochte er dadurch auch oft einen stark undeutschen, weltbürgerlichen Zug annehmen, sich doch zu nationalisieren vermocht und hat in seinem stürmischen Drängen auf Schaffung des nationalen Einheitsstaates wohl oft zu voreilig, zu unbesonnen, zu doktrinär gehandelt, aber schließlich doch auch moralische und politische Kräfte erzeugt, ohne die

der gestaltende Staatsmann von 1870 niemals sein Werk hätte aufrichten können. Man darf sagen: der Gedanke der Macht und Größe des staatlich geeinigten Deutschlands ist im Laufe des XIX. Jahrhunderts gepflegt und verbreitet worden vor allem und in erster Linie durch die Vertreter des liberalen Nationalgedankens.

Und nun der konservative Nationalgedanke dagegen. Wir haben schon gehört, was Stahl 1849 unter Pflege der deutschen Nationalität verstand, und möchten noch ein weiteres höchst prägnantes Zeugnis vorführen, das dem ersten größeren publizistischen Organ der hochkonservativ-aristokratischen Richtung der Reaktionspartei in Preußen, dem Berliner Politischen Wochenblatt von 1833, entstammt: Auch wir sind Deutsche, voller Liebe zu dem Vaterlande, in das uns Gott gesetzt, wie es jeder tüchtige Mensch sein muß, voll Begeisterung für alles Herrliche deutscher Art, Kunst und Geschichte; nur glauben wir, daß eine nichtige, äußerliche Einheit Deutschlands diesen echt patriotischen Sinn eher vernichten als fördern werde, und daß der Versuch, uns auf diese Art zu einer sogenannten grande nation zu machen, den schmählichsten Schiffbruch unserer edleren Nationalität zur Folge haben würde. Ja, wir glauben, daß das deutsche Vaterland sein eigenstes Lebensprinzip eben in jener rechtlichen Mannigfaltigkeit habe, welche dem Truggebilde des falschen Patriotismus hingeopfert werden soll. Auch sei — so fuhr der Artikel fort — das Nationalgefühl, so wenig es an sich verwerflich, nicht das Höchste, es sei, solange es nur für sich bestehe, etwas Heidnisches, und es müsse etwas Höheres geben — dieses Höhere sei die Anerkennung einer auf dem Recht beruhenden göttlichen Weltordnung auf Erden, welche jenes Gefühl läutert und heiligt. Diese Erkenntnis lehre aber auch, daß es nicht erlaubt sei, deutsche Provinzen, welche lange vertragsmäßig undeutschen Fürsten gehört haben, unter dem Vorgeben mit Krieg zu überziehen, daß deutsche Erde kein fremdes Joch tragen dürfe. War es auch ein Unglück für Deutschland, daß das Elsaß französisch

wurde, so ist es doch besser, daß dies jetzt verschmerzt werde. Gönnen wir auch den Franzosen ihre nivellierte Einheit und bewahren wir uns das bessere Bewußtsein, daß Deutschlands Einheit gerade umgekehrt darin besteht, daß in jedem, auch dem kleinsten Teile des deutschen Vaterlandes besondere Lebenspulse schlagen, die alle dem Herzen Nahrung zuführen.

Sollten wir uns entrüsten über die Schwächlichkeit und Schlaffheit des Nationalgefühls, das geradezu Angst hat vor dem Macht- und Einheitsstaate und vor der Aussicht, daß man um entfremdeten deutschen Landes willen einen Krieg führen könne? Wir meinen, nein. Auch hier gilt es den fruchtbaren Kern aus dem, was uns fremdartig und unnational erscheint, herauszuschälen; auch hier gilt es, jene Mischung nationaler und übernationaler, universaler Ideale zu erkennen, die, wie ich sagte, auch dem konservativen Nationalgedanken eigen ist. Das Universale, was höher sein soll als das Nationale, ist hier ja offen ausgesprochen, ist der Gedanke, daß die geschichtlich erwachsenen, durch Herkommen und Vertrag geheiligten Rechtsordnungen der Welt das Höchste seien, daß in ihnen der Wille Gottes sich offenbare und daß die Ansprüche und die Interessen der Nation vor ihnen zu schweigen hätten. Dem rationalistisch gefärbten Universalismus der Volkssouveränitätslehre trat hier der religiös gefärbte Universalismus der politischen Romantik entgegen. Denn eine echte Frucht der Romantik haben wir hier vor uns. Diese Freude an den tausend Besonderheiten, an der Ursprünglichkeit und der Mannigfaltigkeit des deutschen Volkslebens in sich ist nicht geheuchelt, ist auch nicht bloß geschickte Verbrämung der feudalen Sonderrechte und überlebten Altertümer, sondern entspringt zugleich dem romantischen Sinne für das naturhaft Volkstümliche, für die heimlich-trauten Reize alles dessen, was der Volksgeist im Laufe der Jahrhunderte Buntes und Mannigfaltiges hervorgebracht hat in Sitte, in Kunst, im täglichen Leben, im Staate. Gegen

die Volkssouveränität spielt die politische Romantik den Volksgeist aus, gegen die geschlossene Persönlichkeit der Nation und des Nationalstaates etwas, ja, wir müssen wohl sagen, Ungeschlossenes, Unpersönliches, aber etwas zugleich lebendig Gebärendes: Nation und Nationalität erscheinen hier wie der fruchtbare Mutterboden, auf dem es bunt und herrlich durcheinander blüht und zugleich auch — müssen wir hinzusetzen — wuchert; denn wie vieles von dem, was die damaligen Konservativen und Legitimisten an alten Einrichtungen konservieren wollten, war Wucherpflanze. Aber an Adel und Geist fehlte es dieser, zugleich dem Adelsinteresse dienenden Lehre vom Volksgeist ganz gewiß nicht. Sie lehrte, daß die Nation nicht bloß in den augenblicklich lebenden Individuen eines Volkes sich darstellt, sondern daß auch die Geister der Vergangenheit wirkend, mahnend, ratend mit in die Gegenwart hineinragen, daß Lebendes und Erlebtes einer Nation zusammen erst ihr volles Wesen ausmachen. Sie gab damit dem Gedanken der Nation den tiefen geschichtlichen Hintergrund zurück, den ihm der demokratisch-liberale Nationalgedanke zu rauben drohte. Wohl hat sie nun das Lebende oft dem Erlebten geopfert; sie bekämpfte lange die äußere politische Einheit der Nation, während der Wunsch der Nation nach äußerer staatlicher Einheit selbst immer lebendiger mit jedem Jahrzehnt wurde. Sie bekämpfte die Einheitsbewegung ja zum großen Teile deswegen, weil diese zugleich die Bewegung des nach politischer Macht verlangenden Bürgertums war und weil sie von der politischen Einheit der Nation zugleich eine Schwächung der politischen Macht des Adels besorgte, aber man darf über diesem sehr realen und robusten Interessengegensatz nicht den feineren und geistigeren Gegensatz zweier verschiedener Nationalitätsideale vergessen. Die konservativen Denker bekämpften die äußere national-staatliche Einheit auch deswegen, weil sie von ihr besorgten, daß sie zur Einförmigkeit, zur Nivellierung, zur Ertötung der inneren Mannigfaltigkeit führen — daß sie also gerade eine

Entnationalisierung Deutschlands bewirken könnte. Und sie konnten sich darauf berufen, daß der größte geschichtliche Denker, den das damalige Deutschland und Deutschland überhaupt gehabt hat, Leopold v. Ranke, auf einem ihnen sehr verwandten Boden stand. Er hatte selbst ein deutsches Nationalgefühl, wie es lebendiger und wärmer nicht gedacht werden kann. Er gab es auch zu, daß die Nationen eine Tendenz hätten, Staat zu sein — und durch die Anerkennung dieser einmal vorhandenen Tendenz zeigte er größeren Weitblick als die extrem Konservativen —, aber so sei es doch nicht, meinte er, daß Nationalität und Staat schlechthin zusammenfielen. Nation sei nicht etwas so eng Geschlossenes wie der Staat. Unser Vaterland, sagt er, ist mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns, wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht. „Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten — diese geistige Luft, die wir ein- und ausatmen — geht aller Verfassung vorher, belebt und erfüllt all ihre Formen."

Nationalität ist also auch Ranke ein geheimes Etwas, eine im Verborgenen wirkende Kraft, die nicht notwendig sich in die Persönlichkeit des geschlossenen einheitlichen Nationalstaats umzusetzen braucht, sondern ein unpersönliches, aber alles, Kultur wie Staat durchdringendes Ferment bleiben kann — Kultur und Staat durchdringend, d. h. den geschichtlich gewordenen deutschen Einzelstaat. In diesem Sinne sagt er ein andermal: „Eine uns eigene, große deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den echt deutschen Staat haben wir auszubilden, wie er dem Genius der Nation entspricht." Also der deutsche Einzelstaat, der in dem geheimen Etwas des Volksgeistes, der Nationalität wurzelt, von ihm aus bestimmt und geformt wird zu einem originellen deutschen Gewächse — das ist sein deutscher Nationalstaat damals, — es ist die geistreichste und bedeutendste Formulierung des spezifisch konservativen Nationalgedankens, es ist vor allem diejenige, die von universalen, weltbürgerlichen Bestandteilen

am freiesten ist. Wir wissen heute, daß der Boden der Nation noch mehr zu leisten und zu tragen vermochte als den echt deutschen Einheitsstaat; wir begreifen auch leicht, daß diese Rankesche und konservative Nationalitätsidee, die mit dem von deutschem Geist genährten Einzelstaate zufrieden war, ein Reflex der tatsächlichen staatlichen Zersplitterung Deutschlands und ein Versuch, sie geistig zu rechtfertigen, war. Aber alle derartige Ideen sind ja Reflexe einer irgendwelchen tatsächlichen Wirklichkeit, und sie müssen es sogar sein, sie müssen solch Lebensblut in sich haben, wenn sie ihrerseits wieder als geistige Macht auf die Wirklichkeit zurückwirken sollen. Dieser konservative National- und Nationalstaatsgedanke ist, so darf man sagen, eines der geistigen Mittel gewesen, um den deutschen Einzelstaat für die Eingliederung in den künftigen deutschen Nationalstaat vorzubereiten. Er hat den deutschen Einzelstaat in seiner Existenz gerechtfertigt, aber mit Gründen, die auf etwas Höheres sich beriefen als auf den Einzelstaat, und hat dadurch die Idee einer inneren nationalen Gemeinschaft auch in diejenigen Kreise hineingetragen, die voller Mißtrauen gegen die äußere politische Gemeinschaft der Nation waren; diese Art von Partikularismus hat gerade dazu mitgewirkt, ihn innerlich soweit zu überwinden, als es zur Herstellung des nationalen Einheitsstaates nötig war.

Wie wir schon im Eingang andeuteten: wir meinen, daß insbesondere Bismarcks politische Wandlungen dadurch mit erklärt und verständlich werden. Es geht nicht an, ihn in der Zeit von 1848 bis 1850 nur und ausschließlich als Preußen sich vorzustellen; es war gewiß nötig, zuerst und vor allen Dingen einmal das naturwüchsig-kräftige Preußentum an ihm zu betonen und auf die Kluft hinzuweisen, die ihn von dem deutschen Nationalgefühl der Frankfurter Erbkaiserlichen trennte, — aber diesseits von dieser Kluft stand damals auch der konservative deutsche Nationalgedanke, und in dessen Zusammenhange lassen sich alle deutschnational anklingenden Äußerungen Bismarcks aus dieser Zeit, die man oft nur als

Reminiszenzen seiner Schüler- und Turnerzeit aufgefaßt hat, mühelos einreihen. Auch ihm ist deutsche Nation und Nationalität danach eine große Kraft, die aber zur Erscheinung kommen soll nicht in dem äußerlich sichtbaren Einheitsstaat, sondern in der Schwertführung und in den Eroberungen der großen mächtigen Einzelstaaten. Er freut sich alles dessen, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte erobert haben, er sieht auch in Österreichs Herrschaft über nichtdeutsche Stämme eine wertvolle Errungenschaft der Deutschen, — Frankreich das Elsaß abfordern, das heißt ihm Aufschwung deutscher Kraft und Einheit. Freilich klingt das zunächst ja ganz anders als jenes Wort der Konservativen von 1833, das wir vorhin anführten, und wie ist es da möglich, diese beiden Köpfe unter einen Hut zu bringen? Nun — das Gemeinsame ist doch immer eben das, daß hier wie dort die Nationalität nicht zur politischen Persönlichkeit erhoben wird, sondern eine große moralische Potenz bleibt, aus der das mannigfachste und kräftigste Leben emporblühen kann und soll: hier der christlich-germanische Rechtsstaat, dort der preußische Macht- und Kriegsstaat.

Man muß ja freilich immer, wo man Bismarck in Zusammenhang zu bringen versucht mit geistigen und politischen Tagesströmungen, aufmerken, daß man nicht seiner Ursprünglichkeit, seinem Autochthonentum zu nahe tritt. Aber das, was wir als den konservativen Nationalstaatsgedanken zu charakterisieren versuchten, war eben nicht bloß Gedanke und Theorie, sondern es war auch unmittelbares Gefühl und lebendige Erfahrung. Und er geht — dies möchten wir zum Schluß noch eben andeuten — in seinem Ursprung auch noch hinaus über die politische Romantik und die Romantik überhaupt. Der Nationalstaatsgedanke der politischen Romantik, dessen Eigenheit darin bestand, daß er auf die staatliche Einheit der Nation verzichtete, um dafür den Einzelstaat auf die Wurzeln des schöpferischen Nationalgeistes zurückzuführen, — dieser Nationalstaatsgedanke hat seine geschichtliche Vorstufe

gehabt in jenem wohlbekannten unpolitischen Nationalgefühl, das in den letzten Jahrzehnten des XVIII. und um die Wende des XIX. Jahrhunderts die besten Geister Deutschlands beseelte, von Herder bis zu Goethe, in jener Überzeugung, daß die Deutschen wohl eine große Kulturnation, aber keine Staatsnation seien. Von dieser Überzeugung sind auch die Frühromantiker, Novalis und Friedrich Schlegel, noch ausgegangen, aber die Romantiker haben dann eben den weiteren Schritt getan, auch den Einzelstaat als echtes Gebilde der nationalen Kultur aufzufassen und zu würdigen. Sie haben damit die Staatlosigkeit des deutschen Geisteslebens überwinden helfen, aber sie und ihre konservativen Schüler und Erben haben doch dabei, wie wir sagten, gewisse universalistisch-weltbürgerliche Bestandteile nicht ganz loswerden können; sie sahen und erkannten über dem Leben der Nationen auch noch höhere universale Gewalten an, durch die das Selbstbestimmungsrecht und die freie Bewegung des Einzelstaates wie der einzelnen Nation in einer Weise gehemmt wurde, die dem modernen Staate und Nationalbewußtsein unleidlich erscheint. Wie vieles wäre darüber noch zu sagen, und immer weitere Zusammenhänge tun sich auf, wenn man dem nachgeht. Es tauchen die von den Romantikern wieder belebten Traditionen der mittelalterlichen Ideen von einer über den Nationen stehenden und wirksamen universalen Gemeinschaft der europäischen Christenheit auf, es taucht der weltbürgerliche Geist des XVIII. Jahrhunderts auf, an dessen Quelle sowohl der liberale wie der romantisch-konservative Nationalgedanke getrunken haben, und es taucht schließlich die schönste Blüte dieser Zeit, das Humanitätsideal Goethes und Schillers wieder auf, das auch universal und national zugleich war und zu dem stolzen Worte Schillers führen konnte: Der Deutsche verkehrt mit dem Geist der Welten. All das hat hinübergewirkt auf die Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens. So viel Heterogenes fließt in ihnen zusammen, und in so mannigfachen Farbenbrechungen erscheint der reine Lichtstrahl.

Wenn wir es wagten, einige Resultate einer größeren Untersuchung hier in rascher Skizze vorzulegen, so geschah es in der Erwägung, daß die Gegensätze, die wir schilderten, auch heute noch, wo sie ihre Harmonie und Versöhnung im neuen Reiche gefunden haben, fortwirken, aber nicht in friedlichem Kampfe, sondern in fruchtbarer Wechselwirkung. Der deutsche Nationalgeist erschöpft sich nicht in der Schaffung und Erhaltung des deutschen Nationalstaates. Wir sehen in dieser wohl eine der höchsten, aber nicht die einzige unserer hohen Nationalaufgaben, und meinen immer noch mit Ranke daß die Nation nicht so eng geschlossen ist wie der Staat, und daß wir unser Vaterland mit uns tragen in alle Welt, — in alle äußere wie innere Welt, in die wir unseren Fuß setzen.

Dritte Gruppe

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und des jungen Bismarck

Zur Kritik der Radowitzschen Fragmente.

(Historische Aufsätze: Festgabe Karl Zeumer zum 60. Geburtstage dargebracht. 1910 Weimar, H. Böhlau Nachf.)

Josef von Radowitz hat noch in seinem letzten Lebensjahre durch die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (5 Bände, 1852/53) seinen Zeitgenossen ein reiches Material zur Beurteilung seiner staatsmännischen Persönlichkeit in die Hand gegeben. Zusammen mit seinen „Neuen Gesprächen aus der Gegenwart", die 1851 erschienen waren, bilden sie einen Epilog und zugleich eine Rechtfertigung seiner deutschen Politik von 1848/50, eine Rechtfertigung zugleich auch seiner eigenen inneren Entwicklung, die ihn aus dem Lager der preußischen Hallerianer, des Berliner Polit. Wochenblattes der dreißiger Jahre, der christlich-germanischen Genossen Friedrich Wilhelms IV. hinübergeführt hatte in die Ideenwelt des konstitutionellen Bundesstaates. Insbesondere ist der vierte Band der Gesammelten Schriften dazu bestimmt, Rechenschaft über den Gang zu geben, den die politische Erkenntnis des Verfassers genommen hatte. Es werden hier „Fragmente" politischen Inhalts aus den verschiedenen Lebensjahren, von 1826 bis 1852 reichend, in chronologischer Folge mitgeteilt, von denen nur ein kleiner Teil bereits früher einmal im Berliner Politischen Wochenblatte und anderen Organen gedruckt worden war. So wird hier die zwanglose Sammelmappe eines bedeutenden Mannes vor uns ausgeschüttet, der gewohnt ist, auf alle Zeit-

ereignisse von der Höhe der Prinzipien aus zu blicken und doch dabei die Fähigkeit nicht verliert, seine Prinzipien durch die Erfahrungen der Zeitgeschichte umbilden zu lassen. Es ist nicht nur psychologisch von höchstem Reize, den leisen Wandlungen seines politischen Denkens nachzugehen, sondern auch hier, und gerade hier scheint die Quelle geboten zu werden, aus der man sich über den geistigen Ursprung der Radowitzschen Unions- und Nationalpolitik, die auch zum großen Teil die Politik des Königs Friedrich Wilhelm IV. in den Jahren 1849/50 geworden ist, unterrichten kann. Und obgleich Radowitzens Entwicklung einige in hohem Grade singuläre Züge an sich hat, so wird man doch aus ihr mit lernen können, wie sich überhaupt der vormärzliche zum nachmärzlichen Konservatismus, insbesondere das rigorose christlich-germanische Wesen zu den modernen Typen monarchisch-aristokratischer Staatsauffassung hat umbilden können. Eben das wollte Radowitz durch die Veröffentlichung seiner Fragmente auch mit klarmachen. Irre er sich nicht, so schreibt er in der Vorrede (4, VII), so werde der Gang seiner eigenen politischen Erkenntnis „auch die Erfahrungen vieler Zeitgenossen abspiegeln, welche wie er von der ausschließlichen Verehrung der früheren Gestalten des Staates ausgegangen, jetzt nach gewissenhafter Selbstprüfung bei der Überzeugung von der heilsamen Notwendigkeit einer verfassungsmäßigen Ordnung in der Monarchie angelangt sind".

Für diese Fragen werden, um es gleich vorauszunehmen, die Radowitzschen Fragmente unter allen Umständen einen hohen Quellenwert behalten, aber da man sie bisher — zuletzt noch Paul Hassel, der Biograph von Radowitz — unbedenklich als Texte von originaler Fassung und von urkundlicher Treue benutzt hat und auch die Jahresdaten, unter denen sie eingeordnet sind, für ganz zuverlässig gehalten hat, so wird es doch nötig sein, hier zu kritischer Vorsicht zu mahnen.

Unser Kontrollmaterial zur kritischen Prüfung der Fragmente besteht einmal in denjenigen wenigen Stücken, die bereits früher publiziert waren, und dann vor allem in dem schrift-

lichen Nachlasse von Radowitz, der uns von dessen Sohne, dem kaiserlichen Botschafter a. D., zur Fortführung des Hasselschen Werkes zur Verfügung gestellt wurde. Es befindet sich in ihm zwar nicht das Originalmanuskript der Fragmente, wohl aber eine große Anzahl ähnlicher Stücke und darunter auch einiger nach Inhalt und Wortlaut verwandter und paralleler; ferner auch eine Fülle von größeren Entwürfen und Niederschriften, deren bedeutendste, die autobiographische „Zur Geschichte meines Lebens", Hassel am Eingang seines Werkes, übrigens mit manchen, sachlich nicht immer gerechtfertigten Auslassungen, publiziert hat. Diese Autobiographie ist deswegen besonders wertvoll, weil sie keine Rücksicht auf eine künftige Publizität zu nehmen versucht war; es finden sich so intime Mitteilungen in ihr, daß sie in der Tat nur, wie Radowitz am Eingang angibt, für die Augen seiner Frau und seiner Nachkommen bestimmt gewesen sein kann. Ein weiterer kritischer Vorzug ist, daß man ihre zeitliche Entstehung aus den am Schlusse der größeren Abschnitte gegebenen Datierungen ziemlich genau verfolgen kann. Sie ist begonnen, wie Radowitz angibt, in seinem 40. Lebensjahre, also nach dem 6. Februar 1836, und der letzte Absatz ist niedergeschrieben im April 1848. So hat man in diesen verschiedenen Schichten seiner Autobiographie auch eine ganz zweifelsfreie Quelle für die Entwicklung seines politischen Denkens.

Auch die übrigen noch ungedruckten Blätter seines Nachlasses, die in ihrem Charakter den „Fragmenten" ähneln, tragen zum großen Teile Jahresdatierungen von seiner Hand, die Hassel schon anmerkt (I, IX). Das führt auf die beruhigende Vermutung, daß auch die gedruckten Fragmente zum großen Teile von Hause aus datiert gewesen sein werden. Aber kann man sich in allen Fällen darauf verlassen? Auf S. 22 begegnet unter dem Jahre 1829 eine Aufzeichnung mit dem Titel „Der Despotismus des Gesetzes", die unter dem Jahre 1832 mit dem Titel „Der heutige Freiheitsbegriff" noch einmal wiederkehrt. Sie kann nur 1831 oder 1832 entstanden sein, da sie

an ein Wort des zur Zeit amtierenden französischen Ministerpräsidenten Casimir Perier anknüpft, dessen Ministerpräsidentschaft in die Zeit vom März 1831 bis zu seinem Tode im Mai 1832 fällt.

Ein zweiter Fall von nachweisbar unrichtiger Datierung liegt bei dem S. 24ff. abgedruckten Stücke „Das juste milieu" vor. Es ist unter 1830 eingereiht, aber schon, wenn man es liest, stößt man sofort auf Erwähnungen von Namen und Ereignissen der französischen und spanischen Geschichte der folgenden Jahre, und aus welchem Zeitpunkte es tatsächlich stammt, zeigt das Berliner Politische Wochenblatt, wo es im Jahrgange 1837 unter dem Titel „Sonst und Jetzt" zuerst publiziert worden ist. Weiter: Das in den Fragmenten S. 57 gedruckte Stück „Rangverschiedenheit" ist dort unter 1834, das in den Fragmenten S. 60 abgedruckte Stück „Radikalismus als Glaube" unter 1835 eingereiht; beide sind im Wochenblatte aber erst 1837 erschienen. In den beiden letzten Fällen könnte man vielleicht noch vermuten, daß Radowitz die früher entstandenen Stücke erst im Jahre 1837 dem Wochenblatte zur Veröffentlichung übergeben habe, aber die beiden ersten Fälle zeigen deutlich, daß die Datierungen der Radowitzschen Fragmente überhaupt nicht unbedingt zuverlässig sind.

Bei einer Vergleichung des an zweiter Stelle erwähnten Stückes (über das juste milieu) mit dem Drucke im Berliner Politischen Wochenblatte von 1837 trifft man auch auf einige Abweichungen des Wortlautes. Im Wochenblatte wird die Partei des juste milieu, des Bourgeoisliberalismus gegenüber den ausgesprochenen Republikanern direkt als „zweite Revolutionspartei", als ein Teil des „Lagers der Revolution" stigmatisiert, — in den Fragmenten heißt sie nur „die zweite Partei". Es heißt dann weiter im Texte der Fragmente, daß den Aufgaben dieser Partei „die parlamentarische Regierung, ja selbst der bonapartische Despotismus" entsprächen. Statt „parlamentarische Regierung" liest man im Wochenblatte von 1837: „Repräsentativmonarchie". Diese Varianten erscheinen viel-

leicht geringfügig, aber erinnern uns doch, daß zur Zeit der Veröffentlichung der Fragmente „parlamentarische Regierung" und „Repräsentativmonarchie" keineswegs mehr als gleichbedeutend galten. Zur Repräsentativmonarchie hatte sich Radowitz selbst seit den Märztagen von 1848 bekehrt, aber zum Anhänger einer rein parlamentarischen Regierung ist er nie geworden. Sollte er, diese Vermutung drängt sich hier schon auf, an dem Texte der Fragmente vor ihrem Drucke vielleicht kleine Änderungen vorgenommen haben, die den Ausdruck seiner früheren Abneigung gegen den Liberalismus aller Schattierungen etwas milderten?

Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir das ebenfalls schon erwähnte Stück „Radikalismus als Glauben" mit dem Texte des Wochenblattes konfrontieren. Hier heißt es „Der Liberalismus als Glaube". Durchweg ist in dem Drucke von 1853 das Wort „liberal" durch „radikal" ersetzt. Hatte Radowitz im Jahre 1837 den Liberalismus in Bausch und Bogen verurteilt, so war er 1853 längst nicht mehr in dieser Stimmung. Aber unerfreulich für uns ist nur, daß er danach nun die Ergüsse seiner früheren Jahre etwas retuschiert und ihnen dabei den Anschein gibt, als sei diese retuschierte Fassung auch die ursprüngliche Fassung jener Zeit. An Memoiren und Autobiographien sind wir es schon gewohnt, daß der Verfasser mit den Erfahrungen seines späteren Lebens die Darstellung des früher Erlebten färbt, aber das sind recht oft nur unbewußte Färbungen, während hier die urkundlichen Dokumente des Entwicklungsganges selbst verändert zu sein scheinen. Ein hartes Wort will sich auf die Lippen drängen, — aber vielleicht ist doch noch eine mildere Auffassung dieses Sachverhaltes möglich.

Ganz ähnliche nachträgliche Milderungen finden sich nämlich auch in dem Manuskripte seiner autobiographischen Aufzeichnungen. Hier heißt es z. B. (Hassel 1, 67) an einer Stelle, die im Herbste 1839 geschrieben ist: „Der Herrschaft der revolutionären Staatsweisheit konnte in Deutschland ein Todesstoß gegeben werden." Das Wort „revolutionären" ist mit

anderer Tinte von ihm hinein korrigiert worden für das ursprünglich gewählte Wort „pseudoliberalen". — Auf derselben Seite heißt es weiter: „Ich verwerfe die Majoritätenregierungen als mörderisch für die einzig wahre, rechtliche Freiheit." Statt „Majoritätenregierungen" hatte ursprünglich gestanden: „das moderne Konstitutionswesen". Also auch hier hält er es — so muß man sich diese und ähnliche Korrekturen wohl erklären — für nötig, seine einstige Gegnerschaft gegen die liberalen Ideen zu mildern. Und hier kann nun von einer absichtlichen Irreführung des deutschen Publikums, von einer absichtlichen Verschleierung seines einstigen Parteirigorismus nicht die Rede sein, denn diese Aufzeichnungen waren, wie wir sahen, nur für die Augen der Familie bestimmt und diese hatte zugleich den ursprünglichen Text auch deutlich vor Augen. Ohne Zweifel hat sich Radowitz für vollkommen berechtigt, — vielleicht sogar aus falsch verstandener Friedfertigkeit für verpflichtet gehalten, solche Härten und Schärfen des Ausdrucks, die seiner inzwischen gewandelten Überzeugung zu sehr widersprachen, nachträglich abzuschleifen. Die Meinungen über das, was literarisch erlaubt ist, haben schließlich auch ihre Entwicklung durchgemacht. Selbst Ranke hat, als er in seinen Werken ein älteres politisches Gutachten von aktenmäßigem Charakter wieder zum Abdruck brachte, nicht nur Änderungen im Ausdruck sich erlaubt, sondern auch eine Stelle weggelassen, die für seine einstigen Hintergedanken bezeichnend war (nachgewiesen von Diether, L. v. Ranke als Politiker S. 431, Anm. 2). Wir haben kein Recht, von unseren heutigen feineren Anschauungen aus über Radowitz zu moralisieren, aber wir müssen es jedenfalls konstatieren, daß der Text seiner Fragmente nicht in jeder Zeile original ist.

Im allgemeinen wird man diesen Text da für ursprünglich halten können, wo er den älteren Standpunkt von Radowitz, die christlich-germanischen Grundsätze und Vorurteile, die Feindschaft gegen alle Spielarten des Liberalismus rein und scharf zum Ausdruck bringt. Dort aber, wo schon leise Abschwächung dieses Gegensatzes durchschimmert und wo die Tendenzen seiner

späteren Wirksamkeit vom Frühjahr 1848 an schon anzuklingen scheinen, gilt es behutsam sein, darf man nur da den Fragmenten trauen, wo sie bestätigt werden durch andere gleichzeitige und zweifellos authentisch überlieferte Äußerungen von Radowitz.

Wie nötig die Vorsicht ist, zeigt uns eines der bekanntesten und interessantesten der Radowitzschen Fragmente, der kleine Aufsatz „Preußische Politik" (4, 97 ff.), den Radowitz dem Jahre 1839 zugeschrieben hat. Man horcht auf, wenn man hier liest: „Das entschiedene Ziel der preußischen Politik muß daher die Erlangung und Erhaltung einer unzweifelhaften Hegemonie in Deutschland sein." Hassel hat mit Recht die Bedeutung dieses Aufsatzes sehr hoch eingeschätzt und hat ausgeführt, wie der Prozeß der inneren politischen Sinneswandlung „in demselben Augenblick begonnen hat, wo Radowitz zu der Erkenntnis des deutschen Berufes der preußischen Monarchie gelangt war" (1,374). Aber er meint doch dabei (1,296), daß der Begriff der „Hegemonie" hier noch durchaus im Sinne der moralischen Eroberungen aufgefaßt sei. Anderer Ansicht war Rachfahl, der in einer Besprechung des Hasselschen Werkes (Göttinger gelehrte Anzeigen 1905, S. 252) aus jenem Radowitzschen Aufsatze das Ziel einer „wahrhaft staatlichen Einigung der deutschen Fürsten und Völker unter Preußens Hegemonie" herauslesen wollte. Ich trat ihm in meiner Besprechung des Hasselschen Buches (Hist. Zeitschr. 98, 182) entgegen, erklärte mich für die Hasselsche Deutung und freue mich nun, daß der Befund des handschriftlichen Nachlasses diese Deutung bestätigt. Er enthält zwar nicht die Urform jenes Stückes „Preußische Politik", wohl aber eine andere Redaktion desselben in einer 15 Foliomanuskriptseiten füllenden Denkschrift „Das Verhältnis Preußens zum deutschen Bunde". Anspielungen auf Verwandschaftsverhältnisse des regierenden Königs[1]) machen es unzweifelhaft, daß sie nach dem Thronwechsel von 1840

[1]) „Mecklenburg, deren einer Herrscher der Schwager, der andere der Onkel des Königs ist."

geschrieben ist. Sie kann aber auch nicht lange danach zu Papier gebracht worden sein, denn es existiert für ihren zweiten Teil noch eine andere, zeitlich frühere Fassung (unter dem Titel „Preußens Stellung im deutschen Bunde"), in der jene Anspielungen auf die Verwandschaftsverhältnisse des Königs so gefaßt sind, daß sie noch vor dem Thronwechsel geschrieben sein muß[1]). In ihrem ersten Teile aber reproduziert die Denkschrift „Das Verhältnis Preußens zum deutschen Bunde" eben jenes in den Fragmenten 4, 97ff. abgedruckte Stück — nicht vollständig zwar, aber so, daß wir für die wesentlichsten Ausführungen desselben nun eine ältere, unzweifelhaft aus der Zeit um 1840 stammende Redaktion besitzen, die von dem Verdachte späterer Retuschierung ganz frei ist. Und hier lautet nun jener in seinem Sinne bisher streitige Satz folgendermaßen: „Das ganz entschiedene Ziel der preußischen Politik wird daher die Erlangung und Erhaltung einer ganz unzweifelhaften moralischen Autorität in Deutschland sein müssen." Man konnte schon bisher aus dem übrigen Inhalte des in den Fragmenten gedruckten Textes entnehmen, daß der Ausdruck „Hegemonie" nicht in dem scharfen politischen Sinne gemeint sein konnte, den er im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland seit 1848 erhielt, — wir müssen nunmehr dringend vermuten, daß er überhaupt nicht dem ursprünglichen Texte angehört, sondern von Radowitz erst bei der Redaktion seiner Fragmente für den Druck hineinkorrigiert worden ist.

Fügen wir noch andere Varianten hinzu, die unsere Vermutung zu stärken geeignet sind. In dem gedruckten Texte des Fragmentes wird ausgeführt, daß Österreichs Interessen mehr europäisch, Preußens Interessen mehr deutsch seien, daß Preußen also, was den Einfluß auf Deutschland beträfe, „in allen deutschen Sachen vorausbleiben muß". „Daß letzteres (Preußen) seinen ihm zufallenden Einfluß nun wieder da im gemeinschaftlichen Interesse verwende, wo es sich um

[1]) „Mecklenburg, deren einer Herrscher der Schwager, der andere der Schwiegersohn des Königs ist."

allgemeine Gesichtspunkte handelt, wird hierdurch nicht ausgeschlossen, sondern kann unbedenklich daneben bestehen."

Dieser Satz lautet in unserer Handschrift: „Daß es seinen ihm zufallenden Einfluß nun wieder im österreichischen Sinne verwende, wo es sich um allgemeinere Gesichtspunkte handelt, wird hierdurch nicht allein nicht ausgeschlossen, sondern kann unbedenklich zugegeben werden."

Diese letztere Fassung hat einen spezifisch vormärzlichen Geschmack und zeigt aufs deutlichste, wie Radowitz, trotzdem er sich gerade hier schon dem Banne der Ideen der heiligen Allianz zu entwinden beginnt, doch noch in ihm steckt. Die gedruckte Fassung dagegen hobelt diese Spuren etwas hinweg.

Genau denselben Eindruck hat man von einer weiteren Variante. Im gedruckten Text heißt es: „Den Kabinetten muß die unwandelbare Überzeugung gegeben werden, daß ihre Selbständigkeit bis zu dem kleinsten Bundesgliede herunter in Preußen eine stete und feste Stütze habe. Es genügt nicht, daß bloß die Besorgnis vor unserer Arrondierungslust verschwinde, sondern es muß dahin kommen, daß jeder fühle, Preußen finde eben in dieser Mannigfaltigkeit der Territorien, die ihm so viele Berührungspunkte mit dem übrigen Deutschland gibt, seine politische Aufgabe."

In der Handschrift heißt es: .... „Jeder fühle, Preußen finde eben in seiner Zerstückelung, die ihm so viele Berührungspunkte mit dem übrigen Deutschland gibt, seine wahre politische Aufgabe." Die handschriftliche Fassung bekundet einen geradezu verstiegenen Idealismus, die gedruckte Fassung gibt ihm eine Wendung, die auch ein realpolitisch gestimmter preußischer Staatsmann in den Mund hätte nehmen können.

„Um eine wahre Suprematie zu schaffen", heißt es weiter im gedruckten Texte, „ist die öffentliche Meinung von hoher Bedeutung." Statt „Suprematie" hat die Handschrift den minder anspruchsvollen Ausdruck: „Autorität".

„Man schaffe gemeinsame Institutionen jeder Art; selbst wenn sie nur wenig materiellen Gewinn bringen, so ist schon

das Gefühl der Gemeinschaft unschätzbar." So der Druck. Die Handschrift sagt, wieder idealistischer: „selbst wenn sie gar keinen materiellen Gewinn bringen".

„Wir können uns nicht dem vulgären Liberalismus anschließen und auf diesem Wege Popularität suchen", fährt der Druck fort. Die Handschrift aber fügt den im Drucke fortgefallenen Satz hinzu: „Fern sei solches Speichellecken bei dem Götzen der Zeit!" Das gehört nun wieder in das oben behandelte Kapitel der Milderung früherer Ausfälle gegen den Liberalismus.

Insgesamt ist also die handschriftliche Fassung von merklich konservativerer Färbung als die gedruckte, läßt viel deutlicher den idealistischen Doktrinarismus des christlich-germanischen Kreises erkennen und zeigt den Verfasser also etwas weiter zurück in seiner politischen Entwicklung. Dabei entstammt die Handschrift, wie wir nachwiesen, der Zeit nach dem Thronwechsel von 1840, während das gedruckte Fragment von Radowitz dem Jahre 1839 zugeschrieben ist. Es kann ja sehr wohl sein, daß diejenige Aufzeichnung, die er dem Drucke zugrunde legte, in der Tat diesem Jahre angehört, aber die charakteristischen Varianten des Druckes, die wir vorlegten, können unmöglich 1839 geschrieben sein, sondern sind höchstwahrscheinlich erst kurz vor dem Drucke entstanden — als Niederschlag der nachmärzlichen Erfahrungen.

Weitere Beobachtungen, wie sie namentlich an den Fragmenten des Jahres 1847 gemacht werden konnten, hoffen wir in anderem Zusammenhange vorlegen zu dürfen.[1]) Die Fragmente verlieren zwar nach dem, was wir konstatierten, den Wert einer Quelle von ungetrübter Reinheit, aber der Nachweis dieser Trübungen vertiefte zugleich unsere Erkenntnis des inneren Entwicklungsganges von Radowitz. Wir sahen, daß es langsamer mit ihm vorwärts ging, daß er um 1840 noch zäher und fester in den Doktrinen seiner Jugend steckte, als

[1]) Vgl. jetzt mein Buch „Radowitz und die deutsche Revolution" S. 49 Anm. 3.

es bisher schien, und wir konnten zugleich die Differenzen zwischen der Denkweise des vormärzlichen und des nachmärzlichen Radowitz beleuchten. Jedenfalls würde eine Quellenkritik, die nicht nach einem irgendwelchen Gewinne von positiver Erkenntnis strebte, auf halbem Wege stehenbleiben.

Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland.

(Histor. Zeitschrift Bd. 89, 1902.)

Wie haben die preußischen Herrscher des 19. Jahrhunderts innerlich zu jenen politischen und geistigen Triebkräften und Parteien gestanden, die den preußischen Staat an die Spitze Deutschlands geführt, die ihn überhaupt in den vollen Strom des nationalen Lebens geleitet haben? Es ist von hohem Reize, zu sehen, wie gegenüber jedem der drei in Betracht kommenden Monarchen verwandte Fragen gestellt werden mußten und zu Untersuchungen in großem Stile geführt haben. Am wenigsten Streit ist bisher um Kaiser Wilhelm I. gewesen, für den Erich Marcks, als Erster eigentlich, die Frage nicht nur präzis gestellt, sondern auch gleich mit allen Feinheiten, wenn auch gewiß noch manchen Abtönungen Raum lassend, beantwortet hat. Wie heiß ist dagegen um Friedrich Wilhelm III. gestritten worden. Augenblicklich herrscht ja hier Waffenruhe, aber manche Anzeichen deuten darauf, daß der

[1]) Rachfahl hat auf meine und Thimmes Kritik geantwortet in einer Reihe von Aufsätzen (Histor. Vierteljahrschrift Bd. 6 u. 7; Forschungen zum brand. u. preuß. Geschichte Bd. 17 u. 18; Preuß. Jahrbücher Bd. 110) und dabei seine ursprüngliche Auffassung mannigfach modifiziert und abgeschwächt. Zuletzt hat dann Brandenburg in den Untersuchungen und Aktenstücken zur Geschichte der Reichsgründung 1916 die Rachfahlschen Ansichten bekämpft. Ich glaubte meinen Aufsatz, von wenigen mildernden Zusätzen und Weglassungen abgesehen, in der Form belassen zu müssen, in der er in den Gang der Forschung einst eingegriffen hat.

Kampf bald wieder aufgenommen werden wird. Frisch entbrannt ist er dagegen um die Einschätzung Friedrich Wilhelms IV., vor allem um sein Verhältnis zur nationalen Einheitsbewegung und zum Gedanken der preußischen Hegemonie. Den Reigen eröffnet ein Aufsatz von Max Lenz über 1848 (Preuß. Jahrbücher März 1898), welcher Front macht gegen Sybels und Treitschkes Urteile. Bismarcks Andeutungen über den „latenten deutschen Gedanken" Friedrich Wilhelms IV. wiesen dann weiter auf diese bisher zu wenig beachtete Ader in dem seltsam gemischten Gestein dieser Persönlichkeit. Kosers solide und vorsichtige Untersuchung (Hist. Ztschr. 83, 43 ff.) brachte wertvolles Quellenmaterial für die deutsche Politik des Königs unmittelbar vor der Märzrevolution zutage. Nun geht es sprungweise aufwärts zu einer ganz neuen und überraschenden Auffassung der Märzrevolution und der Haltung des Königs vor und in derselben. Wir sollen sie, so wird uns gelehrt, fortan als ein Glied in der Kette seiner deutschen Politik verstehen. Diese erklärt es, daß er am 19. März zurückgewichen ist vor der besiegten Revolution. Max Lenz hat das zuerst im Aperçu ausgesprochen (a. a. O. S. 539), sein begabtester Schüler Hermann Oncken hat die These mit vielem Geiste aufgenommen und gegen die in den bisherigen Bahnen bleibende Untersuchung von Busch über die Märztage durchgefochten. Das Moment der persönlichen Schwäche des Königs, mit der man bisher, wie er meint, die Vorgänge im Königsschlosse am 18. und 19. März erklärt habe, drängt er stark zurück und setzt an seine Stelle eine innere politische Zwiespältigkeit des Königs als Ursache seiner Halbheit und seines Schwankens. Und nun kommt gleich hinterher Rachfahls Buch „Deutschland, Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" (1901) mit noch schwererem Geschütz, mit einer eindringenden Analyse der deutschen Politik des Königs vor der Märzrevolution und einem umfassenden quellenkritischen Verhör über den 18. und 19. März. Er will keine „Rechtfertigung" des Königs im gewöhnlichen Sinne geben, aber sein

Buch wirkt tatsächlich als solche. Hatten Sybel und Treitschke übereinstimmend geurteilt, daß des Königs preußisches Staatsgefühl allezeit schwächer gewesen sei als seine unbestimmte Begeisterung für Deutschlands Einigkeit, so werden wir jetzt von Rachfahl belehrt (S. 27): „Eben weil ihm die preußische Machtstellung allzu gering erschien, hat sich seiner der deutsche Ehrgeiz bemächtigt." Folgerichtig wird auch das Verhältnis des Königs zu Österreich umgewertet. Sybel hatte gesagt: „Die Bruch mit Österreich war für seine Gesinnung eine Unmöglichkeit," — Treitschke: „Der Gedanke, im Kampfe mit Österreich die Führung der Nation für Preußen zu fordern, lag gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises." Rachfahl gibt zwar zu, „daß seine deutsche Politik vor 1848 daran krankte, daß sie die Unmöglichkeit der Teilnahme an einem deutschen Gesamtstaate für Österreich nicht zur Gebühr würdigte" (S. 272). Bald genug aber sei ihm die Binde von den Augen gefallen, und in der ersten Hälfte des Monats März sei dann der große Umschwung der deutschen Politik Preußens erfolgt: „Man hat sich von Österreich losgesagt, um die deutsche Frage ohne und daher gegen Österreich zu lösen" (S. 71). Das Patent vom 18. März 1848 ist demnach „nicht im wesentlichen als ein Akt der Konzession, erzwungen durch den revolutionären Schrecken, vielmehr als ein Akt der Aggressive, und zwar im Ringen mit Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland aufzufassen" (S. 105). Und den Konstitutionalismus, der ihm von Haus aus zuwider war, nahm er an, um die Nation zu gewinnen. Der König sei denn auch durch den Ausbruch der Revolution nicht aus der Fassung gekommen; die Zeugnisse über seine persönliche Schwäche und Gebrochenheit seien unglaubwürdig. Auch von einer inneren politischen Zwiespältigkeit, wie sie Oncken noch annimmt, will Rachfahl nichts mehr wissen. Um die Popularität, die er für seine deutschen Ziele braucht, sich zu erhalten, paktiert der König mit den Aufständischen. Eine Politik im großen Stile sei das zwar nicht gewesen, aber eine an sich sehr wohl verständliche.

Der bekannte Rückzugsbefehl am Vormittage des 19. März sei dann allerdings auf Rechnung des Königs zu setzen und in einem Momente nervöser Gereiztheit und Übereilung erfolgt, aber die eigentliche Katastrophe, die „Avilierung des Königs und der Armee" sei nicht durch diesen Befehl an sich, sondern durch den Trotz des Generals von Prittwitz, der ihn sinnwidrig ausführte, heraufbeschworen worden.

Diese neuen Auffassungen Onckens und Rachfahls, beide energisch durchdacht und mit größtem Geschick vorgetragen, gehen wie gesagt auf eine Bemerkung ihres alten Lehrers Lenz zurück. Aber auch Lenz knüpft hier, wie so oft in seinen kühn und geistvoll hingeworfenen Urteilen, an einen Vorgänger, an seinen Meister Ranke an. Dieser hat auch schon geurteilt, daß in des Königs Seele „die preußisch-deutsche Idee doch immer die Oberhand über die Anerkennung des alten Vorranges an Österreich hatte"[1]). Ja, noch mehr, Ranke bringt auch die Erklärungen des Königs vom 18. März und ferner natürlich die Manifestation vom 21. März damit in Zusammenhang, allerdings nur sehr vorsichtig und mit der Bemerkung, daß nicht alle Rätsel dadurch gelöst werden[2]); die Möglichkeit, daß auch die Proklamation „an meine lieben Berliner" und die schlimmen Vorfälle vom 19. März in diesen Zusammenhang hineingehören, übergeht er — wenn er sie überhaupt erwogen hat — mit charakteristischem Schweigen, und es scheint fast nach anderen Äußerungen, — Kaufmann hat darauf jüngst (Histor. Zeitschr. 88, 450) hingewiesen — daß auch er des Königs Haltung gegenüber der Berliner Revolution für Schwäche gehalten hat.

Immerhin, Ranke hat seinen jüngsten Anhängern den Weg gewiesen, und zwar in einem noch viel weiteren Sinne, als nur durch jene Äußerungen über Friedrich Wilhelm IV. Es ist ein Prinzip Rankescher Auffassung überhaupt, das sie

[1]) Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen S. 208 (Sämtliche Werke 49/50, 477).

[2]) a. a. O. S. 280 (S. W. 49/50, 525).

übernommen und in sehr charakteristischer Weise weitergeführt haben. Auf ihm beruht ihre innere Gemeinsamkeit.

Neue „Richtungen" in unserer Geschichtswissenschaft zu entdecken, ist nun freilich etwas in Verruf gekommen. Nennen wir sie also bescheidener, und jedenfalls, da wir es mit ernsten und durchaus nicht prahlerischen Männern zu tun haben, ihren Gefühlen entsprechender, eine „Schule", und wagen wir es, als die beiden Meister der Schule Lenz und Delbrück namhaft zu machen.

Man weiß, welche Bedeutung in der Rankeschen Geschichtsbetrachtung die großen Weltverhältnisse und die eigentümlichen Lebensbedingungen, die realen Interessen der einzelnen Mächte haben, aus deren Druck und Gegendruck eben die großen Weltverhältnisse hervorgehen. Der einzelne Staatsmann erscheint so als der Träger der ohne sein Zutun entstandenen Interessen und Tendenzen; er wächst in sie hinein, wird durch sie weiter gedrängt und sucht, auf dem hohen Meere der Politik angelangt, die jeweiligen Winde und Strömungen für sie zu benutzen — fert unda nec regitur, war ja auch Bismarcks tiefste Meinung von dem Wesen der großen Politik. Geschick und Ungeschick, Kraft und Schwäche des einzelnen Staatsmannes lassen zwar einigen Spielraum in der Wahl des Kurses und bedingen damit auch den Erfolg, aber die Richtung im ganzen ist ihnen gegeben, und man kommt zu einem tieferen Verständnis der großen Wandlungen des Staatenlebens eben nur dadurch, daß man in erster Linie überall nach jenen realen Lebensbedingungen und Tendenzen der einzelnen Mächte und nach den objektiv gegebenen Weltverhältnissen sucht und forscht. Große Zusammenhänge und Perspektiven tun sich dadurch auf; die Leidenschaften und Fehler der großen Persönlichkeiten erscheinen wie kleine Abirrungen von den großen durchgehenden Linien oder verschwinden ganz[1]). Man erhebt sich aber durch solche Be-

[1]) „Verehrter Freund," schrieb Edwin v. Manteuffel einmal an Ranke: „Sie glauben nicht an Übereilungen bedeutender Männer." Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 266.

trachtungsweise auch über den Dunstkreis der Parteidoktrinen und meistert die Dinge nicht mehr nach ihnen, sondern sucht sie aus ihren eigenen immanenten Kräften zu begreifen, — überhaupt, man ist im Hochgebirge der Geschichte.

Man muß die eigentliche Programmschrift dieser Schule, die „Großen Mächte" von Lenz, die ja unmittelbar an Ranke und dessen gleichnamigen Aufsatz anknüpft, lesen, um einen Begriff von dem freudigen Schwunge und dem glühenden Entdeckereifer zu bekommen, zu dem solche Betrachtungsweise hinreißen kann. Ist es noch nötig, Proben derselben zu nennen, die sich jetzt jedem orientierten Leser aufdrängen werden? Die Beurteilung Napoleons durch Lenz und Delbrück, im Hintergrunde ja wiederum durch Ranke ist ein schlagendes Beispiel. Weg, rufen sie, mit der kleinlichen und befangenen Vorstellung von der „Eroberungsbestie" Napoleon, in der der alte Preußengroll noch steckt; begreifen wir ihn vielmehr aus dem großen, dem größten Weltverhältnis, in das er hineinwuchs, aus dem Kampfe Frankreichs gegen England[1])! Und so rufen nun auch Oncken und Rachfahl: Weg mit der Vorstellung von der weinerlichen Schwäche und Mutlosigkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. am 19. März 1848, in der, so meint Rachfahl, allerlei Reste von Parteiansichten noch stecken! Begreifen wir ihn vielmehr groß und unbefangen als einen Träger des Machtbedürfnisses und der deutschen Tendenz seines Staates, in

[1]) Zwischen der Lenzschen und der Delbrückschen Auffassung Napoleons ist neuerdings eine bemerkenswerte Differenz hervorgetreten. Während Lenz (Napoleon S. 112) die kontinentalen Übergriffe Napoleons nach dem Frieden von Amiens realpolitisch zu rechtfertigen versucht, gibt Delbrück (Das Beispiel Napoleons, Preuß. Jahrbücher 167, 359 (1917)) jetzt eine Formulierung dafür, der auch wir zustimmen können. („Wenn es auch gewiß falsch ist, Napoleon als eine bloße Eroberungsbestie zu charakterisieren, so ist es doch ebenso falsch, seinen unbezähmbaren Stolz und seine Despotennatur aus den Momenten, die den Fortgang bestimmten, ausschalten zu wollen. Daß es tatsächlich, wenn nicht seine Maßlosigkeit, so aber doch sein Mangel an Mäßigung gewesen ist, der die Welt in eine neue Kriegsperiode hineingetrieben hat, läßt sich mit aller Bestimmtheit nachweisen.")

die er hineingewachsen ist und in die ihn die übermächtigen Geschicke vollends hineingezogen haben! Begreifen wir es so auch, daß er den ihm persönlich so verhaßten Konstitutionalismus sich hat gefallen lassen, um bundesfähig für die Nationales und Liberales zugleich wollende öffentliche Meinung zu werden. Die vis major der immanenten preußischen Lebensbedingungen triumphiert über den Romantiker, und er unterwirft sich den untrennbar verbundenen liberalen und deutschen Ideen. „Was hätte Friedrich Wilhelm auch sonst tun sollen?", fragt Lenz[1]) charakteristisch und versucht haarscharf nachzuweisen, daß es gar keine andere Möglichkeit für ihn gab. Fert unda nec regitur.

So tritt also das Individuelle zurück vor dem Allgemeinen; das Subjekt wird, um aus Rankes Wallenstein zu zitieren, der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Merkwürdige Wandlung, wenn wir uns erinnern, daß gerade Lenz, Delbrück, Oncken und Rachfahl vornan gestanden haben in dem Kampfe gegen die kollektivistische Geschichtschreibung und Theorie Lamprechts und daß wir von den drei Erstgenannten mancherlei biographische Arbeiten besitzen, die von einem feinen und tiefen psychologischen Verständnis und von einer hohen Bewertung der geschichtlichen Persönlichkeit lebendig zeugen. Um diesen ihren Frontwechsel zu verstehen, müssen wir uns zunächst daran erinnern, daß auch ihr gemeinsamer Meister Ranke einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht und mit den Jahren die individuellen Faktoren mehr hat verblassen lassen, — müssen wir uns ferner daran erinnern, daß Ranke und seine jetzigen Jünger zur Gruppe der politischen Historiker im weiteren Sinne gehören. Der Staat und die Machtverhältnisse des Staatenlebens fesseln ihre Blicke mit in erster Linie. Sie unterscheiden sich aber von jener Gruppe der politischen Historiker, die sich um Droysen, Sybel und Treitschke sammelte, deutlich durch die Abwesenheit oder doch

[1]) a. a. O. S. 539.

wenigstens durch ein sehr viel geringeres Maß bestimmter politischer und nationaler Tendenzen. Zerstörung patriotischer und borussischer Legenden oder dessen, was sie dafür halten, ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, und gegen die politisierende Geschichtsauffassung der vormärzlichen wie der nachmärzlichen Treitschkes hat Lenz noch jüngst in seinen „Großen Mächten" einen scharfen Stoß zu führen versucht. Selbstverständlich wurzeln auch er und seine gleichstrebenden Genossen in dem Boden des neuen Deutschen Reiches; sie leben und weben in ihm, aber sie wollen nicht mehr, man könnte vielleicht auch sagen, sie brauchen und dürfen nicht mehr praktisch mitarbeiten, und so ist ihr historisch-politisches Urteil in der Tat vielfach freier, unbefangener, weiter als das der durch starkes Wollen und edle Leidenschaft oft ungerecht werdenden älteren politischen Historiker. Liebe ohne Begehren, das scheint nun gerade die richtige wissenschaftliche Stimmung zu sein, um ein Objekt wie Staat und Nation zu würdigen. Wir glauben ihnen ja nur nachzueifern, wenn wir aus derselben Stimmung heraus ihre eigene Art zu begreifen versuchen. Zu ihrem Ruhme muß man es sagen, daß sie rein nach Erkenntnis streben, daß sie über politische Vorurteile wie über das zufällige und antiquarische Detail hinaus nach einem tiefen Verständnis der im Großen waltenden Kräfte des Staatslebens ringen. So schiene sich die frohe Aussicht auf eine Ära objektivster Geschichtsbetrachtung zu eröffnen, — wenn, ja wenn nur nicht wieder ein Grundgesetz historischer Erkenntnistheorie sich dazwischen legen und eine neue, den Blick hemmende Schranke des Erkennens aufrichten würde — jenes Gesetz, daß wir immer etwas von uns selbst hineintragen in die Dinge, daß wir unser a priori nie und nimmer los werden. Der Szylla des politischen Vorurteils sind sie glücklich entronnen, um dafür an der Charybdis eines spekulativen Vorurteils zu stranden. Es ist ja gar keine Frage, daß ihr Prinzip an sich, allein schon als ein heuristisches, von größter Fruchtbarkeit ist, daß man seiner zum tieferen Verständnis politischer

Dinge gar nicht entraten kann. Aber vielleicht hat schon ihr gemeinsamer Meister Ranke sich ihm zuweilen zu stark hingegeben, und seine Nachfolger übertreiben es nun einseitig. Es ist ja nur zu begreiflich, daß der Anblick der „großen Mächte", dem sie sich überlassen, etwas Berauschendes hat. Aber sie erscheinen ihnen nun auch so übermächtig, daß das Individuum darüber in der Tat zu kurz kommt, und sie stehen durchweg in der Gefahr, ihm das Eigenste und Persönlichste zu rauben, wenn sie unternehmen, es möglichst restlos einzugliedern in die großen Zusammenhänge des Staatenlebens. Eben dafür ist die Rachfahlsche Arbeit ein vorzügliches Beispiel. Wir sehen hier die wunderbare, komplizierte Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. auf einem Prokrustesbett, auf dem er erbarmungslos gereckt und gestreckt wird.

Bevor wir ihn aus seiner Lage zu befreien versuchen, müssen wir noch eine Übertreibung korrigieren, deren wir uns der größeren Anschaulichkeit wegen schuldig gemacht haben. Auch innerhalb der Schule Lenz-Delbrück durchkreuzen und modifizieren die verschiedenen, sehr scharf ausgeprägten Individualitäten die allgemeine Richtung. Eine wesentliche Nuance vor allem ist, daß Lenz, eine bei aller kritischen Begabung und Neigung doch lebhaft anschauende Natur, vornehmlich Ranke folgt, während Delbrück, der kühne Dialektiker, noch einen Zuschuß Hegelscher Art hat und das Bedürfnis hat, möglichst viel Vernunft in den Dingen nachzuweisen und den vielfachen Unverstand der Quellen durch logische und sachliche Erwägungen zu korrigieren. Wir verdanken seiner Sachkritik, zumal auf kriegsgeschichtlichem Gebiet, eine Reihe glänzender Entdeckungen. Sachkritik ist eine fruchtbare, ja unentbehrliche Methode. Sie darf auch, wie wir gar nicht leugnen wollen, auf die lebendigen Menschen übergreifen. Oft wird es ihr überzeugend gelingen, das Irrationelle in den Handlungen staatsmännischer Persönlichkeiten zu eliminieren und durch klare, den großen politischen Zusammenhängen entnommene Motive zu ersetzen. Aber eine schulmäßige und schema-

rische Anwendung dieser Methode führt auch in die Gefahr hinein, den echten historischen Sinn für das Individuelle durch einen rationalisierten Individualismus zu ersetzen. Und diesen bekämpfen wir.

Um zum vollen Verständnis des echten historischen Individuums zu gelangen, muß man zunächst zweierlei tun und auseinanderhalten: Einmal die Persönlichkeit selbst in allen ihren wesentlichen Lebensäußerungen ruhig und unbefangen auf sich wirken lassen, nach ihren zentralen Interessen fragen und von diesen aus einen inneren Zusammenhang herzustellen versuchen. Stößt man dabei auf Widersprüche und Divergenzen, so gilt es, sich vor voreiliger rationalisierender Erklärung, die das Widersprechende als minder wesentliches „Beiwerk" abzutun versucht, zu hüten. Langsames, auf alle Herztöne und Pulsschläge achtendes Einleben in die Persönlichkeit wird schon weiter führen und die stärksten, entscheidendsten Triebe herausfühlen lassen — immer nur annähernd, denn der Historiker kann ebensowenig wie der Arzt sein lebendiges Objekt sezieren. Dann aber gilt es, den Blick auf die Umwelt zu richten und die Einflüsse und Interessen aller Art, die von dieser aus auf das Individuum wirken, zu erforschen. Ruhiges Vergleichen von Individuum und Umwelt mit der Absicht, beiden gerecht zu werden, ist dann die dritte Operation.

Rachfahl macht es anders. Er konstruiert in seinem ersten Kapitel „die Erwägungen, die für Preußens deutsche Politik bestimmend sein mußten". Dieses „Muß" ist die Konstituierung des deutschen Gesamtstaates ohne Österreich, als Mittel zum Zweck Bündnis mit der populären Einheitsbewegung, also auch konstitutionelle Garantien, aber mit Maßen und so, daß man „dabei bestehen konnte". Mit diesem durch vernünftige historisch-politische Reflexion ermittelten „Muß" wird nun Friedrich Wilhelm IV. verglichen. Er paßt zunächst gar nicht hinein, das „muß" auch Rachfahl zugeben. Sein romantisches Staatsideal ist unverträglich mit den modernen konstitutionellen Forderungen, und in seiner Staats- und Weltanschauung über-

haupt liegt ein quietistischer, die politische Tatkraft lähmender Zug. Habe ich diesen früher, wie ich jetzt zugestehe, vielleicht zu einseitig und ausschließlich hervorgehoben, so geht Rachfahl darüber, ohne ihn wirklich zu würdigen, nun leicht hinweg mit dem Hinweis auf die sachlichen Schwierigkeiten, die sich einer Verfassungsreform in den Weg stellten. „Krankten", sagt er dann S. 24, „auch seine eigenen Lösungsversuche am Grundübel einer romantischen Überschätzung seines ständischen Staatsideales, so wird man doch nicht verkennen dürfen, daß hier ein gewisses Experimentieren geboten war, wenn man sich nicht kopfüber in den Strudel der Volkssouveränität und der konstitutionellen Doktrin hineinstürzen wollte." Man sieht gleich hier, wie das Prinzip der Erklärung aus den sachlichen Notwendigkeiten, wenn man es einseitig und formalistisch anwendet, die wirkliche individuelle Lage der Dinge verdunkeln kann. War es denn nur auf dem Wege des „Experimentierens" möglich, den für Preußen passenden Mittelweg zwischen dem romantischen Ständestaat und dem Strudel der Volkssouveränität zu finden? Rachfahl vergißt ganz, daß es schon ein Vierteljahrhundert zuvor eine preußische Reformpartei gegeben hat, die monarchisch, preußisch und liberal zugleich gesonnen, eine gangbare Brücke zwischen Monarchie und Nation, zwischen ständischer und repräsentativer Verfassung gewiesen hat. Rachfahl wird vielleicht erwidern, daß diese Gedanken damals in Vergessenheit geraten seien. Aber weshalb sind sie das? Weil die preußische Reformpartei 1819 unterdrückt worden ist. Die absolutistischen Bureaukraten und die Feudalpartei behaupteten das Feld, auf dem nun der Irrgarten der politischen Romantik des Kronprinzen erwachsen konnte. Als er dann zur Regierung kam, fehlte um ihn herum der jüngere, kräftige Nachwuchs der Reformpartei, der zwischen dem Könige und dem Liberalismus hätte vermitteln können. Damit erkennen auch wir ein sachliches, nicht bloß individuelles Moment an, welches den Verlauf des Verfassungswerkes ungünstig beeinflußt hat. Entscheidend ungünstig

hat es aber auch nicht gewirkt, der letzte Grund lag nicht in den „objektiven Verhältnissen" (Rachfahl S. 25), sondern in der Staatsanschauung des Königs, der nicht erkennen wollte und konnte, daß ein starkes Königtum mit einer gemäßigt liberalen Verfassung recht wohl vereinbar war. Kaufmann sagt mit Recht[1]): „Wenn der König den Bodelschwingh und Arnim gefolgt wäre, so wäre er „dem Strudel der Volkssouveränität" noch sehr fern geblieben."

Der deutsche Ehrgeiz aber hat dann, so führt Rachfahl aus, den König doch allmählich vorwärts getrieben, „da sich Preußen nur durch die Erreichung der Vorherrschaft in Deutschland zu einer höheren Machtstufe in Europa emporschwingen konnte" (S. 18). So habe er seit 1840 die Bundesreform betrieben. Woher weiß Rachfahl, daß gerade der preußische Machttrieb den König dazu gedrängt hat? Daß ein solcher überhaupt in ihm lebte, wollen wir nicht leugnen. Wir können es aus dem Gange seiner Politik von 1848 und 1849 entnehmen und brauchen dazu auch nicht einmal das Zeugnis der vom Könige gebilligten Radowitzschen Denkschrift vom 20. November 1847[2]). Aber aus eben dieser Denkschrift und aus eben jenem Gange seiner Politik springen uns auch noch andere Triebfedern seiner deutschen Politik entgegen: ein ideales deutsches Nationalgefühl, ebenso lauter und warm wie verschwommen, „die heilige Losung Teutschland, die mein Gemüt seit 50 Jahren mit den Schauern der Begeisterung durchbohrte[3])". Es ist jenes sehnsüchtige, brünstige, romantische Nationalgefühl der Befreiungskriege, in dem neben dem politischen so viele sittliche und ästhetische Triebe zusammenfließen und das darum im ganzen so sehr viel unpolitischer und selbstloser, uninteressierter ist als das moderne deutsche Nationalgefühl. Rachfahl hat es nicht verstanden, sich in die eigentümliche geistige

[1]) Besprechung des Rachfahlschen Buches im Litt. Zentralblatt 1902 Nr. 10.

[2]) Radowitz, Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. S. 44.

[3]) An Bunsen 7. April 1849. Briefwechsel S. 270 (S. W. 49/50, 519).

Atmosphäre jener Zeit zu versetzen, in der, wie Radowitz es einmal sagt[1]), „die Menschen doch immer noch mehr durch ihre Ansichten als durch ihre Interessen" getrieben werden konnten. So sucht er fast überall die „Ansichten" des Königs in seine „Interessen" umzudeuten, so kommt er gar nicht auf den naheliegenden Gedanken, daß auch jene heiße nationale Sehnsucht schon stark genug sein konnte, um den König auf die Bahn der Bundesreform zu führen. Natürlich lassen sich Ideal und Interesse in der Seele des Königs nicht gegeneinander prozentualiter abschätzen. Hier führt nur eben jenes ruhige sich Einleben in die Persönlichkeit und ihre geistige Umwelt weiter. Wenn Rachfahl den König besser kennen würde, würde er wissen, wie heftig in ihm oft widerstreitende Gefühle gegeneinander arbeiteten, wie oft er unvereinbare Dinge zugleich wollte, wie jäh der Wind bei ihm umspringen konnte. Kaufmann hat das noch jüngst gegenüber der gar zu sehr glättenden Auffassung Rankes dargetan. Nur ein anschauliches Beispiel, das gerade in unsere Frage einschlägt, will ich hinzufügen. Als Gagern Ende November 1848 in Berlin weilte und für die Gedanken der Erbkaiserpartei wirkte, umarmte ihn der König beim Scheiden und nannte ihn Freund; hinterher aber gestand er Bunsen, er habe dabei gehofft, dieser Freundschaft nie zu bedürfen. Er sprach von Gagern und der mit ihm verlebten Stunde „mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu"[2]). Zu diesen psychologischen Beobachtungen, die gegen ein konsequentes realpolitisches Wollen des Königs sprechen[3]), kommt nun die schlichte Aussage der Quellen über seine deutsche Politik vor 1848. Sie tritt uns in den von Rachfahl übersehenen Äußerungen des Königs zu

[1]) Gespräche aus der Gegenwart. 2. Aufl. S. 92.

[2]) Nippold, Bunsen 2, 481. 488.

[3]) „Jener eiserne Wille, der seinen Weg nach dem fest ins Auge gefaßten Ziel verfolgt ... war nicht dieses Geistes Erbteil ... sehr zugänglich für Ratschläge, fremde, selbst mißfällige Ideen schnell auffassend, blieb es immer höchst zweifelhaft, ob ein Rat ausgeführt werden oder unbeachtet bleiben würde." Canitz, Denkschriften 2, 252 f.

Lord Aberdeen im Herbste 1845 deutlich entgegen[1]). Die Einigkeit und Stärke Deutschlands sei der Mittelpunkt seiner Politik. Damit sei gesagt, daß Österreich und Preußen innig verbunden sein müßten. Deutschland als ein Ganzes stark zu machen und zu erhalten, sei von höchster Wichtigkeit für die preußische, wie für die gesamte europäische Politik. Leider müsse er sich seit 1842 über Österreichs Saumseligkeiten beklagen, und er sei entschlossen, falls Österreich nicht bald die Sache angreife, selbst die Initiative zu ergreifen.

Man sieht hier beide Faktoren, sein deutsches Ideal wie sein preußisches Interesse, innig aber politisch unmöglich miteinander verbunden. Stärker ist schließlich doch das deutsche Ideal, weil die Gemeinschaft mit Österreich conditio sine qua non ist. Man weiß, mit welcher Emphase der König im Herbste 1847 den Gedanken von sich wies, Österreich aus dem Bunde zu drängen[2]). Nun, das gibt ja auch Rachfahl zu, gibt aber dabei zu bedenken (S. 35), „daß Friedrich Wilhelm IV. alle Ursache hatte, mit seinen Äußerungen in der deutschen Frage vorsichtig zu sein, um nicht den Ausbruch eines Sturmes der Entrüstung über den preußischen Ehrgeiz zur Unzeit zu entfachen". Das ist eine ganz vage Vermutung, die weder psychologisch noch quellenmäßig gestützt werden kann. Daß der König nach den Märztagen in einer total gewandelten Welt anders gehandelt hat, beweist nichts für die Existenz von absichtlich verschwiegenen Hintergedanken im Jahre 1847. Seinem Freunde Bunsen gegenüber hat sich der König am 11. November 1847 mit aller Schärfe darüber geäußert, daß an eine Aufgabe von Souveränitätsrechten der deutschen Fürsten zugunsten Preußens nicht gedacht werden dürfe. „Für den Bund **sollten** sie es allerdings[3]), für Preußen sollen sie es aber so wenig und noch weniger als für Österreich." So wird hier also eine Stufenleiter der Werte auf-

[1]) Rippold, Bunsen 2, 387.

[2]) Vgl. Koser, Hist. Zeitschr. 83, 48.

[3]) Briefwechsel S. 133 (S. W. 49/50, 428.

gerichtet: Obenan der (nach des Königs Wunsche zu belebende und zu verjüngende) Bund, d. h. das nationale Ideal des Königs, dann Österreich mit seinem althistorischen, von ihm oft genug überschwenglich anerkannten Vorrange, zuletzt Preußen.

Eben in jenen Tagen aber, meint Rachfahl, habe der König doch dem Radowitzschen Reformplane zugestimmt, der „im letzten Grunde auf eine langsame, aber um so sicherere Hinausdrängung Österreichs aus Deutschland hinauslief". (S. 36.) Bewußt gewollt sei dieses Endziel ja „vielleicht" noch nicht gewesen, aber es sei seine notwendige Konsequenz gewesen. Wir können das „vielleicht" ruhig durch ein „sicher" ersetzen. Radowitz riet, die Reform zuerst in Gemeinschaft mit dem Wiener Hofe und, wenn dieser und andere Regierungen üblen Willen zeigten, durch Appell an den besseren Geist der Nation und durch Bildung von Spezialvereinen mit den reformwilligen Staaten zu betreiben. „Immer aber", und das ist der Schluß und der zusammenfassende Gedanke, „müßte es dabei das unverwandte Ziel der preußischen Staatstätigkeit bleiben, dann, wenn in Wien (!) und Frankfurt ein besserer Geist emporwächst, diese Spezialvereine wieder zum Eigentume des Bundes zu machen und in ihn zu verschmelzen. Welchen materiellen Nutzen auch dergleichen partielle Vereinigungen momentan darbieten mögen, der höhere ethische Gewinn wird immer nur durch solche Institutionen erfüllt, in welchen die Nation sich und anderen als ein Ganzes erscheint und fühlt[1])."

[1]) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. S. 56. Vgl. dazu auch die Direktive, die Radowitz vom Könige empfangen hat: Wenn der Wiener Hof dem Reformplane zugestimmt habe, „so werde Preußen zurücktreten und die Leitung der ferneren Schritte Österreich überlassen" (S. 27) und die Worte der Denkschrift S. 49: „Es gibt kaum einen wahren und großen Fortschritt für Deutschland, wenn Österreich sich dem entzieht; nur im äußersten Falle darf die innigste Gemeinschaft mit dem alten Kaiserstaate momentan (!) aufgegeben werden." Weiteres Beweismaterial zur richtigen Deutung der Denkschrift habe ich in meinem Buche „Radowitz und die deutsche Revolution" S. 55 gegeben.

Wieder der Primat des national-ethischen vor dem preußischen Gedanken, des Ideals vor dem Interesse.

Rachfahl kennt natürlich diese Stelle, und er muß sich seltsam drehen und winden, um doch noch „den höchsten Strebepunkt des deutschen Ehrgeizes Friedrich Wilhelms IV., die Erhebung Preußens zur Zentralautorität im Bunde", durch„blicken" und -„schimmern" zu lassen. Die Analyse der Radowitzschen Denkschrift ist die unerfreulichste Partie seines Buches, ein Beispiel, wie man Analysen nicht machen soll, weil sie die leitenden Gedanken des Verfassers mit den Konsequenzen, zu denen sie möglicherweise führen konnten, vermischt und so durch subjektive Reflexionen trübt. So schillert und schwebt sie fortwährend, so wimmelt sie von Verlegenheitsphrasen wie „Aus leicht begreiflichen Gründen vermied man es zunächst", „sei es nun absichtlich oder unabsichtlich", „zunächst gab man sich den Anschein" usw. Und wenn wenigstens noch die Konsequenzen der Denkschrift richtig ermittelt und so „notwendig" wären, wie Rachfahl meint. Wir können durchaus nicht zugeben, daß sie am letzten Ende zur Begründung der preußischen Vorherrschaft und zum kleindeutschen Bundesstaat geführt hätte. Sie schlägt ja zunächst nur eine materielle Bundesreform (Sorge des Bundes für Wehrhaftigkeit, Rechtsschutz und materielle Interessen) vor und sagt über die Reform der Zentralverfassung nur: „Ist dieses neue Leben erst wirklich erwacht, so ist auch Preußens Mission erfüllt, und die unentbehrliche Zentralautorität im Bunde wird ihre verfassungsmäßige Gestalt durch freie Vereinbarung aller erhalten" (S. 44). Nun, was es mit dieser „freien Vereinbarung aller" auf sich hatte, haben die Bundesreformpläne Österreichs und der Mittelstaaten 1849/50 und auf dem Frankfurter Fürstentage von 1863 gelehrt. Mehr als eine Direktorialregierung wäre auf dem Wege der „freien Vereinbarung aller" nie zu erreichen gewesen, und auf diesen für Preußen so gefährlichen Strang hätte die Radowitzsche Bundesreform von 1847 recht wohl geraten können, wenn Österreich und der Bundestag wirklich

auf sie eingegangen wären. Was hätte Friedrich Wilhelm, wenn er auf dem Boden des Radowitzschen Programmes blieb, dem entgegensetzen können?

Und ebenso sind die Ereignisse der folgenden Jahre der beste Prüfstein auch für den bekannten Vorschlag der Denkschrift, den Zollverein, den sie bezeichnenderweise eine „tiefgehende Anomalie in dem Bundesleben" nennt, auf den Bund auszudehnen. Sybel und Treitschke haben darin mit Recht eine Art politischen Selbstmordes Preußens erblickt. Rachfahl aber meint kühn: bei richtiger Ausführung wäre er durchaus unschädlich für Preußen gewesen, denn — nimmermehr wäre doch „Österreich mit seinen deutschen Provinzen allein in den einheitlich geschlossenen Zoll- und Wirtschaftsverband eingetreten, als den sich das Bundesgebiet nach Erfüllung des Radowitzschen Programms dargestellt haben würde." Wie aber, wenn Österreich mit allen seinen Staaten sich bereit erklärte, dem Zollverein beizutreten? Bekanntlich ist das sein Wunsch seit 1849 gewesen, hat es 1850 das Zollwesen zur Bundessache machen wollen, haben die Mittelstaaten, teils aus politischem, teils aus wirtschaftlichem Interesse zeitweise nicht übel Neigung dazu gehabt. Preußen hat bis in die Zeit Bismarcks hinein kämpfen und lavieren müssen, um dieser großen Gefahr vorzubeugen[1]). Was hätte aber Preußen, fragen wir wiederum, vom Boden des Radowitzschen Programms von 1847 aus dagegen sagen können?

Vermutlich würde, wenn es 1847 Ernst damit geworden wäre, auch Radowitz mit seiner großen Fähigkeit, politisch umzulernen, sich solchen Zollverein verbeten haben, ebenso wie ihm auch wohl eine Bundesreform mit Direktorialverfassung die Augen geöffnet haben würde. Es ist ja gar kein Zweifel, und ich gebe das durchaus zu, daß er neben dem deutschen

[1]) Chimärisch oder schwindelhaft, sagt Weber (Der deutsche Zollverein 2254), war der Plan keineswegs, die preußische Regierung „war sich der Gefahr, die er für Preußen darbot, sehr wohl bewußt". Vgl. auch Beer, Die österreich. Handelspolitik im 19. Jahrh. S. 87 ff.

Ideale auch dem preußischen Interesse dienen, daß er durch seine Bundesreform auch die Machtstellung Preußens in Europa steigern wollte. Dies allgemeine Ziel war schon da, aber die Mittel waren höchst bedenklich für Preußen. „Traumhafte Unklarheit"[1]) ist in der Tat das richtige Wort für sie. Wie wenig realpolitisch Radowitz noch dachte, erhellt schon daraus, daß er gar nicht die Konsequenzen seines Reformplanes für Österreich zog, gar nicht die Alternative erwog, vor die Österreich doch dadurch gestellt wurde: Entweder staatsrechtliche Trennung seiner deutschen Lande von der Gesamtmonarchie oder Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund. Nur eine Möglichkeit würde ihn retten, wenn nämlich die Betonung der österreichisch-preußischen Interessenharmonie nur Blendwerk gewesen wäre, um den König vorwärts zu treiben. Aber was zwingt dazu, solchen Hintergedanken bei ihm anzunehmen[2])? Rachfahl selbst wagt ihn nur leise anzudeuten (S. 45 u. 46) und verhehlt es sich nicht — dazu ist er selbst ein viel zu klarer und scharfer Kopf —, daß die Radowitzsche Denkschrift in sich widerspruchsvoll ist. Es fehlt ihr nicht an gewissen realpolitischen Ansätzen[3]), aber man tut ihr Gewalt an, man trägt fremde Züge in die geistige Welt, der sie entsprang, hinein, wenn man sie in dem Grade realpolitisch ausdeutet, wie Rachfahl es tut.

Die Vorschläge von Radowitz sind zunächst, wie man weiß, auf dem Papier geblieben. Welche Hindernisse dazwischen getreten sind, läßt sich nicht mit voller Sicherheit sagen. Wir geben Rachfahl gern zu, daß es schwerlich etwa, wie Radowitz selbst angibt, eine zarte Rücksicht auf Österreichs Verlegenheiten in Italien war, denn diese Verlegenheiten begannen erst im

---

[1]) Treitschke 5, 699.

[2]) In seinen Gesprächen aus der Gegenwart 1846 betont er, daß man auch in einem Staatenbunde wie der deutsche zu den von ihm ersehnten materiellen Reformen „nur durch den Zwang der Überzeugung" gelangen könne (2. Aufl. S. 214).

[3]) Vgl. mein angeführtes Buch S. 54.

folgenden Jahre kritisch zu werden. Sollte aber, wie nicht unwahrscheinlich, das andere von Radowitz angegebene Motiv, die Rücksicht auf die Schweizer Wirren, den König von der Bundesreform abgelenkt haben, so wäre es klar, daß sein legitimistisches Interesse und die Sorge um sein kleines Fürstentum Neuenburg stark genug war, sein deutsches Interesse in den Hintergrund zu drängen.

Schweizer und Neuenburger Frage versanken dann vor der jäh aufsteigenden Revolutionsgefahr von Frankreich her. Radowitz wird im März 1848 nach Wien abgesandt mit der zweifachen Aufgabe: Schutzmaßregeln in fester Eintracht der beteiligten Regierungen, vor allem der beiden Mächte, welche die Hauptstütze des deutschen Bundes bilden, und eine Bundesreform im Sinne seiner Denkschrift vom 20. November 1847 zu betreiben[1]). Acht Tage darauf (8. oder 9. März) willigte der König in den ihm bisher so widerwärtigen Konstitutionalismus, am 11. März in die Berufung eines deutschen Parlaments, und wiederum wenige Tage später, als der Wiener Hof von der revolutionären Katastrophe ereilt wurde, wagte es Preußen, über den Kopf seines bisherigen deutschen Nebenbuhlers hinweg, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Am 16. März wurde den deutschen Regierungen der Vorschlag gemacht, den Fürstenkongreß, der nach Verabredung mit Österreich in Dresden tagen sollte, im Herzen

[1]) Instruktion vom 1. März bei Radowitz a. a. O. S. 64. Rachfahl nimmt hier S. 65 eine Vergewaltigung des Wortlautes und Sinnes vor, die bei einem sonst so exakten Forscher auffällt. „Wir rechnen, sagt die Instruktion, auf eine gute Aufnahme unserer Proposition. Sollten wir uns darin getäuscht haben, so würden wir uns verpflichtet halten, uns damit direkt an die Bundesregierung zu wenden" ꝛc. Daraus macht Rachfahl: „daß sich Preußen, falls Österreich die preußischen Propositionen nicht auf der Stelle annehmen würde, ... direkt an die Bundesversammlung wenden würde." Seine Behauptung, daß der Antrag, wenn er angenommen wurde, auf die Errichtung des Bundesstaates in Deutschland innerhalb des Staatenbundes hinauslief, steht und fällt mit seiner Interpretation der Radowitzschen Denkschrift, die wir ablehnen mußten.

der preußischen Monarchie, in Potsdam, abzuhalten. Und am 18. März forderte Preußen feierlich vor aller Welt die Errichtung des deutschen Bundesstaates mit Institutionen, die nur mit preußischer Hegemonie über Deutschland vereinbar waren.

Es ist das Verdienst Kosers gewesen, den inneren Zusammenhang dieser Daten aufgehellt zu haben. Es ist gar keine Frage, daß der preußische Ehrgeiz hier mächtig mitgetrieben hat. „Mit der Anerkennung des konstitutionellen Systems", sagt Koser mit Recht (S. 77), „hatte der König die Führung der deutschen Reformbewegung, das Vertrauen der nationalen Reformpartei gewinnen wollen". Aber war dies das einzige oder wenigstens das entscheidende Motiv für die erstaunliche Sinneswandlung des Königs? Rachfahl behauptet es: Es war „nicht sowohl die Furcht vor der Revolution, sondern lediglich das Streben, bündnisfähig für die populäre Einheitsbewegung zu werden". Aus den Quellen allein ist das nicht abzulesen. In ihnen treten uns vielmehr beide Motive nebeneinander entgegen, — statt „Furcht vor der Revolution" sagen wir nur wohl besser: Abwehr der Revolution durch entgegenkommende Reformen nationalen und liberalen Inhalts. Die Zeugnisse für das deutsche Motiv brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Für das von Rachfahl zurückgedrängte antirevolutionäre Motiv zitieren wir zunächst das Zeugnis von Canitz, des damaligen Leiters der auswärtigen Politik, eben des Mannes, der nach Rachfahls Meinung im Bunde mit Bodelschwingh den entscheidenden Anstoß für die nationale und liberale Wandlung der preußischen Politik gegeben hat. Er sagt in einer aus dem August 1848 stammenden Denkschrift über den deutschen Bund: „Lange vor dem 24. Februar war der Boden in Deutschland so unterwühlt, daß das Schwanken bei jedem Tritte fühlbar war; jedermann fühlte die Notwendigkeit einer Befestigung"

[1]) Denkschriften 2, 155.

(d. h. durch Reformen). Graf Dönhoff, der preußische Bundestagsgesandte, dessen frische Aktionspolitik durch Koser an das Licht gezogen worden ist, berichtet am 6. März nach Berlin, daß das konstitutionelle System die einzige wirksame Waffe gegen die republikanische Idee sei. Es ist wohl zu beachten, daß dieser Bericht an demselben Tage, dem 8. März, in Berlin eintraf, an dem nach Rachfahls Meinung — wir selbst ziehen mit Koser auch den 9. März noch in Betracht — der König den Konstitutionalismus angenommen hat[1]). Der König selbst gibt am 11. März gegen Gerlach als Motiv für die Einberufung des Vereinigten Landtages, die ja mit dem neuen Kurse zusammenhing, an, daß „er den revolutionären Staaten und der freien Presse gegenüber nicht glaubte, sich ohne ein solches Mittel helfen zu können"[2]). Ähnlich Canitz in einem Briefe vom 12. März an Radowitz: „Gegengewicht gegen republikanischen Unfug". Auch Bodelschwingh läßt in seinen beiden Aufzeichnungen über die Märztage[3]) das Motiv der Bekämpfung der Revolution deutlich hervortreten. „Zugleich — sagt er zur Erklärung des Entschlusses vom 16. März, ohne Österreich vorzugehen, — griff die Revolution in Deutschland mit Riesenschritten um sich." Und nun die Entstehung des Patentes vom 18. März selbst: Bodelschwingh gibt ausdrücklich an, daß er damit der für den 18. März ihm angekündigten Revolution zuvorkommen wollte[4]), damit nicht die schon geplanten Reformen den Schein des Ertrotzten erhielten. Und, was bisher noch gar nicht beachtet ist: der Ministerialsitzung, in der das Patent beraten wurde, wohnte der rheinische Ober-

[1]) Koser S. 60.

[2]) So weit, wie Rachfahl meint, ist der König damals auch noch nicht dem Konstitutionalismus entgegengekommen. Seine Antwort an die Berliner Deputierten am 14. März war in der Tat „ausweichend, fast abweisend". „Alles dieses", sagt ihnen der König, „könne nur mit dem Landtage erledigt werden." Rachfahl S. 87 läßt das kleine, aber bezeichnende Wörtchen „nur" aus.

[3]) v. Diest, Meine Erlebnisse i. J. 1848 ꝛc. S. 15 u. 30.

[4]) a. a. O. S. 19.

präsident Eichmann bei und soll warnend von einem Abfall der Rheinprovinzen gesprochen haben, „wenn man sich nicht an die Spitze Deutschlands stellte“[1]). Es ist für unsere Frage gleichgültig, ob diese beiden Alarmnachrichten an sich falsch oder übertrieben waren. Die Tatsache, daß das Patent unmittelbar nach ihnen beschlossen worden ist, macht zum mindesten mißtrauisch gegen den Versuch, es in erster Linie aus dem brennenden preußischen Ehrgeize des Königs und seiner Berater erklären zu wollen. Das unmittelbare post hoc legt für jeden, der sich in die gewaltige Aufregung jener Tage versetzt, die Vermutung des propter hoc doch recht nahe.

Rachfahl kennt ja die angeführten Zeugnisse zum großen Teil und versucht sie zu entkräften mit dem üblichen Kunstgriff, daß sie auf den Hörer berechnet gewesen seien und nicht das volle Motiv enthüllten. Wir erlauben uns, denselben Kunstgriff auch gegen ihn zu üben. Aus einem Briefe Bodelschwinghs an Vincke vom 14. März, der das deutsche Motiv für die Berufung des Vereinigten Landtages und für dessen Verhandlungen überhaupt betont, schließt er, „daß die Rücksicht auf die deutsche Frage der maßgebende Gesichtspunkt für die Behandlung anscheinend rein-preußischer Angelegenheiten war“ (S. 91). Unterliegt der Versuch eines Ministers, einen Parlamentshäuptling zu bearbeiten, nicht auch dem Verdachte, die Motive ad hoc zu mischen? Wir wollen uns aber doch mit solchen kleinen kritischen Fechterstücken gegenseitig kein X für ein U machen. Wer damit entscheidend zu argumentieren

[1]) Gerlach 1, 133. Rachfahl S. 117 verwischt den Hergang. Man darf auch an die Denkschrift Heinrich v. Arnims vom 17. März erinnern (Der Arnimsche Prozeß. Braunschweig 1852 S. 39 ff.), welche „die Einheit Deutschland mit, durch und in Preußen oder, mit anderen Worten, die Erweiterung und Erhebung Preußens zu Deutschland“ fordert und einen raschen und kühnen Entschluß des Königs angesichts der Gefahr fordert, daß sich die süddeutschen Staaten als Republiken unter den Schutz Frankreichs stellen könnten. (Über den Anteil Eichmanns am Zustandekommen des Patents vom 18. März hat seitdem Bergsträßer in der Histor. Vierteljahrschrift 1914, I neue, meine Auffassung bestätigende Zeugnisse veröffentlicht.)

vermeint, treibt recht formale Quellenkritik. Die an sich durchaus berechtigte und nötige Anzweiflung solcher Zeugnisse weckt in dem gewissenhaften und die Wirklichkeit des Lebens beachtenden Kritiker sofort den Gegenzweifel, ob nicht trotzdem das Zeugnis Wahres enthalten könne. Wo wir so klar wie hier zwei Motive in derselben Richtung arbeiten sehen, muß man schon sehr gewichtige innere Gründe psychologischer und politischer Natur anführen, um den Primat des einen vor dem anderen zu behaupten. Rachfahl versucht das auch, mit großem formalen Geschick. Aber mich überzeugt er nicht. Die eine seiner Stützen, die Deutung der Pläne von 1847, haben wir als recht gebrechlich befunden. Das weitere Argument, der König hätte, wenn er vor allem die Revolution bekämpfen wollte, dies leichter gehabt durch Ausstreckung seines bewaffneten Armes und er hätte sich aus diesem Grunde nicht dem Konstitutionalismus zu beugen brauchen, rechnet zu wenig mit der sorgenschwangeren Situation jener Tage und mit dem eigentümlichen Charakter des Königs. Dönhoff warnte damals dringend vor einem bewaffneten Einschreiten gegen die konstitutionelle Richtung; es würde unmittelbar nicht nur zum Bruche führen, sondern die regierenden Familien im südwestlichen Deutschland die Throne kosten[1]). Die feste Entschlossenheit, die dazu gehörte, dennoch die Revolution niederzutreten, lediglich durch Gewalt, nicht durch Zugeständnisse und Reformen — die trauen wir diesem Könige nun einmal nicht zu. Proben einer solchen hat er nie abgelegt, wenigstens nicht in Taten.

Viel gewichtiger wäre ein anderes Argument Rachfahls, wenn es den Tatsachen entspräche. Er versucht nachzuweisen, daß die preußische Regierung schon vor dem 16. März, vor dem Eintreffen der Nachricht von der Wiener Katastrophe die Trennung von Österreich, die Lösung der deutschen Frage „ohne und daher gegen Österreich" ernstlich erwogen habe

[1]) Koser S. 62. Ähnliche Warnungen Schacks, der am 15. März nach Berlin zurückkehrte, bei Perthes, Preuß. Jahrbücher 63, 529.

(S. 71 u. 93 f.). Es ist richtig, daß Preußen, indem es am 11. März die Idee eines Bundesparlamentes annahm, eigenmächtig über das Programm hinausging, mit dem Radowitz nach Wien entsandt war. Daß man aber damit sich nicht von Österreich zu trennen beabsichtigte, bezeugt die Weisung, die Canitz am selben Tage in des Königs Auftrag an Radowitz ergehen ließ: zu sondieren, ob nicht auch Österreich durch konstitutionelle Konzessionen den „Revolutionsschwindel stillen" möchte[1]). Wir sehen hierin nicht bloß, wie Rachfahl, eine „Phrase momentaner Verlegenheit". Die Form der Weisung läßt an dem Ernste der Absicht keinen Zweifel übrig[2]). Und er wird bestätigt durch den ersten Eindruck, den die Wiener Revolution dann in Berlin machte; Canitz sah in einem konstitutionellen Österreich, so hat Koser richtig interpretiert, „eine Vereinfachung der Lage, eine Erleichterung der eigenen Aufgabe[3])".

Aber, argumentiert Rachfahl weiter, Bodelschwingh habe doch schon am 14. März den von Metternich und Radowitz beschlossenen Fürstenkongreß in Dresden für „unmöglich" gehalten, und Canitz ließe am 15. März gegen Radowitz durchblicken, daß der Fürstenkongreß in dem momentanen Stadium nicht mehr genügen könne. Lägen darin, meint er, nicht Symptome der Abwendung von Österreich? Nun, „unmög-

[1]) Koser S. 67.

[2]) Rachfahl S. 96 meint, Radowitz sei von Canitz über die wahren Motive der preußischen Politik systematisch dupiert worden, und findet solche Dupierung auch in Canitz' Äußerung vom 12. März, daß der Vereinigte Landtag u. a. ein Gegengewicht auch gegen das deutsche Parlament bilden solle. Warum soll das nicht ganz aufrichtig gemeint sein? Man konnte oder, um in Rachfahls Stil zu sprechen, man „mußte" in Berlin auch auf radikale Tendenzen eines deutschen Parlaments gefaßt sein.

[3]) Ganz gewaltsam liest Rachfahl S. 100 das Gegenteil heraus. Die Äußerungen von Canitz vom 11. und 16. März würden dadurch in einen unlösbaren Widerspruch geraten. Wer am 11. März den Österreichern raten läßt, zum Konstitutionalismus überzugehen, kann nicht am 16. März die Nachricht davon als Unglück für Preußen auffassen.

lich" hat Bodelschwingh den Fürstenkongreß in dem Sinne doch nur gehalten, daß er an seinem Zustandekommen stark zweifelte, und solche Zweifel wurden durch die Bedrängnis der süddeutschen Fürsten und die Berichterstattung Dönhoffs sehr nahegelegt[1]). Und jene Äußerung von Canitz beweist zunächst nur, daß Preußen neben dem Fürstenkongreß auch ein Bundesparlament für opportun hielt.

Man müßte ganz andere, zwingendere Argumente beibringen, um uns von den Hintergedanken all dieser Äußerungen zu überzeugen. Rachfahl selbst muß auch zugeben, daß sie sich zu einer festen Tendenz noch nicht verdichtet haben, daß sie der „Ausdruck schwankender Unentschlossenheit" sind. Wir wollen dabei nicht die Möglichkeit leugnen, daß sich ein heimliches Gelüste, die österreichische Regierung beiseite zu schieben und die lockenden Anerbietungen der süddeutschen Regierungen für Preußen auszubeuten, in der Seele der leitenden preußischen Staatsmänner bereits geregt haben mag. Bodelschwingh könnte man es schon zutrauen; bei Canitz ist es schon weniger wahrscheinlich, weil dieser um eine merkliche Nuance konservativer stand[2]). Sichere Einblicke vor allem in die damaligen Gedanken des Königs sind uns auch nicht gestattet. Wo sie einmal in vollerer Rede hervorbrechen, wie in dem Schreiben an Bunsen vom 9. März[3]),

[1]) Dönhoff hatte am 10. März berichtet, daß die Souveräne der konstitutionellen Länder an dem Kongreß gar nicht würden teilnehmen können.

[2]) Canitz hat, wie er selbst später Gerlach erzählt hat „gegen den Bundesstaat gesprochen" (Gerlach 1, 133; vgl. dazu Rachfahl S. 113 Anm. 1). Das ursprüngliche Konzept des Runderlasses vom 16. März, das dann Canitz, wie Koser S. 72 Anm. 2 vermutet, unter den Augen des Königs in liberalem Sinne abgeändert hat, deutet darauf, daß im Auswärtigen Amte bis zum 16. März noch starke Zweifel an der Ausführbarkeit des Bundesparlamentes bestanden haben. Von weniger Gewicht, aber immerhin beachtenswert ist die Erzählung Wolfgang Menzels (Denkwürdigkeiten S. 397 f.), der am Abend des 14. März Canitz zuerst noch ziemlich konservativ gestimmt findet. Vgl. auch schon seine Äußerungen von 1844, Denkschriften 2, 114.

[3]) Ranke S. 178 (S. W. 49/50, 457).

da richten sie sich mit dem gewohnten Schwunge auf die Solidarität aller konservativen Großmächte, auf innigen Bund mit Österreich, Rußland und England, um das „wütende Tier" Frankreich an der Kette zu halten. Und das bringt uns auf ein Argument gegen Rachfahls These, das auch wir einmal aus den Weltverhältnissen entnehmen können: Die Besorgnis vor einer Störung des europäischen Friedens durch Frankreich und die Revolution war nicht geeignet, Gedanken an eine Trennung von Österreich aufkommen zu lassen, — zumal nicht unter einem Monarchen von der Gesinnung Friedrich Wilhelms IV., der später, in viel größerer Not, die ihm dargestreckte Hand Frankreichs mit Schaudern zurückgewiesen hat.

Eine völlig neue Lage wurde dann durch die Kunde von der Wiener Revolution geschaffen. Was von jetzt ab geschah, um Preußen von der Gemeinschaft mit Österreich zu lösen, beweist nichts für die Existenz einer geheimen antiösterreichischen Politik vor dem 16. März. Ja, es ist selbst zweifelhaft, ob und wie weit man jetzt mit planmäßiger Absicht jene Gemeinschaft hat lösen wollen. Jener Vorschlag vom 16. März, den Fürstenkongreß nicht in Dresden, sondern in Potsdam abzuhalten, hat ja höchst wahrscheinlich auch die Tendenz, Österreichs Einfluß zurückzudrängen. Aber das ist noch nicht identisch mit der Absicht einer Verdrängung Österreichs aus Deutschland überhaupt. Wir können das bestimmt nachweisen[1]). Der Gedanke an Potsdam ist nicht erst am 16. März, sondern schon tags zuvor in Berlin erwogen und in einem Erlaß an Jordan in Dresden und in einem Schreiben von Canitz an Radowitz ausgesprochen worden, — in einem Augenblicke, wo man noch mit einem aufrechtstehenden Österreich rechnete, mit einem Österreich, das im deutschen Bunde noch sein kräftiges Wort mitreden konnte. In demselben Schreiben an Radowitz vom 15. März, in dem Canitz Potsdam als Ort des Kongresses zur Sprache bringt, drückt er seine Erwartung aus, daß die eben

[1]) Ich verdanke die folgenden Angaben aus den Akten einer freundlichen Auskunft des Geh. Staatsarchivs in Berlin.

gemeldeten Unruhen in Wien wegen der tüchtigen Garnison und der Basteien „sicherer als in irgendeiner Hauptstadt Europas" gedämpft werden würden. Auf den vom 14. datierten Bericht von Radowitz, der den Sieg der Revolution in Wien meldete, erwiderte dann Canitz am 16. März eigenhändig: „Ew. ꝛc., Bericht vom 14. ist diesen Morgen eingegangen und sogleich Sr. Maj. vorgetragen worden. Aus meinem gestrigen Schreiben werden Sie ersehen haben, wie wenig wir die Wendung der Dinge für wahrscheinlich hielten, die nunmehr eingetreten ist ... Wir rechnen nach wie vor auf ein festes Einverständnis mit Österreich; kein österreichischer Staatsmann ... wird sich jetzt von Deutschland lossagen wollen. Die Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung ist eine gemeinsame Angelegenheit; die wichtigsten Interessen beider Monarchien sind aufs innigste darin verbunden und verschlungen ... Mehr als jemals ist es aber nunmehr notwendig, die Initiative zu einer Reform zu ergreifen, damit nicht die Projekte zu einem deutschen Parlament, auf revolutionärem Wege vorgebracht, den Beratungen der Regierungen zuvoreilen." Canitz empfahl dann zum Vertreter Österreichs bei den Konferenzen den Grafen Colloredo oder den Erzherzog Johann.

Damit fällt die Behauptung Rachfahls, daß man durch die Verlegung des Kongresses nach Potsdam „Österreich die Teilnahme an ihm unmöglich machen, an das Werk der deutschen Einigung unter Ausschluß Österreichs gehen" wollte (S. 110). Oder will Rachfahl wieder einwenden, daß Radowitz nur dupiert werden sollte? Wir sehen nichts, was dafür spräche. Der Zeitpunkt, in dem der Gedanke an Potsdam zuerst gefaßt wurde, zeugt vielmehr dafür, daß man sich auf eine Teilnahme Österreichs am Kongresse, wo er auch stattfinden mochte, gefaßt machen mußte. Und überhaupt wäre es ein kindlicher Glaube gewesen, Österreich durch solch ein Mittel von den Beratungen über Deutschlands Zukunft ausschließen zu können.

Gewiß, wir geben es immer wieder zu, man hatte seinen preußischen Ehrgeiz dabei, aber es ist ganz zweifelhaft, ob man selbst in diesem Momente schon ein klares Bild von der künftigen Gestaltung Deutschlands hatte, ob man sich nicht immer noch in die Illusion wiegte, eine Reform des Bundes mit Österreich durchführen zu können. Übertragen wir doch nicht unser heutiges politisches Denken auf die damalige Zeit. Erinnern wir uns, wie langsam die Erkenntnis, die uns heute selbstverständlich und fast denknotwendig erscheint, damals gereift ist. Ersetzen wir also die rationalistische Betrachtungsweise Rachfahls durch die psychologische und rechnen wir mit der Möglichkeit, daß Canitz recht hatte, wenn er einige Monate später schrieb: „Bis zum 19. März wollte Preußen nicht in Deutschland auf-, aber auch nicht von dem Bunde abgehen[1]).

Dann braucht selbst das Patent vom 18. März nicht notwendig als der bewußte und gewollte Bruch mit Österreich aufgefaßt zu werden. Es ist möglich, daß Canitz deswegen gegen den in ihm gebrauchten Ausdruck „Bundesstaat" protestiert hat, weil er seine auf Ausschließung Österreichs hinauslaufende Konsequenz jetzt übersah und nicht wollte. Es ist wiederum möglich, daß Bodelschwingh, der das Patent entwarf, sie jetzt gewollt hat, es ist aber auch gar nicht ausgeschlossen, daß der König in diesem Augenblicke, wie auch sonst so oft, das Unvereinbare zugleich wollte, Preußens Hegemonie begründen, ohne deswegen Österreich aus dem Bunde zu drängen.

Und stand denn die Frage, wie das Verhältnis Preußens und Deutschlands zu Österreich sich künftig gestalten würde, in diesem Augenblicke überhaupt im Vordergrunde? Kann nicht das Patent vom 18. März, wie wir gesehen haben, auch vorwiegend als ein Akt der Not gegen eine jäh aufsteigende Springflut verstanden werden? War es auch in seinen all-

[1]) Denkschriften 2, 154.

gemeinen Umrissen schon vorbereitet, so kann das Detail doch sehr wohl auf Improvisation beruht haben und ohne reifliche Erwägung der Konsequenzen hingeworfen sein, um eben den dringendsten Gefahren zu begegnen. Es galt nicht nur, der in Berlin und den Rheinlanden drohenden Revolution zuvorzukommen, sondern auch gegenüber der steigenden Volksbewegung sich nicht von einem konstitutionellen Österreich überflügeln und isolieren zu lassen[1]). Hier kann es wirklich einmal heißen: Fert unda nec regitur.

* * *

Alle diese kunstreichen und künstlichen Hypothesen Rachfahls dienen zugleich dazu, seine zweite Hauptthese zu fundamentieren, daß des Königs Verhalten gegenüber der Berliner Revolution — abgesehen von dem einen schon erwähnten Moment am Vormittage des 19. März — lediglich den Antrieben seiner deutschen Politik, nicht persönlicher Schwäche entsprungen sei. Dieser zweite Teil des Buches ist entschieden glücklicher ausgefallen wie der erste. Hier überwuchern nicht die subjektiven Reflexionen. Die Masse der Tatsachen und der Quellen, die es hier zu verarbeiten gilt, gibt den Darlegungen festeren Boden. So gründlich und umsichtig ist die Märzrevolution bisher noch nicht untersucht worden. Für die Bewertung der Quellen sind völlig neue, höchst beachtenswerte Gesichtspunkte aufgestellt, und die zeitliche Folge der Ereignisse wird vielfach überzeugend berichtigt. Überhaupt, überall wo den Verfasser seine Hypothese vom drängenden preußischen Ehrgeiz des

[1]) Koser S. 74. Ganz gewaltsam interpretiert Rachfahl ein von Perthes (Preuß. Jahrbücher 63, 530) aufbewahrtes Zeugnis: „Ein großartig entschlossener Schritt in Beziehung auf die deutsche Frage schien Rettung für Preußen bringen zu können", — Rachfahl ergänzt: „nämlich vor der Überflügelung in Deutschland durch Österreich". — Offenbar ist aber der Sinn: „Rettung vor den durch die Revolution im ganzen drohenden Gefahren". Über den Versuch Rachfahls S. 103 ff., Gerlachs Zeugnis gegen Bodelschwingh auszuspielen, vgl. die treffenden Bemerkungen Kaufmanns im Litt. Zentralblatt a. a. O. S. 322.

Königs nicht vexiert, ist seine Kritik vorzüglich. Aber leider vexiert sie ihn gerade an den entscheidenden Stellen wieder. Nur auf diese wollen wir hier eingehen.

Friedrich Wilhelm IV. war, so führt Rachfahl im Anschluß an Oncken aus, auf das schmerzlichste überrascht, als die Bürger Berlins sich erhoben und die deutsche Trikolore, die er eben anerkennen wollte, auf den Barrikaden emporflatterte. Um seiner deutschen Ziele willen wünschte er Wiederherstellung der Eintracht zwischen Krone und Volk. Seine deutschen Aspirationen hielten allen Bedenken, die der Ausbruch des Aufstandes in ihm erregte, das Gleichgewicht. „Nimmermehr hätten sonst die Dinge den Verlauf nehmen können, den sie tatsächlich genommen haben" (S. 157). Und, schließt er wieder kunstvoll zurück, eben dieser Verlauf ist ein Beweis für die Stärke seines deutschen Ehrgeizes. Aus diesen Motiven, die verstärkt wurden durch einen übertrieben pessimistischen Bericht von Prittwitz über die Aussichten des Kampfes, schrieb er in der Nacht zum 19. März die Proklamation „an meine lieben Berliner" nieder, ließ er sich am Vormittage des 19., auf falsche Nachrichten von Einstellung des Kampfes seitens der Empörer hin, in einem Momente der Übereilung zu dem Befehl hinreißen, die Truppen von den Barrikaden zurückzuziehen und ihre Tätigkeit auf die Besetzung des Schlosses und der wichtigsten öffentlichen Gebäude zu beschränken.

Die bisherige, von Sybel und Busch vertretene Annahme, daß der König durch den Ausbruch der Revolution auf das tiefste erschüttert wurde und in einem Zustande von Gebrochenheit und Fassungslosigkeit jene Schritte getan habe, beruht zum Teil auf den dramatischen Einzelheiten, welche die Gewährsmänner der Perthesschen Aufzeichnungen berichten. „Offiziersklatsch", sagt Rachfahl, weist auf allerlei Krasses und Unglaubwürdiges in ihnen hin, und erklärt sie aus dem Grolle der Offiziere über das Zurückweichen des Königs vor der Revolution — dem Könige schoben sie die Schuld an der Demütigung von Königtum und Heer zu. Ich gestehe, daß diese im ein-

zelnen durchgeführte Argumentation viel Bestechendes und Wahrscheinliches hat. Der Quellenwert der Perthesschen Aufzeichnungen ist an einigen wichtigen Stellen überzeugend erschüttert, und ein Verdacht gegen das übrige ist geweckt. Aber wie schon einmal gesagt, in einem skeptischen Quellenkritiker muß sich auch gleich der Gegenverdacht regen, ob dieser „Klatsch" nicht auch Züge des echten Sachverhaltes bergen könne. Ein Zeugnis, und gerade eins der interessantesten, darf schon aus äußeren Gründen nicht in einen Topf mit den übrigen Aufzeichnungen von Perthes geworfen werden. „In der Nacht vom 18. auf den 19.", heißt es in den Perthesschen Beiträgen (a. a. O. S. 534), „war der König nicht dazu zu bringen, einen Befehl zu geben; er lag mit dem Gesicht in den Händen, fuhr bei jedem Schuß auf: „Nein, es kann nicht sein, mein Volk liebt mich!" Die Königin flehte ihn fußfällig an, dem Kampf ein Ende zu machen." Diese Nachricht stammt, wie Rachfahl richtig vermutet hat, nicht von dem Grafen Goltz, dem sie Sybel zuschrieb. Sie entstammt aber, wie mir Professor Perthes freundlichst mitteilt, überhaupt nicht den Aufzeichnungen seines Vaters, sondern ist von ihm selbst, wahrscheinlich nach mündlichen Erzählungen der Kinder des Ministers v. Bodelschwingh, zu Papier gebracht worden[1]). Es steht ihr nicht entgegen, daß Rachfahl andere sichere und glaubwürdige Zeugnisse für eine festere Haltung sowohl des Königs wie der Königin beizubringen vermag. In Stunden, wo so gewaltige Eindrücke auf die Seele einstürmen, wechseln auch die Affekte, und kann der eine Zeuge diesen, der andere

[1]) Herr Pastor v. Bodelschwingh schreibt mir freundlichst darüber: „Was Ihre spezielle Anfrage über die Haltung des Königs (Perthes S. 534) betrifft, so erinnert sich meine Schwester, die zu jener Zeit 22 Jahre alt war, ebenso wie ich, der ich in meinem 18. Jahre stand, daß der Vater aussagte, er könne das Schießen nicht mehr aushalten, bei jedem Schuß zuckte er zusammen, er könne es nicht ertragen, daß auf sein Volk geschossen wird. Es ist möglich, daß Perthes nur, aus meinem Munde bestätigt, durch meine Geschwister diese Mitteilung hat, und sie entspricht unbedingt der Wahrheit."

jenen Eindruck davontragen. Rachfahl versucht zwar einen klassischen Entlastungszeugen für den König in der Person Bodelschwinghs selbst beizubringen, der — so berichtet sein Neffe Diest im Jahre 1898[1]) — um Mitternacht des 18. März auf die Frage des Neffen: „Ist der König auch fest?" ihn mit beiden Händen geschüttelt und leidenschaftlich gerufen habe: „Wie kannst du nur so etwas fragen, wir haben A gesagt, wir werden auch B sagen[2])!" Wir können aber der ganz späten Aufzeichnung Diests den gleichzeitigen Bodelschwingh entgegenhalten, der in dem bekannten Briefe an Fallenstein vom 30. März 1848 ausdrücklich bezeugt, daß der König gegen Mitternacht durch „das Herübertönen des Straßengefechts[3]), welches viel fürchterlicher lautete, als es wirklich war, schon im höchsten Grade erschüttert" war[4]).

Auch solche tiefe seelische Erschütterung würde es nicht ausschließen, daß den König die Gedanken seiner eben ergriffenen deutschen Politik stark bewegt haben, daß ihm, wie Marcks es in seinem „Kaiser Wilhelm" formuliert[5]), „dieser Straßenkampf

---

[1]) a. a. O. S. 9.

[2]) Nicht gänzlich ausgeschlossen wäre — die Richtigkeit der Worte überhaupt vorausgesetzt — noch eine andere Deutung: Bodelschwingh könnte die Frage darauf bezogen haben, ob der König auch jetzt, nach dem Ausbruch des Aufstandes, dem von ihm ja entworfenen Patent vom 18. März treu bleiben würde.

[3]) Danach ermesse man die Glaubwürdigkeit der Erzählung Diests a. a. O., nach der Bodelschwingh, um Mitternacht im Ministerium angelangt, gefragt haben soll: „Wie lange dauert das Schießen schon? Auf dem Schloß konnten wir nichts hören." Bis nach 11 Uhr dauerte der Kampf in der Breiten Straße! vgl. Rachfahl selbst S. 158 Anm. 1 und v. Meyerinck, Beiheft z. Mil. Wochenbl. 1891, 128. Damit ist seinem kühnen Versuche, den Brief Bodelschwinghs vom 30. März durch die ganz späte Aufzeichnung des Herrn v. Diest zu korrigieren (S. 159 Anm.) der Boden entzogen. Zuzugeben ist ihm nur, daß Bodelschwing der Audienz Vinckes wahrscheinlich nicht mehr beigewohnt hat. Für den seelischen Zustand des Königs unmittelbar vorher aber ist er der klassische Zeuge.

[4]) a. a. O. S. 24.

[5]) 4. Aufl. S. 70.

angesichts seiner neuen Pläne ... auch praktisch ein besonders ärgerliches Hindernis sein mußte". Die Schlußworte des Aufrufs „An meine lieben Berliner" und vor allem die von Rachfahl entdeckte Erzählung Johannes Müllers über die Ansprache des Königs an die Deputation der Universität[1]) sind sprechende Zeugnisse dafür. Aber das alleinige oder auch nur das entscheidende Motiv für seine Nachgiebigkeit gegen die Revolution daraus zu machen, ist eitel Konstruktion, deren letzter Ursprung eben in jenen früher charakterisierten allgemeingeschichtlichen Anschauungen und Tendenzen der von Rachfahl und Oncken hier vertretenen Schule zu suchen ist. Nicht bloß der Friedrich Wilhelm IV. der deutschen Politik, sondern der ganze Friedrich Wilhelm, wie wir ihn aus Hunderten von Zeugnissen kennen, muß hier erwogen werden. Und nun führe man sich die vielen Fälle plötzlichen Nachgebens gegen äußere Einwirkungen auf der einen, sein Leben und Schwelgen in den Idealen seiner Welt- und Staatsanschauung auf der anderen Seite vor Augen. Man ermesse die Wirkung, die der jäh sich öffnende Abgrund der Revolution, der Aufstand der eigenen Untertanen auf diesen Fürsten üben konnte — „mußte" sagen wir getrost —, der mit künstlerischer Begeisterung in den Idealen der Treue von Fürst und Volk lebte. Ich habe früher gerade auf diese Wirkung hingewiesen, und Busch[2]) sowohl wie Marcks teilen meine Auffassung. Marcks fährt mit Recht an der oben angeführten Stelle fort, „daß dem Könige aber doch vor allem seine ganze innerliche Welt bei diesem Aufruhr seiner getreuen Untertanen gegen seine heilige Krone in bitterem, tragischem Jammer zusammenbrach". Durch eine Fiktion, so darf man vermuten, versuchte er, sie sich wieder herzustellen. Nicht nur psychologische Erwägungen führen darauf, sondern auch das

[1]) „An diesem Morgen habe er den schönsten Hoffnungen gelebt; er sei fest entschlossen gewesen, die deutsche Bewegung zu seiner Sache zu machen, sich an ihre Spitze zu stellen; das sei alles vereitelt." (Ägidi), Gegen die Signatura temporis S. 128.

[2]) Rachfahls Bemerkungen dagegen S. 145 sind recht verständnislos.

— von Rachfahl ganz ignorierte — Urteil eines Mannes, auf den gerade er hören müßte, weil er der Leiter der Politik bis zum 18. März gewesen ist, weil er, nach Rachfahls eigenem Worte, mit Bodelschwingh vereint den König zu dem Bündnisse mit der populären Bewegung getrieben haben soll. Canitz war zwar in den Stunden vom 18. zum 19. März, soviel man weiß, nicht im Schlosse, aber unser Gegner wird wohl nicht so stumpf sein, deswegen seine Meinung in dieser Frage innerer psychischer Kausalität, wo es in erster Linie auf intime Kenntnis der Gesamtpersönlichkeit ankommt, geringer zu achten. Sollte man nicht meinen, daß, wenn irgend jemand, Canitz das deutsche Motiv in der Haltung des Königs hätte hervorholen können, er, der alle deutschen Schritte der Regierung bis zu diesem Momente mit geleitet hatte? Die Denkschrift, in welcher er die Ereignisse des 18. und 19. März bespricht[1]), war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt[2]), sie hatte also keine Rücksichten zu nehmen. Kein Wort finden wir hier davon, daß er dem Könige zutraute, um seiner deutschen Politik willen den Frieden mit seinem Volke gesucht zu haben. Vielmehr: „Es war ihm ein durchaus widerwärtiger Gedanke, seine Untertanen seiner Residenz in offener Empörung gegen sich zu sehen. Er stieß diesen Gedanken von sich, so unabweislich er auch war, wie er zu tun liebte, um den Gedanken Bahn zu brechen, die eben seine Seele erfüllten ... den Kampf abbrechen, dem Blutvergießen Einhalt gebieten, der Treue des Volkes vertrauen, das erschien dem König als ein grandioser Akt."

„Die Anklage der Schwäche erschöpft die Charakteristik des Entschlusses nicht", so leitet Canitz den Versuch seiner Erklärung ein. Oncken wie Rachfahl haben es sich leicht gemacht, wenn sie meinen, man denke nur an „weinerliche Schwäche" und „unmännliche und sentimentale Weichheit" des Königs. Beiden geben wir den Rat, die von ihnen be-

[1]) Zur Geschichte der letzten Tage der alten preußischen Monarchie, Anfang Mai 1848 geschrieben. Denkschriften 2, 254.

[2]) Seine Äußerungen über den König S. 257 f. beweisen das.

kämpfte Auffassung erst einmal in ihrer wirklichen Gestalt zu studieren. Eines tieferen geschichtlichen Gehalts entbehrt sie wahrlich nicht.

* * *

Wir könnten hier die Betrachtung der Märztage abbrechen, da uns hier nur die leitenden Motive des Königs beschäftigen sollen. Da aber zur vollen Würdigung seiner Handlungsweise auch ihre Wirkungen betrachtet werden müssen, so wollen wir auch der neuen Ansicht Rachfahls darüber noch einige Worte widmen. Nicht der Aufruf „An meine lieben Berliner", auch nicht der Rückzugsbefehl an sich waren, so meint er, verhängnisvoll. Die schmachvolle Szene auf dem Schloßhofe am Nachmittage des 19. März, die „Avilierung" des Königtums durch sie sei nur dadurch möglich geworden, daß Prittwitz die Truppen vom Schloßplatze habe abrücken lassen und das Schloß — entgegen dem Sinne des königlichen Befehls — nur ungenügend gesichert habe, — aus oppositionellem Trotze, der sich in einen sklavischen Buchstabengehorsam verbissen habe[1]).

Daß Prittwitz es gewesen ist, der den Befehl zum Abmarsch der Truppen vom Schlosse gegeben hat, stand schon seit Sybels und Buschs Untersuchung fest[2]). Diese haben

[1]) Rachfahl S. 168 ff. zerstört mit Recht die Onckensche Hypothese, daß Prittwitz eine Art Militärdiktatur erstrebt habe, um den König zur reaktionären Politik zurückzuführen. Bisher ist noch kein durchschlagendes Zeugnis für bestimmte politische Tendenzen des Generals beigebracht worden. — An anderen Stellen operiert Rachfahl aber auch noch zu stark mit dem Begriffe einer „Militärpartei". Daß z. B. die „gesamte Militärpartei" Prittwitz zu entlasten versucht habe (S. 267), wird durch seine eigenen Ausführungen auf der folgenden Seite schon widerlegt.

[2]) Zu den schon bekannten Zeugnissen füge ich aus den von Herrn Pastor v. Bodelschwingh mir mitgeteilten Abschriften noch einen Passus aus den Aufzeichnungen des Oberstleutnants a. D. Frhr. v. d. Goltz (desselben, den Perthes S. 538 f. anführt): „Als die Truppen vom Schlosse abzogen, eilte Major Graf Oriola an den General Prittwitz und äußerte verwundert gegen ihn: Alle Truppen verließen ja das Schloß. Der General erwiderte kurz abweisend: Ich habe es befohlen." Goltz war damals in Koblenz, schöpft also aus zweiter Hand.

beide den Befehl zu rechtfertigen versucht durch die gepreßte Lage der Truppen, die bei längerem Verweilen unfehlbar wieder mit den nachdrängenden und sie insultierenden Volksmassen in Kampf geraten wären. Busch weist auch noch auf die Ermattung der Truppen und auf die Schwierigkeit ihrer Verpflegung hin. Eines aber übersehen sie beide, und dies mit Nachdruck betont zu haben, ist Rachfahls Verdienst. Prittwitz hat[1]) die schwere Schuld auf sich geladen, das Schloß und damit die Person des Königs nicht genügend gesichert zu haben, entgegen dem ausdrücklichen Befehle, das Schloß „mit starker Hand" zu besetzen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob die sieben Kompagnien, die im Schlosse verblieben, in der Hand eines energischen Führers nicht am Ende doch genügt haben würden, die Eingänge des Schlosses zu sperren und so das Ärgste, was dem Könige nun geboten wurde, abzuwenden. Aber diese Persönlichkeit hätte eben nur wieder Prittwitz sein können, der im Schlosse kommandierte.

Darum bleibt es doch wahr, daß auch schon der Rückzugsbefehl des Königs an sich, auch ohne die groben Versäumnisse der Ausführung[2]), verhängnisvoll war. Die Kunde, daß die

[1]) Soweit man nach den bisher bekannten Quellen urteilen darf. Vielleicht, daß noch einmal die Prittwitzschen Aufzeichnungen, die schon gedruckt waren, aber wieder eingestampft worden sind, an das Licht treten und neue Aufschlüsse geben. Sybel hat bekanntlich die Nobilingschen Exzerpte aus Prittwitz' Manuskript benutzen können (ebenso nachträglich später Rachfahl in den Preuß. Jahrbüchern Bd. 110).

[2]) Wir fügen aus den eben zitierten Goltzschen Aufzeichnungen noch folgende Ausführungen hinzu, die auch trotz des Parteistandpunktes Wussows und Eichmanns beachtenswert bleiben ... „Auch der General v. Wussow legte die Schuld an dem traurigen Ausgang ... der Verstimmung des Generals v. Prittwitz bei. Eichmann trat gleichfalls dieser Ansicht bei, als ich sie gegen ihn äußerte, noch bemerkend, dem Könige sei schon darum kein Vorwurf in der Sache zu machen, weil, er möge gesagt haben, was er wolle, das Nachteilige bei der Ausführung hätte abgewandt werden müssen und, wie ich beistimmend hinzufüge, hätte abgewandt werden können ... Für mich steht fest, daß zum Befehl des Rückzuges die Initiative vom König

siegreichen Truppen auf Befehl des Königs vor der Revolution zurückgewichen seien, war auf jeden Fall geeignet, den Glauben an die Tatkraft des Königs zu erschüttern, — zumal bei den Fürsten, auf die es für die deutschen Pläne des Königs in erster Linie ankam. Diese Erschütterung seines politischen Kredits konnte auch durch die zweifelhaften Sympathien nicht aufgewogen werden, die ihm seine Nachgiebigkeit etwa in den Kreisen des Bürgertums eintrug. Und erhielt denn jene Demütigung des Königtums vor den Leichen der Barrikadenkämpfer ihren schlimmen Charakter nicht eben durch ihren Zusammenhang mit dem, was vorangegangen war, mit dem freiwilligen Rückzuge vor der Revolution?

Die Avilierung des Königtums hat, wie auch Nachfahl zugestehen muß, der deutschen Politik des Königs schwer geschadet[1]).

---

selbst ausgegangen sei, daß der üble Ausgang dieser Maßnahme, die allerdings besser unterblieben wäre, allein den fehlerhaften Anordnungen des General v. Prittwitz beizumessen ist, zu welchen dieser sich durch seine Verstimmung fortreißen ließ." — Unkontrollierbar ist, wenn er fortfährt: „Auch muß man so die Sache gleich anfangs an maßgebender Stelle wohl angesehen haben. Mir ist glaubhaft versichert worden, daß der General die Kabinettsordre, welche seine Verabschiedung ausgesprochen, erhalten gehabt, daß dieselbe aber nachher unterdrückt worden sei." — Herr Pastor v. Bodelschwingh schreibt mir noch: „Für irgendeine Notwendigkeit, die Truppen aus dem Schloß und überhaupt vom Schloßplatz und den nun einmal von ihnen besetzten Stellungen zurückzunehmen, lag auch nach dem, was ich von meinem Vater gleich hernach hörte, nicht der geringste Grund vor. Wir Knaben trieben uns den Sonntag Morgen auf den Straßen herum. Es herrschte bei dem größeren Teil unserer Bevölkerung eine freudige Stimmung über das Zurückwerfen des Aufruhrs, überall wurden die Truppen von den Häusern aus mit Nahrungsmitteln versorgt, die Wege nach außen standen offen, man konnte so viel Nahrungsmittel in die Stadt schaffen, als man nur wollte."

[1]) Die Hauptschuld auf die „Militärpartei" zu schieben, die den König verächtlich gemacht habe (S. 276), ist ganz ungerecht. Deutschland erfuhr nicht durch die „Militärpartei", sondern durch die Zeitungen und durch Augenzeugen verschiedensten Standpunktes die Ereignisse des 18. und 19. März, und der „Militärpartei" lag, nach außen hin, mehr daran, das Königtum zu heben, als es herabzusetzen. Ihr „Klatsch" war zunächst intern.

Preußens Ansehen sank in Süddeutschland, und indem nun auch die Sorge vor Frankreich zurückwich und der Einfluß Österreichs wieder stieg, fiel der Antrieb für die süddeutschen Regierungen, der preußischen Führung sich unterzuordnen, hinweg. Die Folge war daß auch Preußens Anlauf zur Erringung der Hegemonie ins Stocken geriet, denn, so führt Rachfahl richtig aus, der König wollte nicht „usurpieren", er wollte die Fürsten nicht vergewaltigen, er sei ja vornehmlich durch die Anerbietungen der süddeutschen Regierungen in die neue, gegen Österreich gekehrte Phase seiner deutschen Politik hineingelockt worden (S. 286). Man beachte nun, in welchen Widerspruch sich die Rachfahlsche Auffassung verwickelt. Bei der Schilderung jener früheren Phase hatte es geheißen (S. 98): „Preußen glaubte offenbar im Notfalle für seine deutsche Politik des Fürstenkongresses entbehren und sich allein (!) auf die populäre Bewegung stützen zu können." Jetzt, wo durch die Ereignisse des 19. und 21. März der Moment gekommen scheint, sich „allein" auf die populäre Bewegung zu stützen, versagt der Wagemut des Königs. Und wie widerspruchsvoll und rätselhaft geht es weiter fort in Rachfahls Auffassung! Weil der König nicht usurpieren will, läßt er die Verhandlung mit den Fürsten fallen und — wirft sich nun wieder in die Arme der populären Bewegung. „Tiefer und tiefer glitt er hinab auf der schiefen Ebene der Nachgiebigkeit gegen die populären Aspirationen" (S. 288). Was wollten diese aber? Usurpieren, die Fürsten vergewaltigen, — gerade das, was der König nicht wollte.

Rachfahl will eben durchaus die ratio der deutschen Politik aus allen Schritten des Königs herauspressen. Auch wo sie sich wie hier nach seinem eigenen Urteil in ihren Mitteln bedenklich vergreift, soll doch immer das Motiv rationell und konsequent bleiben. Hier widersprechen die Mittel aber so sehr den von Rachfahl selbst anerkannten persönlichsten Anschauungen des Königs, daß man mit der ratio seines deutschen Motives beim besten Willen nicht mehr auskommt. Ohne

seelische Erschütterung und Gebrochenheit des Königs sind diese Dinge nun einmal nicht zu erklären[1]). Als ein innerlich haltlos gewordener Mann, dem sein Ideal der gottbegnadeten Obrigkeit zerstört ist und der nun an den Strohhalm seiner deutschen Hoffnungen sich anklammert, hat der König jene Rede zu Potsdam am 25. März gehalten, die von dem Säbelklirren der murrenden Offiziere begleitet wurde.

Er hat seinen Halt ja dann wiedergefunden und seine deutsche Politik so wieder aufgenommen, wie Wunsch und Wille sie ihm diktierte. Man kann ihre leitenden Gedanken in dieser Zeit bis 1850 viel besser studieren als in den Wochen der Märzrevolution, weil die Motive der unmittelbaren Revolutionsgefahr jetzt nicht so stark konkurrierten und weil er in ihr mehr als einmal vor das Hic Rhodus, hic salta gestellt wurde. Sybels Darstellung allein, obschon sie gewiß in vielem angreifbar ist, enthält Tatsachen genug, die gegen die Rachfahlsche Auffassung sprechen. Wir versagen es uns, darauf einzugehen, solange die voraussichtlich wichtigste Quelle, der Radowitzsche Nachlaß, dessen Veröffentlichung in Hassels Hände gelegt ist, noch aussteht[2]). Irren wir aber nicht, so hat Radowitz selbst bereits seinen Zeitgenossen den Schlüssel für das Verständnis der deutschen Politik des Königs in die Hand gegeben[3]). Das werden wir ihm allerdings nicht zu glauben brauchen, daß das Gerede von preußischem Ehrgeize und Vergrößerungssucht „lächerlich irrig" gewesen sei. Wir halten es auch mit Rümelin, welcher von der Ablehnung der Kaiser-

[1]) Rachfahl selbst sieht sich genötigt S. 289, die Möglichkeit derselben einzuräumen, macht aber sofort wieder die „durch Prittwitz verschuldete persönliche Demütigung" für sie verantwortlich. Ein König, dessen Selbstvertrauen durch eine von ihm nicht verschuldete Demütigung geknickt werden kann, paßt wenig zu dem Bilde des kühn mit dem Winde der Volksbewegung segelnden Politikers.

[2]) Seitdem von mir verwertet in meinem Buche. „Radowitz und die deutsche Revolution" 1913.

[3]) „Frankfurt a. M." (Ges. Schriften 2, 119 ff.) und Neue Gespräche 1, 205 ff.

würde durch den König den Eindruck hatte: Recusantis specie ardentissime flagrabat[1]). Um so mehr aber trifft das, was dann Radowitz weiter sagt, mit allem zusammen, was wir von des Königs Denken und Handeln wissen: „Wenn du dich auf den höchsten Standpunkt, auf den der Verachtung der Welt und ihrer Herrlichkeit stellst, wo kann dann noch die Intensität des Willens, die Unbedingtheit und Sicherheit des Entschlusses, die eiserne Konsequenz des Handelns erwartet werden, die allein zu großen Erfolgen führt? Gibt es überhaupt ein Höheres als die Geschicke dieser Welt; ist auch das Glänzendste und Gewaltigste hienieden nur ein unsäglich Niederes gegen die unscheinbarste Führung zum Jenseits, wie soll daneben der politische Enthusiasmus, der politische Heldenmut bestehen?" Ähnlich läßt er in den „Neuen Gesprächen" seinen Waldheim die „transszendentale" Politik des Königs motivieren: „Ich halte die Einigung der Nation unaussprechlich hoch, ich habe es getan, seitdem ich denken und empfinden konnte, aber meine Pflichten als christlicher König noch höher. Beide liegen so weit auseinander als Himmel und Erde. Das sind nicht Sentenzen, sondern Gebote. Hier stehe ich und kann nicht anders."

Radowitz findet darin den Gegensatz zwischen christlicher und heidnisch-römischer Staatsidee. Nach letzterer handelten Richelieu, Friedrich der Große und Napoleon: Der Staat ist das absolut Höchste, und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Friedrich Wilhelm aber wies es von sich, den Teufel durch der Teufel Obersten auszutreiben.

Die eherne Kette, welche nötig war für große irdische Erfolge, so fährt Radowitz mit einem schönen Bilde fort, enthielt einen goldenen Ring, der eben deswegen nicht so unbeugsam als das unedlere Metall schließen konnte. „Aber golden war und ist er."

Wunsch und Wille also waren im Widerstreit in der Seele des Königs. Es ist mißverständlich, wenn Ranke meint, daß

[1]) Aus der Paulskirche S. 205.

die preußisch-deutsche Idee in ihm doch immer die Oberhand gehabt habe über die Anerkennung des althistorischen Vorrangs von Österreich. Rein als Trieb betrachtet war sie das vielleicht. Aber jene Anerkennung beruhte auf idealen, ethischen und nationalen Prinzipien, die ein Stück seiner Welt- und Staatsanschauung und damit auch seiner Religion geworden waren und denen er seinen preußischen Ehrgeiz zu opfern entschlossen war, wofern nicht ganz besondere Fügungen seinem Gewissen erlaubten, nach der höchsten Ehre dieser Welt zu greifen[1]).

Der bewußte durch religiöse Postulate geleitete Wille hielt den Wunsch, die Weltanschauung den Machttrieb in Schranken[2]). Durch diese Formel glauben wir beidem gerecht zu werden, was durch des Königs Seele ging. Über allem, was er wünschte

---

[1]) Rachfahl S. 293 ff. versucht nachzuweisen, daß der König in seinen phantasievollen Reichsverfassungsplänen vom April und Mai 1848 Österreich nur eine Ehrenstellung, das Wesen der Macht aber seinem eigenen Staate zugedacht habe durch die Forderung des erblichen Reichsfeldherrnamtes. Die Schwäche dieses Planes lag nicht nur, wie Rachfahl meint, darin, daß Österreich nicht um „äußeren Schein und Tand" auf seine Machtstellung verzichtet haben würde, sondern dieser „äußere Schein und Tand" konnte, wenn Österreich zugriff und ihn mit Inhalt erfüllte, recht reale und für Preußen gefährliche Konsequenzen haben. Daß der König an sie nicht dachte, charakterisiert eben die Traumhaftigkeit seines politischen Denkens. Das erbliche Reichsfeldherrnamt forderte er ferner „nicht als conditio sine qua non" (Springer, Dahlmann 2, 242). Und der Gedanke, Reichswehrherzogtümer unter den Fürsten der Mittelstaaten zu bilden, hätte, wie Sybel richtig urteilt, die Bedeutung des Reichsfeldherrnamtes wesentlich eingeschränkt. — Rachfahl stützt sich auch noch auf die Urteile Edwin v. Manteuffels über Friedrich Wilhelm IV. in seinen Briefen an Ranke. Dove (Ausgewählte Schriftchen S. 237) hat mit Recht eine Warnungstafel vor ihnen aufgestellt. Sie sind ganz von der namentlich S. 249 aufdringlich hervortretenden Tendenz getragen, die Ziele der Regierung Wilhelms I. schon in der seines Vorgängers nachzuweisen, eine politische Tendenz, die auch eines sehr persönlichen Momentes nicht entbehrt.

[2]) Ähnlich schon Dove 1873 in der Besprechung des Briefwechsels mit Bunsen (Ausgewählte Schriftchen S. 190): „Überall hat Friedrich Wilhelm auch das rein Weltliche in geistiger Gesinnung aufgegriffen."

und erstrebte, schwebten immer jene höchsten Gebote. Die Heiligkeit vom Namen des Herrn, der er vor allem dienen wollte, klebte für ihn, streng genommen, nicht einmal dem Namen Deutschland bei, obschon er ihm teuer war wie der einer Mutter. Wer mit dem Schema der Realpolitik die Handlungen des Königs zu erklären und zu rationalisieren versucht, bringt doch nur einen recht mäßigen Realpolitiker zustande, zerstört aber zugleich den innersten Nerv dieser Handlungen und verwischt die Eigenart einer der denkwürdigsten historischen Erscheinungen.

Die Tagebücher des Generals v. Gerlach.

(Histor. Zeitschrift Bd. 70, 1893.)

Der erste Band der Gerlachschen Denkwürdigkeiten enthält in der Hauptmasse politische Tagebuchaufzeichnungen des Generals aus den ersten zwölf Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Die Arbeit der Tochter, die dabei nur durch eine literarisch geübte Freundin unterstützt war, beschränkt sich nach ihrer Angabe auf Kürzung des umfangreichen Materials, namentlich Streichung alles rein Familiären. Der Wunsch, diese Arbeit lieber von einer wissenschaftlich geübteren Hand getan zu sehen und überhaupt mehr von dem Zustande des Originalmanuskripts zu wissen, kann den Dank nicht mindern, den wir der Tochter für den Entschluß der Veröffentlichung schulden. Der Kritik wird die Aufgabe durch die Unkenntnis dessen, was gestrichen ist, sehr erschwert, und wenn wir es dennoch im folgenden hier und da wagen werden, Schlüsse ex silentio zu ziehen, so können sie nur mit der Klausel gelten, daß in der Tat nichts Wesentliches uns vorenthalten ist[1]).

Der General Leopold v. Gerlach, 1790 geboren, stammte aus einer Familie, welche seit Anfang des 18. Jahrhunderts durch Staatsdienst und Grundbesitz mit der preußischen Monarchie

[1]) Durch Petersdorff, Friedrich Wilhelm IV. (1900) ist seitdem noch manches Wichtige aus den ungedruckten Teilen des Tagebuchs bekannt geworden. Eine neue, vollständigere und kritische Ausgabe wäre dringend zu wünschen.

verknüpft war. Im Alter von 16 Jahren in die Armee getreten, machte er wenige Tage nach seinem Eintritt schon die Schlacht von Auerstädt mit. Er erlebte dann, wie sein Vater als Bürgermeister von Berlin gegen die Hardenbergschen Gesetze ankämpfte. Studien in Göttingen und Heidelberg und Beschäftigung als Referendar bei der Potsdamer Regierung waren eine für seine Entwickelung nicht einflußlose Unterbrechung der militärischen Laufbahn, in die er 1813 wieder zurücktrat. Er wurde nach dem Frieden Generalstabsoffizier und kam 1824 in das Gefolge des Prinzen Wilhelm. Nur wenige Jahre von dieser Zeit an, von 1838 bis 1842, war er als Generalstabschef des 3. Armeekorps in Frankfurt a. O. vom Hofe entfernt. Er wurde dann 1842 als Kommandeur der 1. Garde-Landwehrbrigade nach Berlin zurückberufen, 1849 zum General à la suite und 1850 zum Generaladjutanten des Königs ernannt, zu dem er schon seit den zwanziger Jahren in nahen persönlichen Beziehungen gestanden hatte. Alles in allem ein Lebensgang vielleicht ohne vielseitigere Berührung mit fremden Kreisen, aber mit starken geschichtlichen Eindrücken, und von vornherein geeignet, einen nicht sehr originalen, aber festen und klaren Geist in einer bestimmten Richtung stetig zu entwickeln.

Ein abschließendes Urteil über den geschichtlichen Wert seiner Tagebücher wäre wohl heute kaum schon möglich. Da die Aufzeichnungen ihr zusammenhaltendes Prinzip nur in dem persönlichen, an den Moment geketteten Interesse des Autors haben, so ist das ganze Tagebuch eine Sammlung von Bruchstücken der wechselnden Momente, zu denen ohne weiteres nur die lebendige Erinnerung des Verfassers den Zusammenhang herstellen konnte. Dem späteren Leser wird das nicht immer leicht. Die vollste Kenntnis der Situation würde es erst in allen Fällen ermöglichen, und allmählich wird man erst dahinter kommen, was eigentlich in dem Buche alles steht. Für die deutsche Frage von 1848—1850 kann man es gar nicht lesen, ohne das Sybelsche Buch überall zu Rate zu ziehen.

Da tritt nun hervor, daß Gerlach nicht nur begreiflicherweise oft mehr weiß als in den amtlichen Akten, der Quelle des Sybelschen Werkes, steht, sondern recht oft auch weniger, selbst da, wo man ein besseres Wissen erwarten könnte. Nicht auffallend zwar ist es, daß er z. B. über die Vorgeschichte der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 innerhalb des Ministeriums wenig weiß. Aber er verschweigt auch das, was er weiß, aus Mangel an Interesse. Ein instruktiver Fall dafür liegt in seinen Aufzeichnungen über die Verhandlungen mit Österreich während des Erfurter Parlaments vor. Er teilt mit[1]), daß am 30. April 1850 die Mehrzahl der Minister für die Beschickung des von Österreich beabsichtigten Kongresses gestimmt habe; unter welchen Bedingungen, das übergeht er ganz. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß es die von Schleinitz am 22. April nach Wien mitgeteilten gewesen sind[2]). Und auf diese Bedingungen, die Gerlach bei seiner genauen Kenntnis der Vorgänge gar nicht unbekannt geblieben sein können[3]), kam es doch eben an. Für sein Interesse treten sie eben anscheinend in den Hintergrund vor der Tatsache, daß die von ihm so sehnlich gewünschte Aussöhnung mit Österreich eine neue Aussicht erhalten hatte. Ein vielleicht ähnlicher Fall folgt bald darauf. Gerlach erzählt am 14. Juli 1850[4]), daß die Minister Brandenburg, Manteuffel, selbst Schleinitz jetzt die Unionsverfassung aufgeben wollten. Wenn wir nicht durch Sybel[5]) wüßten, daß Schwarzenberg am 8. Juli 1850 sehr entgegenkommende Eröffnungen an Preußen hatte gelangen lassen, so würde diese Haltung der preußischen Minister wie ein prinziploses Schwanken erscheinen. Nicht unmöglich

---

[1]) 1, 468.

[2]) Sybel, Begründung des Deutschen Reiches 1, 366 (vgl. mein Buch: Radowitz und die deutsche Revolution S. 418).

[3]) Selbst in die Ministerialprotokolle hatte er damals Einsicht; vgl. 1, 462.

[4]) 1, 504.

[5]) 1, 399 (vgl. mein angeführtes Buch S. 438).

ist es, daß Gerlach von dem Inhalt jener Eröffnungen Schwarzenbergs gewußt hat, da ihm zwei Tage zuvor der König aus der sie meldenden Depesche Bernstorffs aus Wien Mitteilungen gemacht hatte. Auch als dann im Herbste 1850 die hessischen und holsteinischen Verwickelungen anfangen, auf die deutschen Verhältnisse einzuwirken, treten diese Einflüsse anfangs in Gerlachs Aufzeichnungen zurück, und seine ganze Aufmerksamkeit ist auf den einen Hauptpunkt gerichtet: wird die Union bestehen bleiben oder nicht. In Summa: sein Tagebuch ist nicht das Notizenbuch eines Historikers, der möglichst alle Kausalverbindungen einsammelt, auch nicht das Geschäftsjournal eines leitenden Staatsmanns, der außer der Durchführung seines Programms auch immer alle einzelnen politischen Schachzüge zu beobachten hat, sondern das eines Parteimanns, der ungeduldig von Tag zu Tag die Fortschritte seines Programms verfolgt. Diesen Charakter hat das Tagebuch mehr unwillkürlich angenommen. Gerlachs ausgesprochener Zweck bei der Anlegung des Tagebuchs war aber auch ein ganz subjektiver; wie er selbst sagt, das Urteil auszubilden und den Sinn für die Verhältnisse zu schärfen[1]). Es war ihm selbst also zunächst ein Ausbildungsmittel für die politischen Kämpfe, in denen er stand, wiewohl ja nach und nach auch ein historisches Interesse erwachte und er auch auf künftige Leser einmal anspielt[2]). Jedenfalls schreibt er in erster Linie für sich selbst. Aber wenn deshalb auch von wissentlichen Fälschungen und Unterschlagungen nicht die Rede sein kann, so entsteht doch schon dadurch, daß ihn bei der Auswahl des Stoffes vor allem das subjektive Parteiinteresse leitet, leicht ein schiefes Bild der Vorgänge.

Das Interessante dabei ist eben, wie im Moment der Ereignisse selbst schon solche schiefe Bilder entstehen. Ganz Schlacken des Augenblicks dagegen sind die zahlreichen Widersprüche in der Beurteilung der Ereignisse oft innerhalb weniger

[1]) 1, 208.

[2]) 1, 534 (19. Sept. 1850).

Tage. Wohl der merkwürdigste Fall eines solchen Meinungswechsels liegt in seinen Äußerungen über den Staatsstreich Napoleons im Dezember 1851 vor. Er meint zuerst am 6. Dezember, wenn Napoleon die Roten niederkämpfe[1]), sei er nicht ganz ohne Rechtstitel. „Dieser Götzendienst mit der fürstlichen Geburt und mit dem fürstlichen Recht!!" Das Prinzip, worauf es ankomme, sei doch nur, ein von Gott anvertrautes Amt zu haben. Und wenige Tage nachher schilt er auf den Leichtsinn, mit dem man die Usurpation Louis Bonapartes beurteile, und findet es prinzipienlos, darüber zu triumphieren, denn die rechtmäßige Obrigkeit für Napoleon sei eben die Republik gewesen[2]).

Solche Widersprüche in intimen Tagebüchern bedeuten nun nicht dasselbe wie in Quellen anderer Art, und man darf nicht ohne weiteres von ihnen auf Unklarheit oder gar Unwahrheit des Verfassers schließen. Es genügt auch nicht, zu sagen, man sei überhaupt konsequenter vor den Menschen als vor sich selbst. Das Hin- und Hertreiben der Gedanken im Innern bei geschlossenem Auftreten nach außen hin ist das Zeichen eines starken und doch nicht starren Geistes, und die Schwankungen finden ihre Einheit in der Fähigkeit des Verfassers, die Objekte immer wieder frisch anzusehen. Sehr groß ist dabei der Spielraum der Gedanken Gerlachs freilich nicht. Es ist zu verfolgen, wie er mit den zunehmenden Jahren sich einschränkt. Von Hause aus aber war er ein feiner Beobachter, der den Dingen nicht Gewalt antut um seiner Doktrin willen, sondern trotz einem schon deutlich erkennbaren eigenen Standpunkt unbefangen die ihnen innewohnenden Kräfte würdigt. Ein Musterstück ist die Schilderung der drei Parteien, die er im Frühjahr 1813 in Breslau antrifft[3]). Er sieht die Aristokraten, sie sind ohne Position und ohne Kraft. Dann die Demokraten, zu ihnen gehören die Ausgezeichnetsten und Kräftigsten unseres Landes.

[1]) 1, 703.
[2]) 1, 704 ff., 707.
[3]) 1, 4.

„Sie sind ganz aus der Zeit der französischen Revolution, Feinde des Adels, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Frondienste, unterscheiden sich aber dadurch von der dritten Partei der Anarchisten, daß ihre Anhänger fast alle etwas getan, erlebt haben, in vielen Verhältnissen waren, in Rang und Würden stehen, die Anarchisten aber Studenten, Doktoren, Buchhändler, die nicht wissen, wie es in der Welt aussieht." Auch seine Aufzeichnungen von den Reisen nach Rußland, auf denen er 1828—1832 den damaligen Prinzen Wilhelm begleitete, schildern unbestechlich die dortigen Zustände. Mehr und mehr aber drängt sich die Doktrin bei ihm hervor; sie ist der feste Maßstab, nach dem er alle Erscheinungen beurteilt, und wo sein Urteil schwankt, wie in dem obigen merkwürdigen Falle, ist zugleich auch eine Schwäche der Doktrin daran schuld. Sein angeborenes Beobachtungstalent zeigt sich zuletzt hauptsächlich noch in der Sicherheit, mit der er auch bei Freunden und Alliierten herausfühlt, ob sie innerlich zu ihm gehören oder nicht. Obgleich der in ihm fest wurzelnde Gedanke der heiligen Allianz, des Zusammengehens mit Rußland und Österreich nur selten einmal schwankt, so sieht er doch zu deutlich, welch tiefer Abgrund seine christlich-germanische Staatsanschauung von dem „Pandurenregiment" Rußlands und Österreichs trennte. In der Krisis von 1849 und 1850, wo Gerlach auf ein stetes Zusammenwirken mit Manteuffel gegen den Einfluß von Radowitz angewiesen war, konnte es wohl geschehen, daß sich Gerlach über Manteuffels innerste Anschauungen täuschte. Nachdem ihre Partei den Sieg, in ihren Augen einen wirklichen Sieg, von Olmütz erfochten hatte, und nun kein Gegner mehr in der Umgebung des Königs zu bekämpfen war, hielt die Täuschung nicht lange vor. Was kann man erwarten von einem Minister wie Manteuffel, ruft er im Mai 1851[1]), dessen Prinzipien weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin fest sind. Er sieht die Not-

[1]) 1, 633.

wendigkeit ein, ihn zu stützen, um nicht noch schlimmeren Elementen das Feld zu lassen, aber er verabscheut seinen inneren Bonapartismus, der sich offenbart, als Napoleons III. Stern in Frankreich aufsteigt. Empört verzeichnet er im Dezember 1851 Manteuffels Äußerung, es sei unmöglich den preußischen Staat auf ständische Institute zu gründen, denn er sei wesentlich ein Beamten- und Militärstaat[1]).

In der momentanen Ursprünglichkeit der Gerlachschen Urteile liegt ihr Wert. Man möchte nicht wünschen, daß es anders wäre, daß er weniger momentan und mehr als zusammenfassender Memoirenschreiber schriebe. Denn wo er es tut und etwa größere Rückblicke auf längere Zeiträume gibt, zeigt er sich gänzlich unhistorisch, ungerecht und beherrscht von seiner Doktrin. Was gibt es Ungerechteres als die Summe, in welcher er die Resultate der Regierung Friedrich Wilhelms III. zusammenfaßt[2]). „Das platte Land und die Städte revolutioniert (nämlich durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung), die Administration und Justiz schwach und ohnmächtig, die Kirche ohne feste Verfassung und Lehre, die auswärtige Politik auf ein Gewölbe gegründet, dessen Schlußstein der Juli, d. h. der Barrikadenthron. Das war das Reich, das Friedrich Wilhelm IV. überkam." Dabei fehlt noch dieser Auffassung die Urwüchsigkeit des junkerlichen Interesses, welches die teilweise ähnlich lautenden Expektorationen von Marwitz nicht eigentlich unsympathisch macht.

Auch sein politisches Urteil ist keineswegs das eines geschäftsführenden Staatsmannes, trotzdem er immerfort mit dem Könige und den Ministern über die Geschäfte konferiert, Berichte der Gesandten liest und vorträgt, Promemorien ausarbeitet, auch selbst mit den Gesandten privatim korrespondiert. Erst seit dem April 1850 als Generaladjutant in einer Stellung, die ihm amtlich den täglichen Zutritt zum Könige erlaubte, aber an sich wahrscheinlich auch nicht über die Funktionen

[1]) 1, 707.
[2]) 1) 166 (1848).

des in jenen Jahren offiziell nicht existierenden Militärkabinets hinausreichte, steht er doch nicht so unter dem Drucke der Verantwortlichkeit wie die Minister, er hat nicht dieselben Friktionen zu überwinden, er greift ein, wann und wie es ihm beliebt. Er klagt so oft, daß diejenigen, denen er selbst mit ins Amt geholfen, sich dem Zeitgeiste beugten und von der Strenge des Prinzips abgingen. Ihm selbst würde diese Erfahrung vielleicht auch beschieden worden sein, wenn er ein verantwortliches Amt übernommen hätte.

Ein Minister würde vielleicht auch mehr Fühlung mit den verschiedenen Kreisen des Volkes gehabt haben. Gerlach aber bewegt sich in einer engeren Sphäre. Mit Ausnahme einiger kleinerer diplomatischer Missionen verläuft sein Leben von 1848 an, das vorzüglich unsere Aufmerksamkeit fesselt, in einem Hin- und Herreisen zwischen Berlin, Potsdam und Charlottenburg zur Begleitung des Königs. Wenn er 1848 nach Berlin kommt, so sieht er in das demokratische Treiben dort wie in eine Welt hinein, die ihm wohl Abscheu erregt, mit der er aber nichts zu tun hat. So nahe derjenigen Stelle im Lande, wo alle Eindrücke, Nachrichten und Entschlüsse zusammentreffen mußten, sieht er sie wohl fast alle, aber schon unter einem geneigten Winkel. Er selbst fühlte das auch wohl; in seiner Klage: „Ich bin den Dingen zu nahe“[1]), liegt es im Grunde; so würde kein leitender Staatsmann in seinen Tagebuchnotizen geklagt haben.

Nur auf den ersten Blick könnte er an die allmächtigen Günstlinge der Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts erinnern, denn allmächtig ist sein Einfluß keineswegs, und die Gegner überschätzten ihn. Das ist ein nicht unwichtiges Ergebnis der Veröffentlichung, nachdem sich in der landläufigen Überlieferung die Vorstellung von einem ungemein großen, aber in Dunkel gehüllten Einflusse der Gerlachschen Partei auf den König festgesetzt hatte. Man kann jetzt ziemlich genau sagen,

[1]) 1, 536.

wie weit er reichte. Er ist dem Könige nicht ein Günstling, dessen Rat zuerst und durchweg eingeholt wird, sondern gewissermaßen der Anwalt eines vom Könige innerlich geteilten Prinzips, der seine Stimme furchtlos und ohne Scheu erhebt, wo dies Prinzip durch andere Einflüsse, auf welche der König Rücksicht nehmen zu müssen glaubt, gefährdet wird. So wird man am richtigsten die Tätigkeit Gerlachs und seiner Freunde, der vielberufenen Kamarilla Friedrich Wilhelms IV., bezeichnen können. Der Schleier, der über ihr lag, der die Phantasie der Zeitgenossen und Nachkommen zu allen möglichen übertriebenen Vermutungen reizte und den Historiker mißtrauisch gegen jede feste Ansicht über die Regierungshandlungen der Zeit machen konnte, ist jetzt gefallen. Was wir nun sehen, ist nicht nur das unerfreuliche Bild von Hofkabalen, geheimen Einflüssen und persönlichen Bestrebungen, sondern zugleich eine große historische Erscheinung in ihrem ganzen inneren Verlaufe, der Zusammenbruch einer Staatsanschauung, welche geglaubt hatte, das einzig erlösende Wort für die Schäden der Zeit gefunden zu haben, in sich selbst.

Die Ursprünge der Kamarilla Friedrich Wilhelms IV. reichen in die zwanziger Jahre zurück, wo sich um den Kronprinzen eine Gruppe von Gesinnungsgenossen sammelte, die aus dem Kultus der Hallerschen Staatsdoktrin das Bewußtsein schöpften, ein tieferes und reineres Verständnis von den Grundlagen des Staates zu besitzen, als alle Bureaukraten, Polizeimänner, Liberale und Demokraten zusammengenommen. Keiner von ihnen, meinte damals Gerlach, dürfe in einer Gesellschaft sein, ohne wenigstens ein Zeugnis für Haller abzulegen[1]). Seine beiden Brüder Ludwig, der spätere Rundschauer der Kreuzzeitung und Otto, der Prediger bildeten mit ihm den Kern dieser Gruppe. Leider enthalten die Aufzeichnungen nur wenig über ihr Verhältnis zum Kronprinzen. Auch in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung verbot

[1]) 1. 6.

sich ein regelmäßiger Einfluß Gerlachs auf die Geschäfte schon durch seine Stellung. In kirchlichen Fragen trat er zuerst hervor. So scheute sich Gerlach 1840 nicht, den König in sehr entschiedener Weise vor der Ernennung des Bischofs Neander zum Präsidenten des Konsistoriums zu warnen[1]). Dann fühlte er sich aber ins Hintertreffen geschoben durch die Minister, von denen kaum einer ganz nach seinem Herzen war, und auf die Berufung des Vereinigten Landtages wirkte er mehr indirekt als Vermittler zwischen dem Könige und dem Prinzen von Preußen ein. Die Märztage von 1848 brachten dann die Kamarilla fast wie das notwendige Komplement zu einem konstitutionellen Regime Friedrich Wilhelms IV. zur Reife. „Erster Versuch zur Gründung eines ministère occulte 30. März" schreibt Gerlach[2]). Seinen regelmäßigeren Einfluß aber datierte er selbst später erst vom Juli 1848 an[3]). Massow, der Intendant der königlichen Gärten und Staatsratsmitglied, und der Hofmarschall Graf Keller waren seine ersten Genossen, sein einflußreichster Mitstreiter aber wurde dann der Generaladjutant v. Rauch, der auch seit den Märztagen angefangen hatte, sich in die politischen Geschäfte zu mischen. Gerlachs Bruder Ludwig, so oft er in Berlin sich aufhielt, Graf Voß und die Exminister Alvensleben und Canitz, auch Bismarck, Kleist-Retzow, Heinrich Leo und Stahl nehmen mitunter an den Beratungen der Kamarilla teil oder stehen ihr nahe. Bemerkenswert ist der nahe Verkehr und intime Gedankenaustausch einzelner von ihnen mit dem russischen Gesandten v. Meyendorff. Nach charakterisierenden Mitteilungen über diese Persönlichkeiten sucht man in den Aufzeichnungen meist vergebens. Fast atemlos skizziert Gerlach die Geschäfte und die ihn selbst bewegenden Gefühle; zu einer Beschäftigung mit seinen Mitkämpfern läßt er sich keine Zeit, wie der Soldat im Gefechte, der sich wohl auf seine Kameraden verläßt, aber sich wenig um ihren seelischen Zustand kümmert. Die Höhepunkte

[1]) 1, 81 ff. [2])) 1, 150. [3]) 1, 654 (1851).

ihrer Wirksamkeit liegen in der Zeit der Berufung des Ministeriums Brandenburg, der Revision der oktroyierten Verfassung und der Verhandlungen von Warschau und Olmütz. Aber auch in der Zeit des Radowitzschen Einflusses ist die Kamarilla unausgesetzt tätig. 1851 und 1852 bildet eigentlich Gerlach mit dem Kabinettsrat Niebuhr allein die Kamarilla[1]). Er selbst gebraucht den Ausdruck nicht selten; „heute trat die Kamarilla zusammen, beriet" usw. erzählt er wohl. Einmal geschieht dies unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg[2]). Es fällt ihm ein anderes Mal auf die Seele, daß der König „ohne Kamarilla den Ministern gegenüberstehe", und er beredet deswegen Rauch, nach Potsdam zu fahren[3]). Man kann sich denken, daß den Ministern diese Zwischeninstanz nicht immer willkommen war. Brandenburg beschwerte sich offen gegenüber Rauch über ihr unbefugtes Ratgeben[4]). Von Manteuffel gewinnt man den Eindruck, daß er aus Politik sich mit Gerlach immer gut zu stellen gesucht hat, aber seinen Einfluß auch am liebsten weggewünscht hätte. Für Gerlach aber war es eine Pflicht und Gewissenssache, diesen Einfluß festzuhalten, solange er auf seinem Posten stünde; er hielt daran so fest wie an allen seinen übrigen politischen und kirchlichen Überzeugungen. Mit der Methode, mit der ein positiver Christ seiner Glaubensrichtung überhaupt sein irdisches Handeln prüft, ging er darüber mit sich ins Gericht. An seinem „einsamen" Geburtstage, 21. September 1850[5]), ist er betrübt, noch immer mitten in allen Dingen zu sitzen, und erst recht betrübt, weil sein Herz noch ganz daran hinge. „Wenn ich es irdisch beurteile, so habe ich mir meine jetzige Stellung in dem Feldzuge vom April 1848 bis dahin 1849 erobert, nehme ich es aber innerlich, so darf ich eben deswegen sagen, denn mir

[1]) Vgl. z. B. 1, 826.
[2]) 1, 235 (5. November 1848).
[3]) 1, 310 (8. April 1849).
[4]) 1, 426 (4. Februar 1850).
[5]) 1, 667 f.

fehlten ja alle Eroberungsabsichten, der HErr und nicht der König hat sie mir gegeben, denn er nötigte mich auf unwiderstehliche Weise durch Gewissen usw., ja durch das Anschließen von Bundesgenossen zu dem, was ich getan habe." Trotz oder vielmehr eben wegen des neu eingeführten Konstitutionalismus hielt er an der Überzeugung fest, daß es Vasallenpflicht sei, dem Könige Rat zu geben, wenn man es könne. Das war ihm geradezu ein Stück des christlich-germanischen Staates. Darum focht es ihn wenig an, als der frühere Kabinettsminister v. Thile ihm Ende 1848 erklärte, ein jedes Kamarillaregiment sei bei einem konstitutionellen Könige entschieden unrecht und führe zum Schaffot[1]).

Ohne eine schärfere Einsicht in das Wesen der ihn bewegenden Doktrin wären seine Handlungen und überhaupt die Regierungshandlungen des Königs völlig unverständlich. Ranke nicht anders wie Sybel sind davon ausgegangen. Was so oft in der wechselnden Beurteilung historischer Persönlichkeiten geschehen ist, hat sich auch bei Friedrich Wilhelm IV. wiederholt, daß nämlich die Zeitgenossen die individuellen Schwächen und Fehler der Handelnden für vieles verantwortlich gemacht haben, dem allgemeinere Ursachen, treibende Ideen der Zeit zugrunde lagen. Nicht ein ausschließlicher Mechanismus der Ideen wird dadurch begründet, denn ihre Aufnahme und Verarbeitung durch den Einzelnen bleibt im Grunde, wie wenig eigenes er auch hinzufügen mag, immer ein schöpferischer Akt, und wenn die Idee sich in vollster Reinheit verwirklichen soll, so muß eine Kongenialität der Persönlichkeit von Hause aus vorhanden sein. Man verzeihe diese allgemeinen und nicht neuen Sätze an dieser Stelle, aber wie oft solche auch ausgesprochen sein mögen: sehen wir ihre lebendige Verkörperung mit Augen vor uns, so wirken sie mit der Gewalt des Neugedachten. Gerlach ist nicht einer der imposantesten Vertreter seiner Ideen, er besitzt nicht den Glanz der Dialektik seines Bruders Ludwig, er ist ohne hervorstechende

[1]) 1, 266; vgl. 1, 282 u. 701.

Phantasie und Illusionen, nüchtern und bei der festesten Überzeugung von der Richtigkeit seiner Theorien nicht ohne eine oft überraschende Skepsis gegenüber dem realen Leben. Und doch empfängt man aus seinen Aufzeichnungen einen mächtigen Eindruck von dem Schauspiele, wie hier eine bei aller inneren Lebendigkeit zum Unterliegen bestimmte Idee in den verschiedenen Menschen, die sich von ihr ergreifen lassen, verschieden sich verwirklicht, wie sie in dem, der ihr am kongenialsten ist, ihr natürliches Ende findet und sich selbst aufhebt, in anderen Naturen zur inneren Lähmung führt, und wie sie äußere Erfolge nicht ernten kann, ohne mit sich selbst uneins und getrübt zu werden.

Die Staatsanschauung, von der Friedrich Wilhelm IV. und die Mitglieder der Kamarilla erfüllt waren, war nicht mehr die alte Hallersche Doktrin, von der sie ausgegangen waren. Sie entsprach auch nicht ganz demjenigen Typus der christlich-germanischen Staatslehre, den Sybel[1]) als Zeitgenosse 1851 gezeichnet und auf seine theoretische Begründung geprüft hat. Gerlach tadelte schon früh an Haller, daß er nicht den Begriff „Nation" entwickelt habe, der doch eine schöne Blüte des ewigen Königtums Gottes und der Menschen sei[2]). Nicht minder war der privatrechtliche Charakter des Hallerschen Systems, die Behauptung, daß Fürsten und Republiken nur mächtige und unabhängige Menschen oder Korporationen seien, und die Staaten sich von anderen geselligen Verhältnissen nur durch höhere Macht und Freiheit unterschieden, auf die Dauer unhaltbar unter Männern, die im Dienste des preußischen Staates standen. Nicht die rationalistischen Überlieferungen des fridericianischen Staates, sondern die immer noch frischen Gedanken der preußischen Reformzeit haben neben den Anregungen der historischen Rechtsschule auf die Gerlachsche Partei eingewirkt und zu einer geistvollen Weiterbildung

[1]) Die christlich-germanische Staatslehre. Kleinere histor. Schriften 1, 365 ff.

[2]) 1, 6.

des Hallerschen Systems geführt. Das Lehrgebäude, welches Gerlachs Freund Stahl aufrichtete, kann man wohl als ihren Ausdruck ansehen, nicht freilich derart, daß es für sie ein vollständig und allgemein gültiger Kanon war, aber ihren wirksamsten gemeinsamen Grundgedanken findet man allerdings in dem Stahlschen System am klarsten ausgesprochen[1]). Es beruht nicht nur wie das Hallersche auf dem Satze von der gegebenen, nicht etwa durch Vertrag entstandenen Obrigkeit, sondern betont im entschiedenen Widerspruch zu Haller, daß der Staat ein sittlich-intellektuelles Reich sei, eine Anstalt, die ihr Gesetz in sich selbst trage[2]). „Der Fürst hat die Gewalt nicht als in seiner Person, sondern als im Wesen der Anstalt entsprungen." Als schönstes Erbteil der preußischen Reformzeit aber darf vielleicht seine Überzeugung gelten, daß der Mensch den Staat auch als Postulat seines eigenen sittlichen Willens erkennen müsse[3]). Allerdings setzt Stahl gleich im Sinne der historischen Rechtsschule hinzu, das sei sekundär, denn der Mensch erzeuge den Staat nicht, sondern eigne sich ihn nur an. Aber indem er dann weiter den christlichen Charakter des Staates untersucht, findet er ihn nicht nur in den Einrichtungen, sondern auch in der Gesinnung und Würdigung, mit der sie betrachtet würden, in dem Geiste, der den ganzen politischen Zustand erfülle. Nur die religiöse Gesinnung wirke es allgemein und dauerhaft, daß der Staat als eine sittliche Ordnung bestehe[4]), und befreie von der bloß mechanischen Würdigung des Staates. Ist dieser eine Pol seiner Theorie also eine religiöse Umdeutung der Steinschen Staatsansicht, so ist der andere Pol eine religiöse Vertiefung des Hallerschen Gedankens. Niemals entstehe der Staat durch einen Vertrag oder durch

[1]) Wir legen die zweite Bearbeitung seiner Staatslehre (Philosophie des Rechts, 2. Aufl. 2. Bd. 2. Abt., Heidelberg 1846) zugrunde, weil sie in die erste Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. sowohl wie seiner eigenen Berliner Wirksamkeit fällt.

[2]) a. a. O. S. 109 ff. (4. Aufl. 2, 2, 141).

[3]) S. 143 (4. Aufl. S. 175).

[4]) a. a. O. S. 155.

eine beabsichtigte Tat, sondern sei das Werk eines höheren Faktors als des menschlichen Willens[1]). Der Kernpunkt dieser Anschauung liegt beschlossen in den Worten, daß „allenthalben das Übermenschlich-Gegebene das Erste und Unabweisbare, die menschliche Tat erst das Zweite, nur lebendige innerliche Aneignung, nicht eigne Erzeugung" sei[2]). Dieser Grundsatz der Reformation, meinten Stahl und seine Freunde, müsse nun auch auf das politische Leben übertragen werden, und damit eben sind sie gescheitert. Für das religiöse Leben wie für die wissenschaftliche Spekulation ein Schlüssel zur Tiefe, lähmte jener Grundsatz für das Wirken im Staate die schöpferische Tatkraft. Ohne das Prometheische im Menschen, ohne den Mut, der in den Anfang die Tat setzt, werden Staaten nicht gegründet und nicht fortgebildet. Freilich verstanden Stahl und seine Gesinnungsgenossen unter dem Übermenschlich-Gefügten, in das sich der Mensch zu schicken habe, nur die eine bestimmte ihnen vorschwebende Ordnung der irdischen Dinge. Aber in einem empfänglichen Gemüte bleiben so tief wirkende Grundsätze nicht in den ihnen vom bewußten Willen zugewiesenen Schranken, sondern bemächtigen sich des ganzen seelischen Lebens.

Derjenige, der sich seiner eingeborenen Natur zufolge am tiefsten von jenem Grundsatze hat durchdringen lassen, war Friedrich Wilhelm IV. Sein ganzes politisches Denken beruhte darauf, daß der ihm als Ideal vorschwebende Staat nicht gemacht, nicht durch willkürliche Tat, durch Gesetze und Kodifikationen ins Leben gerufen werden könne, sondern daß das Königtum gleichsam nur mit leiser Hand, wie man etwa von einem schönen alten Freskogemälde die spätere Tünche ablöst, die alte, organisch erwachsene Ordnung von den späteren verunstaltenden Zutaten zu befreien habe. Mit einer religiösen Glaubenssicherheit meinte er, daß diese unter Gottes besonderem Segen stehende alte schöne Ordnung dann

[1]) a. a. O. S. 139 (4. Aufl. S. 171).
[2]) a. a. O. S. XV.

schon ganz von selbst wieder grünen und treiben werde. Wie sehr sein Handeln von dieser Überzeugung beherrscht war, darüber geben Gerlachs Aufzeichnungen die belehrendsten Aufschlüsse. In den ersten Regierungsmaßregeln des Königs tritt ihm als besonders charakteristisch entgegen „die Zuversicht auf sein Recht, das Vertrauen auf Gott“[1]), und daß er die Zügellosigkeit der Zeit „nicht mit menschlicher Feinheit und Falschheit, noch mit absolutistischer Willkür, sondern mit Recht, Freiheit und Glauben“ bekämpfen wolle. In diesem Zusammenhange tritt ein für die ganze Regierung des Königs charakteristischer Zug in ein vielleicht überraschendes Licht. Immer wieder kehrt in Gerlachs Aufzeichnungen die Klage, daß dem Könige die Menschen, mit denen er regiere, gleichgültig seien, daß er sich mit Männern umgebe, die ihn gar nicht verstünden, von ganz anderen Tendenzen beseelt seien. Das hat er auch wiederholt dem Könige selbst ins Gesicht gesagt[2]) und ihm erklärt, seine ganze Regierung sei daran gescheitert, daß er stets verschmäht hätte, die Menschen als nötig zum Regieren anzusehen. Es war dies mehr als ein bloßes Aperçu Gerlachs, es muß zu einer festen Überzeugung in den dem Könige nahestehenden Kreisen geworden sein, wie die fast wörtlich anklingenden Äußerungen des Ministers v. Canitz beweisen[3]). Canitz meinte, es liege in dieser Gleichgültigkeit gegen die Personen eine Überschätzung seiner eigenen Macht und Wirksamkeit. Er bleibt hier, wie auch sonst oft in seinen Urteilen, an der Oberfläche, und weit schärfer trifft eine Bemerkung Gerlachs aus dem Jahre 1847[4]) den inneren Grund: der König „hält an seinen Prinzipien, gibt sie nie auf und vertraut ihnen so fest, daß er die Menschen, die Zeit und die Art, wie sie ausgeführt werden, für völlig gleichgültig hält“. Zu solchen Konsequenzen also führte jene Anschauung, die vor

[1]) 1, 86.
[2]) 1, 755, 762.
[3]) Canitz' Denkschriften 2, 54 u. 183 f.
[4]) 1, 123.

der frisch und derb zugreifenden menschlichen Tat eine Art von Schauder empfand, sich gläubig in ein Idealbild von Staat versenkte und diesem eine durch sich selbst wirksame Kraft zutraute. So erklärt sich nun die merkwürdige Zerfahrenheit und Impotenz der ersten Regierungsjahre, wo, wie Gerlach sagt[1]), niemand den König verstand und am wenigsten seine Minister. So erklärt sich die Tatsache, daß die Verfassungsverhandlungen in den ersten Jahren trotz des guten Willens des Königs gar nicht vorwärts kamen. „Der König", schreibt Gerlach 1843[2]), „will vollständige Preßfreiheit, Reichsstände, Konstitution, er wird von der Realisierung dieser Ideen nur durch das mechanische Gegengewicht seines Ministeriums abgehalten." So wird denn auch die vollkommene Fassungslosigkeit und Gebrochenheit des Königs in den Märztagen von 1848 verständlich, über die Gerlachs Aufzeichnungen zu dem vielen schon Bekannten zwar keine wesentlich neuen, aber doch einige recht charakteristische Züge fügen. Seine innerste Idee war hier verletzt, die freche willkürliche Tat maßte sich an, die von Gott gefügte Ordnung umzustoßen. Diese Ordnung beruhte für ihn mit auf der Grundlage der gegenseitigen Treue von Fürst und Volk. Aber was das Spezifische bei ihm ist im Gegensatz etwa zu seinem Bruder, dem Kaiser Wilhelm: es war ein mehr spekulativ als praktisch-sittlich erfaßter Gedanke. Er setzte die Treue mehr als eine gegebene lebendige Macht voraus, er war selig in ihrer Anschauung, es gehörte zu seinem Seelenfrieden, daß sie vorhanden war. Als sie nun handgreiflich verletzt war, versuchte er nicht durch die rasche repulsive Tat, sondern durch eine Fiktion das verlorene Gleichgewicht der Seele wiederzugewinnen. Die Bemerkung von Canitz[3]): „Es war ihm ein durchaus widerwärtiger Gedanke, seine Untertanen seiner Residenz in offener Empörung gegen sich zu sehen", er wollte der Treue des Volkes vertrauen,

[1]) 1, 96 u. 116.
[2]) 1, 92.
[3]) Denkschriften 2, 254.

trifft hier einmal den Kern der Sache. Die schlimmen Ereignisse des 19. März erscheinen wie das Ergebnis des Zusammentreffens von System und Naturanlage. Wie genau paßt auch die von Gerlach[1]) mitgeteilte Ansprache des Königs an die Potsdamer Offiziere am 25. März, durch die sich die Getreuen des Königs schwer verletzt fühlten, in diesen Zusammenhang. Der König erklärte ihnen, er sei ganz frei in Berlin. „Meine Person ist niemals sicherer gewesen, und ich habe nicht geglaubt, daß die Berliner solche Anhänglichkeit an mich gehabt haben." Und unmittelbar vorher geht noch dieser Erklärung ein Wort, das im Grunde sein ganzes Staatsideal negierte. „Es gibt keine Obrigkeit, keinen Magistrat, keinen Stadtverordneten, und dennoch ist durch den Willen der Bürger das Eigentum und die Person geschützt." So hebt sich schon hier in ihm die christlich-germanische Staatsanschauung selbst auf, lediglich dadurch, daß er ihrem tiefsten Zuge, der innerlichen Aneignung des Gegebenen, instinktiv folgte.

Hierauf beruhen auch die vielbeklagten Schritte vom 21. März, der Umzug mit den deutschen Farben. Die nationale Idee war diejenige unter den jetzt auf ihn einwirkenden Mächten, die er innerlich noch am meisten im sich aufnehmen konnte, obwohl sie ihm nicht so hoch stand wie die Idee der Obrigkeit von Gottes Gnaden[2]). Man kann an der Hand der Gerlachschen Tagebücher verfolgen, wie auch die Schritte zur Wiederherstellung der königlichen Macht im Innern unter den Gesetze stehen, das alle Handlungen des Königs charakterisiert. Die Ereignisse seiner Regierung haben gewissermaßen ihre besondere innere Struktur. Die Aufzeichnungen beweisen, welche wichtige Rolle Gerlach bei der Berufung des

---

[1]) 1, 148 f.

[2]) „Dem Namen Teutschland klebt nicht die Heiligkeit vom Namen des HErrn an . . . und doch lieb' ich Teutschland, seine Ehre und Ruhm und Geltung mit der Liebe, mit der man am Namen einer unvergleichlichen Mutter hängt". An Bunsen, 7. April 1849. Ranke, Sämtliche Werke 49/50, 519.

Grafen Brandenburg gespielt hat. Wer diesen zuerst dem Könige empfohlen hat, ob Bismarck[1]) oder, wie nach Gerlachs Aufzeichnungen[2]) anzunehmen wäre, dessen Bruder Ludwig, darauf kommt es schließlich nicht so an, wo der Gedanke doch wahrscheinlich ein gemeinsames geistiges Eigentum der Kamarilla ist. Jedenfalls fuhr der General v. Gerlach schon am 6. Oktober nach Breslau, um im Auftrage des Königs Brandenburg zu fragen, ob er die Wiederherstellung der königlichen Souveränität gegenüber der Berliner wie der Frankfurter Versammlung übernehmen wolle. Aber es wäre doch eine ungenügende Auffassung, wollte man nun das ganze entscheidende Ereignis als eine Tat der Gerlachs oder überhaupt der Kamarilla, die hier den König geleitet habe, ansehen. Der durch Gerlachs Tagebuch glänzend bestätigte Grundgedanke der Sybelschen Auffassung Friedrich Wilhelms IV.: „Die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Akte seiner Regierung gebührt ihm, und ihm allein[3])", verhilft auch hier zu einer tieferen Würdigung des Ereignisses. Es ist entstanden nicht aus einem lange vorbereiteten und Schritt für Schritt ins Leben geführten Entschlusse und ebensowenig aus einer plötzlichen Improvisation, sondern so, wie der König sich überhaupt das geschichtliche Leben dachte, durch ein allmähliches natürliches Wiederanschwellen der Macht und der Idee des Königstums. Als diese daniederlag, als der von Gerlach schon 1843[4]) geahnte „Nihilismus der königlichen Macht" eingetreten war, sank sie auch im Innern des Königs. Auf Gerlachs Ermahnungen im Juni 1848, in Berlin doch Ordnung zu machen, erwiderte der König damals noch: „Jetzt machen ja doch die Minister alles"[5]). Mit dem allmählichen Wiederaufsteigen

[1]) Vgl. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches 1, 254.

[2]) 1, 211. Schon vor der Berufung des Ministeriums Pfuel schlägt Gerlach dem Könige Brandenburg einmal vor (1, 193).

[3]) Begründung ꝛc. 1, 104.

[4]) 1, 89.

[5]) 1, 169.

der königlichen Macht erfüllt sich auch der Geist des Königs wieder mit ihr. Immer geht mehr eine innerliche Aneignung der Tatsachen als ihre planmäßige Herbeiführung vor sich. „Die eigentliche Wendung des Ganges der Regierung", sagt Gerlach, „war der dänische Waffenstillstand, den der König selbständig abschloß, .. hier trat er der Paulskirche, der Singakademie und seinen Ministern gegenüber zum ersten Male wieder als König auf"[1]). Aber sehr richtig fühlt Gerlach, daß der König zu dieser Tat mehr geführt ist, als daß er sie selbst herbeigeführt hätte. Gott, sagt er, habe bis jetzt viel mehr durch die Feinde als durch die Freunde zur Herstellung seiner Ordnung getan. „In der dänischen Angelegenheit hat Er den König durch England und Rußland zum selbständigen Auftreten genötigt"[2]).

Ähnlich verhält es sich mit der Wirkung des bekannten Steinschen Antrages vom 7. September 1848, in welcher Ranke den entscheidenden Wendepunkt mit sah. Allerdings hat dieses Attentat auf die Armee in dem Könige den Entschluß gestärkt, größere Energie zu zeigen, aber wie ein Moment nach dem andern, der dazu Gelegenheit bot, kam und ungenützt vorüberging, das geht aus Gerlachs Tagebuch deutlich hervor. Da war zuerst die Rede vom Erlaß einer königlichen Botschaft und Bildung eines militärischen interimistischen Ministeriums, — der König geht darauf ein und tut dann doch etwas anderes[3]). „Wie schnell aber könnte", seufzte Gerlach am 22. September, „nach menschlichen Begriffen ein Fürst, der ein Held ist, eine vollständige Restauration bewirken." Von dem Ministerium Pfuel ließ sich der König dann ein Stück seines Programms nach dem andern abhandeln, aber ein Impuls kam allmählich doch zum andern. Namentlich wirkte die Frage der Abschaffung der Todesstrafe und die schwächliche Haltung des Ministers v. Eichmann ihr gegenüber, und so setzte sich aus einer langsam wachsenden Summe von

[1]) 1, 203. [2]) 1, 231. [3]) 1, 193.

Impressionen und Velleitäten der Entschluß des Königs zusammen, den Grafen Brandenburg zu berufen.

Nach dieser Methode gehen die Ereignisse weiter. Die Oktroyierung der Verfassung vom 5. Dezember 1848, die der König zuerst für eine „vollständige Desorganisation des Landes" erklärte, wird durch eine ähnliche allmählich erwachsene Kombination von Faktoren herbeigeführt[1]).

Ebenso auch die Eidesleistung auf die Verfassung am 6. Februar 1850. Im Oktober 1849 nannte der König die oktroyierte Verfassung einen Schandfleck für den Grafen Brandenburg und erklärte, sie niemals beschwören zu wollen[2]). Über die schweren Kämpfe, die es ihn gekostet hat, ehe er sich zur Eidesleistung entschloß, erhalten wir die merkwürdigsten Mitteilungen. Noch drei Tage vor der Proklamation der Verfassungsurkunde, am 28. Januar 1850, nachdem die zweite Kammer den größten Teil seiner Propositionen angenommen hatte, sträubte sich der König gegen den Eid[3]).

Es genügt, wie gesagt, in allen diesen Fällen nicht, von Nachgiebigkeit und Schwäche des Königs zu reden, wo so schwere und aufregende Gewissenskämpfe sie begleiten. Der Einfluß seiner Umgebung, in diesem letzten Falle namentlich der Einfluß von Radowitz, ist immer nur insofern wirksam, als sich in ihm das „Gegebene" und „Unabweisbare" verkörpert, von dem sich leiten zu lassen des Königs eigenster Zug war. Es mußte dann zum tragischen Konflikte führen, wo dies Gegebene, das auf ihn drückte, seinen ursprünglichen Ideen widersprach.

Komplizierter ist dieser Vorgang in der deutschen Frage, auch deswegen schwieriger darzustellen, weil hierin Gerlach weder das volle Verständnis für den König noch auch dessen ganzes Vertrauen besaß. Nicht nur ist in Gerlachs Mitteilungen darüber, wie wir sahen, die Auswahl des Stoffes durch sein einseitiges antikonstitutionelles Interesse stark bestimmt, sondern

[1]) 1, 245. [2]) 1, 376. [3]) 1, 419.

auch die Schärfe seiner Beobachtung leidet darunter. Er klammert sich zu sehr an Radowitzens Persönlichkeit, meint, daß das falsche Ansehen desselben bei König und Ministern das einzige Hindernis für eine bessere Politik sei, versucht es immer wieder auf die scharfsinnigste Weise, sich den rätselhaften Einfluß von Radowitz auf den König zu erklären, und kann sich doch nicht in dessen Seele hierbei hineinversetzen. Die Unionspolitik erschien ihm wie seinen übrigen Parteigenossen als ein Bund mit der Revolution. Er konnte es sich nicht zusammenreimen, wie der König sie mit der unbefleckten Idee des Königtums von Gottes Gnaden in sich zu vereinigen vermochte. Das fühlt er sehr fein heraus, wenn er es auch im polemischen Eifer überscharf ausspricht, daß der nationalen Politik von Radowitz die innere Originalität etwas fehlte. Als Radowitz ihm einmal auseinandersetzte[1]), daß er in der Richtung der Zeit auf nationale Einheit Gottes Willen zu sehen glaube, dem man folgen müsse, fragte er ihn, wie er denn in seinem Gewissen eine Politik rechtfertigen könne, die scheinbar mit der Revolution ginge. Und doch beruht die Sympathie des Königs für die Radowitzsche Politik gerade auf diesem von Radowitz angegebenen Motiv, nur daß die Art, wie der König sich von dieser als Gotteswille erkannten Zeitidee leiten ließ, ganz anders und individuell verschieden von der Radowitzschen war. Radowitz vermochte ohne erhebliche innere Konflikte seine Lebenserfahrung und seine Dialektik in einem System zusammenzufassen, in dem die nationale Idee, wie er glaubte, ohne Widerspruch mit seinen sonstigen politischen und kirchlichen Anschauungen sich vertrug. In dem Könige aber führte das Beieinanderwohnen heterogener, intensiv erfaßter Ideen zu jener Politik des Widerspruchs und der Inkonsequenz, die man aus Sybels Werk schon genügend kennt.

[1]) 8. Juli 1850 (1, 501). Meine Auffassung von Radowitz habe ich seitdem, gestützt auf seinen Nachlaß, wesentlich klären und vertiefen können; vgl. mein Buch: Radowitz und die deutsche Revolution 1913.

Gerlachs Aufzeichnungen bestätigen die Sybelsche Auffassung in allen Hauptpunkten, so namentlich in der Darstellung der Tage von Warschau und Olmütz. Man hat gemeint, daß der Druck von Rußland her einerseits und die Opposition der Gerlachschen Partei andrerseits gegen die Unionspolitik Faktoren seien, deren Bedeutung für das Scheitern der Unionspolitik doch eigentlich erst jetzt durch Gerlachs Aufzeichnungen ans Tageslicht käme. Aber das Wesentliche ist jedenfalls, und das wird durch alle Erzählungen Gerlachs über die Unverschämtheiten des Zaren und über seinen und seiner Genossen Anteil am Zustandekommen der Olmützer Punktation nicht entkräftet, daß die Ereignisse zuletzt immer von der eingeborenen und durch die Doktrin ausgebildeten Natur des Königs bestimmt worden sind. Denn die Konvention von Olmütz war die Konsequenz dessen, was in der Ministersitzung vom 2. November 1850 geschah. Der König erklärte hier der Mehrheit der Minister, daß er ihren Entschluß für verderblich halte, — und erklärte doch zugleich, sich ihr fügen zu wollen. Als Produkt der stärksten Seelenkämpfe des Königs, wo die in ihm lebendigsten Ideen, Würde und Ehre des Königtums und des preußischen Namens und Wiederherstellung der Obrigkeit von Gottes Gnaden tief aufgerührt waren, eine solche beispiellose Selbstentäußerung des königlichen Willens, dazu führte schließlich in dem ihr kongenialen Geiste die Doktrin, die den Menschen mit Ideen erfüllte und ihm dabei die Kraft nicht gab, sie durch die eigne Tat in das Leben zu führen. Der höchste Grundsatz der Spekulation, die Versenkung in das Gegebene und Unabweisbare, führte auf das tätige Handeln übertragen zur Selbstvernichtung dessen, was man als das vor allem Gegebene und Unabweisbare erkannt zu haben glaubte.

Erheblich verschieden war die Wirkung der Doktrin auf Gerlach, aber zerrieben hat sie ihn schließlich auch. Er hatte von Hause aus die Anlage zu aktivem Handeln. Die Art, wie er im Frühjahr 1848 die Kamarilla organisierte, wie er

im Sommer und Herbst des Jahres immer zu mutiger Reaktion treibt, beweist sie genügend. Es konnte da gar nicht ausbleiben, daß ihm der Widerspruch mit der ganz anderen Art der Regierungshandlungen zum Bewußtsein kam. Daß man sich von dem Jahre 1848 so habe überraschen lassen, schreibt er 4. Juli 1849[1]), komme daher, daß man sich zu sehr von den weltlichen Beschäftigungen habe beherrschen lassen, statt daß man sie beherrschte, daß man sich zu sehr durch die Eindrücke habe bestimmen lassen. Seine theoretischen Anschauungen vom Staate, soweit sie sich aus seinen verstreuten Äußerungen zusammenstellen lassen, decken sich nicht ganz mit den Stahlschen; sie entfernen sich noch nicht so weit von Haller. Wiederholt macht er seinem Bruder Ludwig und Stahl den Vorwurf, daß sie das Wesen aller Politik, die Obrigkeit, nicht recht erfaßt hätten, den König nicht mehr als Obrigkeit, sondern als premier serviteur de l'état und die Stände nicht als dem Könige untergeordnete Obrigkeiten, sondern als Repräsentanten eines Volksteiles ansähen[2]). Sie hätten, meinte er, den schiefen Gedanken einer Einheit des Volks gegenüber dem Könige noch nicht aufgegeben. Fast rein Hallerisch ist sein Satz: „Sowie aber das Volk keine Einheit ist ohne den König, so ist auch ein Haufe Volks keine Einheit ohne eine Unterobrigkeit." Aber darin geht er über Haller hinaus, daß er der Obrigkeit nicht bloß die Ausübung allgemeiner Menschenpflichten, sondern eine spezifische sittliche Funktion zuweist. „Der König", sagt er, „ist von Gottes Gnaden Obrigkeit zur Bändigung des Fleisches"[3]). Wenn er dann weiter den Satz ausspricht: „Eine Obrigkeit kann sich nur behaupten, wenn sie mit gläubiger Anerkennung ihrer göttlichen Einsetzung feststeht; wo dies nicht der Fall ist, bleibt nur die Tyrannis übrig"[4]), so trifft er wieder ganz mit Stahl zusammen, der eben auch in

[1]) 1, 340.
[2]) 1, 722 (1852), vgl. 282. 403. 596. 685.
[3]) 1, 596.
[4]) 1, 684, vgl. 578 u. 593.

der Gebundenheit des öffentlichen Bewußtseins an die höhere göttliche Ordnung den Damm gegen den Absolutismus des Staates erblickte[1]). Noch weiter von Haller entfernte sich Gerlach, übrigens nur in Weiterbildung dieses selben Gedankens, wenn er sich in seinem ganzen Handeln an den persönlichen König gebunden hielt. Sein Bruder Ludwig nannte das Servilismus und erklärte stolz: „Ich bin auch ein König." Gerlach aber hielt sich an das Wort, daß man auch dem wunderlichen Herren untertan sein solle[2]). Von diesen beiden Punkten geht nun auch für Gerlach die Zersetzung seiner politischen Tätigkeit aus. Seine Eigenart drängte ihn nicht so wie den König zum In-sich-Einsaugen der äußeren Eindrücke, sondern zum Handeln und energischen Durchführen seiner Theorien. Aber mußte nun nicht eben, indem er dies versuchte, ein Riß zwischen Theorie und Praxis entstehen? Das Untertan-Sein dem wunderlichen Herrn ließ sich in der Praxis überhaupt nicht wörtlich durchführen; wie emsig hat Gerlach gegen die vom Könige gebilligte Politik von Radowitz agitiert. Und wenn andrerseits das öffentliche Bewußtsein sich nun einmal nicht binden wollte an diejenige Ordnung, welche jener Theorie als die von Gott gefügte erschien, konnte man es dann erzwingen mit äußeren Mitteln? Dagegen sträubte sich Gerlachs protestantisches Gefühl, und von den opera operata des Papismus wollte er nichts wissen. „Die Grundwahrheit der Protestanten," schrieb er[3]), „die Rechtfertigung aus dem Glauben, ist ja die Bedingung des königlichen Priestertums, der Freiheit der Kinder Gottes und der scharfe Gegensatz des Papismus, opera operata, Heiligenanbetung usw.; daher Gegensatz unserer Politik gegen die russische und österreichische." Nun widerstrebte aber das politische Denken der Zeit entschieden der supranaturalistischen Begründung der Staatsgewalt, wollte sich nicht bloß mit gläubiger Gesinnung das

[1]) a. a. O. S. 127 (4. Aufl. 2, 2. 158).
[2]) 1, 423 u. 576.
[3]) 1, 792 (1852).

im Staate Gegebene innerlich aneignen, sondern mit eigner Tat sich am Staatsleben beteiligen. Eine verzweifelte Lage für die Gerlachsche Theorie. Er sah sie auch vollkommen ein und sagte, das sei eben unser größtes Unglück, daß der Glaube an das Königtum aus den Herzen der Menschen, selbst der Gutgesinnten, gewichen sei, „da in diesem Glauben, fides, foi, in dieser Konviktion die Bedingung der Obrigkeit im Gegensatz der Tyrannis überhaupt liegt“[1]). So standen gerade diejenigen, welche diese Doktrin am tiefsten und reinsten in sich aufgenommen hatten, im innersten Grunde ohnmächtig und hilflos der Zeit gegenüber. Und wenn sie sich nach den wenigen umsahen, die noch zu ihrer Fahne hielten, wie wehe wurde ihnen dann ums Herz. Der Gedanke der heiligen Allianz und der gemeinsame Kampf gegen die Revolution wies sie auf das Zusammengehen mit Österreich und Rußland; ihre Opposition gegen die Unionspolitik war davon getragen. „Mein steter Trieb ist, die Einigkeit mit Österreich und Rußland auf alle Weise zu fördern“[2]), schrieb Gerlach im August 1849 und ähnlich immer wieder. Aber ihm graute dabei vor diesen Bundesgenossen, die ihm innerlich so fern standen. In Schwarzenbergs nivellierendem Absolutismus sah er die Frucht des Unglaubens[3]). Ebensowenig konnte er sich zum Kaiser Nikolaus ein Herz fassen. Als dieser 1852 nach Berlin kam, hatte Gerlach bei aller Genugtuung über die Wiederherstellung der alten Freundschaft doch das niederschlagende Gefühl, daß „soviel cant, flunkeyism“ dabei sei, und das Übergewicht des absolutistischen Rußlands fiel ihm schwer auf die Seele[4]). „Eine schreckliche Lage,“ klagte er 1851[5]), „zwischen Revolution und Absolutismus, nach einem hier sehr passenden Straßenjungen-Ausdruck geschindludert zu werden.“ Er konnte es sich da in einzelnen Momenten nicht verhehlen, daß dem Gegensatz zwischen Preußen und Österreich auch der Gegensatz

[1]) 1, 593 (1851).
[2]) 1, 358, vgl. 554. 615. 712 u. a.
[3]) 1, 488 (1850). [4]) 1, 764. [5]) 1. 588.

zwischen Freiheit und Absolutismus zu Grunde liege, und war unbefangen genug, auch der Radowitzschen Politik diese tiefere Wahrheit zuzugestehen[1]). Dieser inneren Wahrheit war seine eigene Politik des Zusammengehens mit Rußland und Österreich verlustig gegangen.

Und nun die Lage im Innern dazu. Sie ergab schließlich ganz dasselbe Dilemma. An der inneren Berechtigung seiner Kamarillawirksamkeit hat freilich, wie wir schon sahen, Gerlach nie gezweifelt. Sie war ihm das von Gott gegebene Amt, in dem er zu seinem Teile mitwirken wollte an der Wiederherstellung der von Gott gefügten Ordnung. Wenn er auf die Zahl und Bedeutung seiner Erfolge darin sah, hätte er wohl stolz sein können. Der dänische Friede, die Antwort des Königs an die Frankfurter Kaiserdeputation am 3. April 1849, das Ministerium Brandenburg, die Reden des Königs bei der Beschwörung der Verfassung am 6. Februar 1850, die Entlassung von Radowitz und die Entsendung Manteuffels nach Olmütz, bei allen diesen Ereignissen hatte er einflußreich mitgewirkt. In einem Rückblick auf Olmütz sagt er 1851 einmal[2]): „Wie schwach war die Partei, welche den Krieg mit Österreich für ein unsägliches Unglück, für unser Ende hielt." Der König gefesselt von Radowitz, die übrigen entweder für den Krieg oder schwankend. „Wer blieb denn hier übrig? Die drei Minister, ich, E. Manteuffel, Ludwig und dann die Königin. Und am 1. Dezember haben wir alle unsere Feinde besiegt."

So war nun also die Gerlachsche Partei zu Ende des Jahres 1850 Herr aller gefährlichen Widersacher in der Umgebung des Königs geworden. Sie fühlte sich als den geistigen Leiter des Ministeriums, das Feld lag scheinbar offen für sie da für eine fruchtbringende Tätigkeit, für eine Verwirklichung ihres Programms. Welch Schauspiel bietet sich nun in dem Wirken dieser siegreichen Partei dar. Am guten Willen hat es ihr nicht gefehlt, und von den ersten Taten der Reak-

[1]) 1. 720 (1852). [2]) 1, 584.

tion in den Jahren 1851 und 1852 enthalten Gerlachs Aufzeichnungen genug. Aber wie dürftig war das alles im Vergleich zu dem, was ihm als Idealbild der staatlichen Ordnung vorschwebte, und vor allem, wie verfälscht durch die Bureaukratie kam das alles heraus. Alle Gesetzentwürfe, die nun über Gemeindeordnung, Kreisordnung, Provinzialstände ausgearbeitet wurden, fand er weit unter seiner Erwartung[1]). An der preußischen Bureaukratie allein schon mußte der ganze christlichgermanische Staat scheitern. Mit Manteuffel, der sie jetzt vertrat, konnte er, wie wir schon sahen, sich auf die Dauer gar nicht befreunden. In dem Zeitraum von drei Jahren haben wir uns fast nicht um einen Schritt genähert, schrieb er 1852[2]). Noch tiefer fühlte er sich von Manteuffel geschieden durch dessen Widerwillen gegen den Pietismus[3]). Mit Westphalen, dem Minister des Innern, war es nicht viel besser. „Überall schlägt ihm der Bureaukrat in den Nacken"[4]). „Wie schwach ist die Partei des Rechts hier im Lande," klagte[5]) er in dieser Höhezeit der Reaktion, „wenn man sie von dem Liberalismus trennt. Die Hauptmacht dieser Partei sitzt immer noch wie unter der vorigen Regierung in der Person Friedrich Wilhelms, des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs. Weder unter den Prinzen noch unter den Ministern findet man Anhänger des Rechts und der Freiheit." Und doch, meinte er, müsse er Manteuffel halten, denn er ahnte schon eine neue dahinter folgende liberale Ära, ein Ministerium Bethmann-Hollweg oder Ladenberg[6]). Wieder eine Verfälschung der Doktrin durch die Praxis. Denn wenn er es in der auswärtigen Politik verabscheute, um politischer Zwecke willen sich mit revolutionären Mächten zu verbinden, hieß es da nicht im Innern auch ein Werk mit unreinen Händen aufführen, wenn man es durch die Bureaukraten machen ließ, die kein Verständnis für wahres ständisches Wesen hatten und Pietistenhasser waren? Und wenn nun gar vollends, wie es geschah, das reaktionäre System der

[1]) 1, 696 (1851). [2]) 1, 772. [3]) 1, 789 f. [4]) 1, 782 (1862). [5]) 1. 788 (Juli 1852). [6]) 1, 698. 763. 766. 796 f.

Zwangsmaßregeln dazu kam, so wurde der auf die „fides, foi, Konviktion" gegründete christlich-germanische Staat in seiner Wurzel vergiftet. Er konnte nie und nimmer in seiner Reinheit ins Leben treten, erstens weil die Männer nicht da waren, die ihn mit Verständnis und Liebe hätten durchführen können, und zweitens weil er in einer gesetzlichen, erzwungenen Durchführung sofort sein eigentliches Wesen verloren hätte. Wie die ganze Reaktionstätigkeit der fünfziger Jahre an diesem Widerspruch schon in sich zugrunde gegangen ist, bevor ihr äußerlich ein Ende gemacht worden ist, das wird der zu erwartende Schlußband der Gerlachschen Denkwürdigkeiten wohl zur lehrreichsten Anschauung bringen. Schon im Jahre 1852 zeigt sich die völligste Anarchie am Hofe, das Wirken aller gegen alle, das Hineinspielen unlauterer Motive, das Gerlach mit blutendem Herzen, aber rücksichtslos drastisch schildert[1]), und ergreifend tritt es entgegen, wie der fromme und treue Mann sich aufreibt in seiner unfruchtbaren Tätigkeit. Ein Zug des trüben Pessimismus tritt früh bei ihm auf und verstärkt sich mit den Jahren. Er hat wohl die Kraft der Überzeugung, aber nicht den frischen Mut im Handeln, der sonst den Vertretern zukunftsreicher Anschauungen eigen ist. Wo so wenige in der Welt die ihn erfüllende wahre Staatsweisheit verstehen konnten, verlor er den Glauben an die Menschen überhaupt. Das non credis, mi fili, quam parva sapientia regitur mundus, wurde der immer wiederkehrende resignierte Refrain seiner Betrachtungen. „Ach, es ist doch ein hartes Los, so in das Joch der Politik gespannt zu werden und das im 60. Jahre und ohne Glauben an die Menschen und mit einem Glauben an Gott, der von jenem Joch dispensiert"[2]), und ähnliche Klagen über die Hoffnungslosigkeit seines Treibens kehren immer wieder. Er fühlte sich alt und verbraucht und arm an Ideen zuletzt. „Wie kann ich in meinem 62. Jahre diesen Gegensätzen gewachsen sein?"[3])

[1]) 1, 783. [2]) 1, 365 (1849). [3]) 1, 764 (1852).

Am Ende, meint er einmal, hat Hengstenberg recht, daß das 1000jährige Reich jetzt zu Ende gegangen und der Teufel wieder losgelassen ist. „Ich kann es mir nur immer noch nicht denken," fährt er ganz im Geiste seiner Doktrin fort, „daß es mit der christlichen Obrigkeit zu Ende sein sollte"[1]). Die an den Menschen verzweifelnde gläubige Ergebung in Gottes Willen ist die jetzt immer mehr hervortretende Tendenz seines Denkens. So hat auch diesen tatkräftigen Charakter zuletzt der quietistische Grundzug seines Systems übermannt.

Sollte man wünschen, daß so viel geistige Kraft und selbstlose Hingabe an die Idee sich einer fruchtbareren Wirksamkeit gewidmet hätten? Das hieße die Geschichte um einen lebensvollen, vielleicht notwendigen Zug ihres Bildes ärmer machen wollen. Und der Eindruck der Unfruchtbarkeit darf nicht der einzige sein, den wir von dem Ausleben dieser Richtung mitnehmen. Worin Friedrich Wilhelms IV. und damit auch ihr historisches Verdienst liegt, hat Ranke in seiner Lebensskizze des Königs schön und tief gesagt. Dieses Verdienst sich zu erwerben, wäre die Partei nicht imstande gewesen, wenn sie nicht die in ihr ruhenden Ideen zum Maximum ihrer Kraft entwickelt hätte. Zur Bewahrung der Monarchie in den Stürmen der Revolution hat sie ein Großes beigetragen, und durch den geistigen Gehalt und durch die Innerlichkeit ihrer Theorie ist bewußt und unbewußt auch die kommende Generation der preußischen Geschichte beeinflußt worden. Es ist kein bloßer folgenloser Zufall, daß in derselben Sphäre, in der Gerlach wirkte, auch der Prinz von Preußen und Bismarck[2]) lebten. Vielleicht darf man in weiterem Sinne noch einen Dritten aus diesem Kreise als den Heraufführer einer modernen Epoche ansehen, Leopold v. Ranke, der in Gerlachs Aufzeichnungen wiederholt, fast so wie Leo und Stahl als einer der Gelehrten

[1]) 1, 683 (1851).

[2]) Die Anstellung Bismarcks in Frankfurt betrachtete Gerlach als sein Werk (vgl. 1, 616. 618. 620. 637). Eine „großartige Maßregel" nannte sie Ludwig v. Gerlach 1851.

der Kamarilla auftritt. In dem einfachen Worte, mit welchem er 1848 das konstitutionelle Wesen gegenüber Edwin v. Manteuffel rechtfertigte, daß es eine Form sei, „in welcher die jetzigen Menschen nun einmal leben wollen“[1]), lag die Kritik des Gerlachschen Systems und der Fortschritt darüber hinaus.

[1]) Sämtl. Werke 49/50. 594. Vgl. auch Gerlach 1, 245.

Gerlach und Bismarck.

(Histor. Zeitschrift Bd. 72, 1893.)

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Zweiter (Schluß-) Band. Berlin, W. Hertz. 1892.

Briefwechsel des Generals Leop. v. Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto v. Bismarck. Berlin, W. Hertz. 1893.

Die Befürchtungen, die man schon hatte, daß ängstliche Rücksichten das Erscheinen des Schlußbandes der Gerlachschen Denkwürdigkeiten verzögern oder gar ganz hintertreiben würden, haben sich zum Glück nicht erfüllt. Der Inhalt des ersten Bandes mag bei manchem alten Gesinnungsgenossen des Generals Bedenken erregt haben, ob nicht doch die Pietät gegen den König Friedrich Wilhelm IV. litte unter dieser Aufdeckung seiner Schwächen. Man erführe gern, wie sich die Herausgeberin mit solchen Erwägungen, die ihr sicherlich nicht fern geblieben sind, abgefunden hat. Aber schweigend übergibt sie uns diesen Band, und man ahnt nur an einigen Stellen eine Intervention jener Pietätsrücksichten. Man möchte doch z. B. meinen, daß in Gerlachs ursprünglichen Aufzeichnungen über den politischen Konflikt des Prinzen von Preußen mit dem Könige im Frühjahr 1854 mehr gestanden haben müsse als in dem uns jetzt gebotenen Texte.

Eine unbekannte Hand hat uns dann auch den Briefwechsel Gerlachs mit Bismarck aus den fünfziger Jahren beschert. Mag der Herausgeber gedacht haben, daß die Briefe für ihre Echtheit und ihren Wert schon selbst sprechen würden, — etwas mehr hätte er wohl leisten können als diese Briefe zeitlich ordnen und in die Druckerei schicken. Viele Briefe, namentlich Gerlachs, auf

die in den Antworten Bezug genommen wird, fehlen, aber nur teilweise gibt der Herausgeber ausdrücklich an, daß sie nicht aufzufinden waren. Erklärende Bemerkungen zu den deren bedürftigen Briefstellen sucht man ebenso vergebens wie ein Register, zu dem der zweite Teil der Gerlachschen Denkwürdigkeiten wenigstens einen schüchternen Ansatz enthält[1]). Pietät und historischen Sinn kann man ja den Familien unserer Staatsmänner und Generale nicht absprechen, und ihre Neigung, aus den ihnen anvertrauten Schätzen mitzuteilen, wächst erfreulich. Möchte sich doch auch das Verständnis für eine würdige wissenschaftliche Ausstattung ihrer Veröffentlichungen bei ihnen mehr entwickeln. Geschulte Kräfte, die mit Freuden ihnen zu Hilfe kommen würden, haben wir genug. Oft haben sie ja den guten Willen, tun dann aber auch leicht des Guten zu viel, wie der treffliche Herausgeber der für die geistige Entwickelung des Kaisers Wilhelm so ungemein wichtigen Natzmerschen Denkwürdigkeiten, der eine Art preußischer Geschichte im 19. Jahrhundert zusammenkompiliert, aber leider wenig zu sichten verstanden hat. In dem vorliegenden Falle aber ist vom Herausgeber entschieden zu wenig getan.

Abgesehen davon aber ist der Briefwechsel eine herrliche Gabe, voll des Bismarckschen Geistes, der sich hier in seiner frischen jugendlichen Kraft offenbart, zwangloser, sprudelnder und offenherziger als in den von Poschinger veröffentlichten Berichten an Manteuffel, zusammen mit diesen und den Gerlachschen Tagebüchern nun ein unvergleichliches Quellenmaterial, um den Untergang der alten und das gleichzeitige Emporkommen der neuen Staatsanschauung in Preußen zu studieren. Die Tagebücher Gerlachs spiegeln jenen Umschwung natürlich aber greisenhaft wieder. Von den neuen ihn ablösenden Mächten, mit denen er doch in lebendigster Berührung steht, bekommt man durch ihn nur ein doktrinär konstruiertes Bild. In dem Brief-

[1]) Selbst die Texte sind, wie die späteren Ausgaben der Briefe Bismarcks an Gerlach und der Briefe Gerlachs an Bismarck durch Horst Kohl zeigten, unkorrekt.

wechsel mit Bismarck wieder überstrahlt dessen stärkerer Geist den untergehenden Stern Gerlachs. Dieser selbst hält mehr und mehr mit seinen innersten Gedanken gegenüber Bismarck zurück, er sucht ihn wohl noch immer zu sich herüberzuziehen, aber schon mit dem geheimen Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Aus wissenschaftlichen Gründen muß man es ja bedauern, daß aus den letzten Lebensjahren Gerlachs (er starb 1861) fast gar keine seiner Briefe an Bismarck mehr erhalten sind. Aber die künstlerische Wirkung wird dadurch erhöht. Seine schmerzlich mahnende Stimme verhallt nun, so scheint es, vor dem hellen und stolzen Klange der Bismarckschen Rede.

Die Stellung Preußens in der großen europäischen Krisis des Krimkrieges ist wohl die wichtigste Frage gewesen, welche Gerlachs und Bismarcks Gedanken und Handlungen in jenen Jahren beschäftigt hat. Durch Bismarcks spätere Reden und durch Sybels Werk ist es uns jetzt in Fleisch und Blut übergegangen, was damals so ganz verborgen geblieben ist, daß die damalige preußische Politik im großen und ganzen die beste war, die man sich als Vorbereitung des Bismarckschen Einheitswerkes denken kann. Sie ließ sich nicht von den Westmächten in die Stellung einer sekundären Hilfsmacht für deren Interessen drängen, sondern sparte die Kraft des Staates für die Zeiten, in denen dereinst seine eigenen Interessen zum Austrag kamen, sie schonte die für die Zukunft ihr unentbehrlichen guten Beziehungen zu Rußland und konnte als Ergebnis des Krimkrieges die Sprengung des russisch-österreichischen Einvernehmens, das so schwer bis dahin auf Preußen gelastet hatte, sich wohl gefallen lassen. Durch die feste Behauptung dieser Neutralität, sagt Sybel, hatte Preußen „sich endlich einmal wieder als selbständige Großmacht bewährt[1])". So erscheint, an dem Maßstabe der späteren Erfolge gemessen, die Politik Friedrich Wilhelms IV. vier Jahre, nachdem sie die Tage von Erfurt, Warschau und

---

[1]) Begründung des Deutschen Reiches 2. Aufl. 2, 237.

Olmütz durchgemacht hatte. Und doch war kein Wandel in den leitenden Persönlichkeiten eingetreten, Bismarcks Einfluß ist zwar eine neu hinzugekommene, aber doch erst werdende Macht. Haben sich etwa die Maximen des Königs, Gerlachs und Manteuffels geändert? Ist ihr politisches Geschick gewachsen? Verfuhren sie jetzt etwa mit mehr Kraft und Nachdruck?

Nichts von alledem. Die Vorgänge am Berliner Hofe zeigen gegenüber denen des Jahres 1850 eine erheblich mindere Spannung der Kräfte, nicht nur wegen der geringeren Bedeutung der Orientalischen Frage für Preußen, sondern auch infolge der Ermüdung aller Parteien nach den Kämpfen von 1848 bis 1850. Um nur ein Beispiel für Gerlachs eigene Erschlaffung zu geben: Seine Partei überlegte im März 1854, ob sie auf Entlassung Manteuffels, der ihr zu westmächtlich gesonnen war, hinarbeiten solle. Gerlach war dagegen; er ließ es sich gefallen, tatenscheu genannt zu werden. „Ich habe bei einem schwachen Körper nicht den Mut, eine Amputation vornehmen zu lassen[1])."

Die Parteigegensätze selbst aber und die Art, wie aus ihren Kämpfen schließlich die Politik der Regierung hervorgeht, gleichen ganz denen des Jahres 1850. Die Rolle von Radowitz spielt jetzt eine ganze Schule preußischer Diplomaten. Die Grafen Pourtales und Goltz sind ihre Führer; die auswärtigen preußischen Gesandtschaften sind fast durchweg mit ihren Anhängern besetzt. „Fast alle unsere Diplomaten sind bonapartistisch oder wenigstens westmächtlich[2])." Zu ihnen neigt selbst der Ministerpräsident v. Manteuffel, obschon ohne ausgesprochene Parteinahme. Gerlach selbst weiß anfangs nicht recht, was er von ihm halten soll. „Er ist von Zuträgern umgeben, Alles, weil er zu keinem Menschen und zu keinem Grundsatz Vertrauen fassen kann. Jetzt fügt er sich dem Könige, doch meint Bismarck, er ginge darauf aus, uns in die Allianz mit den Westmächten zu bringen[3])." Wie unsicher des Königs eigener Standpunkt war, ist aus seinen Briefen an Bunsen und der Darstellung Sybels bekannt. Gerlach

[1]) Denkw. 2, 117. [2]) Denkw. 2, 279. [3]) Denkw. 2, 121. (13. März 1854.)

wurde von schwerer Sorge erfüllt, als ihm der König im Anfang der Verwickelung seine Politik auseinandersetzte, die sanguinisch das Entgegengesetzte vereinigen wollte: „1. Der Orient geht mich nichts an, aber ich werde Rußland den Rücken decken; 2. handelt es sich um den Schutz der Christen im türkischen Reiche, so gehe ich mit England; 3. was Neuchâtel anbetrifft, mit Frankreich." „Daß aus diesem allen nichts wird," setzt Gerlach hinzu, „ist klar, und daß so etwas gefährlich, ist wiederum klar[1])."

So sorgenvoll nun freilich Gerlach die Wallungen des Königs und die Anstrengungen der aus den Schilderungen des Herzogs von Gotha wohlbekannten westmächtlichen Partei am Hofe verfolgte, so fühlt man doch von vornherein seine Hoffnung durch, daß es zu einer tätigen Teilnahme Preußens am Kriege gegen Rußland nicht so leicht kommen werde; das hätte der Natur des Königs zu sehr widerstrebt. Aber wohl hätte unter dem Drucke so vieler nach Westen drängenden Faktoren die preußische Politik unheilbar kompromittiert werden können, wie dies etwa die österreichische damals erfuhr, — sie hätte niemandes Dank, aber jedermanns Unzufriedenheit sich zuziehen können. Und das verhindert zu haben, ist das Verdienst der Partei Gerlachs und Bismarcks. Im Frühjahr 1854 hat sie wirklich mit der westmächtlichen Partei ernstlich zu kämpfen gehabt um den Einfluß auf den König. Die Aufzeichnungen Gerlachs enthalten merkwürdige Mitteilungen[2]) über diesen Kampf mit den „Bethmännern", denen auch der Prinz von Preußen, wie bekannt, damals seine Sympathien zuwendete. Er erzählt, wie die gegen sie aufgebotenen Mannschaften Bismarck, Edwin v. Manteuffel, Senfft v. Pilsach, Graf Dohna „einrücken und ihre Schuldigkeit tun", wie sie Bunsens und Bonins Entlassung dem Könige Schritt für Schritt abdrängen, — wie schwer sie dem Könige geworden

[1]) Denkw. 2, 99. (5. Jan. 1854.)

[2]) Vgl. besonders Denkw. 2, 139. „Alles hatte dahin gearbeitet, den König in das Lager der Westmächte hinüberzuführen. Die Bethmänner sahen sich schon als im Besitz der auswärtigen Politik an" usw. Vgl. Briefwechsel S. 142.

ist, sieht man jetzt erst recht — „aber von wo der eigentliche Sturz der Bethmänner ausgegangen, ist doch nicht klar". Das ist bezeichnend für die Art, wie solche Parteisiege unter Friedrich Wilhelm IV. errungen wurden. Ein niemals ganz klar zu erkennender psychischer Prozeß im Innern des Königs gibt immer den oft den Sieger selbst am meisten verdutzenden Ausschlag; so in dem wunderbaren, von Bunsen so drastisch geschilderten Gesinnungswechsel, der zu der preußischen Zirkulardepesche vom 23. Januar 1849 führte[1]), und so auch hier. Gerlach weiß schließlich auch keine andere Erklärung, als daß der König mißtrauisch geworden sei gegen die ehrlichen Absichten der „Bethmänner".

Ebenso verworren ist die Vorgeschichte des preußisch-österreichischen Bündnisses vom 20. April 1854. Preußen versprach hierin Österreich seine bewaffnete Unterstützung gegen Rußland für gewisse Fälle, die wohl verklausuliert waren, aber doch leicht von Österreich einseitig ausgenutzt werden konnten, um Preußen in die westmächtliche Allianz zu ziehen. Das Bezeichnende aber ist, daß der Anstoß zu diesem Vertrage, der von der westmächtlichen Partei in Preußen mit Genugtuung begrüßt, von Gerlach schmerzlich als eine „verlorne Bataille" beklagt wurde, ursprünglich gerade von ihm selbst ausgegangen ist. Ganz wie Sybel es darstellt: Um Österreich der französischen Allianz zu entziehen, meinte Gerlach, müsse Preußen sich eng mit ihm verbünden. Er trug schon Ende Januar 1854 die Ansicht dem König vor und spürte, daß sie Eindruck auf ihn machte[2]). Aber als der Gedanke dann Gestalt gewinnt, wird ihm unheimlich vor den von ihm heraufbeschworenen Geistern, und er fürchtet, daß die kräftigere österreichische Politik Preußen mit sich fortziehen werde. In der Tat gleiten ihm im Laufe der Verhandlungen, an deren militärischem Teil er sogar als offizieller Vertreter Preußens teilnahm, die Zügel völlig aus der Hand. Preußen und Österreich, so wurde vereinbart, sollten von Rußland Räumung der

[1]) Sybel 1, 290. [2]) Denkw. 2, 106.

okkupierten Donaufürstentümer verlangen. Gerlach drängte nun während der Verhandlung darauf, daß man als Gegengabe dafür auch auf die Räumung des Schwarzen Meeres durch die westmächtlichen Flotten hinarbeiten solle. Der österreichische Unterhändler Heß gab ihm auch die Berechtigung einer solchen Reziprozität zu, und wenn man Geffcken[1]) glauben darf, der sehr gute, aber leider nicht immer kontrollierbare Quellen benutzt hat, so hat sogar der König diese Bedingung stellen lassen und Heß sie schriftlich zugesagt. Aber im entscheidenden Augenblick des Abschlusses ließ man sie ganz fallen. Der Indifferenz Manteuffels und dem unbesonnenen Eifer des preußischen Unterhändlers Gröben schiebt Gerlach die Schuld an solcher fahrlässigen Führung der Unterhandlung zu. Konnte diese auf Grund der Akten noch einen leidlich planmäßigen Eindruck machen, so zeigt sich jetzt, von wie schwächlichen und zufälligen Faktoren sie beeinflußt war.

Und ähnlich ist das Ergebnis überall, wo man der damaligen preußischen Orientpolitik ins Detail schaut. Man könnte ja sagen, daß das schließliche Resultat der verschiedenen am preußischen Hofe wirksamen Potenzen, die feste und strikte Neutralität, das Verdienst der bewußt darauf hinarbeitenden Partei Gerlachs und Bismarcks gewesen sei. Aber dann muß man sich auch sofort klarmachen, daß Gerlach — damals sicher noch der Einflußreichere von beiden — damit nichts anderes getan zu haben geglaubt, als was er 1850 getan hat. Die preußische Orientpolitik ist für ihn die gerade Fortsetzung der Politik von Olmütz. „Es scheint," sagt er am 13. August 1854[2]), „daß wir wieder etwas durchgesetzt haben, und zwar nach nicht so langen Kämpfen wie im Jahre 1850." „Wie damals den Krieg mit Österreich, verhinderten wir hier den Krieg mit Rußland; wie damals die Allianz mit der noch ungebundenen Revolution, verhinderten wir hier die mit der gebundenen, mit Bonaparte und seinem Verbündeten England."

[1]) Zur Geschichte des Orientalischen Krieges 1853—1856 S. 96.
[2]) Denkw. 2, 195.

Eine und dieselbe Tendenz also wirkte einmal zu der Niederlage von Olmütz und das andere Mal zu der richtigen und zweckmäßigen, der Würde Preußens entsprechenden Orientpolitik mit. Man kann wohl dadurch an der Methode irre werden, die Leistungen in der Politik nach ihrem Endergebnis mit Lob und Tadel zu zensieren, und zu einem Standpunkt gelangen, von dem sich alle Taten einer Persönlichkeit oder einer Richtung, mögen sie uns nun an anderen Maßstäben gemessen gut oder übel, falsch oder zweckmäßig erscheinen, nur als die notwendige Wirkung einer und derselben Kraft erweisen. Aus dem Reiche der Werke kommt man dadurch in das Reich der lebendigen Kräfte, der persönlichen Überzeugungen und Antriebe.

Wir haben das Wesen jener Überzeugungen der Gerlachschen Partei in unserem ersten Aufsatze darzustellen versucht. Hier handelt es sich um ihre Anwendung auf die auswärtigen Verhältnisse. „Politik der heiligen Allianz" nennt man sie gewöhnlich. Aber das ist nur ein grobes Schlagwort, mit dem sehr verschiedenartige Bestrebungen bezeichnet werden. Russische Diplomaten verstanden darunter die Idee der russischen Präponderanz in dem Bündnis der drei absolutistisch regierten östlichen Mächte. Gerlach dagegen verstand etwas ganz anderes darunter. Das widerspricht etwas der bisherigen Auffassung, denn man hat ihn und seine Richtung bisher immer für schlechthin russisch gesinnt gehalten. „Hier war man", so schildert sie Sybel[1]) „nach konservativer Anschauung kurz und bestimmt russisch, erfüllt von begeisterter Verehrung für den großen Zaren, welcher 1849 Österreich und 1850 Preußen vor dem Dämon der Revolution beschirmt hätte" usw. So mußte man allerdings bisher annehmen, wenn man die damaligen publizistischen Kundgebungen der Partei vor Augen hatte. Da schreibt Ludwig v. Gerlach in der Osterrundschau von 1854: „Preußen war noch nicht wieder Preußen, als es 1849 galt, Österreich in Ungarn die rettende Hand zu reichen. Aber Rußland war Rußland

[1]) a. a. O. 2, 182.

geblieben"[1]). Er preist die tiefe Weisheit des pommerschen Bauern, welcher gesagt haben sollte: „Unser Herr kann doch nicht gegen den russischen Kaiser zieh'n, er ist ja sein Schwager[2])." Der Zar Nikolaus ist für ihn der „kolossale Granitblock, gegen welchen die ‚öffentliche Meinung' anstürmt", und er erklärt: „Vor Rußlands Übermacht haben wir keine Angst[3])."

Aber hinter dieser robust russischen Außenseite der Partei verbargen sich noch sehr viel feinere Auffassungen. Leopold v. Gerlach war sich im Gegensatz zu den Heißspornen seiner Partei vollständig klar darüber, daß seine christlich-germanische Staatsanschauung völlig unverträglich war mit den Prinzipien des russischen Despotismus. Von vornherein verfolgte er auch die russische Orientpolitik mit Unbehagen und Abneigung. „Das Benehmen des Kaisers von Rußland gegen die Türkei ist willkürlich und rücksichtslos seinen Bundesgenossen gegenüber", meint er im Juli 1853[4]). er spricht von Rußlands „Arroganz und Falschheit"[5]), und als im Herbste des folgenden Jahres einmal üble Nachrichten von Sebastopol kamen, meinte er, nun könne Gott es für nötig halten, „Rußlands Übermut, Rußlands antichristliche Cäsaropapie zu strafen"[6]). Die Fülle seiner Äußerungen läßt gar kein Zweifel übrig, daß nicht die Vorliebe für Rußland, sondern der Gegensatz gegen Napoleon seine Politik geleitet hat. „Unser Ziel", faßt er es einmal bündig zusammen, „ist und war stets Kampf gegen den Bonapartismus, gegen den auf die Revolution und auf die revolutionären Ideen aufgebauten Absolutismus. Von parti moscovite ist gar nicht die Rede." Wenn er hinzusetzt: „der König, ich, Ludwig und Stahl haben nicht die entferntesten russischen Sympathien", so liegt hier freilich wohl wenigstens in Bezug auf seinen Bruder Ludwig jene Verblendung vor, mit der die Angehörigen einer Partei leicht über extreme Auswüchse ihrer Genossen hinwegsehen. Für

[1]) Vier politische Quartal-Rundschauen von Michaelis 1853 bis dahin 1854 (Berlin 1855) S. 49. [2]) Ebenda S. 71. [3]) Ebenda S. 84 (Johannis-Rundschau 1854). [4]) Denkwürdigkeiten 2, 54. [5]) Ebenda 2, 58. [6]) Ebenda 2, 231.

seine eigene Stellung zu Rußland aber ist charakteristisch, was er 1856 aussprach, als der schon lange in der Luft schwebende Gedanke einer russisch-französischen Allianz greifbare Gestalt anzunehmen schien: „So höre ich auf, russisch zu sein und kann nun englisch werden[1])."

Die Tage von Tilsit und Erfurt, die er ja als Zeitgenosse miterlebt hatte, tauchten damals vor seinem Auge auf. Er läßt selbst keinen Zweifel darüber, wie sehr die Eindrücke jener Jahre auch auf seine politische Stellung zum zweiten napoleonischen Kaiserreich eingewirkt haben. „Wer nicht von altpreußischem Blute und die Zeit der Schmach nicht entweder selbst oder durch väterliche Tradition erlebt hat, kann unsere Stellung zum Bonapartismus nicht begreifen", schreibt er an Bismarck[2]).

Aber das war nicht die Art der Generation, welche die Befreiungskriege erlebt und an der sie begleitenden geistigen Bewegung teilgenommen hatte, sich mit solcher lebensfrisch egoistischen Motivierung zu begnügen. Sie mußte alles, was sie erlebte, auf Ideen bringen, in ihnen sah sie das wahrhaft Reale der Dinge, deren äußeren Verlauf sie so fortwährend zu vergeistigen bemüht war. Die Anfänge der liberalen Bewegung in Deutschland weisen diesen Zug ebenso auf, wie die christlich-germanische Richtung des Gerlachschen Kreises. Die beiden Parteien, die sich so bitter bekämpft, so unduldsam ihr Lebensrecht einander abgesprochen haben, erscheinen dem Nachlebenden in einer innigen Blutsverwandtschaft. Mancher alte politische Kämpfer, der die Reaktionsjahre noch erlebt hat, wundert sich, daß man heute anfängt, über die Gerlachsche Richtung etwas milder zu denken[3]), während wir doch nur versuchen, sie zu begreifen in ihrem Zusammenhange mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit. Wirft man ihr politische Impotenz und Verkennung der realen Mächte vor, so vergesse man nicht, die Paulskirchenversammlung mit demselben Maßstabe zu messen, und rühmt

[1]) Denkw. 2, 382.

[2]) 28. Januar 1853; Briefwechsel S. 65.

[3]) Diese Bemerkung ging auf ein damals mir bekannt gewordenes Urteil Hermann Baumgartens.

man dagegen deren hohen, vielleicht zu hochgespannten Idealismus, so wird man ihn auch der Gerlachschen Partei nicht streitig machen dürfen.

Fortwährend arbeitet Gerlach ja daran, sich die unmittelbaren politischen Kämpfe, in denen er steht, aufzulösen in Ideen, die wahren „Realitäten", wie er sie selbst nennt, am liebsten in religiöse Ideen. „Die Orientalische Frage", schreibt er an Bismarck[1]), „ist eine sehr sonderbare. Im tiefsten Grunde liegt eine Reaktion der orientalischen gegen die okzidentalische Kirche und daher auch die Turkomanie der Ultramontanen." In der westmächtlichen Politik findet er ein andermal die Idee des Hasses gegen die Obrigkeit von Gottes Gnaden, in der Allianz von Österreich, Frankreich, England die Realität des Zusammenhanges von Ultramontanismus, Bonapartismus und Liberalismus. Was waren ihm dagegen die Kämpfe der einzelnen Staaten um Macht und Einfluß, um Wahrung ihrer Interessen! „Ich antworte: die einzigen wahren, die Menschen in Bewegung setzenden Interessen sind Kirche und Anarchie[2])."

Er glaubte gewiß, mit dieser Anschauungsweise den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu besitzen, aber wie sehr gerade solche nach „Ideen" suchende auswärtige Politik des inneren Haltes entbehrte, sahen wir schon in der Besprechung des ersten Teiles. Denn wo war da Halt und Zusammenhang, wenn man um ihrer „Idee" willen die Herstellung der heiligen Allianz ersehnte und doch gegen den Cäsaropapismus Rußlands und das Polizeiregiment Österreichs von innerstem Widerwillen erfüllt war.

Und aus dem Kreise dieser Männer ist nun Bismarck hervorgegangen, sie haben ihn auf den Schild gehoben, und er hat sich zu ihnen gerechnet, — eine ganz erstaunenswürdige Tatsache. Delbrück[3]) hat die Aufgabe gestellt, durch eine feinere historische Analyse zu bestimmen, „wie groß die ursprüngliche geistige Gemeinschaft gewesen, wie weit sie gereicht hat, und wann

[1]) 7. Januar 1854; Briefwechsel S. 133.

[2]) Denkw. 2, 233.

[3]) Preuß. Jahrbücher 73, 148.

und wo der freie Geist dieser Persönlichkeit die Form der Parteiideen zerbrochen, sich Fremdes angeeignet und seine eigene originale Neugestaltung gefunden". Eine Aufgabe ersten Ranges, zu deren Lösung uns aber doch wohl noch heute die innere Freiheit fehlt. Nur daß uns die Frage Delbrücks von vornherein zu präjudizierlich erscheint. Denn vielleicht bedurfte es gar keiner Zerbrechung der Parteiformen, vielleicht bestand jene „ursprüngliche geistige Gemeinschaft" überhaupt nicht, vielleicht war Bismarck von vornherein das, was er später war, autochthon und selbständig gegenüber seinen damaligen Freunden, ohne daß beide Teile selbst es sich klar machten. Und wenn wir eine vorläufige Ansicht hier äußern dürfen: So war es in der Tat. Man erinnere sich nur des Sybelschen Wortes, von Frankfurter Lehrjahren Bismarcks könne man ungefähr ebenso passend wie von der Schwimmschule eines jungen Fisches reden. Ohne weiteres kann man es auf sein Verhältnis zur Gerlachschen Richtung übertragen, — er ist niemals der Ihrige gewesen. Es ist von hohem Reize, die Reden Bismarcks mit denen Stahls über eine und dieselbe Frage, etwa die Radowitzsche Unionspolitik, zu vergleichen. Wenn man sich nicht durch die gemeinsame Schlußthese, die sie verfechten, und durch einzelne übereinstimmende Argumente beirren läßt, findet man sehr bald den ganz verschiedenen Pulsschlag der beiden heraus. Stahl kämpft wie Gerlach den heiligen Kampf der Idee: Drüben die dunklen Mächte der Revolution, mit denen man kein Bündnis schließen darf, ohne sich zu beflecken, hier das Prinzip der Autorität, der gottgewollten Gliederung von Staat und Gesellschaft. Im System des Liberalismus erblickt er die eigentliche Gefahr, in einen Titanenkampf der Geister und der Ideen glaubt er zu schauen[1]). Erst in zweiter Linie betont er, daß für Preußen die vorgeschlagene Verfassung eine Entwaffnung bedeute. Eben das aber ist Bismarcks Hauptargument[2]): der altpreußische Geist ist

[1]) Stahl, 17 parlamentarische Reden S. 144 ff.: 12. April 1850.

[2]) Reden vom 15. April und vom 3. Dezember 1850. Horst Kohl, Reden Bismarcks 1. 229.

in Gefahr, erstickt zu werden in den Umschlingungen der Union; eine Mediatisierung Preußens durch die Kammern der kleinen Staaten droht. Auch er stellt ja einmal die beiden Prinzipien, von denen die Welt bewegt werde, gegenüber, das der Volkssouveränität und das der Obrigkeit von Gottes Gnaden[1]). Aber es zeigt sich sogleich auch seine angeborene Natur in der Art, wie er sich die Entscheidung in diesem Prinzipienstreite denkt. Er spottet der parlamentarischen Debatten und Abstimmungen, er versenkt sich auch nicht spekulierend in die Vorstellung der beiden miteinander ringenden Weltanschauungen, sondern hell und scharf: „Über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen." Das Schwert in die Wagschale zu werfen, den Deutschen zu befehlen, was ihre Verfassung sein solle, dahin drängt es ihn, das erklärt er für die „nationale preußische Politik"[2]). „Ich bin ein Preuße", ist der zentrale Gedanke, der ihn bewegt und der sich von vornherein aufs schärfste abhebt von dem idealistischen Doktrinarismus seiner Parteigenossen. Wenn diese in Preußen vor allem das auserwählte Rüstzeug sahen, welches berufen sei, den christlich-germanischen Staat in das Leben zu führen, so hält er es für Preußens ersten Beruf, seine eigenen Interessen zu wahren. Der propagandistische Zug der Gerlachschen Richtung, der Wunsch, allenthalben die Obrigkeit von Gottes Gnaden in Reinheit wieder erblühen zu sehen, fehlt bei ihm. Wenn er von der Zerrüttung der Nachbarstaaten durch Revolution und Liberalismus spricht, so spürt man leicht das geheime Gefühl der Befriedigung über diese Besserung der preußischen Chancen hindurch. Kurzum, er bekämpft jene feindlichen Prinzipien nicht um ihrer selbst willen, sondern nur weil und soweit sie der Kraft Preußens schaden, und nur deswegen tritt die tiefe Kluft, die ihn von seinen Parteigenossen trennt, nicht so sehr hervor, weil er in eben denselben Elementen, dem starken

[1]) Rede vom 22. März 1849. Kohl 1, 76.
[2]) Rede vom 6. September 1849. Kohl 1, 104.

Königtum und dem blühenden grundbesitzenden Adel, die preußische Kraft mit erblickt, die auch jene zum Substrat ihrer Staatsanschauung nahmen. Er grübelt aber nicht wie Gerlach über die tieferen Ideen, die der preußische Staat damit zu verwirklichen habe, und vertritt sie eben deswegen unendlich wirksamer, weil er seine Kraft herausfühlt wie sie war, nicht wie sie sein sollte nach irgendwelchen theoretischen Lieblingsmeinungen. Wie tritt dies gleich in seinem ersten Briefe an Gerlach aus dem Jahre 1851 hervor. Mit frohem, männlichem Stolze erzählt er von dem „bescheidenen aber freien Anstand" der preußischen Unteroffiziere und wie sie vornehmer ausgesehen hätten als mancher badische Dragoneroffizier. Das blühende, von so schlichtem wie stolzem Geiste erfüllte Heer, die tüchtige und königstreue Bevölkerung, der „unabhängige Landjunker" —, wer diese so lebendigen und kraftvollen Elemente in ihrer ganzen Fülle sah, sie in sich selbst potenziert besaß, wie sollte der nicht ganz anders politisch gedacht haben, als der, welcher jedes Begebnis sofort verflüchtigte in Formeln seiner Doktrin. Man spricht gern davon, wie Bismarck in Frankfurt die Schuppen von den Augen gefallen seien, daß er in Österreich nun den eigentlichen Feind erkannt habe. Auch die Briefe an Gerlach bestätigen wieder, was man schon wußte, daß er noch nicht antiösterreichisch gesinnt war, als er nach Frankfurt ging. So ungeheuer wichtig der dortige Gesinnungswechsel, objektiv an seinen späteren Wirkungen gemessen, war, so wenig besagt er in subjektiver Hinsicht. Denn keine prinzipielle Wandlung liegt vor, nicht Bismarck hat sich geändert, sondern der Schauplatz, auf dem er wirkte, und die Maxime, mit der er den Erscheinungen zu Leibe ging: „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus"[1]), ist vor wie nach dieselbe. Wenn gegenüber dem Refrain der Gerlachschen Briefe: Bonaparte ist der Feind, seine Existenz ist das Unrecht, Bismarck mit derselben Unbeugsamkeit, aber un-

[1]) Rede vom 3. Dezember 1850, in der er die Olmützer Konvention verteidigte und in Österreich „den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht" pries. Kohl 1, 264 bzw. 276.

gleich sprühenderer Energie das Thema variiert: Österreich nimmt Preußen die Lebensluft weg — so ist, wie schon die Formulierung zeigt, sein Motiv dazu von ganz anderer Qualität. Er haßt Österreich nicht etwa um eines Prinzips willen, sondern er bekämpft es nur mit dem natürlichen naiven Ingrimm, mit dem, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, ein Bettgenosse des anderen, der ihn überfällt, sich erwehrt. So ergrimmt er auch 1853 über Hannovers drohenden Vertragsbruch, während doch Preußen es zwischen seinen Fingern halte und behandeln könne, wie Friedrich der Große Mecklenburg behandelte[1]). Preußen muß eine kühne und egoistische Politik treiben, „Furcht und wieder Furcht ist das einzige, was in den Residenzen von München bis Bückeburg Wirkung tut"[2]). Und wenn Gerlach sagt: Man muß nicht Böses tun, damit Gutes daraus werde, scheut sich Bismarck nicht, diesem zart und überfein fühlenden Manne ins Gesicht zu sagen: Es ist besser, sich durch eine Kloake zu retten, als sich prügeln oder abwürgen zu lassen.

Man erstaunt immer von neuem, wie zwei so verschiedenartige Geister jahrelang zusammengewirkt und auch persönlich, wie das keinem Zweifel unterliegt, aneinander gehangen haben. Man könnte anführen, daß trotz der Verschiedenheit der Motive doch gerade damals eine Reihe gemeinsamer Gegner sie zusammenführen mußte. Beide kämpften gegen die Allianz mit den Westmächten, beide erkannten die von ihren Anhängern so gar nicht beachtete Gefahr einer russisch-französischen Allianz, beiden war der vulgäre deutschnationale Patrotismus unsympathisch. Wir sollten, sagt Bismarck fast zynisch, nicht unsere preußische und egoistische Politik mit dem räudigen Hermelin des deutschen Patriotismus aufputzen[3]). Und ebenso unsympathisch war beiden die liberale Bureaukratie, — auch er halte sie, erklärt Bismarck, für den gefährlichsten Krankheitsstoff im Leibe Preußens[4]), — aber bei allem springt doch immer sogleich wieder ihr innerer Gegensatz hervor. So sagt Bismarck sehr bezeichnend

[1]) Briefwechsel S. 71. [2]) Ebenda S. 203. [3]) Ebenda S. 119. [4]) Ebenda S. 70.

von der Bureaukratie, es liege ihm ultra crepidam, ihr den Krieg zu machen, und die Gothaer in den Kleinstaaten müsse man benutzen, wie Ludwig XIII. die deutschen Protestanten[1]). Man ist also zunächst wenig überzeugt, wenn Bismarck seinem älteren Freunde wiederholt versichert, er fühle sich im Grunde mit ihm eins, die Verschiedenheit sei nur im Blättertriebe und nicht in der Wurzel[2]).

Und doch ist es ja anderseits wieder mit Händen zu greifen, daß beide in demselben Boden wurzeln, daß keiner von ihnen den monarchischen wie aristokratischen Traditionen seines Standes untreu geworden ist. Und das meint ja auch Bismarck ohne Zweifel mit jenem Worte. Man sieht, wie wenig die Kenntnis des „milieu" und der „sozialen Gruppe" ausreicht, um die Denkweise der ihr Angehörigen zu verstehen, wenn solche Differenzen sich entwickeln können. Es ist die alte Frage: Wie kommen neue Ideen auf und wie wurzeln sie dabei doch in den alten? wie löst eine Generation die andere ab, gleichen Blutes und doch verschieden von ihr? Und von denen, die solchen Umschwung erleben und mit herbeiführen, erhält man auch keine genügende Antwort; sie können ihn nur konstatieren und kommen über gewisse äußerliche Erklärungsgründe nicht hinaus. So sagt Bismarck[3]): „Ich bin ein Kind anderer Zeiten als Sie, aber ein ebenso ehrliches der meinigen wie Sie der Ihrigen. Mir scheint, daß niemand den Stempel wieder verliert, den ihm die Zeit der Jugendeindrücke einprägt; in dem Ihrigen steht der siegreiche Haß gegen Bonaparte unauslöschlich ... Ich habe vom 23. bis 32. Jahre auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik". Aber konnten aus dem Hasse gegen die Fremdherrschaft nicht auch noch ganz andere Geistesrichtungen erwachsen als die Gerlachsche, und gibt uns das Zeugnis Bismarcks über sich selbst — er hat ja Ähnliches oft geäußert, — nicht wieder nur neue Rätsel auf? In demselben Briefe, wohl

[1]) Briefwechsel S. 121. [2]) Ebenda S. 337 vgl. S. 135. [3]) Ebenda S. 353.

dem schönsten und großartigsten der Sammlung, tut sich auch noch eine ganz andere Seite seines Wesens auf. Er, der sich bald als einen überaus ehrgeizigen Preußen, bald als eine Landmanns- und Jägernatur charakterisiert, ist dabei doch zugleich im Stande, den Gedanken, daß einst „Rechberg und andere ungläubige Jesuiten über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn auszudenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung zu ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte".

Das merkwürdige Wort klingt an den Grundgedanken der Gerlach-Stahlschen Richtung von der Fügung in das Übermenschlich-Gegebene und Unabweisbare an. Aber während er bei jenen die Tatkraft schwächte, verbirgt er sich bei Bismarck in der Tiefe der Brust und lähmt nicht die freien und naiven Impulse seines Handelns. Zwei verschiedene Welten, die eine des Philosophen, die andere des frei wirkenden Staatsmannes, scheinen sich dadurch in ihm aufzutun, aber sie sind nicht ohne verbindende Brücke. Denn sein Handeln ist nicht ein rein willkürliches, sondern beruht, wie wir sahen, auf einer innerlichen Aneignung lebendiger objektiver Mächte. Friedrich Wilhelm IV. und Gerlach wurden von diesen niedergedrückt, Bismarck war ihr Herrscher und ihr Diener zugleich.

Bismarcks Eintritt in den christlich-germanischen Kreis.

(Histor. Zeitschrift Bd. 90, 1903.)

Wo liegt die stärkste Zäsur in Bismarcks Entwicklung? Die frühere und noch jetzt populär gehegte Meinung, daß er in seiner Frankfurter Zeit den Tag von Damaskus erlebt habe, hat vor einer eindringenden Analyse seiner politischen Grundanschauungen nicht Stich gehalten. Es ist mehr ein taktischer Wechsel der Front als ein Wechsel des strategischen Gedankens, der in Frankfurt sich vollzieht. Jener preußische Ehrgeiz und Machttrieb, der in Frankfurt so gewaltig hervorbricht, ist auch schon vor 1851 der stärkste Trieb seines politischen Wollens gewesen, stärker als die Gedanken des christlich-germanischen Staatsideals, mit denen er dann in den fünfziger Jahren endgültig gebrochen hat. Ein tieferer Einschnitt liegt vielmehr offenbar da, wo sich Bismarck aus dem preußischen in den deutschen Staatsmann gewandelt hat, in der Zeit um und nach 1866. Aber immerhin waren es damals doch die Konsequenzen seines eigenen Werkes, die ihn in die neue deutschnationale Bahn geführt haben. Vielleicht sind für die innerste und persönlichste Entwicklung Bismarcks jene Tage die entscheidendsten gewesen, da ihn Gott, wie er seinem Freunde Moritz v. Blanckenburg erzählte, auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt hat[1]), jene Tage des Eintritts in den christlich-germanischen Kreis, in dem er drei wertvolle und sein inneres und äußeres Leben bestimmende

[1]) R. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 18.

Güter fand: den festen Halt des Glaubens, die Lebensgefährtin, die für ihn so unendlich viel bedeutet hat, und die politische Kampfesgenossenschaft, in deren Reihen er zuerst emporgekommen ist. Es ist gar keine Frage, hier ist die Pforte, durch die Bismarck in seine eigentlich historische Laufbahn eingetreten ist, hier ist ein Punkt, wo alle Richtlinien seiner Persönlichkeit sich schneiden. Wenn irgendwo, gilt es hier, ihn zu fassen.

Jene drei Güter hängen so eng in sich zusammen, daß man auf den ersten Blick zweifeln muß, ob er das eine ohne das andere gewinnen konnte. Johanna v. Puttkamer hätte ihn ja, wie sie ihm hinterher sagte, korbbeladen abziehen lassen, wenn sich Gott nicht seiner erbarmt und ihn wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadentür hätte sehen lassen[1]). Anderseits ist das neue christliche Leben in ihm so eng verknüpft mit der neuen Liebe, daß Lenz[2]) die jedenfalls sehr diskutable Ansicht hat aussprechen können, die Liebe sei eigentlich die stärkste Wurzel der neuen Lebensauffassung gewesen. Mit dieser und mit den neuen Freunden, die sie vertraten, war dann schließlich auch, als der Ruf zum Vereinigten Landtage an Bismarck kurz darauf erging, seine politische Stellung gegeben.

Im großen und ganzen, im groben wenigstens. Bei näherem Zusehen aber erheben sich die schwierigsten Fragen. Die innere Gemeinschaft mit dem Kreise, in den er nun trat, ist niemals vollständig gewesen. Vielleicht hat diese erste Partei, mit der er ging, ihn stärker als jede andere der Folgezeit besessen, aber ganz hat sie ihn auch nicht gehabt. Die religiösen Plänkeleien mit seiner Braut beginnen fast sogleich, und die politischen Schlagworte seiner Partei haben in seinem Munde, darin stimmen Lenz und ich überein[3]), von vornherein noch einen eigenen, besonderen Klang, eben jenen Klang des

[1]) Briefe an Braut und Gattin S. 18.

[2]) Bismarcks Religion. Die Woche 1901 S. 753.

[3]) A. a. O. S. 754 und Geschichte Bismarcks S. 38; vgl. meinen vorhergehenden Aufsatz.

Preußenliedes, das dann in Frankfurt hell und schmetternd aus ihm hervorbricht. So müssen wir denn bei der Frage, welche Bedürfnisse ihn in den christlich-germanischen Kreis geführt haben, überall sorgfältig auf die Grenzlinien achten, die zwischen diesem Kreise und der Bismarckschen Persönlichkeit bestanden.

Das hat schon Lenz in seinem eben angeführten Aufsatze und in seiner schönen „Geschichte Bismarcks" fein und umsichtig getan. Gefördert hat das Problem auch Müsebecks Arbeit „Zur religiösen Entwicklung Bismarcks"[1]). Für die religiöse Frage ist aber vor allem zu nennen und zu rühmen Otto Baumgartens Schrift „Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche", die zwar schon 1900, vor dem Erscheinen der wichtigsten Quelle, der Briefe an Braut und Gattin, veröffentlicht ist, aber durch die intensive Verwertung des schon damals bekannten Materials zu bedeutenden und meist richtigen Ergebnissen gelangt ist.[3]) Wenn ich nach diesen drei vortrefflichen Untersuchungen noch einmal mich an das Thema wage, so geschieht es nicht, um es in seinem ganzen Umfange zu erschöpfen, sondern weil das Bild des Hergangs selbst nach zwei Richtungen hin noch ergänzt werden und mehr Inhalt und Farbe gewinnen kann. Es ist möglich, die religiöse Entwicklung Bismarcks vor seinem Eintritt in den christlich-germanischen Kreis noch etwas schärfer zu charakterisieren, und man kann ferner von diesem Kreise selbst mit Hilfe eines bisher wenig[2]) beachteten Materials eine lebendigere Anschauung gewinnen, die dann wiederum, wie ich hoffe, zum tieferen Verständnis des Bismarckschen Entschlusses, in diesen Kreis einzutreten, beitragen wird.

I.

Die entscheidende Urkunde über Bismarcks religiöse Entwicklung vor seiner Verlobung ist der Werbebrief an den

[1]) Preuß. Jahrbücher 1902, März (107, 397 ff.).

[2]) Am meisten von Lenz.

[3]) Seitdem bedeutend erweitert zu der Schrift „Bismarcks Glaube" 1915.

Vater seiner Geliebten vom Dezember 1846. Er hat Gott dabei angerufen, daß kein unwahres Wort aus seiner Feder fließe, und gegenüber der starken und tiefen Sprache, die der Brief führt, verstummt auch jeder Zweifel an seiner subjektiven Wahrhaftigkeit. Alle späteren Äußerungen von ihm, soweit sie ihm widersprechen, sind nach ihm zu korrigieren. Er will nichts als die Wahrheit sagen, aber es ist damit nicht gesagt, daß er uns die ganze Wahrheit über ihn enthüllt. Lenz hat mit Recht darauf hingewiesen[1]), daß wir uns Bismarcks Leben in den Jahren vor seiner Verlobung nicht ganz so grau und leer vorzustellen haben, wie es nach diesem Briefe und nach manchen Äußerungen in den Briefen an Braut und Gattin scheinen will. Neben den „Stunden trostloser Niedergeschlagenheit" muß es auch Sonnentage jener goldenen Laune gegeben haben, wie sie sich in den Briefen an seine Schwester aus jener Zeit spiegelt. Ferner kann der Brief leicht dazu verführen, Bismarck für theoretischer und spekulativer zu halten, als er uns sonst sich zeigt, und den Gottsucher in ihm zu stark zu betonen. Müsebeck ist diesem Fehler nicht ganz entgangen. Um den jungen Bismarck zu verstehen, müssen wir auch den ganzen Bismarck stets zu Hilfe nehmen. Und der hat, wie man weiß, immer nur um praktische, nie um theoretische Ziele seine Riesenkraft eingesetzt. Das ist der richtige Grundgedanke der Baumgartenschen Schrift: „Es waren überhaupt nicht theoretische, sondern praktische Motive, die seine Entwicklung bedingten" (S. 7). Das gibt uns den Schlüssel, nun auch die eigenen Äußerungen Bismarcks über seinen religiösen Werdegang richtig zu interpretieren.

Immerhin geben sie uns Zeugnis von einer Beschäftigung mit der Philosophie, von einer Berührung mit den großen geistigen Zeitströmungen, die wir Bismarck bei allem Respekt vor seiner Lektüre nicht leicht zugetraut haben würden. Die Philosophen des Altertums, Spinoza, die großen und kleinen

[1]) Geschichte Bismarcks S. 29 f.

Gestirne des Tages tauchen auf: Schleiermacher, Hegel, Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, — Namen, die zugleich eine Entwicklungsreihe bedeuten und zu der Frage führen, was diese Entwicklungsreihe für Bismarck bedeutet hat. Hier, meinen wir, müßte die Sonde noch etwas fester als bisher angesetzt werden. Man darf sich nicht, wie das zum Teil geschehen ist, mit den bloßen Namen begnügen, um Bismarcks philosophische Beschäftigung zu charakterisieren, sondern die Bücher wie ihre Leser verlangen es, daß man sie miteinander konfrontiert und in ihren Mienen dabei zu lesen versucht. Es handelt sich hier doch um eine Begegnung zwischen dem alten und dem neuen, dem metaphysischen und dem realistischen Deutschland in ihren mächtigsten Vertretern, und die Begegnung ist nicht bloß zufällig und pikant gewesen.

Dem intuitiven Blicke des Dichters dürfte es freilich leichter werden, die Gegensätze, die hier hervorspringen, zu erfassen, als dem auf die spröden Angaben Bismarcks angewiesenen Forscher. Es kann sich für diesen nur darum handeln, die allgemeinsten Umrisse zu zeichnen. Er kann schon hierbei der Hypothese nicht entbehren und muß zufrieden sein, wenn die wenigen unmittelbaren Zeugnisse aus Bismarcks Munde in seine hypothetischen Linien ungezwungen hineinpassen.

Beachte man zuerst die spröde Art, wie er die verschiedenen von ihm studierten Philosophen behandelt. Er ist wohl interessiert und forschend von einem zum andern gegangen, aber er ist bei keinem länger in der Schule geblieben, keiner hat es je ganz, wenn auch nur zeitweise, zur Herrschaft über ihn gebracht. Er fragt sie aus, und wenn sie ihm nicht antworten, geht er weiter. Er hat schon ihnen gegenüber, so möchte man vermuten, jene stolze Souveränität seiner Persönlichkeit geübt, die wir aus seinem späteren politischen Leben kennen. Menschen- und Ideenkultus hat er auch in seiner Jugend nicht getrieben.

Wie kühl, fast abstoßend kühl spricht er gleich schon von Schleiermacher. „Nach einem unregelmäßig besuchten und un-

verstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16. Geburtstage, keinen andern Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb." Man sollte meinen, daß ihm, dessen Erziehung bisher nach seiner Angabe unter einem Übermaß von Verstandesbildung gelitten hatte, die tiefe religiöse Wärme und Innigkeit Schleiermachers wohl etwas hätte bieten können. Ist doch für so manchen Genossen des christlich-germanischen Kreises Schleiermacher die erste Oase in der Wüste der rationalistischen Verstandesdürre, die erste, wenngleich bald verlassene Station des religiösen Lebens gewesen. Und Schleiermacher vereinigte in sich alles Herrliche der großen geistigen und vaterländischen Erhebung vom Beginn des Jahrhunderts. Unverstanden aber glitt das ab an der Seele des Jünglings. Es drängt sich die Erinnerung daran auf, wie wenig Fühlung Bismarck auch in seinem späteren Leben mit dem eigentlichen Geiste der preußischen Reformzeit gehabt hat, von seiner Jungfernrede im Vereinigten Landtage an bis zu seinen Gedanken und Erinnerungen[1]). Man wende nicht ein, daß mangelnde geistige Reife ihn verhindert habe, Schleiermachers Religionsunterricht zu verstehen. Wer imstande war, gleichzeitig oder kurz darauf „infolge reiflicher Überlegung" aus philosophischen Gründen das Gebet einzustellen, muß auch die intellektuelle Reife für Schleiermachers Unterricht gehabt haben[2]). Und in der Tat läßt sich nachweisen oder zum mindesten höchst wahrscheinlich machen, daß in den Gottesideen und der Ansicht vom Gebet, wie er sie sich „ungefähr um diese Zeit" gebildet haben will, Schleiermachersche Anregungen, nur eben individuell verarbeitet, stecken. „Ich sagte mir damals," so erzählt Bismarck, „daß

[1]) Vgl. Histor. Zeitschr. 82, 292.

[2]) Noch im hohen Alter (1895) hat Bismarck gelegentlich Schleiermachers „Fähigkeiten und hohen Geist" gerühmt. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 6, 30; Poschinger, F. B., Neue Tischgespräche ꝛc. 2, 219 (vgl. 2, 104).

entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen hervorbringe und so gewissermaßen durch mich selbst zu sich bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte, und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben."

Schleiermachers Lehre vom Gebet beruht eben gerade darauf, daß Gott das unveränderliche und vollkommene Wesen sei, „in welchem kein neuer Gedanke, kein neuer Entschluß entstehen kann, seitdem er zu sich selbst sprach: Es ist alles gut, was ich gemacht habe[1])." Zu glauben, durch das Gebet eine Einwirkung auf Gott ausüben zu können, sagt er in seiner Glaubenslehre[2]), „dies streitet gegen unsere erste Grundvoraussetzung, daß es kein Verhältnis der Wechselwirkung gibt zwischen Geschöpf und Schöpfer; und eine Theorie des Gebets, welche von einer solchen Annahme ausgeht, können wir, wiewohl immer einige ebenso gottergebene als gläubige Christen sich zu derselben bekennen, nur für einen Übergang in das Magische erklären". Schleiermacher hat deswegen nicht geraten, das Gebet überhaupt zu lassen. Er hat vielmehr seine läuternde Wirkung auf das Innere, insofern es zur Ergebung in den Willen Gottes führe, warm hervorgehoben. Hier sehen wir also deutlich, daß der junge Bismarck den Gefühlsinhalt der Schleiermacherschen Lehre herausgenommen und nur das Gerippe übrig behalten hat. Die Schleiermachersche Lehre vom Abhängigkeitsgefühl hat ihm nur ihre philosophische, nicht ihre religiöse Seite zugekehrt. Neben der rationalistischen Deutung versucht Bismarck nun auch noch die pantheistische, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch sie auf Schleiermachersche Anregungen zurückginge, — wenn auch nicht gerade

[1]) Predigten. 1. Sammlung 3. Aufl. (1816) S. 34.
[2]) Der christl. Glaube ²2, 476 (§ 147).

wahrscheinlich, da Schleiermacher seine pantheistischen Neigungen in der späteren Zeit stark zurückgedrängt hat.

Der innere Hergang aber in Bismarck, als er sein Abendgebet einstellte, ist, wenn wir ihn recht verstehen, mehr praktisch als spekulativ, es ist mehr eine Regulierung seines persönlichen Verhältnisses zu Gott. Wer spekulieren will, begnügt sich nicht mit einem „Entweder — oder" über die jenseitigen Dinge. Sicherlich können wir aber nach diesem Zeugnis die sich selbst schon widersprechenden Äußerungen aus seinen letzten Lebensjahren, er habe als Pantheist schlechthin, oder gar als Atheist die Schule verlassen, verwerfen[1]). Es ist vielmehr eine Alternative zwischen Theismus und Pantheismus, und daß der Pantheismus im Verlaufe der nächsten Jahre nicht die Oberhand gewonnen haben kann, hat schon Müsebeck aus der Referendarsarbeit Bismarcks über Natur und Zulässigkeit des Eides (1836) richtig geschlossen. Dieser Aufsatz[2]), gewiß noch eine Schularbeit, aber auch schon eine erste Probe der energischen, scharfen, plastischen Geschäftssprache Bismarcks, kann um so mehr als ein Niederschlag seiner eigensten Ansichten über Gott gelten, als er sich in das uns bisher bekannte Bild seiner Entwicklung glatt einfügt. Er enthält zwar einige Konzessionen an den christlichen Gottesbegriff, wie sie der junge Aspirant des Staatsdienstes zum Teil wohl unwillkürlich machte — er spricht nicht nur von der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit, von der Fortdauer nach dem Tode, sondern selbst einmal, beinahe etwas unorganisch, von den Begriffen einer „unendlichen Gnade Gottes" —, aber der Schwerpunkt liegt sonst gerade auf der Ausmerzung des Anthropopathischen aus dem Gottesbegriff; die ganze Beweisführung geht darauf aus, zu zeigen, wie es mit der allmählichen Läuterung der Gottesidee zu der Überzeugung kommen müsse, daß „durch den Eid nicht Gottes Aufmerksamkeit auf den Schwörenden, sondern

[1]) G. u. E. 1, 1 bzw. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 4, 102 (Äußerungen in Kissingen 1892).

[2]) Bismarck-Jahrbuch 2, 3 ff.

die des letzteren auf Gott gelenkt werde". „Die göttliche Gerechtigkeit", betont er, „kann nicht nach menschlichem Willen gelenkt werden." „Gott bedarf auch keiner menschlichen Versprechungen und schließt keine Verträge mit uns." Es ist immer noch ein Gott, zu dem sich schwer beten läßt, zu dem sich kein warmes persönliches Verhältnis, weder Schleiermacherschen noch pietistischen Stiles, herstellen läßt. Vielleicht hat sein Gottesbegriff inzwischen an sittlichem Inhalt gewonnen, vielleicht ist dieser sittliche Inhalt aber auch mehr ein Zugeständnis an das Thema der Arbeit, — im ganzen überwiegt der Eindruck einer kalten Erhabenheit. Die Unwandelbarkeit, Vollkommenheit, Allmacht Gottes wird knapp und kraftvoll charakterisiert — eine Allmacht, die der geläuterten Einsicht mehr in dem stetigen Gange der Welt, als in dem Seltenen und Außergewöhnlichen sich offenbart. „Die Sonne geht täglich auf und erleuchtet die Welt, aber nur wenigen fällt es ein, daß dieses wunderbar sei, und nur selten nimmt jemand davon Veranlassung, an die Allmacht des Schöpfers zu denken; erschlägt aber der Blitz einen Menschen, so werden die, welche es sehen, mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt und preisen die wunderbaren Wege des Herrn. Und doch, wie unbedeutend ist diese Kraft gegen jene der Sonne." Es berührt nun eigen, daß er diesen selben Gedanken elf Jahre später auch zu seiner Braut ausspricht: „Der Ausdruck „ein Wunder" entlockt mir immer ein inneres Lächeln über Mangel an Logik, denn in jeder Minute sehen wir Wunder, und nichts als solche[1])." Und wiederum ein Jahrzehnt später hat er ihn in einem Briefe an Leopold v. Gerlach noch einmal in die Worte gekleidet: „Es geht uns damit, wie mit allen den Wundern, welche uns täglich 24 Stunden lang umgeben, deshalb aufhören, uns wunderbar zu erscheinen, und niemand abhalten, den Begriff des „Wunders" auf Erscheinungen einzuschränken, welche durchaus nicht wunderbarer sind, als die eigne Geburt und das tägliche

[1]) Briefe S. 59.

Leben des Menschen[1])." Das beweist, daß wir hier einen echt Bismarckschen Gedanken, ein durch die Wandlungen zweier Jahrzehnte gleich gebliebenes Stück seiner Gottesempfindung vor uns haben. Auch noch andere verwandte Gedanken tauchen später wieder auf und zeigen dadurch, wie tief sie in Bismarcks Seele Wurzel geschlagen. Jene philosophische Ergebung in Gottes unerforschliche Allmacht, jenes Gefühl des unendlichen Abstandes menschlichen Treibens und göttlichen Willens brach mitten aus seinem angespannten politischen Ringen und Streben fast überraschend hervor, als er an Leopold v. Gerlach 1860 schrieb: „Ich müßte die Dauer und den Wert dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen „von oben" ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach 30 Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere „ungläubige Jesuiten" über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte[2])." Baumgarten und Müsebeck finden in diesen Worten mehr religiöse als philosophische Stimmung. Mir scheint es, ohne daß ich deswegen das neu hinzugekommene christliche Moment leugnen will, umgekehrt. Es liegt doch vielleicht ein innerer Zusammenhang vor mit der pessimistischen Weltstimmung seiner letzten Kniephofer Jahre, wo ihm in trüben Stunden des Menschen Dasein „vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung" schien, — „Staub vom Rollen der Räder". Jedesmal sind es, was man auch nicht übersehen darf, Momente der brachliegenden Kraft. Der

[1]) 30. Mai 1857. Kohl, Bismarcks Briefe an L. v. Gerlach 327, G. u. E. 1, 176. Vgl. Baumgarten S. 48.

[2]) Kohl a. a. O. S. 346 f.

fatalistische Erguß in dem Briefe an die Gattin vom 2. Juli 1859, an den wir hier auch erinnern müssen[1]), fließt unmittelbar aus der grollenden Unzufriedenheit über den Gang der preußischen Politik, und nicht lange, bevor er jene Worte an Gerlach 1860 schrieb, hatte er sich abermals überzeugen müssen, daß seine und des Prinz-Regenten Wege auseinandergingen[2]).

Der Mann der Tat, der, wenn er nicht handeln und schaffen kann, pessimistisch zu philosophieren beginnt, erscheint kaum der Erklärung bedürftig, — wenigstens für den, dem Sonnenauf- und -untergang auch kein Wunder mehr sind. Wo diese Bekenntnisse aber mit einer solchen Kraft und Erhabenheit aus der Seele des zürnenden oder feiernden Helden hervorbrechen und anklingen an alte Jugendstimmungen und erste Gottesgedanken des in die Welt schauenden Jünglings, da muß ein tiefer geistiger Hintergrund sein. Wie sehr man auch das praktische Motiv in seiner ganzen religiös-philosophischen Entwicklung betonen mag und muß, hier liegt doch eine eingeborene Fähigkeit vor, die Dinge der Welt, sei es nun pessimistisch, sei es gottergeben, sub specie aeterni und kontemplativ anzusehen, — eingeboren und ursprünglich, aber höchst wahrscheinlich in der Jugend außer durch Schleiermacher auch von dem Philosophen genährt, der das Schauen sub specie aeterni gelehrt hat. „Wenn mich in dieser Periode", so heißt es in dem Werbebriefe von den acht Jahren nach dem Schulabgange, „Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist." Wir brauchen deshalb nicht anzunehmen, und es ist

[1]) Briefe S. 445 f.: „Wie Gott will, es ist ja doch alles nur eine Zeitfrage" ꝛc.

[2]) Marcks, Kaiser Wilhelm. 4. Aufl. S. 208.

auch nicht wahrscheinlich, daß der Spinozismus in seinem ganzen Umfange über ihn jemals Gewalt gehabt hat, aber das liegt doch wohl nahe, den Gottesbegriff, wie er sich in Bismarcks Arbeit über den Eid spiegelt, mit den berühmten Ausführungen Spinozas über das Wesen Gottes zu vergleichen[1]). Hier wie dort die Idee der absoluten Vollkommenheit seiner Natur, die nur nach ihren eigenen Gesetzen, von niemandem gezwungen handelt, und die Ausmerzung des egoistischen Elements aus dem Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Der Spott Spinozas über diejenigen, die in der Tötung eines Menschen durch den herabfallenden Stein den besonderen Finger Gottes sehen, die überhaupt Gottes Macht und Vorsehung gerade in den ungewöhnlichen Ereignissen der Natur anstaunen, erinnert unmittelbar an Bismarcks Kritik derer, die in dem tötenden Blitze deutlicher die wunderbaren Wege des Herrn sehen wollen als in den täglich waltenden Kräften des Weltalls. Und dann jenes berühmte Wort Bismarcks zwei Jahrzehnte später, in dem Briefe an die Gattin vom 2. Juli 1859: „Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt," — es atmet auch noch den meereskühlen Geist Spinozas, der dasselbe Bild von den kommenden und gehenden Wellen und von der bleibenden Substanz des Wassers auf das Verhältnis der Einzeldinge zu Gott angewandt hat[2]). Nur ein Pedant wird dabei gleich an unmittelbare Reminiszenzen denken. Die ganze Vergleichung, die wir eben versuchten, verträgt überhaupt nur leichte Akzente. Treibt man sie weiter, so stößt man sehr bald auf schlechthin Unvergleichbares. Es genügt zu wissen, daß in Bismarcks Natur ein durch Spinozas Lektüre wahrscheinlich einst geförderter Zug makrologisch-pessimistischer Weltbetrachtung lag, der dann hervorbrach, wenn die eigensten und stärksten Kräfte dieser Natur sich nicht wahrhaft

[1]) Ethik Teil I, 17. Lehrsatz u. Anhang. Theol.-polit. Traktat Kap. 6.
[2]) Ethik Teil I, 15. Lehrsatz.

ausleben konnten und entweder ins Leere verbrausten oder von außen gehemmt wurden.

Alle übrigen Philosophen, in denen er geforscht hat, treten nach seiner eigenen Angabe hinter Spinoza zurück. Bei den „Philosophien des Altertums" wird man am ersten an die Stoiker zu denken haben, die den Gehorsam gegen die Weltgesetze, gegen den Willen der vollkommenen Götter und die unbedingte Ergebung in das Schicksal gepredigt haben. Von Hegels „unverstandenen Schriften", die er noch nennt, wird Ähnliches gelten wie von dem unverstandenen Religionsunterricht Schleiermachers. Nicht sein Intellekt, sondern seine Persönlichkeit wird ihnen gegenüber versagt haben. Eines abstrakten, spinozisierenden, erhaben einfachen Gottesbegriffes war sie noch fähig, aber gegen den künstlich durchgeführten dialektischen Weltprozeß Hegels konnte wohl der konkrete Lebenssinn in ihm sich schon auflehnen.

Einen tieferen Einschnitt in seiner Entwicklung setzt Bismarck selbst mit der Übersiedlung nach Kniephof 1839 an. Hier in der Einsamkeit sei er erst zu anhaltendem Nachdenken gebracht worden. Seine Ansichten änderten sich zuerst nicht erheblich, aber seine eigene Lebensführung beschäftigt ihn nun innerlich stärker als bisher. Manches erscheint ihm als Unrecht, was ihm früher erlaubt galt. Es ist, dürfen wir wohl sagen, der erwachende Drang nach wertvollerem Lebensinhalt, der für ihn weit mehr im Handeln als im Denken liegen mußte, den er aber zunächst noch, abgeschnitten von der Welt des Handelns, in weiteren theologisch-philosophischen Studien suchte. Die elektrischen Schläge, die damals von Strauß' und Feuerbachs Schriften über Christus und Christentum ausgingen, berührten jetzt auch die Seele des Mannes auf dem einsamen hinterpommerschen Gutshofe. Er geriet durch sie und Bruno Bauer, den minder bedeutenden Geistesverwandten der beiden, den er auch noch nennt, „nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels". Wie haben sie auf ihn im besonderen gewirkt, oder wie konnten sie, müssen wir vorsichtig fragen,

auf ihn wirken? Das, was er als Resultat der Beschäftigung mit ihnen angibt, stimmt eigentlich nur wenig zu dem spezifischen Inhalte dessen, was die drei Zerstörer des gläubigen Christentums positiv sagen wollten. „Es stellte sich bei mir fest", sagt er, „daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde." Von einer solchen demütigen Resignation des Erkennens und Ergebung in den Willen einer übermenschlichen Gottheit waren die drei Sturmläufer weit entfernt. Die Menschheit als Gattung war ihr Gott, ihr Christus, der „Wundertäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur, im Menschen wie außer demselben bemächtigt[1])". Homo homini deus est, verkündete Feuerbach als den Wendepunkt der Weltgeschichte. Eine ganz neue kühne revolutionäre Ansicht des Lebens, des Verhältnisses von Menschlichem und Göttlichem, aller menschlichen Verhältnisse überhaupt eröffnete sich von hier aus. Die Vermenschlichung aller bisherigen jenseitigen Werte und die Vergöttlichung des Diesseits, des irdischen Kulturprozesses, der Aufruf, von den trüben und beängstigenden Gottesvorstellungen der Väter sich zu befreien und diesseitsfroh mitzuschaffen an den universalen Interessen der Menschheit, — all das steht, wie man weiß, im engsten Zusammenhange mit dem radikalen Ansturme wider die überlieferten politischen und sozialen Institutionen, der seit 1840 durch Deutschland ging. Es ist nun von höchstem Interesse und Werte, festzustellen, daß Bismarck zwar von der niederreißenden, zerstörenden Arbeit der „drei Gewaltigen" stark berührt worden ist, aber ihr positives Lebensprogramm sich nicht angeeignet hat. Es war, dürfen wir kühnlich sagen,

[1]) Strauß, Leben Jesu 4. Aufl. (1840) 2, 710. Vgl. Feuerbach, Wesen des Christentums. Werke 7, 360 ff. Br. Bauer, Das entdeckte Christentum (1843) S. 10, 37 u. ö.

nichts für ihn, für seine eigenste Natur. Wir können die uns bekannte Denkweise des späteren Bismarck hier auch dem jungen Bismarck zuschreiben und sagen, daß der universalistische, kosmopolitische, im letzten Grunde ja doch naturrechtliche Grundzug jenes Programms ihn anfremden mußte. Die Menschheit als Gott, das ist ein so unbismarckischer Gedanke, wie nur irgend möglich. Er, dessen Royalismus zwar dem eigenen Fürsten „treu bis in die Vendée", aber gleichgültig gegen das Gottesgnadentum anderer Potentaten war, forschte doch auch als Gottsucher immer mehr nach dem Gotte für ihn, als dem Gotte für die Menschheit; sich für die Menschheit als solche zu begeistern, hat er später nie vermocht und wohl auch damals nicht. So bestärken also die drei wohl seine Zweifel an der Autorität von Bibel und Christentum, aber wandeln seinen bisherigen Gottesbegriff selbst nicht wesentlich um. Gott ist ihm nach wie vor der Unerforschliche, Übermächtige, Unnahbare, und der Trost und Halt, der ihm noch bleibt, die einzige Offenbarung Gottes, die er noch gelten läßt und die für ihn Wert hat, gilt nicht der Menschheit, sondern der einzelnen Menschenseele, „das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe". Aber wahrhaften Trost und Frieden, fährt er fort, habe er darin nicht gefunden und oft habe ihn der Gedanke gequält, „daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder".

Also trotz der inneren, von Gott uns gegebenen Stimme des Gewissens doch noch eine gähnende, trostlose Leere in und um ihn. Hier tut sich ein tiefer und denkwürdiger Gegensatz der Persönlichkeiten und Generationen auf. Was für Bismarck nur ein schwaches Licht in dem Dunkel des Lebens, das war für viele der stärksten Denker und Helden der großen Erhebungszeit, für Kant, für Fichte, für Gneisenau, die Sonne ihres Lebens, die völlig ausreichende Quelle für Licht und Wärme ihres doch wahrlich glut- und glanzreichen Lebens.

„Als das einzige, aber untrügliche Mittel der Seligkeit", so bekannte Gneisenau auf der Höhe seines Wirkens im Anschluß an Fichte[1]), „zeigt mir mein Gewissen die Erfüllung der Pflicht aus Liebe zur Pflicht". Es lag nicht an dem Prinzip, es lag an den grundverschiedenen Zeiten und Menschen, daß es seine Leuchtkraft für Bismarck so wesentlich eingebüßt hatte. Und wer will sagen, ob nicht die Verschiedenheit der Zeiten hier noch mehr bedeutet wie die Verschiedenheit der Naturen. Jenes Prinzip bedurfte zu seiner segensreichen Entfaltung der ganzen Atmosphäre des idealistischen Enthusiasmus, wie sie nach und nach geschaffen worden war durch Aufklärung und Sentimentalität, durch Goethe und Kant. Hineingestellt in sie, von Jugend auf ihren Hauch einatmend, konnte auch ein Genius der Tat, ein Staatsmann und Feldherr und Beherrscher der Menschen wie Gneisenau an jenem Grundsatz der inneren sittlichen Autonomie sein völliges Genüge finden. „Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst." Gneisenau hat den Gott, den seine freie Weltanschauung dachte, noch fühlen können. Bismarck hat ihn nur gedacht. „Immer blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt." Hätte nicht auch ein Bismarck den Gott, den er dachte, fühlen können, wenn die geistige Luft um ihn herum noch ebenso warm gewesen wäre wie zu Anfang des Jahrhunderts? Die Frage ist doch keine müßige Spitzfindigkeit. Sie berührt nicht bloß die tiefsten Seiten des Verhältnisses von Individuum und Zeit, sondern unmittelbar auch den politischen Entwicklungsgang Bismarcks. Wir nahen uns ja schon dem Scheidewege, wo Bismarck abschwenkt von der bisher verfolgten Bahn einer freieren Religiosität und sich zu den positiv Gläubigen hinüberschlägt. Freie Religiosität aber und liberale Welt- und Staatsanschauung hingen unter sich durch ebenso viele Fäden zusammen wie die positive Gläubigkeit seiner neuen Freunde mit ihrem politischen Konservatismus.

[1]) Delbrück, Gneisenau [2]2, 341. Auf das Quellenverhältnis hat Varrentrapp aufmerksam gemacht Biogr. Blätter 1, 249 Anm.

Bismarck hätte, wenn er religiöser Freidenker geblieben wäre, vermutlich auch zu dem Liberalismus überhaupt ein anderes Verhältnis gewonnen. Wie oft hat man es beklagt, daß Bismarck zwar später die liberalen Mächte seiner Zeit benutzt, aber innerlich nicht mehr gewürdigt hat. Welche ganz andere Luft würde er geschaffen haben, wenn er es getan hätte. Wir haben hier nicht zu wünschen und zu bedauern, sondern zu verstehen. Ich habe früher, unter dem Eindrucke der „Gedanken und Erinnerungen" gemeint[1]), daß Bismarck das Kind einer älteren Kulturperiode sei, mehr ein Held Shakespeareschen als Goetheschen oder Schillerschen Schlages, daß er nicht in inneren Zweifeln und Kämpfen mit sich selbst nach einem harmonischen Lebensideal gerungen habe, daß die großartige Einfachheit und Ungebrochenheit seiner Instinkte das Besondere an ihm gewesen sei. So, glaube ich, durfte man ihn auffassen nach dem, was wir damals von ihm wußten. Jetzt wissen wir, daß seine freiere Religiosität nicht bloß ein loses Gewand für ihn gewesen ist, daß er es lange mit vollem Bewußtsein getragen und sich erst nach ernsten inneren Lebenserfahrungen von ihm losgewunden hat. Ja, daß er es nicht einmal ganz und gar abgestreift hat, daß gewisse Spuren seines früheren dogmenfreien Protestantismus und seiner früheren Philosophie bei ihm haften geblieben sind[2]). Ganz disparat kann also das Verhältnis Bismarcks zu einer freien liberalen Weltanschauung von Hause aus nicht gewesen sein, seine elementare Natur hätte auch unter ihr vielleicht sich fortentwickeln können, sie hätte einem Cavour noch ähnlicher werden können, als sie es schon ist. Cavour so wenig wie Gneisenau haben durch ihre freie Weltanschauung etwas von ihrer elementaren Frische und Ungebrochenheit eingebüßt. Woran lag es, daß Bismarck sich schließlich doch von ihr losgerungen hat? Man kann die Frage nicht abtun mit dem bloßen Hinweis auf das

[1]) Hist. Zeitschr. 82, 293.

[2]) Lenz a. a. O. S. 755 und Geschichte Bismarcks S. 20; vgl. oben S. 306.

Milieu, in dem Bismarck seit Anfang der vierziger Jahre lebte. Eine Natur wie Bismarck läßt sich nicht so ohne weiteres von ihrem Milieu das Gesetz geben. Es kommt auf das spezifische Verhältnis seiner Natur zu dem, was er jetzt aufgab und zu dem, was er dafür eintauschte, es kommt auf die besonderen Konstellationen der geistigen Mächte, die um seine Seele jetzt stritten, an. Und da darf man vielleicht daran erinnern, daß die freieren Weltanschauungen von Goethe und Schleiermacher über Hegel hinüber zu Strauß und Feuerbach eine verhängnisvolle Abwandlung erfahren haben. Bismarck hatte schon in seinem Elternhause den Rationalismus der preußischen Aufklärungszeit mehr von seiner dürren Seite kennen gelernt. Als er dann Schleiermacher hörte, sank die Generation Schleiermachers selbst schon unter, ging der goldene Tag der idealistischen, alle Kräfte der Seele gleichmäßig befriedigenden Lebensanschauung schon längst zur Rüste. Durch Hegel und die Seinen kam ein einseitig intellektualistischer und kritischer Zug in sie hinein, der dann durch Strauß und die Junghegelianer auf die Spitze getrieben wurde. Es war ja nicht mehr das nüchterne und breite Verstandeswesen des alten Rationalismus. Der Intellekt übte seine Herrschaft jetzt auf viel feinere und aristokratischere Weise, er nahm in seine Konstruktionen auch vieles auf, was eigentlich auf anderen Beeten gewachsen war und vom ästhetischen Idealismus und der Romantik herstammte, und nahm in Strauß und Feuerbach schließlich schon die Wendung zum modernen historischen Realismus, aber eben nur die erste Wendung, und immer noch überwog das kühne Vertrauen zu sich selbst, der Mut, mit subjektiven Konstruktionen und geringem Erfahrungsmaterial Autoritäten zu stürzen und in die Luft zu bauen, wenn nur der Grundriß des Neuen formal sich gut ausnahm. Man kann aus den Erinnerungen eines ihrer damaligen Adepten sehen, wie verführerisch das war. „Immer eilte ich mit meiner Vorstellung dem unfertigen Ergebnis meiner durcheinander wogenden Einfälle voraus; immer reizte mich die Freude an der Form, noch ehe

ich für sie einen Inhalt hatte[1])." Und nun darf man vielleicht sagen, daß es für eine Natur wie Bismarck kaum eine ungünstigere Konstellation der liberalen Weltanschauungen geben konnte, als wie sie damals war. Die liberale Luft um ihn herum war so dünn geworden, daß sie ihm auf die Dauer Unbehagen bereiten mußte. Sein kräftiger Wirklichkeitssinn, sein Widerwille gegen vages Spekulieren und Irrlichterieren, gegen den subjektiven Übermut des Intellektes überhaupt, der schon in den Parlamentsreden der folgenden Jahre hervorbricht und so sich äußert, als ob er niemals anders sich hätte äußern können, — das muß doch schon damals in ihm sich geregt haben. Und aus dem Zirkel des Verstandes, in den sein Gottesbegriff nicht ohne Mitschuld des liberalen Zeitgeistes, wie wir meinen, geraten war, konnten diese Leute ihn am allerwenigsten herausführen, die selbst in ihn von Grund aus gebannt waren. Wie konnte Bismarck in Feuerbachs Wesen des Christentums lesen? „Der Verstand ist das Kriterium aller Realität. Über der Macht der Allmacht steht die höhere Macht der Vernunft, über dem Wesen Gottes das Wesen des Verstandes als das Kriterium des von Gott zu Bejahenden und Verneinenden. ... Was bejahst du, was vergegenständlichst du also in Gott? Deinen eigenen Verstand[2])." Auch dort, wo Feuerbach in den Gottesvorstellungen die Spiegelungen und Bedürfnisse des menschlichen Gemütes nachweist, geht doch ein kalter, intellektualistischer Zug durch seine Worte. Was er positiv brachte, konnte, wie wir sehen, für Bismarck nichts Kongeniales und Befriedigendes bieten. Negativ aber gingen von ihm und seinen Mitkämpfern so viel zersetzende Kritik der realen Zustände, soviel Nichtachtung lebendiger positiver Mächte in Staat und Gesellschaft aus, daß ein Bismarck hier nicht mehr mittun konnte. Wie gern wüßte man von Bismarcks politischen und sozialen Ansichten vor seiner Bekehrung jetzt ebenso viel wie von seinen religiösen. Das eine ist

[1]) R. Haym, Aus meinem Leben S. 156.

[2]) Feuerbachs Werke 7, 71 f.

jedenfalls sicher, daß er schon zu Anfang des Jahres 1846 mit Ludwig v. Gerlach über ein Hauptstück des christlich-germanischen Staatsprogramms, die Wiederbelebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des ritterschaftlichen Korporationsgeistes verhandelt hat[1]), daß er also auf politischem und sozialem Gebiete früher noch als auf religiösem Gebiete sich seinen neuen Freunden genähert hat. Anderseits erregt seine spätere Erzählung von seiner ständisch-liberalen Stimmung vor 1847, obgleich man positiv mit ihr nicht viel anfangen kann[2]), doch zum mindesten die Vermutung, daß die politische Intimität mit der Gerlachschen Partei noch nicht sehr groß gewesen sein kann. Immerhin aber mögen die neu sich knüpfenden Fäden politischen Einverständnisses mit seinen frommen Standesgenossen ihn leise und allmählich aus dem Banne der politisch immer destruktiver werdenden Freidenker herausgezogen haben.

Aber das Entscheidende waren gewiß die positiven inneren Bedürfnisse seiner Persönlichkeit und seines persönlichen Lebens. Wir dürfen vor allem auch nicht des mächtigen Willens- und Tatendranges vergessen, der in diesen Jahren frischester Vitalität noch immer nicht wußte, wohin, und der in ihm zum mindesten ebenso stark geklopft und gehämmert haben muß, wie das Verlangen nach einer sein Gemüt befriedigenden Weltanschauung. Wer sich ihn vorstellen kann in dieser Morgendämmerung seines historischen Lebens, in der Fülle seiner noch gebundenen Kräfte, selbstbewußt und hoch emporragend, geistig offen und frei und mit der Welt vertraut geworden durch Reisen und Lektüre und insgeheim wünschend, daß diese Welt da draußen seiner Kraft sich öffnen möchte[3]), — der wird in

[1]) Kohl, Bismarckbriefe. (Näheres darüber seitdem im ersten Bande der Marcksschen Bismarckbiographie.)

[2]) G. u. E. 1, 17; vgl. Lenz. Gesch. Bismarcks S. 28.

[3]) Vgl. vor allem den Brief an die Braut vom 13. Februar 1847 (Briefe S. 21). Die Versuche, seiner Braut Französisch und Englisch beizubringen, machen auch ganz den Eindruck, daß er sie für die große Welt erziehen will. R. Fester, dem ich für manche briefliche Anregungen Dank schulde, weist mich darauf hin.

der Unruhe und Leere seines Herzens nicht bloß den unbefriedigten Gottsucher sehen, sondern auch den unbefriedigten Weltsucher. Der eine Mangel mochte den anderen ihm nur noch fühlbarer machen, und sein starker Wille drängte danach, den einen oder den anderen auszufüllen. Und noch stärker als beides vielleicht regte sich jetzt das unmittelbare Gemütsbedürfnis nach Herzenswärme und Liebe. Liebeleer war sein Leben, wie die Briefe an die Schwester zeigen, gewiß nicht gewesen, aber wenn irgendeiner, so bedurfte Bismarck in seinem Lieben der Konzentrierung, und zwar der leidenschaftlichen Konzentrierung auf einen Gegenstand, den er sich ganz und gar umschloß, um mit dem Franzosen Benoist zu reden, mit einem „wilden Egoismus".

Gottsucher, Weltsucher, Liebesucher, — und unmittelbar um ihn lebten Menschen, die alles das hatten, wonach er begehrte, einen Gott, nicht unerreichbar, sondern jedem persönlich gegenwärtig, eine Welt zwar nicht der großen Taten, aber der ernsten und stetigen Lebensrichtung und von ihrer politisch-sozialen Seite her bereits ihm sich öffnend, und eine Liebeswärme, die auch ihm, dem noch durch die Schranke des Glaubens Getrennten, entgegenschlug. „Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat." Der Mittelpunkt dieses Kreises war Herr v. Thadden auf Trieglaff; sein Schwiegersohn Moritz v. Blanckenburg auf Zimmerhausen und Cardemin war Bismarcks alter Freund. Thaddens und Blanckenburgs waren jetzt Bismarcks liebster Verkehr. Auch für seine literarischen Interessen fand er hier Anklang; man las Shakespeare zusammen. Er spottete wohl für sich selbst noch ein wenig über die ästhetischen Tees mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle, aber er ging hin. Auf religiöse Dispute mußte er sich in diesem Kreise gefaßt machen. Da hat er einmal, als das Gespräch auf Glaubensfreiheit kam, sich auf den Vers des Boyenschen Preußenliedes berufen: „Erfülle treu die

Bürgerpflicht, dann kümmert mich dein Glaube nicht," aber als man ihm entgegenhielt: „Aber die Juden?" entzog er sich schnell mit einem Scherze seinen Gegnern[1]).

Auf Moritz v. Blanckenburgs Hochzeit mit Marie v. Thadden im Oktober 1844 lernte Bismarck deren Freundin Johanna v. Puttkamer wahrscheinlich zuerst kennen[2]). Es sei dahingestellt, was mir nach mündlicher Überlieferung aus jenem Kreise erzählt worden ist, daß Bismarck sich zuerst für Marie v. Thadden interessiert habe und daß diese gewünscht habe, er möge Johanna nehmen. Eine gemeinsame Harzreise vereinigt im Sommer 1846 die jungen Blanckenburgs, Bismarck und Johanna. Seiner eigenen Neigung ist er bereits gewiß. Noch hält er an sich, aber immer stärker werden die innerlichen Fäden, die ihn mit diesem Kreise und mit ihr verbinden. Und bei der tödlichen Erkrankung der jungen Frau v. Blanckenburg, die am 10. November 1846 dann starb, fühlt er, daß auch sein Gott ein anderer geworden ist. Das erste Gebet seit seiner Kinderzeit entringt sich ihm, und wenige Wochen darauf wagt er es, dem Vater Johannas jenen Brief zu schreiben, um dessen Deutung wir uns abmühen.

Wie stark auch die Liebe hier den Glauben mitgetrieben hat, man versteht doch den Eintritt Bismarcks in diesen Kreis erst ganz, wenn man sich dessen Wesen, Wurzeln und Wandlungen vor Augen geführt hat: ein merkwürdiges Stück zugleich der deutschen Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert und ein bezeichnendes Gegenstück zu dem Gange der liberalen Weltanschauung, den wir vorhin betrachtet haben.

II.

Am 18. Januar 1811, dem preußischen Krönungstage, trat in Berlin zu einer „christlich-deutschen Tischgesellschaft" ein

[1]) „Die frage ich auch nicht, denen sehe ichs an." El. Fürstin Reuß, Ad. v. Thadden-Trieglaff (1890) S. 74.

[2]) Daß es am 5. Oktober 1844 geschah, ergibt sich aus den Briefen an seine Braut S. 17, daß Blanckenburgs Hochzeit im Oktober 1844 stattfand, aus Reuß S. 73.

Kreis von Männern zusammen, deren Namen den Blick sofort fesselt: Achim v. Arnim war ihr Gründer und Gesetzgeber, Adam Müller sein „Mitunternehmer", weiter Clemens Brentano, Heinrich v. Kleist, Savigny, Eichhorn, Karl v. Clausewitz, Staegemann, Leopold v. Gerlach, Fichte und so mancher andere wohlbekannte Name der damaligen Berliner Gesellschaft[1]). Romantische Dichter, Männer der preußischen Reform und künftige Männer Friedrich Wilhelms IV. wollten hier in einem eigenen, aber nicht störenden Kontraste zu den vaterländischen Sorgen, die sie erfüllten, „ernste Weisheit und liebenswürdige Torheit" miteinander treiben. Kein Jude, kein Franzose und kein Philister sollte in ihr geduldet werden. Literarische und politische Romantik und zwei inhaltsreiche Generationen preußischer Geschichte berührten sich hier in einem Fluidum froher und geistvoller Geselligkeit, in einem Fluidum zugleich der Ideen. So tritt in diesem Kreise und in den Kleistschen „Abendblättern", die man als ihr Organ betrachten darf, auch schon ein gewisser christlicher Zug hervor, ein Bedürfnis nach religiöser Erbauung, das allerdings noch einen starken ästhetischen Zug hat. Der Ausbruch des Befreiungskrieges löste diesen Kreis auf. Nach dem Frieden trat ein neuer Kreis zusammen, der sich selbst „gleichsam als eine Fortsetzung der edlen Tischgenossengesellschaft" Arnims und Brentanos betrachtete[2]). Von dem alten Kreise waren freilich nur noch ganz wenige dabei; mit Sicherheit kann man es nur sagen von Brentano und Leopold v. Gerlach. Die übrigen waren aus dem Feldzuge heimgekehrte junge Juristen und Offiziere, von denen einige schon vor 1813 im Kadettenkorps

[1]) Ich ergreife hier mit Freuden die Gelegenheit, um auf das schöne Buch Reinhold Steigs „Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe" (Berlin und Stuttgart, Spemann. 1901. VII, 708 S.) hinzuweisen, ein was selten ist, zugleich minutiöses und geschmackvolles Buch, das gerade auch dem Historiker, der hier in den Gegensatz der liberalen Staatskanzlei Hardenbergs und der beginnenden politischen Romantik eingeführt wird, sehr viel bietet.

[2]) Wangemann, Geistl. Ringen u. Regen am Ostseestrande (1861) S. 7.

sich kennen gelernt, andere zusammen studiert und unter den Einwirkungen Fichtes, Savignys und Schleiermachers gestanden hatten. Damals war es unter ihnen auch schon zu ernsten Gesprächen über die Gottheit Christi gekommen. Noch stritten Philosophie und Glaube dabei gegeneinander, aber die Entschiedeneren lasen schon die Bibel miteinander, und Adolf v. Thadden zog als blutjunger 17jähriger Leutnant in den Feldzug, das Neue Testament neben Faust und Wallenstein im Tornister. Andere Mitglieder dieses Freundeskreises waren Ludwig v. Gerlach, Aug. Wilhelm Goetze, v. Senfft-Pilsach, Lancizolle, v. Bethmann-Hollweg, Graf Alvensleben-Erxleben, — alles wohlbekannte Namen aus dem Kreise Friedrich Wilhelms IV., damals eine vornehme, junge Gesellschaft, die sehr abstach von dem gewöhnlichen Typus einer solchen. Sie waren über ihre Jahre hinaus schon ernst durch die geistigen Einflüsse, die sie erfahren und durch die Erlebnisse des Krieges, strebten aber dabei einem Ideale von verklärter Kindlichkeit nach, das sie in einigen unter ihnen fast engelrein verwirklicht fanden. So nennt Graf Christian Stolberg seinen Freund Thadden 1815: „Reinen Herzens wie wenige und demütig wie ein Kind[1])." Gustav v. Below sagt von Goetze: „Ich unternehme es nicht, Dir eine Beschreibung von diesem herrlichen, köstlichen Menschen zu machen. Ich schloß mich fest an ihn an und bewunderte im stillen die anmutige, heitere Ruhe und Festigkeit, die über sein ganzes Wesen ausgebreitet ist[2])." Solche Persönlichkeiten taten es den übrigen an, man eiferte ihnen nach. Von vornherein, unmittelbar an der Quelle, sieht man hier schon einen Grundzug des christlich-germanischen Lebensideals. Es geht nicht auf Ausbildung der Individualität aus eigenem Kerne und auf eigene Weise, sondern beinahe auf Verwischung einer solchen zugunsten einer engelhaften Idealität. Freilich ließen sich die verschiedenen Individualitäten doch nicht ganz ausrotten. So war der strenge und doktrinäre

[1]) Reuß, Thadden S. 12.

[2]) Wangemann S. 5 (13. Dez. 1816).

Ludwig v. Gerlach für Clemens Brentano vom ersten Augenblicke an eine „bange Erscheinung[1])". Aber welch ein Unterschied ist zwischen den mannigfaltigen Charakterköpfen der Tafelrunde von 1811 und den so gleichmäßig gestimmten Jünglingen von 1816. Und so ist auch ihr Interessenkreis ein sehr viel engerer. Literarische und politische Fragen treten bald ganz zurück vor dem „Einen, was not tut", vor dem inbrünstigen, religiösen Drange. Es ist lehrreich, zu sehen, wie dieser gleich entzündet werden konnte eben durch das Vorbild jener reinen und sicheren Kindlichkeit. Gustav v. Below, der von Fichtescher Philosophie herkam, gelangte durch die Bewunderung, die ihm Goetze abnötigte, „sehr bald auf die Entdeckung, daß ein fester, unerschütterlicher Glaube an die Lehren und Verheißungen der göttlichen Schrift, ein tiefer, christlicher Sinn ohne allen philosophischen Klingklang der einige Kern und Grund seines Lebens war und noch ist. Durch ihn wurde ich auf die Bibel und in die Kirche geleitet, meine ganze Philosophie trat in den Hintergrund zurück[2])". Man erstaunt, wie schnell und früh diese Jünglinge dem Einflusse der damals wahrlich noch kraft- und lebensvollen Philosophie sich entwinden. Wie sich Gustav v. Below von Fichte, so wendet sich Goetze von Schleiermacher ab, der ihn zuerst gepackt hatte, in dessen Predigten er auch anfangs nach dem Kriege noch ging, um dann bald nur noch bei dem hochbetagten Pastor Hermes in der kleinen Spitalkirche und bei dem ebenso positiv gläubigen Jänicke seine Befriedigung zu finden[3]). Fichte und Schleiermacher hatten in großartiger innerer Arbeit schon das errungen, was vielen ein höchstes Ziel moderner Menschheit überhaupt zu sein scheint: fromm und frei zugleich

[1]) Brentano an Goetze 19. März 1822, Leben Goetzes (als Manuskript gedruckt) S. 110.

[2]) Wangemann a. a. O.

[3]) Reuß S. 5 u. 16, 24. Goetzes Leben S. 103. Ähnlich zuerst auch Thadden (Reuß S. 5): „Schleiermacher hat mich aus dem Tierreich ins Menschenreich versetzt."

zu sein. Diese begabten und feingebildeten Jünglinge verzichteten nach kurzer Rast bei ihnen leichten Herzens auf die Freiheit und ergaben sich einer ausschließlichen und gebundenen Frömmigkeit, die bald wie ein verzehrendes Feuer loderte. Hier liegt ein psychologisches und kulturhistorisches Problem, ähnlich und doch wieder anders als bei dem Verzichte Bismarcks auf die liberale Weltanschauung. Denn hier ringt sich der Entschluß nicht aus einer längeren und schweren Lebenserfahrung hervor, sondern wird in unmittelbarem jugendlichen Impuls gefaßt. Hier läßt sich auch nicht sagen, daß die Gedanken, welche preisgegeben wurden, einen Teil ihrer inneren Kraft schon verloren hätten, daß sie schon greisenhaft geworden wären, wie sie es vielleicht in den vierziger Jahren waren. Man kann wohl zur Erklärung des jähen Umschwungs hinweisen auf einige allgemeine kulturhistorische Bindeglieder, auf die niemals ganz erstorbenen und von jenen alten Predigern gepflegten pietistischen Traditionen, auf die Wirkung der Romantik vor allem, welche alle irrationellen Kräfte des Innenlebens mobil machte, — schließlich war doch wohl das Entscheidende der spontane Akt der jungen Generation selbst, die mit jugendlichem Enthusiasmus die für sie neue Heilsbotschaft des Evangeliums ergriff, dieselbe Botschaft, die einst den jungen Luther erschüttert und beseligt hatte; die Botschaft von der Vergebung der Sünden allein auf Grund von Christi Blut und Opfertod. Alles, was nicht direkten Bezug darauf hatte, trat zurück. Einer der Freunde sagte später von dem damaligen Geiste ihres Kreises, man habe den ersten Artikel des Glaubens über dem zweiten vergessen[1]). Sie stürzten sich auf diesen mit einer Inbrunst, die nun doch weit mehr an den schwärmerischen Pietismus als an die elementare Gesundheit des Lutherschen Glaubenslebens erinnert. Das gewöhnliche Christentum der Gebildeten war in ihren Augen jetzt „elendes Surrogat für die

[1]) Reuß S. 16.

heilige Speise, die allein auf ewig unser Verlangen stillen kann". „Sie hassen das Kreuz und die Schmach Christi, sie wollen nur Blumenduft und Wohlgeschmack, aber nicht Lebensbrot." Es reizte Thadden, nun gerade zu solchen Leuten vom Blute und Angstschweiß Jesu für unsere Sünden zu sprechen. Das käme, meinte er, ihnen recht prosaisch und degoutant vor, „aber der Aussatz der eigenen Sünde ist wahrlich noch prosaischer und degoutanter[1])." Die alte Wunderkraft des Christentums, die tiefsten Kontraste im Innern, Gefühl des Sündenelends und Hoffnung der ewigen Gnade gewaltig gegeneinander aufzurühren, um sie miteinander zu versöhnen und sie zu versöhnen, um sie immer wieder aufzureißen, dieses stürmische Auf und Nieder der Seele durchwogte also jetzt auch diesen Kreis vornehmer junger Männer[2]). Wer es einmal mit ganzer Stärke durchgemacht hatte, kam aus dem verführerischen Reize, sich selbst in diesen Höhen und Tiefen zu genießen, so leicht nicht heraus, auch nicht in Lagen, wo andere, natürlichere Empfindungen hätten dominieren können. Nichts ist charakteristischer, als der Brautwerbungsbrief Thaddens vom 1. März 1819[3]), auf den schon Lenz als ein vielsagendes Gegenstück des Bismarckschen Werbebriefes aufmerksam gemacht hat. Nachdem der Schreiber seinen von Natur verdorbenen Willen aufrichtig geprüft und sich im Staube vor dem gedemütigt hat, der Herz und Nieren prüft, bittet er ihn, ihm aus Gnaden die zu schenken, „die ich mir mit meinen schwachen und blöden Augen zu einer Lebensgefährtin ausersehen habe". Sei es aber gegen seinen heiligen Willen, so bäte er ihn flehentlich, dazwischen zu treten und darauf zu schlagen. Sollte ihn also Fräulein Jette nicht mögen, so würde er darin die warnende, züchtigende, aber liebende Führerhand Gottes erkennen.

---

[1]) a. a. O. S. 17 ff. u. 25.

[2]) Das Wort von Lenz über Thadden (Die Woche a. a. O. S. 650) „diese Religion kennt keine Kämpfe" kann ich nicht teilen.

[3]) a. a. O. S. 27.

Wie das praktische, so wurde auch das theoretische Leben in diesen Strudel hineingezogen. Thadden war schon ganz bald so weit, zu glauben, daß eher die ganze Welt lüge, ehe ein einziges Jota in der Bibel falsch sei[1]). Gustav v. Below hatte zuerst nach seiner Bekehrung noch gemeint, daß seine einmal gewonnene philosophische Ansicht ihn glücklicherweise nicht in dem Werke der Besserung und Heiligung hindere, weil sie da aufhöre, wo die Glaubenslehren anhüben. Wenige Monate darauf hatte er schon „den ganzen Quark von Philosophie" von sich geworfen und erklärte nun alle selbstgemachte Lehre „eben, weil sie von Menschen und nicht von Gott kommt, für die größte aller Sünden". Er empfand eine wahre Lust in dieser Zerstörung seiner früheren Gedankenbilder. „In mir lebte ein gewaltiger Teufel von geistiger Verstandeshoffart, aber ich versichere Dich, ich habe den Kerl mit dem Kreuz so vor die Stirn geschlagen, daß er wie ein Hund winselt[2])."

Nur wenige Jahre, bis 1818 und 1819, dauerte das innige Zusammenleben der Freunde. Ihr Beruf führte sie auseinander, wie brennende Scheite eines Feuers, die überall neue Flammen entzünden. Mit bemerkenswertem Unterschied freilich. Die beiden Juristen Goetze und Ludwig v. Gerlach, die in Naumburg wieder zusammentrafen, hielten viel mehr an sich als die pommerschen Gutsherren Thadden und Below. Sie traten wohl in Verkehr mit den Erweckten in Stadt und Umgebung, galten auch anderen als Schwärmer, aber die Schwärmerei hatte bei diesen Männern verstandesmäßigen Berufs ihre objektiven Schranken. „Mein eigenes Christentum", erzählte Goetze später[3]), „hatte zu der Zeit einen entschieden gesetzlichen Charakter; ich meine, es war mir förderlich und gut, daß ich damals nicht einen überwiegenden Eindruck von der evangelischen Freiheit eines Christen hatte."

[1]) a. a. O. S. 20.

[2]) Wangemann a. a. O. S. 5 ff. u. 8. ff.

[3]) Leben Goetzes S. 138 ff.

Umgekehrt ergaben sich Thadden und Gustav v. Below, vor allem dieser, einem religiösen Subjektivismus, der zwar über den lutherischen Begriff von der Rechtfertigungslehre nie hinausging, aber diesen auch mit einer lodernden Leidenschaft auf die Spitze trieb. Alle übrigen Lehrunterschiede, alle kirchlichen Institutionen traten davor zurück. Sie suchten im Lande umher nach gläubigen Pastoren. Trafen sie da einen frommen reformierten Geistlichen, der die Vergebung der Sünden in dem Blute Jesu Christi predigte, so schlossen sie sich mit Freuden an. Aber wie wenige gläubige Pastoren fanden sie auf ihren Streifzügen, fast überall nur Rationalismus und Naturalismus, und bald war es so weit, daß sie es für eine Verunreinigung hielten, zu diesen Baalspfaffen in die Kirche zu gehen, und die Sakramente aus Satans Händen nicht nehmen wollten[1]). So schroff ihre Verdammung der rationalistischen Geistlichen, so glühend war ihr Eifer, die arme, mißleitete Menge zu erwecken und ihre Seelen zu retten. „Die Schrecken der ewigen Verdammnis," sagte Gustav v. Below[2]), „welcher alle Ungläubigen in blinder Tollheit zurennen, sollten uns den Mund weit aufreißen, ob nicht noch etliche herausgeholt werden könnten." Zuerst gelang es ihm mit seinen Brüdern Heinrich v. Below auf Seehof und Karl v. Below auf Gatz. Heinrich v. Below, von härterer und hitzigerer Art noch als sein Bruder, bisher ein derber Landjunker, wurde bald der eigentliche Heißsporn und Vorkämpfer der ganzen Bewegung. Kartenspiel und Pfeifen wurden fortgeworfen. Vorher hatten die beiden Brüder wegen ihrer Erbschaft in Streit gelegen, jetzt kamen sie fast täglich zusammen, beteten, sangen und lasen die Bibel miteinander. Zu ihren Hausandachten war großer Zulauf aus der ganzen Gegend. Ihre Abendversammlungen dehnten sich oft bis nach Mitternacht aus. Da kam es nicht selten vor, daß einzelne schluchzend auf die Knie sanken und laut ihr Sündenelend bekannten, daß andere, zuweilen gewöhn-

[1]) G. v. Below 1820 bei Wangemann S. 53.

[2]) a. a. O. S. 30.

liche Knechte und Tagelöhner, auftraten und predigten. Und so setzten nach und nach in Heinrich v. Belows Konventikeln fast alle typischen Erscheinungen religiöser Ekstase ein: Visionen, Gebetsheilungen, die Einbildung, vom Teufel besessen zu sein. Es war eine richtige religiöse Volksbewegung im kleinen, in der die vornehmen Gutsherren ihres Standes fast vergaßen. Aber charakteristisch ist, daß diese Bewegung zwar auf den adligen Dörfern ringsum fast kein Haus verschonte, in den reichen Bauerndörfern jedoch, die sich auch sonst für sich hielten, nicht zünden wollte[1]). So kam es, daß sich gelegentlich die gläubigen und ungläubigen Bauernknechte einmal prügelten[2]). Man darf den Kitzel, der für den kleinen Mann in der Gemeinschaft mit den Gutsherren lag, nicht übersehen. Mit welchem Stolze hat viel später noch ein frommer 80jähriger Greis in Kammin dem Seminardirektor Wangemann, dem Geschichtsschreiber dieser Bewegung, von jenen Zeiten erzählt. Einmal wies er auf eine Stelle in seinem Zimmer: „Da hat unser jetziger Oberpräsident (von Senfft-Pilsach) gestanden und gepredigt und das Abendmahl ausgeteilt. Das war ein Mann von Gott[3])."

Damals wehte aber noch nicht der Wind, der solche Männer auf den Oberpräsidentenstuhl führte. Die Belows, Thadden und Senfft waren vielmehr noch rechte Sorgenkinder der geistlichen und weltlichen Behörden[4]). Den altpreußischen Bureaukraten Schuckmann und Kircheisen dünkte dieses religiöse Feuer außerhalb der Staatskirche ganz unzulässig, sie wollten gleich mit Gendarmen und Gerichten gegen die Belowschen Konventikel einschreiten. Altenstein mahnte zu milde-

---

[1]) a. a. O. S. 47.

[2]) Zeitungsbericht des Superintendenten Tischmeyer 28. September 1821, Geh. Staatsarchiv Berlin.

[3]) Wangemann, Kirchliche Kabinettspolitik König Friedr. Wilhelms III. (1884) S. 349.

[4]) Ich konnte einige im Geh. Staatsarchiv beruhende Aktenstücke darüber einsehen.

rem Vorgehen[1]), glaubte aber schließlich auch gegen die Überschreitung des Allgemeinen Landrechts durch Ausdehnung der religiösen Zusammenkünfte und eigenmächtige Austeilung des Abendmahls Schranken aufrichten zu müssen[2]). In der Tat ist die Bewegung von Gendarmen und Gerichtsurteilen nicht verschont geblieben, wobei dann, wie es heißt, einmal der gerade in der Nähe befindliche Kronprinz die Vollstreckung einer Geldstrafe über Heinrich v. Below gehindert haben soll[3]).

Die Schwarmgeisterei in den Konventikeln Heinrich v. Belows, die zu schlechthin entsetzlichen Auftritten führen konnte, wurde durch Gendarmen, Geldstrafen, Arretierung der „lieben blinden Lotte" usw. natürlich nicht gedämpft. Sein Bruder Gustav, der ursprünglich den Samen ausgestreut hatte, machte sie aber schon seit 1822 nicht mehr mit, weil seine feinere aristokratische Natur dagegen reagierte. Schwärmer blieb er jedoch und ließ sich jetzt mit seinem Bruder Karl von dem Zaubergarten der theosophischen Mystik einfangen. Böhmes und vor allem Johann Georg Gichtels (1638—1710) Schriften wurden studiert. Gichtel, der zur Keuschheit und Ehelosigkeit riet, gefiel sich in einem übergeistigen und schließlich sinnlich werdenden Verkehr mit Gott; er und seine Anhänger wollten „Sophiam in ihre Arme haben und von ihr einen süßen Kuß haben". Er hielt in seiner Verachtung der Welt selbst die Arbeit für das tägliche Brot für unvereinbar mit dem ernsten Trachten nach dem Reiche Gottes[4]). Kirche und äußeren

[1]) An Schuckmann 11. März 1822.

[2]) An den Justizminister Gr. Danckelmann 2. September 1825. Als die Führer des Konventikelwesens nennt er Below-Seehof und Thadden. „Es liegt ihm eine frömmelnde Lehre zum Grunde, welche, das Heil in eine schwärmerisch überspannte Zerknirschung setzend, nur gänzliche Nichtachtung der bisher gewohnten sozialen Verhältnisse und Lähmung von aller Lebenstätigkeit im Gefolge haben kann."

[3]) Wangemann, Geistl. Regen 2c. S. 156 (1826).

[4]) Vgl. Sepps und Heglers Artikel über ihn in der Allg. deutschen Biographie Bd. 9 bzw. Realencykl. f. protest. Theol. 3. Aufl. Bd. 6.

Gottesdienst mißachtete er, auf den Genuß des Abendmahls verzichtete er, weil der innerliche und geistige Genuß des Herrn ihm höher stand. Seine Anhänger, die Parentes — ein durch das ganze 18. Jahrhundert zu verfolgendes stilles Bächlein — ließen gröbere Auswüchse seiner Lehre fallen und verfeinerten sein esoterisches Ideal einer zarten Innerlichkeit und Gottseligkeit dahin, daß man es auch mitten in der Welt erreichen könne, wenn man nur innerlich erhaben über ihr Treiben sei. Gustav v. Below sah jetzt auch in dem Treiben der Erweckten um ihn herum noch ein Stück des „astralischen Himmels", in dem Gut und Böse miteinander vermischt sei; er zog es vor, „still und ruhig aus Babel auszugehen und sich in den Tempel Gottes im Grunde der Seelen einzuwenden[1])". Die Gebetsversammlungen und die Propaganda stellte er ein, nur noch im engsten Kreise hielt er seine Andachten. Er und sein gleichgesinnter Bruder Karl starben zu Anfang der vierziger Jahre (1843 bzw. 1842).

Es ist hier der Ort, einer Erzählung in den Buschschen Tagebuchblättern[2]) zu gedenken, welche das Gichtelianertum in direkten Zusammenhang mit der Bekehrung Bismarcks setzt. Busch hatte 1885 eine Unterredung mit dem frommen und konservativen Gutsbesitzer Andrea-Roman, der 1846 dem Thaddenschen Kreise nähergetreten war[3]). Andrae-Roman erzählte ihm, daß die kühle Haltung Bismarcks zu den Geistlichen und zur Kirche schon alt sei und mit der Art seiner Bekehrung zusammenhinge. Nicht von den Geistlichen, sondern von Laien, wie Below, Senfft-Pilsach und Thadden, die in sektiererischer Weise gepredigt hätten, sei das neue christliche Leben in Pommern ausgegangen. Auch Blanckenburg und Bismarcks Schwiegervater in Reinfeld hätten dazu gehört. „Sie hielten sich etwa zu den Meinungen Gichtels. Andere neigten zu den Altlutherischen hin. (Also nicht zu

[1]) Schreiben vom 24. Mai 1822 bei Wangemann S. 143 ff.

[2]) 3, 181 ff.

[3]) Andrae-Roman, Aus längst vergessenen Tagen S. 228.

herrnhuterischer Ansicht, wie ich vermutet hatte.) Bismarck kam unter ihren Einfluß und schloß sich ihnen an, und darin ist der Ursprung seiner ablehnenden Haltung den Geistlichen und der Kirche gegenüber zu suchen (Gichtels ‚Gott in uns' und Bismarcks ‚nicht durch Predigermund sich erbauen'.)" Diese in Klammern eingeschlossene Parallele zwischen Gichtel und Bismarck ist wohl eine Zutat von Busch, aber auch der übrige Bericht ist so nicht haltbar. Below (Andrae weiß oder Busch hört hier nur von einem dieses Namens), Senfft, Thadden, Blanckenburg und Puttkamer in einen Topf als Anhänger Gichtels zu werfen, ist nach dem, was wir durch Wangemann und die Fürstin Reuß wissen, ganz unzulässig. Heinrich v. Below, den übrigens Andrae-Roman noch persönlich kennen gelernt hat[1]), hat sogar die theosophischen Neigungen seiner beiden Brüder eifrig bekämpft[2]) und hat sich in den dreißiger Jahren vorübergehend zu den Altlutheranern, deren Dogma er überhaupt immer geteilt hat, gehalten. Eine Hinneigung der übrigen von Andrae Genannten zu Gichtelscher Lehre ist nirgends bezeugt; eher könnte man sie, namentlich Thadden, gerade als ursprüngliche Gesinnungsgenossen der Herrnhuter ansprechen[3]), und Thadden selbst trat später (1848) zu den Altlutheranern über[4]). Und schließlich weiß Andrae-Roman selbst in seinen 1899 erschienenen Lebenserinnerungen nichts von Gichtelschen Neigungen in diesem Kreise zu erzählen. Was er davon überhaupt gewußt und zu Busch erzählt hat, mag dieser, der sich selbst als Theosoph und Anhänger Böhmes aufspielt[5]), pikant gefunden und mißverständlich auf den ganzen Kreis übertragen haben. Busch will nun

[1]) Andrae-Roman S. 252. Er traf ihn im Postwagen, wo er gleich inmitten der Reisenden eine Morgenandacht mit Gesang hielt.

[2]) Wangemann S. 147 f.

[3]) Ludwig v. Gerlach an Thadden (ca. 1845, Reuß S. 75) spricht von „unserem — mir bekanntlich höchst ehrwürdigen Pietismus und Herrnhutismus der zwanziger Jahre". Vgl. auch Busch selbst 3, 95.

[4]) Reuß S. 101 ff.

[5]) Tagebuchblätter 3, 161. 181.

allerdings ein andermal (1888) von der Fürstin Bismarck selbst gehört haben, daß ihre Mutter (eine geborene v. Glasenapp) sich zu den Gichtelianern gehalten habe[1]). Und da Gustav v. Below seit 1818 eine Schwester Heinrich v. Puttkamers zur Frau hatte[2]), so könnte der verwandtschaftliche Verkehr wohl das Samenkorn Gichtelscher Mystik in das Puttkamersche Haus getragen haben. Daß Heinrich v. Puttkamer selbst aber ein so ausgesprochener und eifriger Gichtelianer wie sein Schwager gewesen sei, ist nicht wahrscheinlich[3]). Zwar bekehrt und zum Glauben erweckt hat ihn ursprünglich höchst wahrscheinlich Gustav v. Below selbst, aber noch vor seiner Hinwendung zu Gichtelscher Lehre. „Ferner hat denn auch", schrieb Gustav v. Below am 2. März 1820[4]), „die fast felsenfeste Philosophie meines Schwagers Heinrich v. P. der Wahrheit in Jesu Christo weichen müssen. Dieselbe Kraft und Entschlossenheit, die er in seiner Philosophie darlegte, beweist er nun kraft des heiligen Geistes in Bekenntnis und Verteidigung und Bewährung unseres apostolischen Glaubens. Vor zwei Monaten hat er zuerst frei und offen vor uns seine Philosophie als ketzerischen Irrtum laut verdammt und Gott gelobt, der uns Jesum Christum gemacht hat zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung." Das Jahr darauf traf Ludwig v. Gerlach bei Thadden mit Heinrich v. Puttkamer zusammen. Er hörte ihn auch „gewaltig donnernd" predigen, er mußte sich, als er am Sonntage allein von dem ganzen Hause zu einem unbekehrten Prediger in die Kirche

[1]) Tagebuchblätter 3, 253.

[2]) Clericus, Geschichte des Geschlechts v. Puttkamer S. 406.

[3]) Clericus a. a. O. S. 412 gibt über ihn nur die äußeren biographischen Daten. Er war 1789 in Viartlum geboren, studierte in Frankfurt a. O. Jurisprudenz, wurde Referendar bei der Regierung in Köslin, nahm als Oberjäger und Leutnant an den Befreiungskriegen teil und widmete sich seit 1816 der Landwirtschaft. 1818 vermählte er sich mit Luitgard v. Glasenapp. Deren Mutter hatte in zweiter Ehe den Landrat Hans Jürgen v. Kleist geheiratet, und dieser Ehe entstammte der bekannte Hans Hugo v. Kleist-Retzow, geb. 1814.

[4]) Wangemann a. a. O. S. 24.

ging, von ihm sagen lassen, daß dies eine seiner unerkannten Sünden sei[1]). Dann schweigen für eine geraume Zeit die Zeugnisse über Heinrich v. Puttkamers religiöse Haltung[2]). Höchst wahrscheinlich ist er der Puttkamer gewesen, der 1845 auf dem pommerschen Provinziallandtage mit Thadden zusammen gegen die Mehrheit des Landtages für den bekannten Ehegesetzentwurf der Regierung und für das Kirchenzuchtrecht der Geistlichen eingetreten ist[3]). Wer aber die Kirchenzucht der Geistlichen wollte, kann unmöglich ein ausgeprägter, allenfalls nur ein inkonsequenter Gichtelianer gewesen sein. Will man innere Zeugnisse für seine und seiner Familie theosophische Mystik etwa aus den Briefen Bismarcks an Johanna und seine Schwiegereltern entnehmen? Es liegt ja nahe, den quietistischen und weltflüchtigen Zug der Familie damit in Zusammenhang zu bringen. „Wie habt Ihr doch", schreibt Bismarck am 7. Februar 1847, „so wenig Vertrauen in Euren Glauben und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, andre aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern ꝛc. berührt zu werden." „Ein Glaube," so hält er es seiner Braut bald darauf noch einmal vor, „der dem Gläubigen von seinen

[1]) Reuß S. 39 f.

[2]) Wangemann a. a. O. S. 63 u. 227 bringt zwar noch für die zwanziger und für die Mitte der dreißiger Jahre zwei Mitteilungen über die Beteiligung der Reinfelder Gutsherrschaft an den religiösen Bewegungen, — aber Reinfeld ist erst entweder 1829 oder 1839 (die betreffenden Angaben von Clericus S. 413 u. 414 widersprechen sich) in den Besitz von Heinrich v. Puttkamers Gattin gelangt. Sollte er es schon seit 1829 bewohnt haben, so würde die Tatsache, daß der altlutherische Prediger Lasius um die Mitte der dreißiger Jahre Eingang im Reinfelder Gutshause finden konnte, recht erheblich gegen ein ausgesprochenes Gichtelianertum der Familie sprechen.

[3]) Reuß S. 74. Nach einer Mitteilung des Berliner Geh. Staatsarchivs waren zwei Herren v. Puttkamer Mitglieder des pommerschen Provinziallandtages von 1845: v. Puttkamer-Reinfeld und Landrat v. Puttkamer-Kasekow. Der letztere wird unter den Gesinnungsgenossen Thaddens niemals erwähnt.

irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolierten Beziehung zu dem Herrn allein in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein toter Glaube[1])". Aber solch ein Glaube konnte ebensogut aus pietistischer wie aus mystischer Quelle kommen. Leugnen wollen wir immerhin nicht die Möglichkeit, daß wirklich ein Hauch von Gichtelscher Mystik das Reinfelder Haus umspielt und an Bismarck herangekommen sein könnte. Und der Disput, den er mit seiner Braut über Glauben und Werke führte, könnte dann vielleicht auch den tieferen Hintergrund einer Bekämpfung dieses Mystizismus gehabt haben. Er, der Weltüberwinder, bekämpfte aus seiner innersten Natur heraus die Weltflucht; er konnte gar nicht anders, als seine neuen Freunde aufrütteln aus ihrer tatenlosen Beschaulichkeit. Aber gab es nicht doch zugleich eine Saite in seinem Innern, die sympathisch mitschwang, wenn in den Betrachtungen dieser zart und fein empfindenden Menschen Welt und Gott, Zeit und Ewigkeit gegeneinander abgewogen wurden? Wir kennen seine spinozisierenden Anwandlungen aus früherer wie aus späterer Zeit. Hier war etwas Verwandtes, auch ein Schauen auf das Welttreiben herab sub specie aeterni, nur nicht mehr trüb und pessimistisch, sondern still beseligt im Gefühl des Besitzes ewiger Güter. Er muß sich, auf dem Reinfelder Sofa neben seiner Schwiegermutter sitzend, gern mit ihr solchen Betrachtungen über den Strom der Zeit und daß Gott ihn doch lenke, wie er solle, hingegeben haben, und es muß ihm, bei allem Widerstreben gegen ihren Quietismus, sonderbar wohlig dabei zumute gewesen sein, nun einmal vom warmen Neste aus die Dinge der Welt schal und schlecht finden zu können. Liest man die Briefe an seine Schwiegermutter im Zusammenhange durch, so spürt man, daß ein aus solchen Betrachtungen gewebtes Band zwischen ihnen bestand. Er hat sich dem „Mutschchen" gern und mit Behagen angepaßt und ihre

[1]) Briefe S. 18 u. 56.

Sprache gesprochen, als er ihr später von Frankfurt aus 1851 schrieb: „Wenigstens sollst Du die Überzeugung haben, soweit menschlicher Vorsatz sie geben kann, daß ich mit Johanna gemeinsam an dem starken Stabe des Wortes Gottes wandeln will in diesem toten und ruchlosen Treiben der Welt, dessen Nacktheit uns in der neuen Stellung mehr zutage treten wird als früher, und daß meine Hand bis ans Ende unserer gemeinsamen Pilgerschaft in treuer Liebe bemüht sein soll, Johannas Wege zu ebnen und ihr eine warme Decke gegen den Hauch der großen Welt zu sein[1])."

Aber wir greifen fast schon über unser Thema hinaus. Waren es wirklich Reize einer mystisch angehauchten Frömmigkeit, die Bismarck im Reinfelder Gutshause gefunden hat, so hat er sie doch vermutlich erst nach seiner Bekehrung gefunden. Zuerst und entscheidend hat nicht der Geist des Puttkamerschen, sondern des Thaddenschen und Blanckenburgschen Hauses auf ihn gewirkt. Auch die relative Gleichgültigkeit, die Bismarck in seinem späteren Leben gegen die äußere Kirche, gegen die „Erbauung durch Predigermund" zeigt, braucht man nicht gerade aus Gichtelschen Einflüssen bei seiner Bekehrung abzuleiten. Die ganze Below-Thaddensche Bewegung teilte diese Gleichgültigkeit von Hause aus, weil eben die damalige Kirche sie abstieß. Heinrich v. Below, der Gegner Gichtelscher Lehre, hat sie auch sein ganzes Leben durch (er starb 1855) festgehalten und schließlich eine förmliche Sekte organisiert[2]). Thadden dagegen näherte sich seit Ende der zwanziger Jahre wieder der Landeskirche, weil es jetzt

---

[1]) Briefe S. 280, vgl. S. 323. Krauel hat in seinem hübschen Vortrage „Die Bekenntnisse des jungen Bismarck" (Tübingen, Mohr. 1901) schon kurz auf das nahe Verhältnis Bismarcks zu seiner Schwiegermutter hingewiesen.

[2]) Nach einem Bericht des Superintendenten Thym in Garzigar an das Kultusministerium vom 14. September 1845 (Geh. Staatsarchiv) ist das um diese Zeit geschehen. Über die Organisation selbst vgl. Wangemann S. 231 ff.

gläubige Pastoren gab. Er berief den Pastor Dummert aus Kammin, einen gewaltigen Bußprediger, nach Trieglaff und veranstaltete seit 1829 Konferenzen in seinem Hause, zu denen die gläubigen Pastoren, aber auch Laien aus ganz Pommern zusammenströmten[1]). Diese Trieglaffer Konferenzen wurden das eigentliche Senfkorn der Orthodoxie in der pommerschen Kirche. Als Marie v. Thadden einst getauft werden sollte, mußte man 20—30 Meilen weit nach einem gläubigen Pastor suchen. 1841 aber scharten sich 31 Prediger und 3 Superintendenten, das Jahr darauf gar 72 Geistliche auf der Trieglaffer Konferenz um Thadden[2]). Wie frohlockten die Freunde über diese „Hütte Gottes bei den Menschen". „Hier", jubelte Ludwig v. Gerlach, „ist der Pantheismus mächtig überwunden im geistlichen Frühling, wo alles sproßt von der Zeder bis zum Ysop[3])." Vor allem wohl befriedigte ihn, den Mann der objektiven Satzungen, der jetzt endlich wieder erreichte Anschluß an die Kirche. „Es war", schrieb er um 1845 an seinen Jugendfreund Thadden, „keine kleine Aufgabe, aus unserem mir bekanntlich höchst ehrwürdigen Pietismus und Herrnhutismus der zwanziger Jahre in evangelisches Kirchentum überzugehen. Diese Aufgabe ist uns einmal gestellt, aber als Antinomisten und Separatisten können wir sie nicht lösen." Ganz so kirchlich, wie er ihn wünschte[4]), fand er dabei seinen Freund immer noch nicht. Und es steckte auch noch in diesen Trieglaffer Konferenzen ein stark subjektivistisches Element, ein Nachhall jener aufgeregten Erweckungszeit von 1820. Ein Teilnehmer der Konferenz von 1837 erzählt, wie mancher bei Ansprache und Gebet geschluchzt und sich in den Staub geworfen habe. Dann knieten alle nieder und reichten sich die Hände, weinend und betend, in seligen Schauern. Unter

[1]) Wangemann, Sieben Bücher preuß. Kirchengeschichte 1 (1859), 67 ff. Reuß S. 43 ff.

[2]) Reuß S. 53. Wangemann, Sieben Bücher ꝛc. 1,72.

[3]) Reuß S. 56.

[4]) Reuß S. 75 f.

Thränen sangen sie ein Lied und fielen sich dann zärtlich um den Hals[1]). Aber fast scheint es so, als sei die aufsteigende realistische Stimmung der vierziger Jahre auch an diesen frommen Männern nicht spurlos vorübergegangen, fast scheint es, als habe man auf den Konferenzen der vierziger Jahre weniger geschluchzt und mehr — in aller Ehrbarkeit und christlichen Liebe natürlich — gescherzt. Der Thadden der vierziger Jahre, der „Tyrann von Trieglaff", mit seinem barocken, aber fröhlichen Humor, mit seinen phantasievollen Einfällen, seiner gutmütigen Freundlichkeit gegen jedermann und dabei immer der Edelmann von feinster Sitte[2]), er mutet uns doch etwas anders an als der Jüngling von 1819, der sich schwärmerisch versenkt in das Blut und die Schmach Christi. Die Trieglaffer Konferenzen waren also jetzt nicht nur heilige, sondern auch frohe Tage. Da fuhren dann im Juli zwischen Heu- und Roggenernte die großen vierspännigen Erntewagen von Trieglaff nach allen Himmelsgegenden aus, um die Gäste einzuholen. Der Missionsochse und das Missionsschwein wurden geschlachtet, die Wagenremise zum Speisesaal hergerichtet und mit Kränzen geschmückt. Man betete und sang übrigens nicht nur in den Konferenzen, sondern verhandelte über die schwebenden kirchlichen Fragen, Verhältnis zur Union, Wiedertrauung Geschiedener u. a. Wer sich dabei als Streithahn erwies, dem klebte wohl der Tyrann von Trieglaff einen Hahn aus Goldpapier an die Zimmertür.

Man kennt diese Art von harmlos-einfacher Geselligkeit und christlichem Humor aus dem Familien- und Vereinsleben der christlichen Kreise in Norddeutschland. Sie gehört mit zum Stil ihres Lebens und hat nicht selten etwas Stilisiertes und Geziertes angenommen, führt auch wohl einmal, wenn die Vergnügungssucht groß ist, zu einer kleinen pia fraus. Fromme Leute lassen z. B., wenn sie Hochzeit geben, zwar

[1]) Wangemann, Sieben Bücher 1, 68.

[2]) Vgl. die Charakteristik der Darmstädter Kirchenzeitung bei Reuß S. 77 und Wangemann, Sieben Bücher 1, 73.

nicht „tanzen", aber einen „christlichen Reigen" aufführen. So weit war man noch nicht im Thaddenschen Hause. Bei der Hochzeit Marie von Thaddens mit Moritz v. Blanckenburg, bei der, wie wir uns erinnern, Bismarck die Freundin der Braut, Johanna v. Puttkamer, wahrscheinlich zum erstenmal sah, wurde der noch herrschenden Tradition gemäß überhaupt nicht getanzt. Aber jener von Ernst und Heiterkeit gleichmäßig durchwehte, seiner selbst gewisse christliche Geist stand damals gerade in erster Blüte. Und er ist es doch gewesen, der Bismarck zuerst hineingezogen hat in diesen Kreis. Shakespeare, Gebet und Ananasbowle hintereinander an einem Abend vorgesetzt zu bekommen, erst belustigte ihn das, dann gefiel es ihm. Erst mußte er sich menschlich heimisch hier fühlen, mußte er hier etwas finden, was er brauchte und noch nicht hatte, ehe es ihm einfallen konnte, sein Auge auf eine Tochter dieses Kreises zu werfen. Und nun darf man wohl fragen, ob Bismarck, wäre er ein Vierteljahrhundert zuvor zu diesen Menschen gekommen, als ihre religiöse Ekstase lichterloh brannte, als die Mägde in den Versammlungen in Verzückungen gerieten und jeder ungläubige Pastor als Baalspfaffe galt, — ob seine gesunde Natur da wohl auch jenes Wohlsein empfunden haben würde, wie jetzt, wo die Hitze in ein wärmendes Feuer übergegangen und die Gesinnungen milder und toleranter geworden waren. „Gott gab," so erzählte Moritz v. Blanckenburg von seiner Hochzeit[1]), „daß die äußerste Innigkeit und Herzlichkeit alle verschiedenen Gesinnungen bedeckte. Es war, als ob die Liebe, die uns segnete, auch die ganze Gesellschaft heilig berührte." Ohne die Erschütterungen, die vorausgegangen waren, wäre vielleicht auch dieser Zustand der Harmonie, wie er jetzt erreicht war, nicht denkbar, ohne die Stürme vorher vielleicht die Luft jetzt nicht so balsamisch gewesen. Aber der Subjektivismus der älteren Zeit mußte auch wohl den Anschluß an die reale Welt, an die objektiven

[1]) Reuß S. 68.

Ordnungen und die natürliche Menschlichkeit erst wieder erreicht haben, ehe ein Bismarck gewonnen werden konnte.

Das war die Gunst der Konstellation für die christliche Lebensanschauung. Ihre Schale sank, gefüllt mit dem, was Bismarck brauchte, damals nieder, während die Schale der liberalen Weltanschauungen, wie wir sahen, emporschnellte.

Bis zu diesem Punkte wollten wir unsere Untersuchung diesmal führen; nur die Voraussetzungen für den Eintritt Bismarcks in den christlich-germanischen Kreis, nicht die Stellung, die er in diesem dann eingenommen hat, wollten wir charakterisieren. Es hat sich ergeben, daß unter diesen Voraussetzungen die Politik wahrscheinlich nur eine verhältnismäßig bescheidene Rolle gespielt hat. Nicht in erster Linie das Staatsideal, sondern das Lebens- und Gottesideal dieses Kreises hat ihn angezogen, Glaube, Liebe und Lebensdrang haben ihn hineingeführt. Mit festen und gewissen Tritten trat Bismarck in den neuen, Friede und Glück ihm verheißenden Kreis ein, ohne das Opfer seiner Persönlichkeit zu bringen, mit dem so mancher den Frieden dieser Kreise erkauft hat. Ein unendlich reizvoller und wichtiger Prozeß ist es, wie sich Bismarck nun selbst behauptet und durchsetzt und aus dem Schatze des Glaubens, der ihm geboten wird, mit prüfendem Auge genau nur so viel entnimmt, als seine Persönlichkeit bedarf. Künstlerisch anschaulicher als Bismarck selbst in seinen Briefen kann wohl niemand diesen Prozeß schildern. Für seine wissenschaftliche Erfassung aber haben die drei oben genannten Schriften bereits die Grundzüge geboten. Ich kann mich freilich nicht mit allem darin einverstanden erklären. Die Parallelen, die Lenz zwischen Luther und Bismarck, dem Helden des Glaubens und dem Helden der Tat, dem Verächter und dem Bewunderer des Jakobusbriefes, zieht, scheinen mir einige unrichtige Züge in Bismarcks Wesen hineinzutragen, und das Wort Müsebecks, daß Bismarck seine Persönlichkeit in den Dienst seines Glaubens gestellt habe, möchte ich eher um-

kehren: Sein Glaube diente seiner Persönlichkeit. Die feinen Ausführungen von Baumgarten über das Independentistische in Bismarcks Christentum führen auch gerade darauf hin[1]). Aber wohin gerieten wir, wenn wir dieser Frage mit allen ihren Verzweigungen und Konsequenzen nachgehen wollten. Und da wir nur ein kleines Stück Weges aufwärts suchen und festlegen wollten, müssen auch wir uns bescheiden, daß wir mit begrenztem Gesichtskreis gearbeitet haben und daß ein Blick aus freierer Höhe uns vielleicht über manche irrige oder unnütze Richtung unseres Weges belehren könnte.

---

[1]) Auch Marcks, Bismarcks Ged. u. Erinn. S. 154 und, etwas malitiös, Bamberger, Bismarck Posthumus S. 19 haben es schon bemerkt.

Bismarcks Jugend.

(Neue Rundschau 1909.)

Seit Jahren wußte man in historischen Fachkreisen, daß Erich Marcks an einem großen Werke über Bismarck arbeite und daß, wenn ihm auch, wie jedem andern Forscher seit Sybel, der Zugang zu den Berliner Staatsakten auf absehbare Zeit wohl verschlossen bleiben wird, doch durch den Fürsten Herbert die Friedrichsruher Papiere im weitesten Umfang dafür zur Verfügung gestellt worden seien. Und da Marcks zu den ganz wenigen unserer heutigen historischen Zunft gehört, deren literarische Persönlichkeit noch einmal durchgeschlagen hat und den Gebildeten der Nation etwas bedeutet, so durfte man hoffen, daß hier das Werk über Bismarck entstehe, das man sich wünscht, das große wissenschaftliche Monument für Bismarck nicht nur, sondern auch für das, was unserer Generation Bismarck bedeutet, ein tief forschendes, groß empfindendes, weitschauendes Buch, das, die unholden Heerhaufen der Bismarckfanatiker, Bismarckhasser und Byzantiner rechts und links lassend, den Weg zu derjenigen Wahrheit über Bismarck findet, die das Auge unseres Geschlechtes zu fassen vermag. Nur tauchte im Kreise der Freunde und Verehrer von Marcks hier und da wohl der Zweifel auf, ob seine Art, die so unvergleichlich Seele und Geist der Zeiten und der einzelnen in ihrem Farbenspiel wiederzugeben vermag, weil er hinter den sichtbaren Farben auch den tieferen Lebensgrund kennt — nicht vielleicht zu blühend sein werde für das Harte und Furchtbare in Bismarcks Wesen. Nun ist der erste Band seines auf

vier Bände berechneten Werkes vom Cotta-Verlage in die Welt gesandt. Wir wissen wohl, daß das Urteil eines persönlichen Freundes, um vor der Welt zu gelten, nach Strenge streben muß, aber wagen es doch zu sagen, daß alle jene Hoffnungen auf das Buch erfüllt und jene Befürchtungen widerlegt zu werden scheinen. Es ist möglich, daß die folgenden Bände nicht ganz so viel tatsächliche Information bringen werden wie dieser erste, der eigentlich für alle Abschnitte der Bismarckschen Jugendentwicklung bis 1848 neue, zum Teil überraschend reiche und schöne Quellen benutzen konnte. Was Marcks aber aus seinen neuen Quellen zu machen und was er den alten, längst bekannten an neuem Leben zu entlocken verstanden hat, verbürgt uns, daß er die Höhe seiner Meisterschaft erreicht hat. Die Jugendleistungen eines Geschichtschreibers können gemeinhin noch nicht wie die eines Künstlers Jugendkraft und Meisterschaft vereinigen, weil er neben dem Ingenium noch eines viel größeren Maßes von Erfahrung und Kontemplation bedarf. Wenn man den Bismarck von Marcks mit seinem Coligny und selbst seinem Kaiser Wilhelm vergleicht, so spürt man, wie seine Kunst und Forschung gewachsen ist, und das Beste, was man zu seinem Lobe sagen kann, ist wohl, daß sein neues Buch eine hohe innere Ruhe, Klarheit und Reife mit den Vorzügen vereinigt, die seine früheren Werke sofort emporhoben über das Niveau unserer heutigen, meist tüchtigen und ernsten, aber meist auch etwas unpersönlichen Geschichtschreibung. Jene Vorzüge bestanden in einer originellen Verbindung psychologischen, politischen und ästhetischen Feinsinns, wo dann die einzelnen Beobachtungen fragend, spürend, genießend, überaus reizvoll durcheinanderspielten, und das in einem ganz dafür geschaffenen Stile, der geschmeidig und farbig oft weich sich ergoß, oft aber auch überraschend bündig das Verschiedenartigste zusammenfaßte. Diese Art war, man hat es längst bemerkt, dem modernen Impressionismus wesensverwandt und teilte mit ihm auch etwas die flimmernde Nervosität. Man wird sie wohl auch in seinem Bismarck noch

empfinden, aber im ganzen zeigt er viel mehr epische Ruhe. Wie selten gelingt es einem modernen Menschen, intensives Mitleben mit seiner unruhigen Zeit mit innerer Sammlung und Versenkung in Eine große Aufgabe zu vereinigen. Es ist auch mit dem Stilleben eines deutschen Professors, dem ein großer Lehrerfolg und wachsende Schülerzahlen beschieden sind, heute vorbei, und während man früher von Hamburg nach Heidelberg hätte gehen müssen, um der Muse der Geschichtschreibung zu dienen, mußte Marcks aus Heidelberg nach Hamburg ziehen, um seinen „Bismarck" in Ruhe schreiben zu können. Wir entbehren ihn nun am Oberrhein, aber dürfen uns unendlich freuen, daß ihm das innere, stille Ausreifen seiner Leistung beschieden worden ist. Es ist alles an ihr, man sieht es, immer und immer wieder durchdacht und erwogen worden. Der Reichtum der Gesichtspunkte, Fragestellungen und Abtönungen ist noch ebenso groß wie früher, aber wird jetzt überlegener zusammengefaßt und ruhiger vorgetragen. Ein leichter Stilunterschied ist vielleicht zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Buches wahrzunehmen. Die erste Hälfte zeichnet sich ganz besonders durch jene ruhigere Ökonomie und Vereinigung von Fülle und Ausgeglichenheit aus, während das bewegtere und mannigfaltigere Leben mit seinen zum Teil ganz neuen Tatsachen, das in den späteren Kapiteln zu schildern war, wieder etwas mehr in der älteren Weise des Verfassers erzählt wird. Jenes Bedenken aber, das man hatte, daß der monumentale Gegenstand durch die Marcksche Betrachtungsweise vielleicht zu üppig umrankt werden möchte, wird jetzt nicht mehr laut werden.

Vielmehr ist es die Schönheit dieses Buches, daß es, so viel es auch sagt, doch noch mehr ahnen läßt, als sagt. Die Biographie muß ihre Ziele ganz verschieden sich stecken je nach der Größe ihres Gegenstandes. Je größer er ist, um so enthaltsamer muß sie sein, weil sie doch nicht hoffen kann, ihn ganz in Worte und Sprache umzusetzen, weil er hinausragt über ihre Mittel und weil jeder Versuch, es doch mit ihnen zu zwingen,

als eine fehlschlagende Vergewaltigung erscheint. Shakespeare und Goethe können wohl Gegenstände intensiver ästhetischer und geistesgeschichtlicher Monographien werden, aber ihre Biographien müssen, wenn sie erträglich sein wollen, bescheiden auftreten. Dem großen Staatsmanne gegenüber hat es die biographische Kunst leichter, weil seine Motive und Handlungen von realerer Beschaffenheit sind. Die Aufgabe, die organischen Grundkräfte seiner Persönlichkeit und seines Werkes nachzuweisen, ist auch nicht unlösbar, aber wie steht es mit der Erklärung der einzelnen singulären Momente seiner Entwicklung, der Entscheidungen vor den Scheidewegen und zumal vor den Scheidewegen des Jugendlebens, wo der innere Kern der großen Persönlichkeit noch verhüllt ist und doch schon vorhanden gewesen sein muß und wirksam gewesen sein kann? Auch hier bleibt oft nichts übrig, als sich zu bescheiden und zu konstatieren: „Über Wolken nährten seine Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch." Solcher Wolken gibt es in Bismarcks Jugendleben mehr, als die oberflächliche Kritik oder der simple Heroenkultus weiß. Marcks zeigt sie und führt uns dicht an sie heran, aber hält mit taktvoller Scheu dann inne und läßt uns nur das Rauschen dahinter hören. Man möchte sagen, sein Buch ist nicht, konnte nicht sein und durfte nicht sein wollen die ganze Melodie des Bismarckschen Jugendlebens; es ist nur eine wundervolle Begleitmusik zu ihr, die in ihrer ganzen Folge überhaupt nicht wiederherzustellen ist, aber man glaubt sie doch immer leise mitklingen zu hören über den Akkorden, die der Verfasser anschlägt.

Die erste der Fragen, die man stellen muß und doch nie ganz beantworten kann, ist die nach dem väterlichen und mütterlichen Erbteil Bismarcks. Nicht nur Vater und Mutter, sondern, um die Ansprüche der Deszendenztheorien zu befriedigen, die ganzen Ahnenreihen mußten gemustert werden und ergaben schließlich doch nur wenige, nur für das Allgemeine ausreichende Spuren. Die Tradition der väterlichen Ahnen wies mehr auf den behaglichen Landedelmann als auf den

Ehrgeiz des Hof- und Staatsdienstes. Der Vater war ein guter Kerl, der schwere Krankheiten mit noch schwereren Weinen bekämpfte, wie es ähnlich der Sohn vor Schweningers Eingreifen ja auch gemacht hat. Die derberen Instinkte, aber auch die das Gemüt bewegenden Erinnerungen waren unzweifelhaft Bismarckischer Herkunft, während man die geistige Begabung gern an den Gelehrtenstamm der Menckens anknüpft. Verstandesschärfe, Ehrgeiz und innere Kälte, auch Reizbarkeit und Zartheit der Nerven waren seiner Mutter Wilhelmine eigen. Die Schwächen ihres Charakters aber waren von der Art, daß sie, wenn sie ihrem Sohne etwa im Leben nicht als Mutter, sondern als Weib begegnet wäre, keinen schärferen und unbarmherzigeren Beurteiler wohl gefunden haben würde, als gerade hin. „Die reinste Frauenklugheit besaß die kluge Frau nicht"; es reichte nicht aus bei ihr, sie unternahm Dinge, die sie nicht leisten konnte, ihr Empfinden war nicht ganz echt. Menckensch hat Bismarck, so urteilt Marcks, offenbar nie empfunden, „den bürgerlichen Ehrgeiz seiner Mutter stieß er unwillkürlich zurück". Diese unwillkürliche Wahl, die er traf zwischen Bismarckschem und Menckenschem Erbteil, oder allgemein gesagt, zwischen der Sphäre des preußischen Landadels und der Sphäre des preußischen Beamtentums, war die erste Grundentscheidung seines Lebens, und so unwillkürlich und naturhaft bestimmt sie auch erscheinen mag, so ist es doch schon der Auftakt seiner eigenen Lebensmelodie, — um mit seinen eigenen späteren Worten zu sprechen, etwas von der „Musik, wie ich sie für gut erkenne". Bestimmtheit und Spontaneität sind die beiden Seiten jeder historischen Individualität, die wir doch nur wider besseres Wissen in zwei Seiten zerlegen, weil unser Geist nicht imstande ist, ihr tatsächliches Ineinander klar zu durchschauen.

Wie mit dem Menckenschen Erbteile, so verfuhr die Bismarcksche Jugendnatur auch mit den ihr durch Schule und Leben zukommenden Bildungseinflüssen. Das humanistische Gymnasium, das damals in seiner Blütezeit stand, gab ihm

vielleicht, so wird man jetzt urteilen dürfen, eine nicht verächtliche intellektuelle Schulung, auch einen gewissen Bestand von humanistischer Bildung, aber weckte nicht den inneren Menschen in ihm. Ebensowenig hat das dann die deutsche Universität vermocht. „Die Universität war nur eben sein Aufenthalt, er ging den Weg des jungen Weltmannes", der über Korpskneipe, Paukboden, elegante Gesellschaft zum Repetitor führte. Von den großen oder bedeutenden Lehrern, die er hätte hören können, wenn es ihn dazu getrieben hätte, war der einzige, der ihm vielleicht — über bloße Vermutungen kommt man nicht hinaus — etwas gegeben hat, der Göttinger Historiker Heeren. Bismarck wollte Diplomat werden, Heeren war der damalige Diplomatenbildner und lehrte einen historisch-politischen Realismus, eine Würdigung der Staatsnotwendigkeiten und Machtkämpfe, die aus der politischen Tradition des ancien régime noch stammte und so ein gewisses geschichtliches Bindeglied zwischen dieser und der späteren Bismarckschen Staatskunst darstellt. Aber wer möchte bestimmt behaupten, daß es dies auch für Bismarck subjektiv und persönlich in besonderer Weise gewesen sei. Anderseits wird man aber auch die Vorstellung von dem intensiven Korpsstudententum Bismarcks jetzt etwas herabzustimmen haben. Äußerlich wurde es ja intensiv genug betrieben, aber die innere Hingabe, so selbstverständlich-jugendlich sie erfolgte, hatte ihre Schranken. Das damalige Korpsleben ließ überhaupt mehr Freiheit, und die Verkehrsbedürfnisse Bismarcks wurden in dem Kreise seiner bürgerlichen Korpsbrüder aus Hannover auch nie ganz gedeckt. In der Wahl seines persönlichen Umgangs in Göttingen und Berlin, des Amerikaners Motley, der baltischen Grafen Keyserling, kann man schon höhere geistige Ansprüche spüren, wie sie Bismarck zeitlebens mit unfehlbarem Geschmacke an seine näheren Vertrauten gestellt hat. Und aus dem Spiegelbilde, das ein Motleyscher Roman von 1839 und die späteren Äußerungen Alexander Keyserlings von dem jungen preußischen Edelmanne geben, blitzt es schon selbstherrlich genug heraus. Er tobt sich

wohl aus, aber mit dem Bewußtsein, daß er dabei lernen will, die Menschen zu lenken; er disputiert und philosophiert als Kenner der großen Dichter und als extremer Skeptiker, zugleich aber mit kühnen Ausblicken auf seine eigene Zukunft, denn er glaubt nicht, daß Preußen sich noch lange eine Konstitution vom Leibe halten werde, daß dann der Weg zu äußeren Ehren frei sei, — „außerdem", soll er damals hinzugefügt haben, „muß man innerlich fromm sein". Man kann die Glaubwürdigkeit dieses oder jenes Zuges bezweifeln und doch nicht daran zweifeln, daß es im Verkehr mit jenen geistig hochgestimmten Freunden ab und an aus ihm gewetterleuchtet haben muß. Hören wir ihn selbst aus einem Briefe, den er 1835 als Auskultator schrieb: „Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird. Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen, doch das bleibt mir ja immer noch übrig." Dazwischen plagte ihn wohl der Ehrgeiz der Diplomatenkarriere und trieb ihn der Mißerfolg einer ersten Liebesflamme wieder in sich selbst zurück, wo er dann vier Wochen im einsamen Schlosse zu Schönhausen aushielt und in die Schweinslederbände der Bibliothek, in Voltaire und Spinozas Ethik sich vergrub. Es ist gar nichts Ungewöhnliches und Absonderliches an diesen Erlebnissen des jungen, stolzen und begabten und in seiner Begabung noch so lässigen Kavaliers, aber man verfolgt sie mit gespanntem Interesse, nicht nur weil überall Keime und Ansätze zu späteren Zügen der Bismarckschen Persönlichkeit dabei auftauchen, sondern auch weil sie helfen müssen, die große Frage nach dem Verhältnis des jungen Bismarck zu den Lebensmächten seiner Zeit, zum preußischen Staate, zur nationalen Idee, zur deutschen Bildung zu beantworten. Und da kann es gar kein Zweifel sein, daß diese allgemeinen Mächte ihn innerlich damals noch

kaum irgendwie gepackt haben. So selbstverständlich er den Preußen, wo es im Verkehre darauf ankam, herauskehren konnte, so wenig scheint ihm die preußische Staatsidee zu tieferem seelischen Bewußtsein gekommen zu sein, und ähnlich steht es mit seinen deutschen Empfindungen. Wenn man nach seinen beiden Referendarsarbeiten von 1836 urteilen darf, so lagen ihm die allgemeinen Weltanschauungsfragen immer noch näher wie die Fragen des Staatslebens, — aber es fehlte noch überall die eigentliche Leidenschaft und Wärme. Interessant sind, worauf ich vor Jahren schon hingewiesen habe, die spinozistischen Anklänge, die sich in einzelnen Äußerungen von kühlem Intellektualismus, aber doch nicht ohne eine gewisse strenge Größe zeigen. Die Geister seiner Zeit bewegen und treiben ihn nicht, haben ihn freilich ja auch später niemals eigentlich getrieben, aber er selbst war auch noch kein Treibender. Wer möchte bezweifeln, daß alle Kräfte und Energien in ihm schon bereit lagen, um sofort, wenn das Schicksal es ihm gewährt hätte, aufzuspringen wie der junge Alexander und der junge Friedrich II. Aber in den schläfrigen Zuständen und Aussichten seines Heimatsstaates blieb seiner Natur nichts anderes übrig, als vorläufig dahinzuschlendern und das Leben zu genießen mit kühler Skepsis und einigen unerfüllbaren großen Bedürfnissen im Herzen. Ein solcher Mensch in solcher Lage ist dann freilich Explosionen seiner eingeschlossenen Kräfte ausgesetzt, die seinem Lebenswege eine jähe Wendung geben können. Er hatte damals zunächst den Wunsch, unmittelbar in die diplomatische Laufbahn einzutreten, scheiterte damit aber an dem generellen Mißtrauen des Ministers Ancillon gegen die diplomatische Befähigung des Landadels. Bismarck sollte nach seinem Rate den Umweg über die Verwaltungslaufbahn nehmen und wurde damit erst recht zurückgedrückt in Verhältnisse, die für ihn zu klein waren. In Aachen, wo er als Regierungsreferendar arbeiten sollte, ist er dann — wir erfahren jetzt den eigentlichen Verlauf erst, aber auch nur in allgemeinen Zügen — regelrecht durchgebrochen. Er stürzte sich in den

Trubel der Aachener Badegesellschaft, las dazwischen wohl den englischen Hamlet und Richard III., verliebte sich nacheinander jählings in zwei schöne Engländerinnen, reiste der einen oder der andern im Juli 1837 nach Wiesbaden nach, „liebelnd, bechernd, würfelnd", reiste weiter, seinen Urlaub eigenmächtig um viele Wochen überschreitend, und meldete aus Straßburg einem Freunde seine Verlobung mit „einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit". So ging es im September bis nach Bern, wo es vielleicht schon zur Ernüchterung, zum Bruche und zur Umkehr gekommen ist. Dann kam die schale Neige dahinter; Ärger mit der Regierung, Forderungen der Gläubiger, Versinken in Schweigsamkeit gegen die Eltern. Aachen wurde für ihn unmöglich, aber die Versetzung nach Potsdam machte seinen inneren Menschen auch nicht lustiger für das Bureaukratendasein. Sein Schicksal war in ihm, nicht in der Laufbahn, die ihn von vornherein angegähnt hatte. Einen entscheidenden Anstoß, den Staatsdienst aufzugeben, erhielt er durch die schlechte Lage der väterlichen Güter. Er wurde Landwirt und rechtfertigte den Verwandten gegenüber seinen Entschluß durch jenen großartigen Brief von 1838, den man seit 1900 aus der Veröffentlichung seiner Briefe an Braut und Gattin kennt. Hier zeigt er die Löwenklaue einer Kraft und eines Ehrgeizes, die für den langweiligen und die Individualitäten erdrückenden Beamtenstaat Preußen zu groß waren. Er rühmte dagegen die Staaten mit freier Verfassung, erklärte Peel, O'Connell, Mirabeau für seine Ideale — aber es wäre ein grober Irrtum, daraus auf ausgeprägte Überzeugungen im Sinne des Zeitliberalismus, wie er sich oberflächlich wohl noch in seinen Referendarsarbeiten gespiegelt hatte, schließen zu wollen. Es war das „Mitspielen bei energischen politischen Bewegungen", was ihn so unbändig reizte, es war die Möglichkeit politischen Heldentums, die ihm die Staaten mit parlamentarischer Verfassung begehrenswert machte. Noch immer — das ist das Bezeichnende und vom Biographen jetzt mit Recht scharf Betonte — war kein Wort

dabei von „weitgespannten, geistig allgemeinen Idealen", sondern der „Drang der eigenen Persönlichkeit stand weit voran", und die Freiheit im allgemeinen lobte er deswegen, weil sie die Freiheit für ihn bedeutete, Herr werden zu können. Da er es in der Welt nicht werden konnte, so wollte er es nun auf seinem hinterpommerschen Gutshofe sein.

Seine Gutsherrenjahre in Kniephof und Schönhausen zwischen 1839 und 1846 brachten dann die entscheidende innere Wendung in seinem Leben, von deren Verständnis das Urteil über Bismarck überhaupt ganz wesentlich abhängt. Nichts ist leichter und einem gemeinen kritischen Verstande, zumal wenn er von politischen Antipathien etwas bewegt wird, einleuchtender, als den ganzen Bismarck aus dem grandiosen Herrscheregoismus jenes Briefes von 1838 abzuleiten und ihn eines inneren ideellen Verhältnisses zu den geistigen Mächten seiner Zeit für unfähig zu erklären. Seine Bekehrungs- und Verlobungsgeschichte von 1846 ließe sich dann, ohne daß man an eine ganz grobe Unwahrhaftigkeit zu denken brauchte, als eine unwillkürliche Anpassung dieses Granitblocks an die Schichtungen seiner Zeit deuten, denn die Verlobung und der Eintritt in den christlich-germanischen Kreis erlöste ihn aus der Einsamkeit, in der er bis dahin lebte, und führte ihn derjenigen Gruppe von Persönlichkeiten zu, die den König und den Thron unmittelbar umstanden. Und so kann man weiter gehen und seinen ferneren Aufstieg zur Macht und jeglichen Gebrauch, den er von ihr des weiteren gemacht hat, aus dem allgemeinen Weltgesetz der Anpassung erklären wollen. Aber als ob man mit diesem „Gesetze" in der Geschichte jemals mehr als den äußeren Mechanismus des Geschehens umschreiben könnte, während über dessen Innenseite, Sinn und Wert damit noch gar nichts ausgesagt ist. Einem Bismarck gegenüber muß man gewiß realistisch sein bis zum äußersten, aber der Realismus im höchsten Sinne begreift auch die Würdigung des Ideellen als einer selbständigen Macht im Menschenleben in sich. Daß es auch in Bismarcks Leben sich jetzt als solche entfaltete, ist eine Grund-

überzeugung des vorliegenden Buches, die auch wir teilen und selbst schon früher zu begründen versucht haben. Damals stand uns als Dokument der inneren Wandlungen, die Bismarck seit 1839 durchgemacht hat, im wesentlichen nur der Werbebrief zur Verfügung, den Bismarck Ende Dezember 1846 an Herrn v. Puttkamer auf Reinfeld gerichtet hat. Seine Wahrhaftigkeit drängte sich subjektiv zwingend auf und man konnte von ihm aus dann, vorsichtig weitergehend, die psychologischen und geistigen Konstellationen erraten, unter denen die Wandlung vor sich gegangen ist. Marcks hat nun nicht nur das Glück, sondern das hohe Verdienst, durch umfassende und umsichtige Nachforschungen bei den Nachkommen aller in Betracht kommenden Persönlichkeiten ein kostbares Material von gleichzeitigen Briefen aus den christlich-germanischen Kreisen Hinterpommerns gesammelt zu haben, durch das nun, man darf wohl sagen, fast jedes Wort jenes Werbebriefes bestätigt wird. Es ergibt sich daraus ferner, daß Bismarck in ihm, ganz in der Art seiner späteren Staatsschriften, eigentlich nur eine Quintessenz von Erlebnissen wiedergegeben hat, die viel farbiger, zarter und romantischer gewesen sind, als sein strenger und gedrungener Bericht es ahnen läßt. Hinter solchen Blättern und Blüten und allem Reigen von Herzen zu Herzen gewahren wir aber, und das ist das wichtigste, das organische Reifen des Bismarckschen Geistes selbst. In den Relationen zwischen Bismarck und seiner Umwelt trat zuerst und ganz natürlich hervor die Reaktion einer zu großen Kraft gegen eine zu kleine und doch durch ihren Massendruck ihn niederhaltende Umgebung. Sich selbst nur durchzusetzen war sein höchster Gedanke, von einem irgendwelchen Ideendienst war keine Rede, und so fehlte der innere Kitt zwischen ihm und den inneren geistigen Lebensmächten seiner Zeit. Es sind Kraftnaturen in der Geschichte denkbar, die fast ohne jede innerliche Relation zu ihrer Zeit durch sie hindurchstürmen und sie unter sich zu beugen versuchen, aber das Beispiel Napoleons zeigt die Schranken solchen Versuches. Mit Bismarck stand es wesentlich anders.

Neben dem Drange des gewaltigen Ich entwickelte sich nun vielmehr als sein zweiter Grundtrieb der Drang nach Anerkennung eines Höheren und Allgemeinen. Die Größe und Dauer seiner späteren Erfolge beruhte darauf. Mag man das nun wieder geniale Anpassung nennen — wir meinen, es ziemt sich zuerst und vor allem, von innen her zu verstehen, was von innen her entstanden ist.

Schon in seiner kalten und ideenarmen Jugend lagen ihm, so sahen wir, die Weltanschauungsfragen immer noch näher als die politischen Dinge, die er nach seiner Weise als Trauben, die zu hoch hingen, recht gleichgültig behandelte. Aber das Bedürfnis nach einer großen und seinem Geiste gemäßen Weltanschauung war in ihm zweifellos schon früh lebendig. Groß und kalt war das erste Weltbild, das er sich aus deistischen und pantheistischen Ingredienzien zusammensetzte. Er hielt es auch in seinen Kniephofer Jahren zunächst fest und bestätigte es sich durch die Lektüre der freigeistigen Tageslektüre Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer. Sein trostlos-erhabener Gedanke, daß der Mensch nur Staub vom Rollen der Räder sei, war der genaue Reflex seiner eigenen Lebenslage. Das selbstgewählte Dasein füllte ihn noch nicht aus. So heiß er die mütterliche Erde und Feld und Wald liebte, so zyklopisch ungebunden er als Junker von Kniephof sich jetzt ergehen mochte — es war noch nicht genug. Daß er sich 1841/42 abermals ernstlich verliebte, diesmal in ein Fräulein Ottilie v. Puttkamer, und von der Mutter schließlich einen Korb erhielt, hat ihn erst recht in den Trübsinn hineingejagt. Wir hören jetzt aus dem Jahre 1843 von ungewöhnlichen Reiseplänen; er dachte an Amerika und Indien, wo er vielleicht unter englischen Fahnen Dienst nehmen könne. „Ich treibe willenlos", seufzte er 1844, „auf dem Strome des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblicks, und es ist mir ziemlich gleichgültig, wo er mich ans Land wirft." Er versuchte in demselben Jahre seine Referendarstätigkeit in Potsdam wieder aufzunehmen, stieß aber dort schon nach

wenigen Tagen mit seiner Stirn an das Joch an, das die Bureaukratie solchen Naturen gern entgegenstellt, und kehrte auf sein Gut zurück, — ungebeugt, unzufrieden, einsam.

Wie kam er aus dieser unfruchtbaren Einsamkeit, aus diesem Dilemma zwischen Ich und Welt heraus? Wie wuchs er endlich hinein in seine Zeit, die ihm bisher noch keine für ihn passende Wurzelschicht hatte bieten können? Wenn man sich dem Eindrucke der wunderschönen und reichen Erzählung von Marcks überläßt, so kann die Antwort nur sein, wie so oft in solchen Fällen, daß es keine überraschende und seltsame psychologische Verkettung, sondern das stille Wirken der Natur in Bismarck selbst war, was ihn allmählich gewandelt, oder richtiger gesagt, das in ihm Schlummernde zum Leben erweckt hat. Aus kleinen, zuerst nicht einmal ganz sicheren, dann aber immer deutlicher werdenden Anzeichen kann man erkennen, daß er positiver wurde, daß reale Fragen von allgemeinerem Werte ihn beschäftigen, daß der kleine Lebenskreis, zu dem er als Landjunker verurteilt war und der doch für ihn viel zu klein war, ihn innerlicher umfängt und ihm wertvolle Güter zu bieten vermag. In derselben Zeit zu Beginn der Vierziger, wo es am tiefsten herunterging mit seinem Lebensgefühl, begann er über öffentliche Interessen zu sprechen, verhöhnte in einem damals vom Redakteur zurückgewiesenen Zeitungsartikel über Jagd den Adelshaß der Zeitungsschreiber und griff noch höher mit dem Worte, das er 1842 fallen ließ: daß es das Hauptziel der Gewaltigen auf Erden sei, ihr Herrschaftsgebiet auszudehnen und daß auch für das Königreich Preußen diese Zeit noch einmal kommen werde. Dann begann er sich für die ritterschaftliche Selbstverwaltung zu interessieren und hoffte von seiner Übersiedlung nach Schönhausen 1845/46, fester in ihr Fuß zu fassen als Deichhauptmann, Landrat, Abgeordneter zum Provinziallandtag. Seit Anfang 1846 warf er sich energisch auf eine Frage, die ihn sogleich in weitere Beziehungen führte und in Fühlung brachte mit den Tendenzen des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seiner frommen christlich-romantischen Freunde. Es war

die Frage, wie man die bröckelig gewordene Institution der ritterschaftlichen Patrimonialgerichte neu beleben könne. Und schon bei dieser ersten Berührung mit der Partei, in und aus deren Reihen er in den nächsten Jahren emporwachsen sollte, zeigte sich die innere Grundverschiedenheit der Elemente, die hier zusammenrückten. Die Parteigänger Friedrich Wilhelms IV. schätzten die Patrimonialgerichte als wichtiges Stück der christlich-germanischen, historisch-romantischen Staats- und Lebensordnung, — Bismarck aber kam es, so erfahren wir jetzt, ausschließlich auf die Behauptung ritterschaftlicher Selbständigkeit gegenüber dem Staate und, man muß selbst sagen, auf Kosten des Staates an, denn die eigentliche Reform, die Beseitigung der Mängel, war ihm ganz Nebensache dabei. So strebte er nun eifrig nach ritterschaftlich-ständischer Selbstbestimmung gegenüber dem Staate, dem modernen Beamtenstaate. Hatte er ihm zuvor, nach kurzer, lässiger Beaugenscheinigung den Rücken gekehrt, so nahm er jetzt eine Art von Frontstellung gegen ihn ein und suchte gewissermaßen die negativen Erfahrungen der Jugendjahre in positive Gedanken umzusetzen. Freilich, da er sich selbst zugleich klarmachte, wie schwach es mit dem ritterschaftlichen Korporationsgeist seiner kornbauenden Gutsnachbarn bestellt war, so wird man kaum annehmen dürfen, daß ihn der Kampf für eine von vornherein halb verlorene Sache auf die Dauer interessiert hätte. Immerhin, er zeigte den entschlossenen Willen zu politischer Arbeit selbst mit begrenzten Zielen und den positiven Drang nach organisierter Macht und Selbständigkeit, und sei es auch nur auf dem eigenen Hofe. Die jugendlichen Gelüste nach politischer Macht im großen beginnen zur Lust an der politischen Macht, wo man sie überhaupt nur ergreifen kann, zu werden. Sein Verhältnis zu Staat und Macht war im Jahre 1838 gewesen: alles oder nichts. Jetzt hat er die Entschlußkraft gefunden, zunächst mit dem Etwas anzufangen. Das war das Ergebnis natürlicher Reife des Charakters und des ebenso natürlichen Einlebens in die heimatlich-ritterschaftlichen

Dinge, Aufgaben und Wünsche. Es war kein Erlahmen der Kraft zu höherem Fluge, sondern eine männliche Selbstbegrenzung, über die er sofort sich hinausschwingen konnte, wenn die Stunde ihn rief. Der Deichhauptmann hielt auch über den Strom im eigenen Innern Wacht, aber hätte sogleich sich in den kühnen Schiffer verwandeln können, wenn es freie Fahrt gegeben hätte.

Diese Entwicklung des stärksten seiner Triebe, des Dranges nach politischer Macht, aber fiel nun zusammen mit einer Entwicklung, Ausweitung und Veredlung des ganzen Menschen. Und diese erfolgte dadurch, daß er in das geistige Leben seiner Zeit jetzt so weit hineinwuchs, als er es seiner selbstherrlichen Natur nach vermochte. Er wurde nicht empfindsam oder gläubig oder romantisch im Sinne seiner Zeitgenossen, aber er ließ Liebe und Glauben, Sentimentalität und Romantik, die ihn zu umspinnen und einzufangen suchten, auf sich wirken, ließ sein starkes und stolzes Gemüt gleichsam auftauen durch sie und durfte sich so schließlich in Glaube und Liebe als Neugeborener fühlen. Es wirkt wie ein Roman, was Bismarck in dem Kreise seiner frommen und bekehrungseifrigen Nachbarn, Adolf v. Thaddens auf Trieglaff und Moritz v. Blanckenburgs auf Cardemin in den Jahren von 1844—46 erlebte. Moritz, ein Jugendfreund Bismarcks und seine Gattin Marie, die Tochter Thaddens, liefen Sturm auf ihn, um den „hinterpommerischen Phönix" den „großen interessanten Weltmann mit der gefährlichen Glätte" aus seiner Glaubens- und Friedlosigkeit zu erlösen. Er wurde belagert nach allen Regeln pietistischer Belagerungskunst. Moritz verriet ihm „in fast rasendem Vertrauen und unerschütterlichem Glauben", daß eine unheilbar kranke Dame seiner Verwandtschaft ihn liebe und nicht ruhig sterben könne, ehe sie den Ungläubigen bekehrt wisse. Moritz hielt ferner schon seit 1844 Mariens Freundin, die schwarze Johanne v. Puttkamer, für Bismarck als geeignete Partie bereit. Es war bei Marien nicht bloß Bekehrungseifer im Spiele. Sie hatte Feuer und Geist und einen Zug ins Phan-

taſtiſche, ſie las die Dichter und mit heimlichem Grauen und Wohlgefallen ſelbſt die unfrommen Dichter, ſie ſpielte mit Blumenſymbolik und pflückte für Bismarck eine blutrote Roſe, für ihren Gatten Moritz eine „tief ewigblaue Blume". Sie träumte von der großen Welt und von bedeutenden intereſſanten Menſchen. Und Bismarck ging auf ihre poetiſchen Neigungen ein und übertrumpfte ſie noch durch ſeine Schwärmerei für die ſchwarzen finſteren Helden Byrons. Marie v. Blanckenburg und Bismarck haben ſich ohne Frage viel bedeutet und viel gegeben. Die Beiden wären, ſo urteilt Marcks, wenn ſie noch frei geweſen wäre, wohl einander entgegengeflogen, und ſo rein das Verhältnis tatſächlich auch erſcheint und von allen Beteiligten aufgefaßt wurde, ſo meint er doch auch — ich hatte früher Ähnliches vermutet —, daß ihm ein leiſe erregender Unterton nicht gefehlt habe. Marie, ſo darf man beinahe ſagen, lebte für Bismarck ſpäter in Johanna fort, die ihr an Kraft der Empfindung ebenbürtig war, und in der Poeſie der Bismarckbriefe an Johanna ſteckt etwas von Marie Blanckenburg.

Zunächſt war Bismarck ja für Johanna noch nicht zu haben, aber auf einer mit ihr und den Blanckenburgs 1846 gemeinſam unternommenen Harzreiſe mit Mondſcheinnächten, Mendelsſohnſchen Liedern und religiöſen Disputen fing er Feuer an ihr und zeigte ſich auch religiös, als Moritz einen neuen Anſturm unternahm, zum Kapitulieren nicht mehr abgeneigt. Es iſt ja ſchon bekannt, wie dann die tödliche Erkrankung Mariens ihm im Herbſte 1846 das erſte Gebet zu Gott ſeit ſeiner Jugendzeit auf die Lippen drängte. Bei ihrem Tode ſagte er unter Tränen: Jetzt glaube ich an die Ewigkeit, oder es hat auch Gott nicht die Welt geſchaffen. Bald darauf bekannte er dem Freunde Moritz ſeinen Glauben und den Eltern Johannas ſeine Liebe.

Dieſes ganze Erlebnis iſt ein in ſeinen feineren Verzweigungen nicht mehr aufzulöſender Komplex. Wir haben das Wort vom Kapitulieren des Belagerten nicht im Ernſte gebraucht, denn wir müßten die ganze Bismarcknatur vergeſſen, wenn wir das für den Kern des Hergangs anſähen, was nur

das äußere Szenenspiel war. Wir dürfen, wenn wir alle allgemeine Kenntnis seines Charakters und alle besonderen Zeugnisse zusammenhalten, schon daran glauben, daß die Tiefen seiner Seele aufgewühlt waren und daß er, so stark auch seine Umwelt auf ihn eindrängte, in innerster Selbstbestimmung damals über sein Leben entschieden hat. Er entnahm, so habe ich es früher ausgedrückt, aus dem ihm dargebotenen Schatze des Glaubens genau so viel, als seine Persönlichkeit bedurfte. Was er davon nun wirklich zu fester Überzeugung übernahm, läßt sich dogmatisch wohl kaum genau fixieren, weil Bismarck selbst gar kein Bedürfnis nach dogmatischer Fixierung verspürte. Wir erfahren durch Moritz v. Blanckenburg, daß er noch im Februar 1847 sich nicht entschlossen hatte, an die Gottheit und Gottessohnschaft Christi schlechthin zu glauben. Das bedeutet, daß er damals das eigentliche Rüstzeug der Orthodoxie, die Lehre vom blutigen Versöhnungsopfer, noch nicht anzulegen geneigt war. Er hing sich, darf man vielleicht sagen, mehr an die Lehre Jesu als an die Lehre Pauli, ohne daß er darum doch den lebendigsten Kern des Paulinischen Christentums, Sündenbewußtsein, Abhängigkeitsgefühl und Erlösungsdrang, verschmäht hätte. Ihm war es genug, einen lebendigen, persönlichen, barmherzigen Gott und ein unmittelbares Verhältnis zu ihm wiedergefunden zu haben und damit einen schlichten, großen und kraftvollen Welttrost zu besitzen, den er bisher entbehrt hatte. Alle inneren Wendungen seines Lebens in dieser Zeit hängen ja überhaupt zusammen; alles, der neue politische Eifer, die neue Liebe, der neue Glaube, dient ja dazu, den Riß zwischen Ich und Welt, der ihn bisher gelähmt hatte, zu überbrücken. Diese neue Brücke, die er sich baute, machte ihn recht eigentlich erst aktionsfähig für alles Kommende.

Nur in einem Punkte habe ich mich mit dem Biographen auseinanderzusetzen. Die Gottesvorstellungen, die Bismarck jetzt annahm, waren zwar nicht schlechthin die des Kreises, der jetzt über seine Bekehrung sich freuen durfte, aber trugen

doch dessen Farbe, und die ganze Art der Bekehrung und alle damit zusammenhängenden Erlebnisse fesselten ihn — soweit eine Natur wie er sich überhaupt fesseln ließ — an diesen Kreis und führten ihn tiefer in die gesamte religiös wie politisch konservative Sphäre Preußens hinein. Ich wies nun früher darauf hin, daß hier der christlich-germanische Kreis die besondere Gunst einer Konstellation genoß, indem gerade er jetzt dem jungen Bismarck die religiösen Güter, die er brauchte, darzubieten imstande war, während der damalige Liberalismus ihm nur eine intellektuell und skeptisch ausgekältete Welt- und Gottesidee präsentierte, die er von sich stieß, als er das Bessere erprobt hatte. Sehe der Leser über diese etwas mechanisch wirkenden Bilder hinweg und stelle sich nur die Frage, ob nicht Bismarck unter anderen geistigen Konstellationen, etwa in der Blütezeit des deutschen Idealismus aufwachsend, in ein anderes Verhältnis zu den Ideen einer freieren Weltanschauung hätte gelangen können. Ich habe dabei an elementare politische Naturen wie Gneisenau und Cavour erinnert, die in ihrer freien Weltanschauung einen ebenso starken Welttrost besessen haben wie Bismarck in dem positiven Glauben, den er jetzt aus dem christlich-germanischen Kreise holte. Und so sagte ich, daß man hier vielleicht ein Verhängnis des deutschen Liberalismus beklagen könne, weil ihm damals die Kraft gefehlt hat, einen Bismarck dauernd geistig zu umfangen und zu befriedigen. Marcks will die Berechtigung meiner Frage nicht leugnen, aber zweifelt doch, ob andere zeitliche und menschliche Umgebungen ihn wirklich zu anderen Ergebnissen geführt haben würden. In ihm, so urteilt er, wirkten zeitlose Gewalten, und es sei schwierig zu denken, daß er sich jemals bei etwas minder Elementarem wahrhaft beruhigt haben würde als bei dem persönlichen Gott. Selbst wenn ich diese letzte Meinung zugeben wollte, so würde ich doch entgegenhalten können, daß schon der „persönliche Gott" mannigfache Parteifarbe tragen konnte und daß der persönliche Gott, den Bismarck glaubte, zwar nicht schlechthin der Gott der Pietisten war,

aber aus ihrem Lager stammte. Zeitlose Gewalten sind es gewiß, die zu allen Zeiten Religion geschaffen haben und tiefere Gemüter zur Frage nach Sinn und Kern der Welt und des Lebens führen. Aber die Antwort auf diese Frage ist und war immer zeitgeschichtlich und singulär bestimmt und ergibt sich aus der Wechselwirkung zwischen individueller Persönlichkeit und individueller Umwelt. So trägt denn auch Bismarcks Religiosität, wie sie im Jahre 1846 durchbrach, einen im hohen Sinne zeitgeschichtlichen Charakter. Der Mann nicht allein, sondern der Mann und die Zeit im Bunde wirkten sich in ihr aus. Ich weiß dabei sehr wohl, daß mit Ideen und Weltanschauungen sich nicht kalkulieren läßt wie mit Rittergütern. Wohl aber ist es erlaubt und nicht unnütz, darüber nachzudenken, ob nicht die Bekehrungsgeschichte Bismarcks zugleich ein beredtes Zeugnis der inneren Schwäche, der inneren Lebensarmut des damaligen religiösen Liberalismus bedeutet.

Anders und einfacher steht es von vornherein mit Bismarcks Verhältnis zum politischen Liberalismus seiner Zeit. Wenn seine Referendarsarbeiten noch einen leichten Anhauch davon trugen, so war das nicht mehr als etwas Schultheorie, die der Prüfungskandidat oberflächlich übernahm. Und wenn Bismarck selbst in den „Gedanken und Erinnerungen" seine politische Stimmung vor dem Vereinigten Landtage als „ständisch-liberal" bezeichnet, so muß man jetzt, wo man seine Tätigkeit in der Patrimonialgerichtsfrage genauer kennt, das Wörtchen „liberal" darin ausstreichen. Aber „ständisch" war er und in noch höherem Grade wie die Gerlachs, nicht romantisch-ständisch wie diese, sondern urwüchsig altständisch, wie seine Vorfahren auf Schönhausen, ein Feind der staatlichen Bureaukratie und damit allerdings einer Grundsäule des damaligen preußischen Staates. Er zeigt sich in seinen patrimonialgerichtlichen Bemühungen von 1845—1847 eigentlich durchaus abwehrend gegen den Staat und gleichgültig für die allgemeinen Bedürfnisse des Staates. Und doch nennt ihn dann Marcks nach seinem Auftreten auf dem Vereinigten Landtage

von 1847 „in innerster Seele den Mann des Regierens, der Regierung". Ganz recht, wenn man nicht vergißt, daß Staat und Regierung noch nicht dasselbe bedeutet. Das Regieren war sein Lebensatem, und in den modernen preußischen Staat ist er durch das Regieren hineingewachsen, — zur idealen Hegelschen Staatsgesinnung aber hat er es dabei vielleicht niemals gebracht. Dagegen besaß er etwas, was noch ursprünglicher als alle Staatsgesinnung war und diese aus seiner Tiefe nährt: Eine Heimatsgesinnung von einer Kraft und einem Stolze, wie sie nur dem naiven Genius eigen sein können. Sie war immer in ihm, aber sie war in den kalten und trüben Zeiten seiner Entwicklung, deren Verständnis uns jetzt erschlossen wird, nicht in der richtigen harmonischen Relation zu dem Herrscherdrange seines Ichs einerseits, und zu den allgemeinen Ordnungen und Gewalten der Welt anderseits. Der Sinn seiner Entwicklung zwischen 1839 und 1846 ist der, daß diese Relation hergestellt wurde. Wir nennen sie harmonisch und wissen dabei durchaus, daß gewisse verborgene Disharmonien immer noch dahinter lagen und niemals haben überwunden werden können. Aber soweit ein Bismarck es überhaupt konnte, hatte er jetzt Haus und Herd, Vaterland und Gott aufgenommen in seinen Willen.

Vierte Gruppe

Zur deutschen Geschicht-schreibung und -forschung

Zur Beurteilung Rankes.

(Histor. Zeitschrift Bd. 111, 1913.)

Leopold v. Ranke als Politiker. Historisch-psychologische Studie über das Verhältnis des reinen Historikers zur praktischen Politik. Von Otto Diether. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911. XV u. 615 S.

Ranke hat immer noch nicht aufgehört, der große, ja der größte Lehrer unserer Wissenschaft zu sein, aber er beginnt daneben etwas ganz Neues zu werden, ein großes geistesgeschichtliches Phänomen, das wir aus geschichtlicher Distanz und mit geschichtlichen Erkenntnismitteln zu begreifen versuchen. Das beanspruchte schon Lamprecht vor 1½ Jahrzehnten zu leisten, als er den Methodenstreit gegen die sogenannten Jungrankianer führte und sie als Epigonen eines großen, aber veralteten und überwundenen Meisters charakterisieren zu können glaubte. Sein Versuch mußte scheitern, weil er nicht vom reinen Erkenntnisbedürfnis, sondern von dem praktischen Bedürfnis, sich selbst auf den Stuhl des Meisters zu setzen, ausging. Dem Verfasser des obengenannten Buches über Ranke liegen solche Velleitäten fern. Er ist ein Anfänger, dessen Buch nur seine erweiterte Dissertation bildet. Er ist ein sehr begabter Vertreter der allerjüngsten Generation deutscher Historiker, die eben erst in unsere Arbeitsgemeinschaft eintritt, und da die Älteren es sich nie verdrießen lassen dürfen, die eben keimenden Regungen der Selbständigkeit in ihrem Nachwuchse zu beobachten, so hat es einen eigenen Reiz, dieselben Waffen, die Diether gegen Ranke kehrt, auch gegen ihn zu kehren, sein Buch so historisch wie möglich zu nehmen und als Produkt des

20. Jahrhunderts und der jüngsten Jugend zu begreifen. Daß es auch in seiner Form an gewöhnlichen Jugendfehlern leidet, überflüssig breit geraten und nicht immer wählerisch in Sprache und Ausdrucksmitteln ist, wollen wir nur nebenher anmerken. Es hat dafür auch alle Vorzüge jugendlicher Vitalität, energischen Ringens nach neuer und tieferer Anschauung und freudigen Schwelgens in ihr. „Man liebt", um mit Ranke zu sprechen, „Jugendlichkeit und Frische, selbst wenn sie mit einigen Mängeln verbunden ist."

Inwieweit nun auch das, was uns an dem Inhalte des Buches nicht gefällt, auf bloße Jugendlichkeit oder auf modernste Denkweise zurückzuführen ist, läßt sich heute noch nicht übersehen. Ich neige zu der Meinung, daß Diether, von dem wir noch etwas erhoffen dürfen, in 10 oder 20 Jahren vieles anders auffassen wird. Aber der Grundfehler, den ich ihm vorwerfen möchte, hat charakteristische Analogien auf anderen Gebieten moderner Literatur-, Kunst- und Kulturbetrachtung, wie sie sich heutzutage in den Revuen und Feuilletons der Ästheten und der sog. Kulturpolitiker regt und nunmehr, wie es scheint, Einlaß in die Wissenschaft sucht. Man trifft hier auf eine starke Neigung, große Kulturerscheinungen zu stilisieren und auf überraschende und einheitliche Formeln zu bringen. Zwar pflegt man dabei ursprünglich auszugehen von einer oft bohrenden Analyse ihrer besonderen Einzelzüge, von einer beinahe ungeduldigen Durchwühlung und Zerfaserung ihres komplizierten Inhaltes, aber die Ungeduld treibt dann auch zu raschen Resultaten, zu starken, übertreibenden Umrissen, die den verwickelten Inhalt wieder zu packender und einheitlichster Anschauung bringen sollen, und zur Ignorierung dessen, was den einmal gewonnenen Eindruck stören könnte. Man versucht das Bedürfnis der Analyse und der Synthese geradezu krampfhaft miteinander zu vereinigen. Wer sich etwa an Friedrich Naumanns Art erinnert, historische Dinge zu begreifen und zu malen, weiß, was ich meine. Alle Fähigkeiten und Schwächen, alle Leiden und Wünsche unserer aufgewühlten

Zeit mit ihrer Unrast und ihrem Lebensdrange, ihrem Hin und Her zwischen breitester Expansion und straffster Zusammendrängung, spiegeln sich in dieser Methode. Die reinere und ruhigere Wissenschaft wird sich sagen müssen, daß auch sie, da sie von dem Leben ihrer Zeit nicht losgelöst sich denken kann, bis zu gewissem Grade hineingerissen werden kann in diese Strömung; sie wird vielleicht sogar manchen neuen Erkenntnisgewinn von ihr zu erwarten haben; aber sie muß sich hüten, sich ihr zu weit hinzugeben, weil die Gefahr einer vorschnellen Vergewaltigung der Dinge hier allerwegen lauert.

Mit dem Dietherschen Buche mich auseinanderzusetzen, habe ich deswegen noch eine besondere Veranlassung, weil sich der Verfasser auch mit meinem Buche (Weltbürgertum und Nationalstaat), das in seinen Gegenständen streckenweise mit dem seinen zusammentrifft, in der Vorrede auseinandersetzt. Trotz der freundlichen Anerkennung, die er mir zollt, läßt er doch erkennen, daß die von ihm gezeichnete Entwicklungsreihe ihm wesentlicher und wichtiger zu sein scheint wie die von mir gezeichnete. Während ich mich — so meint er — mit dem Wechsel gedanklicher Gebilde beschäftige, wolle er an dem Beispiele Rankes und der Zeiten, in die Rankes Leben hineinragt, den Wandel im Unterbewußtsein der Generationen aufweisen, den „Übergang von reiner Denker- und Dichterleidenschaft zu absolutem politischen Wollen". Während ich Ranke und Bismarck in einem Kapitel zusammenfasse als diejenigen, die das universalistische Gespinst der politischen Romantik, der Restaurationszeit durchbrachen und die autonome Realpolitik des modernen Nationalstaates zur Geltung brachten, sieht er von seinem Standpunkte aus Ranke und Bismarck eher als Gegenfüßler wie als Geistesgenossen an. „Denn während der eine sein politisches Wollen von den Bedürfnissen reinster Erkenntnisleidenschaft ableitet und tragen läßt, schreibt bei dem anderen gerade umgekehrt die titanische politische Leidenschaft der historisch-politischen Einsicht ihre Art und ihren Umfang vor." Ich muß ihm zunächst entgegenhalten, daß ich

keineswegs nur den Wechsel gedanklicher Gebilde und die Auswirkung intellektueller Kräfte darstellen wollte. Wenn Diether meint, daß die Welt der „esoterischen Ideen" eingeengt, umgestaltet und beherrscht werde von einer anderen Welt, die ich ignoriert habe, von der Welt der „oft dunklen Mächte des Empfindens und Wollens" —, so antworte ich, daß ich unter „Ideen" eben mehr verstehe, als Diether annimmt. Historische Ideen sind nicht bloße Gedanken, sind in erster Linie vielmehr Tendenzen, an denen die Bedürfnisse des Willens und Gefühls im Grunde mehr Anteil haben als der Intellekt. Und der ganze Befreiungs- und Reinigungsprozeß der nationalen Ideen, den ich zu zeigen versuchte, bedeutet ja gerade eine allmähliche Erstarkung der politischen und nationalen Energien zu dem Ergebnis hin, daß die volle Selbstbestimmung des nationalen Staatswillens errungen wird. Das Mißverständnis Diethers rührt daher, daß ich diesen gewaltigen Umbildungsprozeß lediglich auf dem schmalen Gratwege verfolge, den die Tendenzen der großen politischen Denker Deutschlands darstellen, und daß ich, mit erlaubter Abbreviatur, meist nur von ihren „Gedanken" spreche. Was ich in Wahrheit darstellen wollte, ist die allmähliche Wandlung und Erneuerung des Lebensblutes in diesen Gedanken, überhaupt ihr Zusammenhang mit Leben und Persönlichkeit.

Aber Diether meint ferner, daß ich der Massenbewegung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. „Wenn auch die plumpe Öffentlichkeit", sagt er S. VIII, „für die Fortbildung der rein geistigen Ideen direkt nur wenig leistet, so bringt sie doch, indem sie sich in immer tieferen Schichten mit politischem Wollen, mit politischer Massenenergie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen erfüllt, historische Wirkungen von ganz gewaltiger Art hervor. Dieses neue liberale und nationale Massenwollen stellt dem 19. Jahrhundert überhaupt erst seine eigentümlichen politischen Aufgaben, mit welchen sich jene Denkergehirne theoretisch abmühen." Kollektive und individuelle Faktoren des Geschehens gegeneinander abzugrenzen,

wird in exakter Weise niemals möglich sein, wird immer nur eine Sache des historischen Taktes, der gesamten Bildung und Lebenserfahrung, der jeweiligen Entwicklungsstufe, auf der die Persönlichkeit des Forschers steht, sein. Ich bekenne gern, daß ich heute die Bedeutung der kollektiven Mächte höher zu schätzen geneigt bin als vor 20 Jahren, — insbesondere ihre kausale Bedeutung. Von der ungeheuren Masse des durch Ursache und Wirkung miteinander verknüpften menschheitlichen Geschehens ist aber nur ein kleiner Teil historisch wertvoll, und innerhalb dieses kleinen Ausschnittes, den wir allein zu untersuchen, zu verstehen und darzustellen bemüht sind, können die individuellen Faktoren einen verhältnismäßig hohen Erkenntniswert beanspruchen. Ich habe das, was Diether „theoretische Bemühungen der Denkergehirne" nennt, vor allem deswegen herausgehoben und der Betrachtung unterworfen, weil ich in diesen Ideen der geistigen Führer der Nation allerdings einen unvergleichlich hohen Kulturwert sehe, der unter allen Umständen anzuerkennen ist, ganz unabhängig zunächst von der Frage, wie er kausal entstanden ist, ob mehr durch Eigenleistung der einzelnen, ob mehr durch Zusammenwirken vieler, — ganz unabhängig ferner auch von der weiteren Frage, in welchem Umfange diese Ideen ihrerseits kausal weitergewirkt haben. In den ehernen Kausalzusammenhang reiht sich das Größte wie das Kleinste im Leben ein, aber das Größte gehört zugleich noch einem anderen Zusammenhange an, eben dem der großen Kulturwerte, deren Betrachtung und Würdigung uns von der Qual der bitteren Erkenntnis erlöst, daß auch alles geistige Geschehen eingespannt ist in den Mechanismus des allgemeinen Naturverlaufes.

Ich meine aber weiter, daß innerhalb des nach Wertgesichtspunkten abgesteckten Arbeitsgebietes der Geschichte den individuellen Faktoren auch eine verhältnismäßig große kausale Bedeutung zukommt. Im vorliegenden Falle kann ich also der apodiktischen Fassung Diethers, daß erst das neue Massenwollen dem deutschen 19. Jahrhundert seine eigentümlichen

politischen Aufgaben gestellt habe, nicht ohne Einschränkungen zustimmen. Diese „eigentümlichen politischen Aufgaben" sind vielmehr erwachsen aus einem sehr komplizierten Zusammenwirken von Massenregung, Bedürfnis der Staaten und Leistung der Einzelnen. Selbst wenn man annähme, daß auch der Inhalt der neuen Aufgaben wesentlich schon bestimmt würde durch die Lebensregungen in den breiteren Schichten der Nation, so ist doch ihre geistige Klärung, ihre wirksamste Vertretung und ihre praktische Durchführung in der Regel das Werk einzelner bedeutender Individuen. Ich bin aber geneigt, in diesem Falle ihrer Leistung noch mehr zuzuschreiben. Was Fichte und die Romantiker in der Zeit der Befreiungskriege, was Hegel, Ranke und Bismarck in der Übergangszeit von der Spekulation zum Realismus auch zum Inhalte der politischen und nationalen Ideale des deutschen Volkes beigetragen haben, ist ganz gewaltig. Dabei weiß ich sehr wohl und habe es auch betont, daß die hochgelegenen Quellen dieser Ideale zum breiten Strome nur werden können durch die unzähligen konvergierenden Zuflüsse aus den verschiedenen Schichten des Volkslebens. Die Untersuchung dieser Massenströmungen ist eine große und wichtige Aufgabe für sich, an der jetzt von vielen Seiten mit Eifer und Erfolg gearbeitet wird. Aber es ist bezeichnend und rechtfertigt zugleich meine Methode, daß die instruktivsten Einzelarbeiten dieser Art in der Regel anknüpfen an bestimmte einzelne Persönlichkeiten und Kreise. Überall, wo man in den Grund und Ursprung der Massenbewegungen einzudringen versucht — und welche Epoche böte dafür reichere Möglichkeiten als das 19. Jahrhundert — ‚stößt man nicht nur auf die Wirkungen vorhandener Zustände, Einrichtungen und Überlieferungen, sondern auch auf die belebenden Impulse einzelner Persönlichkeiten. Der Begriff der „Massenbewegung" und der „kollektiven Kräfte", mit dem wir zu operieren pflegen, ist ja wissenschaftlich unentbehrlich, um die großen Einheiten zu bezeichnen, die aus dem Konflux unzähliger Einzelkräfte entstehen, aber ist

bei Licht besehen doch zugleich auch nur eine Abbreviatur, die den Ursprung dieser Einheiten nur summarisch zum Ausdruck bringt und deshalb leicht zu mißbräuchlicher Anwendung führt. Innerster Kern alles geschichtlichen Lebens ist und bleibt, wenn man dies Wort Rankes im Sinne moderner Erfahrungen interpretiert, „lebend Leben des Individuums".

Zu diesen modernen Erfahrungen gehört insbesondere auch die genauere Würdigung dessen, was Diether das „Unterbewußtsein", die Sphäre der dunklen triebartigen Willens- und Gefühlsregungen nennt, und die erste Aufgabe seines Buches ist, das Unterbewußtsein Rankes in seinem Werden und seiner Eigenart zu erklären. Ranke wurzelt, so ist seine Hauptthese, durchaus im Boden des deutschen 18. Jahrhunderts, des „intellektualistischen" Geisteslebens „autonomer" Denker und Dichter. Ich vermisse zunächst eine genaue Inhaltsbestimmung des vom Verfasser bis zum Überdruß gebrauchten Schlagwortes „autonöm". Bald scheint es die einseitige Herrschaft des Intellektes und die Fernhaltung trübender Leidenschaften und Willensregungen aus der reinen Sphäre des intellektuellen Schaffens bezeichnen zu sollen, bald den souveränen Individualismus, der sich seitab vom Staate hält. Diese Unklarheit und Zwiespältigkeit der Bedeutung zieht sich durch das ganze Buch und trübt nicht selten auch die einzelnen Urteile des Verfassers. Vorwiegend aber wird das „intellektualistische 18. Jahrhundert" gegen das „voluntaristische 19. Jahrhundert" ausgespielt, und Ranke wird, wie gesagt, in das erstere verwiesen. Der „Intellektuelle", heißt es in mannigfachen Variationen, erschrickt vor dem neuen Zeitgeiste mit seinen Massenleidenschaften, die wahre Eigenart des Jahrhunderts bleibt ihm ewig fremd. Es ist etwas Richtiges daran, aber es ist ungebührlich übertrieben. Es ist ganz richtig, daß Ranke, als er in der Historisch-politischen Zeitschrift den Kampf gegen die Tagestheorien des Liberalismus und der Volkssouveränität führte, das „Gewand für den Körper hielt" und die populären Gewalten, die hinter jenen Theorien standen, nicht voll wür-

digte. Schon Dove hat mit unvergleichlicher Feinheit den schwachen Zug in der Rankeschen Geschichtschreibung charakterisiert: „Diese mächtigen Ströme seiner Historie münden nicht selten wie der Rhein, weil er Bedenken trug, sie voll und frei ins politische Gewoge der modernen Folgezeit zu ergießen.“ Daß Ranke keine politische Leidenschaft hatte, ist eine Binsenwahrheit. Aber kann politische Leidenschaftslosigkeit und reiner, um mit Diether zu sprechen, „autonomer“ Erkenntnisdrang hier nur aus den Nachwirkungen des deutschen 18. Jahrhunderts erklärt werden? Vita contemplativa und vita activa sind zeitlose Gegensätze menschlicher Geistesart überhaupt. Sie können zugleich auch einen zeitgeschichtlich bestimmten Charakter annehmen, und ich leugne natürlich keinen Augenblick, daß die besondere geistige Welt des deutschen Idealismus, aus der Ranke hervorging, zwar nicht ausschließlich, aber doch in hohem Grade kontemplativ war. Ich leugne ebensowenig, daß Ranke ihre Spuren allenthalben an sich trug, aber man soll dieses Urteil nicht übertreiben und nicht übersehen, daß beschauliche Denkernaturen auch in bewegteren Zeiten sich entwickeln können. Burckhardt, Justi und Dilthey wuchsen auf, umbrandet vom Wogenschlage des 19. Jahrhunderts, und haben doch ihre stille Insel in ihm gefunden, von der aus sie auch das Schauspiel der Stürme ihrer Zeit in sich aufnahmen. Es kann Rankenaturen zu jeder Zeit geben — so wie es sog. „Renaissancemenschen“ zu jeder Zeit geben kann. Die Sucht zu historischen Etikettierungen, die der Erforschung des Verhältnisses von Mittelalter und Renaissance gefährlich geworden ist, hat auch die Dietherschen Auffassungen geschädigt. Er hätte unseres Erachtens sich bei jedem einzelnen Zuge, den er an Ranke charakterisiert, fragen müssen, ob er zeitgeschichtlichen oder individuellen, persönlichen Ursprunges ist. Wenn man beides auch nicht immer scheiden kann, so hätte allein schon die Fragestellung ihn behutsamer stimmen müssen.

Das voreilige Abstempeln und Etikettieren gehört zu jenen modernen Zeitfehlern, von denen ich oben sprach. Es

trübt nicht nur den Blick für das wunderbare Nebeneinander von Zeitlosem, ewig Menschlichem, zu allen Zeiten Möglichem und von zeitgeschichtlich Bestimmtem in der Geschichte, sondern es schwächt auch das Verständnis für die leisen kontinuierlichen Abwandlungen dessen, was zeitgeschichtlich bestimmt ist. Diether tut eine große Kluft auf zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert, er schwelgt förmlich in dem Anblick dieser Kluft, wo drüben die reine Stille des Denker- und Dichterlebens und hüben das leidenschaftliche Drängen der Massen und der Tatmenschen erscheint. Er ignoriert ja nicht ganz die Verbindungsglieder beider Epochen und läßt sie auch bei Ranke hier und da hervortreten, aber nicht mit dem Nachdrucke, den man wünschen müßte. Denn die Keime dessen, was man als eigentümlich für den Geist des 19. Jahrhunderts ansieht, liegen bereits massenhaft ausgestreut im deutschen Idealismus und in der deutschen Romantik. Die Aufstellung der neuen ethischen, politischen und nationalen Ideale zu Beginn des Jahrhunderts und in den Jahren der Befreiungskämpfe und ihre Anwendung auf den preußischen Staat ist nichts anderes als der erste Akt des modernen Realismus und Voluntarismus in Deutschland. Fichte, Adam Müller, Wilhelm v. Humboldt, so verschieden unter sich geartet, sind einig darin, daß die Wissenschaft nicht in reiner Selbstgenügsamkeit verharren dürfe, sondern das Leben ergreifen und gestalten müsse. Sie sind zugleich diejenigen Denker, deren Arbeit, wie ich an einem einzelnen Probleme zu zeigen versucht habe, die unmittelbare Vorstufe der Rankeschen Geschichtsauffassung bildet. Es ist ein Mangel des Dietherschen Buches, daß er diese Fäden zwischen 18. und 19. Jahrhundert nicht genügend beachtet hat.

Der neue politische „Tatmensch" also war schon vor Ranke in voller Entwicklung und wurde nicht nur von den Denkern postuliert, sondern von den Reformern Preußens in großer Weise realisiert. Reaktion und Restauration haben diese Entwicklung dann allerdings wieder aufgehalten. Zugleich wurden die Geister der Tiefe, die in der französischen Revolution an

das Licht gedrängt hatten, gebändigt, die Massenbewegungen niedergehalten und alle alten aristokratischen Gewalten in Staat und Gesellschaft wieder zur Geltung gebracht. Diesen quietistischen und aristokratischen Duft der Restaurationszeit hat Ranke mit Behagen in sich eingeatmet. Seine persönliche Lebensstimmung und seine eigenen politischen Wünsche behielten zeitlebens die Spuren ihres Geistes. Daß dies auch von seiner Geschichtschreibung bis zu gewissem Grade gilt, ist niemals verkannt worden. Sie beleuchtet vorzugsweise die Höhen des Staatslebens und der Gesellschaft, — nicht nur weil die diplomatischen und literarischen Quellen, die er bevorzugte, dies schon taten, sondern er bevorzugte diese Quellen wesentlich auch deswegen, weil es ihn innerlich immer hinzog zu eben diesen Höhen. „There is a tendency", sagt der Engländer Gooch in seinem Buche über die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts (S. 101) ganz richtig, „to survey events too much from the windows of the council-chamber, to neglect the masses, to overlook the pressure of economic forces." Nun aber ist diese aristokratisch sich abschließende Welt der Restaurationszeit, die Ranke umfangen hielt, keineswegs nur Restauration des 18. Jahrhunderts, sondern eine besondere Welt für sich, in der auch die neuen stärkeren Impulse der Revolutions- und Erhebungszeit, wenn auch gedämpft, weiterlebten. Das Wesen dieser Zeit ist also eine fortwährende geistige Auseinandersetzung und Wechselwirkung zwischen dem, was Diether den Intellektualismus des 18. Jahrhunderts und den Voluntarismus des 19. Jahrhunderts nennt. Und obwohl nun Diether im einzelnen keineswegs blind ist für diese Wechselwirkung, macht er sich doch grundsätzlich nicht klar, daß Ranke nur vom Boden dieser Übergangsepoche, aber nicht von dem des reinen 18. Jahrhunderts aus zu verstehen ist. Weil er ihn gewaltsam in dieses zurückzudrängen versucht, muß er sich fortwährend abmühen, die Regungen des neuen Jahrhunderts in ihm umzudeuten und abzuschwächen.

Er zitiert selbst (S. 233) Rankes Wort über Capefigues Auffassung der Bartholomäusnacht: „Wir sind jetzt geneigter, die Dinge überhaupt von unbewußten Antrieben herzuleiten als von Absicht und vorbedachter Leitung. Es ist der Tribut, den wir unserem Jahrhundert zahlen, wo die populären Bewegungen so oft die Oberhand behalten haben." Aber er verwertet dieses Wort und die ihr vorhergehende Auseinandersetzung nicht. Sie zeigt, daß Ranke grundsätzlich bereit und imstande war, die Bedeutung der Massenbewegungen anzuerkennen und nur vor ihrer Übertreibung warnte: „Es ist gewiß falsch, die Ereignisse jener Zeit allein von Politik und dem Einfluß der Persönlichkeiten herzuleiten: die geistlichen Antriebe hatten noch eine eigentümliche, ihnen innewohnende Kraft. Aber ebenso falsch ist es, diesen eine absolute Herrschaft zuzuschreiben, die Ursachen der Ereignisse allein in der Meinung zu suchen." Auch heute würde man nicht wesentlich anders urteilen dürfen. Man lese ferner Rankes von Diether S. 227 zitierte Apotheose des „Genius des Okzidentes": „der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Kanäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigentum verwandelt, die entfernten Kontinente mit Kolonien erfüllt, der die Gebiete des Wissens eingenommen und sie mit immer frischer Arbeit erneuert" —, ist sie nicht zugleich auch ein glänzendes Bild der expansiven Energie des 19. Jahrhunderts? Diether (S. 248) gibt wohl auch zu, daß Ranke den Wert politischen Massenbewußtseins kenne, aber seine „moralische Energie" sei nicht ein leidenschaftliches, vorwärtstreibendes Willensagens im politischen Individuum, sondern ein „geheimnisvolles, transzendentales Etwas, das nur dann wirksam wird, wenn sich Regierende wie Untertanen ihm gegenüber in leidenschaftsloser Rezeptivität verhalten". Wiederum eine unzulässige Übertreibung. Man nehme doch nur das „Politische Gespräch" Rankes von 1836 zur Hand. Die „moralische Energie", die er dort vom Staatsbürger verlangt, soll dahin führen, daß „die Zwangspflicht sich zur Selbsttätigkeit, das

Gebot zur Freiheit erhebe". Diether selbst muß einräumen, daß Ranke hier eine Politisierung des Individuums fordert. Wenn Ranke seine politische Willensforderung in vergeistigter Sprache aussprach, so gibt das noch kein Recht dazu, sie in das „Transzendentale" — wir wollen über den irrigen Gebrauch dieses philosophischen Begriffs nicht mit dem Verfasser rechten — umzudeuten. Ich würde es geradezu für einen Verfall und für eine Unfähigkeit historischen Verstehens halten, wenn man in den Vergeistigungen der Rankeschen Ideen nicht mehr den vollen Pulsschlag des ganzen Lebens spüren könnte. Jeder Kenner Rankes weiß, daß die „moralischen Energien", die er in der Geschichte aufsucht und darstellt, nicht nur höhere geistige Werte, sondern auch Anspannung aller menschlichen Kräfte für sie umfassen.

„Die Erforschung der Geschichte", sagt Ranke in seinem Aufsatz über die Kammer von 1815 (S. W. 49/50, S. 176), „hat es mit Dingen, die nicht leicht anzufassen, mit den moralischen Kräften und ihrem verwickelten, verborgenen Getriebe zu tun." Damit bekennt er sich unzweideutig zu einer realistischen, das ganze Spiel der geschichtlichen Willenskräfte erfassenden Geschichtsbetrachtung. Was Ranke hier im Auge hat, umfaßt auch schon alles das, was Diether unter der „Sphäre des Unterbewußtseins" versteht. Wenn Ranke bescheiden hinzufügt, daß es der Forschung nur selten gelinge, dieses Dunkel zu erhellen, so hat auch die moderne Wissenschaft trotz ihrer verfeinerten Methode in der Analyse komplexer und „unterbewußter" Vorgänge alle Veranlassung zu ähnlicher Bescheidenheit. Den Weg zu dieser analytischen Methode hat gerade Ranke schon gebahnt. „Wäre es möglich," heißt es in demselben Aufsatze S. 194, „die politischen Parteien durch eine geistige Anatomie bis in ihre geheimsten Bestandteile zu zerlegen, so würde man, glaube ich, auf ein irrationales Element stoßen." Damit leitet er über zu einer Charakterisierung der blinden zerstörenden Leidenschaften, die sowohl in der revolutionären Bewegung von 1789, wie in der royalistischen Gegenbewegung des „weißen

Schreckens" von 1815 sich auswirkten. Diether, S. 194, bemerkt dazu: „Als eigentliche materia peccans erkennt er auch hier wieder das unheimliche X, das er sich immer erst auf Umwegen konstruieren muß: die politische Leidenschaft, zunächst der Parteien. . . . . Dieser „dunkle vernunftlose Antrieb" verschuldet die Greuel des weißen Schreckens, er ist überhaupt der Quell alles politischen Unheils im Staate, möge dieser eine Form haben, welche er wolle." Wieder übertreibt er etwas an sich Richtiges. Wohl läßt Ranke seine eigene politische Empfindung, die den Exaltados von hüben wie von drüben gleich abhold war, hier deutlich durchschimmern, aber als Historiker sieht er ihrem Treiben scharf in das Auge, und es kann gar keine Rede davon sein, daß er sich dieses „unheimliche X" immer erst auf Umwegen konstruieren müsse. Richtig ist auch, was Diether des weiteren ausführt, daß Ranke seine Aufmerksamkeit lieber den Bewegungen der Staaten im ganzen als denen der Parteien widmet. Aber falsch ist es, dies in erster Linie aus einer politischen Abneigung Rankes gegen die „subalternen Egoismen" der Parteien zu erklären. Gewiß soll diese Abneigung nicht geleugnet werden, aber sie ist hier nicht Ursache, sondern Wirkung von etwas anderem. Das primäre Motiv ist vielmehr jener große und fruchtbare Grundgedanke der Rankeschen Geschichtsbetrachtung, daß die zentralen Träger der politischen Geschichte die Staatsindividualitäten sind. Natürlich kennt auch Diether diesen Gedanken, aber er muß ihn, um seine These von Rankes Intellektualismus und Fremdheit im voluntaristischen 19. Jahrhundert zu retten, umdeuten und verschleiern. Er nennt das Rankesche Staatsindividuum „etwas geheimnisvoll"; er meint, daß Ranke, indem er das Werden und Vergehen der „großen Mächte" immer mehr in den Vordergrund gestellt habe, sich zu „sublimen Höhen", hoch über alles politische Parteibedürfnis hinaus, erhoben habe. Nun, „geheimnisvoll" ist das Rankesche Staatsindividuum nicht mehr und nicht weniger wie jede andere historische Individualität, vom einzelnen Individuum angefangen, und das irrationale Element in den

Parteigebilden hat ja gerade Ranke, wie wir eben hörten, hervorgehoben. Aber vielleicht meint Diether, daß das „Geheimnisvolle" des Rankeschen Staatsindividuums nicht etwa irrationaler, sondern sagen wir einmal überrationaler, mystischer, transzendenter Art sei. Dann müßten wir ihm erst recht widersprechen. Die Rankeschen Staatsindividuen sind zuerst und vor allen Dingen sehr reale und gewaltige, immerdar wirkende und schaffende Komplexe von Energien, und Diether hat gar nicht erkannt, daß Ranke, indem er das Willensleben der großen Mächte und Staatspersönlichkeiten zur unvergleichlichen, nie vorher gebotenen Anschauung brachte, einer der größten Führer und Bahnbrecher des modernen voluntaristischen Geistes geworden ist — als Erkennender und Zeigender natürlich nur, nicht als Handelnder. Ein Erkennender muß, — und mag seine Aufmerksamkeit auch den triebartigsten Kräften und dem untersten „Unterbewußtsein" zugekehrt sein —, immer in gewissem Sinne auf „sublimen Höhen" wandeln, wenn er seiner Aufgabe ganz gerecht werden will. Wenn Ranke nicht die Lebenstriebe der Parteien und der Massen, sondern die Lebenstriebe der Staaten sich zu seinem Objekte wählte, so spricht sich in erster Linie darin das Werturteil aus, daß diese eben geschichtlich mehr bedeuten als jene. Aber ist dieses Urteil etwa falsch? Wohl sind die politischen Parteien und die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Massenbewegungen innerhalb der Staaten seit Rankes Zeit immer stärker, auch für die Staaten selbst immer wichtiger geworden, — aber sie haben dadurch die Bedeutung des Staatsganzen nicht herabgedrückt, sondern eher noch gesteigert. Allen Ansprüchen der Parteien, allen Fluktuationen der Massen gegenüber macht sich immer wieder das geltend, was man heute die „Staatsnotwendigkeit" nennt und im Rankeschen Sinne den Lebenstrieb der individuellen Staatspersönlichkeit nennen kann; und gerade, wenn sie zur Herrschaft im Staate gelangen, müssen die Parteien in gewissem Grade aufhören, Parteien zu sein, und anfangen, dienende Organe des Staates und seiner geschichtlichen Überlie-

ferungen zu werden. Jakobiner als Minister, hat schon Mirabeau gesagt, sind keine Jakobinerminister mehr. Und wenn auch der Ausgleich zwischen Massenleben und Staatsleben immer schwieriger wird und die Gefahren für den Staat dabei immer größer werden, so wächst doch dem Staate, der ihrer Herr wird, auch neue Kraft zu, weil seine Wurzeln nun tiefer in das Erdreich der Nation gehen und seine Daseinskämpfe von Millionen, statt wie früher von Zehn- und Hunderttausenden ausgekämpft werden. Es ist nun ganz richtig, daß Ranke, umgeben von den halkyonischen Zuständen der Restauration, das volle Bild dieser gewaltigen Wechselwirkung zwischen Macht und Masse noch nicht hatte und schon deswegen in ein stärkeres Interesse für das moderne Massenleben nicht mehr hineinwachsen konnte. Dafür hat er in anderer Hinsicht die Schranken jener halkyonischen Zeit durchbrochen, indem er — ich darf hier an die Ausführungen meines Buches erinnern — den Gedanken der unbedingten staatlichen Selbstbestimmung und der realistischen Machtpolitik in seiner Geschichtsbetrachtung wieder zu Ehren brachte gegenüber allen ideologischen Dogmen von rechts und links.

Freilich sagt Diether (S. 248f.): „Dieser Rankesche ‚Kampf' ist in Wahrheit nur ein von den ‚großen Mächten' aufgeführtes Schauspiel, angeschaut mit den Augen des Intellektuellen, empfunden mit seinen Erkenntnisnerven: ein historisches Gesetz, aber keine aktive Willensforderung. Dieses Rankesche Kampfprinzip trägt für die Praxis höchstens defensiven Charakter." Die Farben zu diesem Bilde machen den Eindruck, dem modernen Ästhetentum entnommen zu sein. Aber vor allem muß man geltend machen, daß Fragen, die man an den Historiker Ranke stellt, nicht von vornherein mit solchen vermischt werden dürfen, die an den Politiker in ihm zu stellen sind. Rankes Geschichtschreibung ist grundsätzlich rein kontemplativ. Gooch sagt mit Recht, daß der erste der Dienste, den er der Historie erwies, darin bestand, to divorce the study of the past from the passions of the present. Deshalb darf man von seiner

Geschichtschreibung auch keine aktive Willensforderung verlangen. Genau ebenso grundsätzlich kontemplativ will aber auch die moderne Geschichtswissenschaft sein. Sie erklärt den Historiker von stärkerem politischen Temperament zwar nicht für unfähig zu reiner historischer Erkenntnisarbeit, denn sie würde sich damit eines Teiles ihrer Wurzelsäfte berauben. Aber sie fordert von ihm eine stetige strenge Selbstprüfung, ob die eigenen Willensforderungen, die ihn erfüllen, nicht etwa das Bild der Vergangenheit trüben. Da nun Ranke dieses stärkere politische Temperament nicht besaß, so hat er es als Historiker allerdings leicht gehabt, sich der Politik zu erwehren; dafür aber hat er als Politiker zu wenig von seiner eigenen Historie gelernt und hat das Kampfprinzip, das er als Grunderfahrung des geschichtlichen Staatenlebens verkündete, da, wo er zu handeln hatte, nicht immer mit derjenigen stählernen Energie verwirklicht, die er in seiner Geschichtschreibung so großartig zur Anschauung brachte. Seine eigene Praxis war also meinethalben, um Diethers Ausdruck zu gebrauchen, „defensiv"; aber sein „Kampfprinzip" war es durchaus nicht. Hätte sich Diether auf die Aufgabe beschränkt, diesen Dualismus des Rankeschen Wesens herauszuarbeiten, so würden wir ihm rückhaltlos zustimmen. Statt dessen verwischt er ihn durch seine unklare und zweideutige Formulierung, die den Charakter dieses Kampfprinzips und damit auch die geistige Empfänglichkeit Rankes für die voluntaristische Seite des geschichtlichen Leben abschwächt.

In den späteren Partien des Buches ist es Diether viel besser gelungen, die historische und die politische Seite des Rankeschen Wesens auseinander zu halten. Die Darstellung seiner politischen Betätigung unter Friedrich Wilhelm IV. ist zum Teil vorzüglich. Hier tritt es auch ganz klar und unwiderleglich hervor, daß die konservativen Ideologien, die Ranke in seiner Geschichtsauffassung überwunden hatte, seine politische Praxis noch leise mitlenken konnten. Deswegen konnte er sich so heimisch fühlen im Kreise Friedrich Wilhelms IV., deswegen konnte er auch später, als er über ihn historisch zu

urteilen hatte, sich nicht ganz von dem Banne befreien, der seine politischen und persönlichen Empfindungen über ihn beherrschte. Anderseits war er doch auch wieder in den Jahren 1848/50 in entscheidenden Momenten im Stande, die Prinzipien der Machtpolitik, die er als Denker verkündigte, auch für die Praxis zu fordern. In der großartigsten Weise hat er im September 1850 inmitten der schwächlichen Schwankungen der Unionspolitik ausgeführt, daß die preußische Politik, wenn sie die Verbindung mit revolutionären Elementen nicht gescheut hätte, zwar sich größten Gefahren ausgesetzt haben würde, — „aber Kühnheit und Macht überwinden alles". Was er in der damaligen Situation dann forderte, berührt sich aufs engste mit den Ansätzen zu einer großpreußisch-konservativen Realpolitik, die ich in meinem Buche über Radowitz darzustellen versucht habe.

Als dann Bismarcks Erscheinung aufstieg, als er das Kampfprinzip des Staates, das Ranke in der Geschichte nachgewiesen hatte, zu neuer Geltung brachte und den Geist der „großen Mächte" Rankes in sich inkarnierte und potenzierte, gingen in Ranke freilich der Historiker und der Politiker wieder auseinander. Diether zeigt, daß Ranke über Bismarck eine Art von doppelter Buchführung trieb. Seine persönlichen Äußerungen über Bismarck, die er zu seinem Amanuensis Wiedemann in den siebziger Jahren tat, klingen sehr viel schärfer und ablehnender als seine Tagebuchaufzeichnungen, in denen er an Bismarck doch immer wieder seine alte Kunst des historischen Verstehens übte. Man darf überhaupt wohl sagen, daß Ranke als historischer Denker sehr viel größer war wie als Mensch und daß seine politischen Schwächen zum Teil auf menschliche Schwächen zurückgingen — ähnlich wie bei Gentz. Wie dieser fühlte er sich am wohlsten in einer weichlichen Anlehnung an die Aristokratie. Wenn es nicht auch zu den zeitlosen und immer wiederkehrenden Erscheinungen im Gelehrtenleben gehörte, daß Mensch und Denker auseinanderfallen können und daß über der mächtigen Entwicklung des Geistes das Menschlich-

Persönliche oft zurückbleibt, so wäre man fast versucht zu sagen, daß diese Spaltung von Mensch und Denker in Ranke mehr in das 19. als in das 18. Jahrhundert weist. Der klassische Idealismus des 18. Jahrhunderts vereinigte grundsätzlich und praktisch großes Denkertum und große, reiche und harmonische Menschlichkeit. Das 19. Jahrhundert aber, das Jahrhundert der Arbeitsteilung, machte den Menschen nur zu leicht zur Funktion und zwang ihn, mehr mit dem zu zahlen, was er leistete, als mit dem, was er war. Aber lassen wir es, wie gesagt, dahingestellt, ob Ranke auch in diesem Wesenszuge dem neuen Jahrhundert seinen Tribut gezollt hat. Mag man nun zugeben, daß er uns nicht das sein kann, was uns Goethe, Schiller und Wilhelm v. Humboldt bedeuten, so muß man doch sofort geltend machen, daß menschliche Größe auch in der Kraft liegt, mit der Ranke sich über sich selbst hinaus erhoben hat. Alle Hüllen und Fesseln streifte er ab, wenn er in das Heiligtum der Historie trat. Das ist der tiefere Sinn seines Wortes, daß er sein Selbst auslöschen wolle.

So war und blieb er imstande, als historischer Denker die Energie des neuen Jahrhunderts zu befruchten und die ideologischen Nachwirkungen des 18. Jahrhunderts zu überwinden, und als einer dieser Überwinder und Heraufführer einer neuen geistigen Epoche lebt er für uns und in der Geschichte weiter. Wohl jeder Überwinder einer alten Zeit aber trägt noch ein Stück von ihr in sich. Indem wir die Übertreibungen des Dietherschen Buches zurückweisen, erkennen wir sein Verdienst, auf diesen Rest des Alten und überhaupt auf jeglichen Erdenrest in Rankes Wesen die Aufmerksamkeit gerichtet zu haben, bereitwillig an. Wir schließen mit den Worten, in denen Ranke selbst gegen seinen Bruder Heinrich am 28. November 1874 den Dualismus in sich zwischen 18. und 19. Jahrhundert und die Überwindung dieses Dualismus durch die Anerkennung der neuen Zeitgewalten berührte: „Auch du bist, wie ich, noch ein Geschöpf des vorigen Jahrhunderts, und wie weit sind wir nun in dem neunzehnten vorgerückt! Es ist ein bedeutender

Teil der Weltgeschichte, was wir seitdem erlebt; höchst unerwartet die Wendung, welche die Dinge gerade in den letzten Jahren genommen haben. Es könnte scheinen, als müßten wir sie unserer Überzeugung und Natur nach verwerfen. Doch sei das ferne!"

Heinrich v. Treitschke.

Der im Frühjahr 1914 niedergeschriebene Aufsatz war für das biographische Jubiläumswerk „Hundert Jahre deutscher Burschenschaft" bestimmt. Aber die Leser, an die es sich wandte, zogen ins Feld, und das Erscheinen des Werkes wurde auf die Friedenszeit verschoben. Den Herausgebern H. Haupt und P. Wentzcke danke ich für die Erlaubnis, den Aufsatz an dieser Stelle nun zuerst bringen zu dürfen.

Die größten Leistungen der Burschenschaft für die deutsche Einheitsbewegung liegen in ihren ersten Jahrzehnten. Ein erheblicher Teil der Gedanken, die in der Nationalpolitik des Frankfurter Parlamentes zum Ausdruck kamen, stammt aus dem gärenden Durcheinander der Ideale und Impulse ihrer Frühzeit und wurde im Jahre 1848 vertreten von einer nicht geringen Zahl ehemaliger Burschenschafter. In der zweiten und entscheidenden Epoche unserer Einigungsgeschichte haben anders geartete Kräfte den Vorsprung gewonnen. Bismarck und der preußische Staat warfen ihr Schwert in die Wagschale, und mancher für Freiheit und Volksrecht glühende Burschenschafter glaubte aus dem Munde des stolzen Edelmanns und einstigen Korpsstudenten ein hartes vae victis für sich zu vernehmen. Die inneren Gegensätze, in denen die Einigung der Nation sich vollzog, beherrschen, wenn auch vielfach anders gewendet, noch heute unser öffentliches Leben und werden doch zu unserem Heile im entscheidenden Augenblick immer wieder überwunden durch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und durch jene Großherzigkeit, die vielleicht der gemeinsame und schönste Charakterzug seiner besten Söhne ist. Großherzig hat später Bismarck den Anteil der Burschenschaft

an der Einigung Deutschlands anerkannt. Großherzig hat Heinrich von Treitschke, der herrlichste Vertreter burschenschaftlicher Ideale, in der zweiten Epoche unserer Einigungsgeschichte die Hand des preußischen Staates ergriffen zu einer Zeit, als dieser sich noch ganz zu versagen schien. In Treitschke gipfelt der Anteil, den die deutsche Burschenschaft an den Einigungskämpfen von 1866 und 1870 genommen hat. Man darf ihn freilich nicht in dem Sinne, wie man in dem Heinrich von Gagern von 1848 den einstigen Burschenschafter wieder erkennt, mit seiner burschenschaftlichen Jugendzeit verknüpfen, denn er wuchs rasch über sie hinaus und in die weitesten Sphären des deutschen Staats- und Kulturlebens hinein. Aber darin eben gab er die Art der jüngeren Burschenschaft wieder. Sie war nicht mehr und konnte nicht mehr sein die enthusiastische und zeugungskräftige Urgemeinde eines neuen nationalen Glaubens, sie war jetzt nur noch ein Träger dieses Glaubens neben anderen. Darum konnte sie ihren Angehörigen nicht mehr so tiefe und eigenartige Spuren für das Leben eindrücken. Aber wie sie von vornherein zugleich ein Nährboden der freien Persönlichkeit gewesen war und ihre Mitglieder hinauswandern sah in die verschiedensten Parteilager, so war sie auch zu der Zeit, als Treitschke ihr angehörte, eine Stätte des Wachstums edler Triebe, kühner Ideale und selbständig ringender Charaktere. Treitschke hat das weißrotgoldene Band der Bonner Frankonia mit herzlicher Begeisterung getragen und später gesagt, daß er ihr noch mit grauen Haaren dankbar sein werde für das, was er ihr schulde. Die deutsche Burschenschaft dankt ihm in ihrem Säkularjahre für das, was er dem deutschen Volke gegeben hat. Sie will sein Lebensbild heute auf sich wirken lassen, gewiß auch, um zu erfahren, was die Burschenschaft für ihn bedeutet hat, vor allem aber, um zu lernen, was er für die Burschenschaft bedeuten kann.

* * *

Heinrich von Treitschke ist am 15. September 1834 in Dresden geboren als Sprößling einer sächsischen Offiziers-

familie. Sein Vater, der es später zum General und Kommandanten des Königsteins brachte, war ein ritterlicher, königstreuer und frommer Mann, an dem der Sohn, wenn auch ihre politischen Wege früh sich trennten, doch in jedem Augenblicke seines Lebens mit tiefer Verehrung gehangen hat. Im neunten Lebensjahre wurde er in Nachwirkung einer Masernerkrankung harthörig und trat damit in eine Lebensschule der Entbehrung, die den leidenschaftlichen Knaben schwer traf. Aber früh lernte er in ihr nicht nur jene Selbstzucht, die dem Sprößling einer Offiziersfamilie sicheren Halt im äußeren Leben zu geben vermag, sondern auch, was noch viel mehr bedeutete, die innere Konzentrierung aller Gemüts- und Geisteskräfte. Was er erlebte, lernte er bewußter zu erleben, und die Idee der Pflicht begann bald sein Leben zu beherrschen. Er war ein musterhafter, lernbegieriger und trotz seines aufwallenden Temperaments leicht zu lenkender Sohn und Schüler, ungewöhnlich früh reif im Wollen und Denken. So konnte der 16jährige Primaner der Dresdener Kreuzschule von den Ereignissen der Revolutionsjahre, dem nationalen Einigungsversuche des Frankfurter Parlamentes, dem blutigen Dresdener Maiaufstande von 1849, der vor seinen Augen sich abspielte, wohl mächtig ergriffen, aber nicht überwältigt und verführt werden. Seine Schwärmerei für die Schönheit und Erhabenheit der Republik legte er sich mit etwas altkluger Vernunft sogleich in das richtige Fach eines unerfüllbaren und für Deutschland nicht möglichen und nicht wünschenswerten Ideals, — denn „Ordnung und Gesetzlichkeit", so schrieb er dem Vater, „mußten sein". Mit echtem und unbeirrbarem Enthusiasmus dagegen ergriff er das Ideal des einigen, mächtigen und freien Deutschlands und verfolgte Gagerns und Dahlmanns Wirken in Frankfurt mit steigender Leidenschaft. Partikularistische oder dynastisch-konservative Hemmungen empfand er dabei nicht. Der geistige Bruch mit seinem sächsisch-aristokratischen Milieu vollzog sich mit einer naiven Selbstverständlichkeit. Das war recht eigentlich das

entscheidende Ereignis seiner inneren Entwicklung. Es ist bemerkenswert, daß dieser mächtige Kämpfergeist den Leitstern seines Lebens ohne inneren Kampf mit unschuldig-hellem Jünglingsblicke entdeckt hat. Auch seine Religiosität entwickelte sich aus der kirchlichen Gebundenheit der Schülerzeit rasch und ohne Aufregung und Skrupel zu dem freien und frommen Glauben an den göttlichen Sinn alles hohen menschlichen Strebens, an den Gott, der in der Geschichte der Menschheit sich offenbart.

Im Frühjahr 1851 bezog er voller Wissens- und Lebenslust und mit ernsten und tapferen Vorsätzen die Universität Bonn, um Staatswissenschaften und Geschichte zu studieren und um in Dahlmann, dem Führer der Frankfurter Erbkaiserlichen, einen Führer in Leben und Wissenschaft zu gewinnen. Auch zu dem älteren berühmten Geschichtslehrer der Bonner Hochschule, zu Ernst Moritz Arndt, sah er mit Freuden auf. Die drei Generationen der großen deutschen Nationalführer von 1813, von 1848 und 1870 waren also damals unter dem Dache des Bonner Kurfürstenschlosses vereint. Von den Vorlesungen seiner Lehrer hatte Treitschke bei seiner zunehmenden Schwerhörigkeit freilich nicht viel; aber er verstand trotzdem aus dem Wenigen, was er hörte, den Saft herauszuholen, den er brauchte, und lebendig zu kombinieren mit der Lektüre, die er mit eisernem Fleiße betrieb. Man muß seine entzückenden Briefe lesen, um sein reines, freudiges und kräftiges Studentenleben mit zu genießen. Sein Auge half ihm schon hier ersetzen, was das Ohr ihm versagte; er nahm die rheinische Landschaft mit ihren leuchtenden Farben und geschwungenen Linien in sich auf und schwärmte, sang und disputierte mit seinen Freunden. Als ein Teil von ihnen wegzog, andere in die Frankonia traten, entschloß er sich, von Professor Perthes dazu noch ermuntert, im Februar 1852 ihr beizutreten. „In meinem Studium", schrieb er dem Vater, „hindert mich die neue Stellung durchaus nicht, denn der Umgang ist ganz unbeschränkt, und nur zweimal wöchentlich ist offizieller Kneip-

abend. Für meine Gesundheit braucht Ihr auch nichts zu befürchten; denn es wird Bier gekneipt, und jeder kann trinken soviel er will." Zur Beruhigung der Eltern konnte er hinzufügen, daß die Frankonia durchaus keine politische Tendenz verfolge, obgleich begreiflicherweise die meisten Gleichgesinnte seien. Sympathisch war ihm auch ihre Auffassung des Paukwesens. „Wir treten den Raufereien der Korps prinzipiell gegenüber und suchen das Duell dadurch wieder zu Ehren zu bringen, daß wir keine Händel suchen und nur in ernsten Fällen, nach dem Ausspruche eines Ehrengerichts, dann aber ordentlich losgehen: das wissen die Korps und binden deshalb nicht so leicht mit uns an." Bonn gab ihm alles, was er damals brauchte für Arbeit und Lebenspoesie; nachdem er vom Herbste 1852 an zwei Semester in Leipzig studiert hatte, flog er im Herbste 1853 mit Freuden in das alte Nest und in den Kreis der Bundesbrüder zurück, und der anspruchsvoller und reifer gewordene Student wurde durch das Wiedersehen nicht enttäuscht. „Soviel ich jetzt urteilen kann, ist der Sinn für Poesie und Wissenschaft in der Verbindung noch ebenso lebendig wie die Lust an einem frohen und freien Leben." Die Freundschaften, die er in der Burschenschaft schloß, hielten zum großen Teile sein Leben hindurch stand. An dem feinen Badener Wilhelm Nokk, der später zum Minister seines Heimatsstaates aufstieg, lernte er den Reiz süddeutscher Art kennen; in Alfons Oppenheim gewann er einen Juden zum Herzensfreund, dessen liebenswürdiger Radikalismus und ehrlicher Glaube an die Menschheit ihm auch später, als er gegen die Auswüchse des Judentums kämpfte, unvergessen vor Augen standen. Auch solche Freunde, die im späteren bürgerlichen Leben weit hinter ihm blieben, wie der westfälische Jurist Bachmann, die Mediziner Schelske und Frantzius, konnten ihn dauernd fesseln durch geistige Schärfe und Empfänglichkeit. Freundschaft und Verkehr pflegte er schon damals genau in derselben Art wie später. Alle ordinären Elemente hielt er sich fern, aber ohne Hochmut war er Mensch unter Menschen.

In der Kneipsprache seiner Burschenschaft war „Bin" das Wort für selige Kommerssstimmung, und Treitschke war mit Behagen „urbinvoll". Aber wenn die Burschenschaften damals rheinaufwärts zum Kommerse fuhren, zogen sie auch an Dahlmanns Hause vorbei und begrüßten ihn mit Hoch und Fahnenschwenken. Treitschke, der Redner und Dichter seiner Burschenschaft, pflegte wohl auszuführen, daß der unmittelbare politische Beruf der Burschenschaft sich überlebt habe. Doch an der indirekten Aufgabe, das akademische Leben zu vergeistigen und durch Bildung tüchtiger Charaktere auch die politische Zukunft sicherzustellen, hielt er fest. Er offenbarte schon jetzt die Herzwurzel seines Lebens mit dem Worte, daß „die sogenannten politischen Ansichten für jeden, der sein Vaterland liebt, mehr sein sollen als bloße Ansichten, weil sie einen Teil seines innersten Wesens, seines tiefsten Denkens bilden sollen". Es kamen in jenen Jahren nach der Niederwerfung der Revolution und der Enttäuschung der nationalen Hoffnungen flaue Stimmungen obenauf. Philosophie und politischer Idealismus gerieten in Mißkredit, und eine materialistische Lebensauffassung wurde Zuflucht für die müden und kleinen Geister. Poetischer Gestimmte begnügten sich mit der sanften, von den Tiefen des Lebens nichts ahnenden Lyrik Geibels und Roquettes. Treitschke hielt mit eingeborenem Instinkte diese schwächlichen Regungen sich fern. Bei aller Hingabe an die frohe Außenseite des Lebens nährte er in sich als stärkstes Gefühl den Ingrimm über die nationale Schmach Deutschlands. Er hoffte damals ein Dichter zu werden, aber das Ideal des Dichters war ihm der Vaterlandsdichter von erhabenster Haltung, der das Denken der Nation repräsentiere. Seine eigenen Versuche, den Schmerz seines Volkes zu besingen, immer wieder aufgenommen, genügten ihm doch selbst nie ganz. Zum reinen Künstler, der alles Erlebte von sich abzulösen und in die überpersönliche Form zu bringen vermag, hatte er in der Tat, wie ihm sein Bonner Lehrer Simrock sagte, zu viel Vollblütigkeit; man darf hinzusetzen,

auch zu viel persönliches Ethos und Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft wurde damals wie auch später immer in Schranken gehalten durch das, was von Künstlertum in ihm steckte, durch eine herrliche Aufgeschlossenheit für die tausend Gestalten des schönen, reichen und bunten Lebens. Darum wollte er auch in Politik und Geschichte nicht durch die Durchführung eines toten Prinzips, sondern durch die Beobachtung des lebendigen Wechsels der wirklichen Zustände zur Erkenntnis gelangen. Überall regt sich knospenhaft schon sein eigener individueller Genius. Dahlmannsche Anregungen wirkten dabei allenthalben wohl mit und erhielten doch in seinem Munde sofort einen neuen, helleren und freudigeren Klang. Geschichte wollte er nicht als Raritätenkrämerei treiben, sondern scharf und kühn mit der Gegenwart verbinden; in dieser wiederum nahm er seinen Weg auf einer Mittellinie zwischen Demokratie und Reaktion, die nicht in schwächlicher Vermittelung versumpfen, sondern zur stolzen Höhenlinie werden sollte, um das zu verwirklichen, was über Demokratie und Reaktion hinaus lag: die Einheit und Macht der deutschen Nation. Man muß sich klar machen, aus welcher eigentümlichen Legierung radikaler und konservativer Gedanken er sein Nationalprogramm bildete und die Gedanken der 48er Führer fortbildete. Schon diese waren recht unitarisch gewesen, aber hatten doch den Einzelstaat in gewissen Grenzen respektiert. Treitschke war gänzlich respektlos, wenn nicht gegen den Einzelstaat, so doch gegen ihre Träger, die Dynastien. „Die Verehrung der angestammten Fürstenhäuser ist mir stets lächerlich gewesen," bekannte er im November 1854. Aber vom tiefsten Respekte war er erfüllt vor dem Staate, dem wirklichen Staate, dem tiefsinnigsten Gedanken, den die Menschheit je gedacht habe. Und ein wirklicher Staat war ihm, trotz aller zornig gescholtenen Reaktionswirtschaft dieser Jahre, Preußen. Er hat früh den Schlüssel zu historisch-politischer Einsicht gefunden, unterscheiden zu lernen zwischen dem dauernden historisch geformten Wesen eines Staates und

seiner augenblicklichen Regierung. Das hatte schon der liberale Schwabe Paul Pfizer getan, als er 1831 dem preußischen Staate trotz seiner illiberalen Augenblickspolitik die Aufgabe, Deutschland zu einigen, zuerkannte. Treitschke trat 1854 in seine Spuren auch mit dem starken Worte, daß ihm der rascheste Weg zur Einigung der liebste sei und sollte es der Despotismus sein. Er war schon damals zweifelhaft, ob das Unternehmen der Erbkaiserlichen und der Radowitzschen Politik, einen deutschen Föderativ- und Bundesstaat aus Monarchien zu bilden, ausführbar sei. Noch mehr quälte ihn die Sorge, ob Preußen, wenn es fortfahre in der Demoralisierung seiner Verwaltung, noch imstande sein werde, Deutschlands Geschicke zu leiten, und ob die Umwälzung, die zur Herstellung einer preußischen Hegemonie nötig wäre, nicht auch zugleich das monarchische Prinzip stürzen würde.

Der Vertraute, dem er diese Gedanken ausschüttete, war sein Bundesbruder Bachmann. „In dem Kampfe," schloß er, „den wir junges Volk stündlich mit den tausend Rätseln des Daseins durchkämpfen, sind mir nur zwei Dinge unangefochten geblieben, an denen ich mit ungeteilter Begeisterung hänge, die Kunst und das Vaterland." Man darf es der Burschenschaft, deren Farben er trug, nachrühmen, daß sie ihm geboten hat, was er brauchte: mitschwingendes Verständnis und Streben; deutsche Menschen, wie er sie liebte, mit poetischem Gemüte und politischer Leidenschaft. Sie war ihm gleichsam eine erste Repräsentation der Nation, zu deren Idealen er sie mit frühem Führertritt hinleitete.

Sein Studiengang führte ihn vom zweiten Bonner Aufenthalte noch nach Tübingen und Heidelberg. Mit einer volkswirtschaftlichen Arbeit promovierte er im November 1854 in Leipzig. Sein Ziel war nunmehr das akademische Lehramt, aber er hatte, bevor er sich zu habilitieren wagte, einige schwere Jahre inneren Druckes zu durchleben, Strudel und Klippen in dem bisher so gleichmäßig strömenden Lebenslaufe. Die Zeit, die er in Göttingen vom Herbste 1855 bis Frühjahr

1857 verlebte, war stark umschattet. Er war in zweifelndem Schwanken zwischen dem wissenschaftlichen Berufe und dem fast unwiderstehlichen Drange zur Poesie, den er jetzt durch Veröffentlichung seiner Gedichte vor der Welt zu bekennen wagte. Diese Unsicherheit gab ihm den Anstoß zu einer schmerzlichen Revision seines innersten Menschen. Treitschke war keine Faustnatur mit problematischem und dämonischem Untergrunde. Er hat nie an dem Sinne der Welt und den heiligen Aufgaben des ihn tragenden Lebens gezweifelt, und sich nie in eine mephistophelische Allianz begeben wollen, um der Welt beizukommen. Zum verwegenen Spiel mit höllischem Feuer war er viel zu ernst. Um so tiefer empfand er jetzt das, was man das Sündengefühl des modernen Menschen und eines modernen, ganz zur Bildungs- und Tatreligion gewordenen Christentums nennen könnte. In sich und nicht in der Welt suchte er die Schuld. „Wer aufrichtig gegen sich ist," schrieb er im Juli 1856 wieder an Bachmann als Vertrauten, „klagt sich selbst an, und wahrlich, es ist niemand, der an seiner Bildung nicht schwer gesündigt hätte." Wir sollen und müssen, meditierte er, uns als dienendes Glied dem großen Ganzen der menschlichen Bestrebungen einfügen, aber wie weit sind wir entfernt von der Klarheit darüber und von der Aufgabe des Mannes, aus den Zufällen seines Lebens eine Notwendigkeit zu machen. Auch in der düsteren Depression verlor er nicht seine innere Straffheit und die genaue Kenntnis dessen, was seiner Natur lag. „Das positive Ziel männlichen Denkens ist doch die Tat, die freilich ohne eine Beschränkung auf einen engen Gedankenkreis nicht möglich ist." Die Elendigkeit der damaligen öffentlichen Verhältnisse mag seine trüben Stimmungen noch verschärft haben. Aber die schlimmen Zeiten des reaktionären Druckes gingen jetzt zu Ende, und der männliche Geist Heinrich von Treitschkes reifte der Entfaltung zu.

Am 8. September 1858 reichte er seine in mühseliger Arbeit entstandene Habilitationsschrift über die „Gesellschaftswissenschaft" der Leipziger philosophischen Fakultät ein, am

24. Januar 1859, dem Geburtstage Friedrichs des Großen, begann er seine erste Vorlesung. In der Zwischenzeit war der entscheidende Umschwung in Preußen eingetreten, der Prinz von Preußen hatte die Regentschaft angetreten und am 8. November 1858 sein Programm verkündet, das trotz aller behutsamen Vorbehalte wie ein erquickender Regen nach langer Dürre wirkte. Treitschke jubelte: „Es gibt wieder ein Preußen." Wohl ging es von jetzt an wieder aufwärts mit der preußischen Machtentfaltung in Deutschland, aber sehr viel zögernder, als der heißblütige Patriot es ertragen konnte. Während des italienischen Krieges sah er schon im Geiste das preußische Heer auf dem Marsche, um Österreich aus Deutschland zu jagen und den Bundestag mit den 34 Raubstaaten zu vernichten, und leerte am Silvesterabend des Jahres auf dem Königstein, wo sein Vater kommandierte, „in diesem k. sächsischen Burgverließ" sein Glas auf den deutschen Einheitsstaat. Er verlangte den revolutionären Weg, den Sardinien gegangen war, um Italien zu einigen, auch von Preußen und schloß dabei in seinen innersten Gedanken auch den Weg einer revolutionären Massenbewegung nicht aus. Aber wo sollte sie, bei der Indolenz der Massen, herkommen? Treitschke sah es ein und verstand es, seine Leidenschaften den Pflichten des Tages und allen höheren Pflichten eigener innerer Lebensvertiefung einzufügen. Mag das ceterum censeo seiner Briefe, die Einigung Deutschlands durch Preußen, fast wie eine Monomanie berühren, — er war zu reich, zu begierig nach Lebensfülle, zu sehr Künstler und Mensch, um aufzugehen nur in einem Gedanken. Ein spezifisch modernes Lebens- und Bildungsideal begann in ihm aufzusteigen, die Vereinigung stärkster Konzentration auf ein großes praktisches Ziel mit weitester Aufgeschlossenheit des Geistes, Leidenschaft zum Schauen wie zum Handeln, rascheres und heißeres Blut in allen Adern. Er spürte wohl, daß seine Generation berufen sei, mit festerem Schritte zu marschieren als die vorangegangene, jetzt müde gewordene der 48er. Es waren die Jahre, in denen auch Bismarck an-

fing, am Alten zu rütteln. Gleichzeitig erhoben sich in der Sphäre des preußischen Staates und des deutschen Geistes zwei stürmende Helden.

Ein elementares Feuer durchglühte die wissenschaftliche und künstlerische Betätigung Treitschkes in diesen Jahren. Dem akademischen Lehrer, der jugendliche Leidenschaft so merkwürdig verband mit einer Fülle von farbenprächtigen historischen Anschauungen, strömten die Hörer zu. Als Schriftsteller trat er in den neubegründeten Preußischen Jahrbüchern mit einer Reihe glänzender Aufsätze auf. In Anknüpfung an Gneist behandelte er die Grundlagen der englischen Freiheit. An Milton und Lord Byron und an dem deutschen Landsmann Uhland konnte er das ihm so homogene Thema des Dichters, der zugleich politische Leidenschaft in sich hegt, darstellen. Noch tiefere Töne fand er bei demselben Probleme für Heinrich v. Kleist, und mit seinem Herzblute schrieb er über Fichte und die nationale Idee. Andere Aufsätze sollten dem größeren Werke über die Geschichte des deutschen Bundes, das er plante, den Weg bahnen. An dem deutschen Ordensland Preußens, dem einzigen Stoff aus dem Mittelalter, den er je behandelte, zeigte er im Freskostile eine schon einmal wirksam gewesene Vereinigung deutscher und preußischer Kräfte. Und schließlich griff er auch aus den dichterischen Erscheinungen seiner Zeit drei Gestalten heraus, deren Größe er als einer der ersten erkannte: Hebbel, Otto Ludwig und Gottfried Keller. Der damalige literarische Tagesgeschmack war glatter und konventioneller. Auch Treitschke holte aus Gottfried Keller noch nicht alle ästhetischen Werte heraus, die wir heute an ihm empfinden. Und doch konnte ihn die Lebensbeichte des Dichters im Grünen Heinrich wunderbar ergreifen und seine eigenen Erlebnisse aufrühren. In erster Linie war es doch die Wahlverwandtschaft des ganzen Menschen, die ihn zu diesen drei Dichtern hinzog. Sie gehörten zu dem, was er das „Salz der Erde, die starken, eigentümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen" nannte. Über den Auf-

gaben des Staates vergaß er nie die Aufgaben der freien Persönlichkeit.

Ihre Aufgaben zu vereinigen, wurde sein Lebensgedanke. Er schlug darin mit Bewußtsein die Brücke zwischen zwei Zeitaltern der deutschen Geschichte. Das Zeitalter Goethes, Kants und Wilhelm v. Humboldts hatte die höchste Form von persönlicher Freiheit gefunden, die auf sittlicher Selbstbestimmung, auf Ausbildung der eigentümlichen Kräfte des Individuums beruhte. Die Zeit aber, in der Treitschke lebte, baute am Staate und verlangte als höchstes Gut vom Staate die politische Freiheit und Einheit der Nation. Diese politischen Güter aber waren, wie Treitschke keinen Augenblick verkannte, nur durch Massenbewegungen, durch große geschlossene Parteien zu erreichen, denen der einzelne sich anzupassen hatte, wenn er wirken wollte. Und dieser Verlust an persönlicher Freiheit, den die neue Zeit forderte, war nicht auf das Gebiet der politischen Wünsche beschränkt. Der aufsteigende Mittelstand, der Träger der politischen Bewegung, bedrohte, indem er die Massen auch zu den Gütern der Bildung führen wollte, die Bildung selbst mit Verflachung und konnte unduldsam gegen diejenigen werden, die sich über das konventionelle Niveau zu erheben wagten. Treitschke sah alle diese Gefahren des demokratischen Zeitgeistes und empfand sie als Bildungsaristokrat am eigenen Leibe. Und doch wurde er nicht bitter und hochmütig. Denn er hatte den großen historischen Blick, der die Kräfte seiner Zeit trotz aller Sorge zu bejahen wagt, und er vertraute darauf, daß schließlich doch noch immer die wertvollsten Antriebe des geschichtlichen Lebens nicht von den Massen, sondern von den einzelnen lichten Häuptern ausgingen. Sein Glaube, daß persönliche Freiheit im Sinne Humboldts auch im modernen Massendasein sich behaupten könne und müsse, klingt auch uns Menschen des 20. Jahrhunderts noch als frohe Botschaft.

Kann sie sich aber auch gegenüber dem modernen Staate behaupten? Treitschke leugnete auch hier nicht die Gefahren,

die von seiner gesteigerten Tätigkeit drohen. Er sah aber auch hier sichernde Gegenkräfte wirksam. Der Staat strebt nach Macht, er erreicht im modernen Leben nur dann den höchsten Grad von Macht, wenn er sich auf seine Bürger stützt. „In der sittlichen Welt aber stützt nur, was frei ist" Politische Freiheit erschien ihm dabei als schlechthin untrennbar von persönlicher Freiheit, denn die höchste Ausbildung der Persönlichkeit verlangt auch die Entwicklung aller männlichen Tugenden, und im Staate werden diese Tugenden entwickelt. Alles hängt innigst zusammen: Freier Staat politische Freiheit von Volk und Individuum, persönliche Freiheit des Individuums. Diese Gedanken, in seinem klassischen Aufsatze über die Freiheit (1861) niedergelegt, sind vielleicht sein dauerhaftestes Vermächtnis. Sie haben unzähligen modernen Menschen den Weg gezeigt, die unveräußerlichen Rechte der freien Persönlichkeit, verwegenen Denkermut und starke Leidenschaften zu vereinigen mit der freudigen Hingabe an die große Gemeinschaft von Staat und Nation. Man wird der Treitschkeschen Lehre von der Freiheit nur gerecht, wenn man sich klar macht, daß alle Freiheit, politische wie persönliche, daß auch die Ideale von Staat und Nation, zu deren Dienste er das Individuum aufruft, nur eben Idealgebilde von dem, was sein soll, darstellen. Aber alle Kulturideale haben es an sich, daß sie nur in unendlicher Annäherung erreichbar sind.

Treitschkes Sehnsucht nach dem echten Staate entsprang aus der Abkehr von dem Staate, wie er nicht sein sollte. Die Eindrücke seiner sächsischen Heimat haben früh und sehr tief auf seine Welt- und Staatsanschauung eingewirkt. Er sah hier in der Verwaltung des Ministers v. Beust ein kleinlich-gehässiges Regierungssystem mit demoralisierenden Wirkungen. Unbekümmert um die Gunst dieser Machthaber lehrte und schrieb er in Leipzig seine Ketzereien und entschädigte sich für allen Ärger über die heimatlichen Verhältnisse durch den kleinen Kreis gleichgestimmter Freunde, der im „Kitzing"

verkehrte und dem Mathy, Freytag und Hirzel angehörten. Daß er, noch nicht ein Dreißiger, eine Macht in Deutschland schon geworden war, erlebte man auf dem Feste der deutschen Turner in Leipzig 1863 zum Gedächtnis der Völkerschlacht von 1813. Seine Rede wirkte auf die Hörer, wie die „Grenzboten" erzählten, wie Sonnenschein, Frühlingswehen und reißender Gewittersturm. Gleich darauf, im Herbste 1863, folgte er dem ersten akademischen Rufe auf eine staatswissenschaftliche Professur in Freiburg. Wohl war das damalige Baden Großherzog Friedrichs ein freierer und frischerer Staat als Sachsen, aber die schlimmen Wirkungen der staatlichen Zersplitterung glaubte er auch hier in der pfäffischen Stickluft, die er im damaligen Freiburg traf, im zuchtlosen Maulheldentum und der dünkelhaften Überhebung der Süddeutschen zu finden. Und doch sind sie, brach er dabei wieder heraus, herrliche Menschen. Aus ehrlichem Hasse und großherziger Liebe zugleich entstand 1864 seine bedeutendste historisch-politische Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat". Wie einst Luther gegen die drei Mauern der Romanisten Sturm gerannt war und Hutten in der Trias Romana Stück auf Stück der feindlichen Rüstung dem Gegner vom Leibe gerissen hatte, so tat es hier Treitschke Punkt für Punkt mit allen Vorurteilen und Vorwänden des deutschen Partikularismus. Er führte Axthiebe gegen einen morschen Baum, der freilich doch nicht ganz so morsch war, wie er vermeinte. Aber ohne historische Ungerechtigkeiten ist wohl noch kein Geisterkampf gegen Überlebtes geführt worden. Er traute den deutschen Dynastien nicht zu, daß sie sich mit derjenigen Rechtlichkeit und eidgenössischen Gesinnung, die die Voraussetzung eines echten Bundesstaates bilde, zu einem deutschen Bundesstaate zusammenschließen könnten. Und selbst wenn Preußen durch Waffengewalt den Bundesstaat begründe, traute er dem preußischen Staate nicht zu, daß er ihn ohne Herrschsucht leiten würde. Er war ja immer nur aus deutscher, nicht aus schwarzweißer Gesinnung für Preußen eingetreten. Darum

wollte er ganze Arbeit getan wissen und einem schädlichen preußischen Partikularismus von vornherein dadurch vorbauen, daß Deutschland ein Einheitsstaat unter preußischer Dynastie würde. Denn, so sagte er, man gehorcht freudiger einem Könige als einem Protektor.

Treitschke meinte, daß auch die historischen Entwicklungslinien Deutschlands mehr auf einen künftigen Einheitsstaat als auf einen künftigen Bundesstaat hinwiesen, aber er hatte zu viel Sinn für die Unberechenbarkeit historischer Entwicklungskräfte, um apodiktisch prophezeien zu wollen. Die Dynastien und Einzelstaaten haben sich schließlich als lebensfähiger und vor allem als bundesstaatsfähiger erwiesen, als Treitschke in der Kampfesstimmung am Vorabend des deutschen Krieges glaubte. Das erkannte er selber später freudig an, wie er denn immer bereit war, aus den Ereignissen zu lernen und alle Leidenschaft des Wollens und Hoffens, Zürnens und Kämpfens zu bändigen durch Erfahrung und politische Vernunft. Immer bereit war er dazu, und doch, wie unermeßlich schwer wurde diese Pflicht für Treitschke und sein Geschlecht in den Jahren von Bismarcks Aufstieg. Seine leidenschaftliche Liebe für Preußen wurde auf die härteste Probe gestellt durch die tödliche Verletzung aller liberalen Empfindungen, die Bismarck im Kampfe um die Heeresorganisation gegen das preußische Abgeordnetenhaus beging. Als im Juni 1863 die nach Treitschkes Meinung verfassungswidrigen Preßordonnanzen ergingen, glaubte er in aller Bedächtigkeit das schwere Wort sprechen zu müssen: „Die Revolution ist in meinen Augen nur noch eine Zweckmäßigkeitsfrage; sobald sie Aussicht auf Erfolg hat, muß sie gewagt werden." Aber die Empörung über Bismarcks innere Politik hinderte ihn nicht, den Siegeszug der preußischen Waffen in Schleswig-Holstein zu bejubeln und die Annektierung der Herzogtümer durch Preußen zu fordern. Der ganze große und freie Charakter Treitschkes entfaltete sich am Vorabend der entscheidenden deutschen Kämpfe von 1866. Bismarck, aufmerksam geworden auf diesen

kühnen und geistvollen Vorkämpfer preußisch-deutscher Nationalpolitik, forderte ihn auf, nach Berlin zu kommen und das preußische Kriegsmanifest zu entwerfen. „Sie kennen und fühlen selbst", schrieb er ihm am 11. Juni 1866, „die tieferen Strömungen des deutschen Geistes, an welche man sich in so ernsten Augenblicken wenden muß, um den rechten Anklang zu finden." Treitschke durfte, wenn er dem Rufe folgte, auch auf eine preußische Professur hoffen, eben jetzt, wo der Übergang Badens in das österreichische Lager ihn zu dem Gewissensentschluß führte, seine Freiburger Professur aufzugeben, und zugleich heischten in diesem Augenblicke die Empfindungen persönlichsten Lebens ihr Recht von ihm. Am 18. Juni 1866 verlobte er sich mit Emma v. Bodman. Tags darauf legte er sein Freiburger Lehramt nieder. Den preußischen Waffen wünschte er Sieg, den Antrag Bismarcks aber lehnte er ab, denn „ich konnte nicht einer Regierung dienen, deren innere Politik ich bekämpfe". Als unabhängiger Mann und mit unsicherer Zukunft ging er nach Berlin, um die Redaktion der Preußischen Jahrbücher zu übernehmen. Er traf in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1866 dort ein inmitten des Jubels über die Kunde von Königgrätz. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, wo es politische Vernunft sei, die Leidenschaft ungebändigt ausströmen zu lassen. So rücksichtslos führte er wohl nie wieder seine Feder wie in diesen Wochen; denn die Gelegenheit schien unwiderbringlich, mit der deutschen Vielstaaterei abzufahren und den deutschen Einheitsstaat, wenn auch zunächst nur für Norddeutschland, zu begründen. Nicht nur Hannover und Kurhessen, sondern auch Sachsen, sein eigener Heimatsstaat, sollten verschwinden aus der Reihe der deutschen Einzelstaaten. Dies forderte seine Schrift „Über die Zukunft der deutschen Mittelstaaten". Sie führte den lange schon vorbereiteten Bruch mit seinem tiefverletzten Vater herbei. Dieser erließ eine öffentliche Erklärung, daß er mit Entrüstung und tiefem Schmerze die Äußerungen seines Sohnes über das sächsische Königshaus

gelesen habe. Treitschke, wehe dadurch getroffen, wurde doch nicht einen Augenblick irre an der Berechtigung seines Handelns, und der Vater, der die reine Grundnatur des Sohnes kannte, vermochte es auch nicht lange, den Groll zu nähren. Eine ebenso freimütige wie liebevolle schriftliche Aussprache zwischen beiden stellte das Verhältnis wieder her.

Die hochgehenden Wellen seines Lebens legten sich jetzt. Er erhielt bald eine Professur in Kiel, die er schon im folgenden Jahre 1867 mit der von Baden ihm angebotenen Professur in Heidelberg, dem Lehrstuhle Ludwig Häußers, vertauschte. Sechs Jahre beglückender Arbeit folgten hier. Die historische Muse, die gern auf dem Boden Heidelbergs wandelt, berührte auch seine Stirn jetzt mit besonderer Gunst. Fast alle seine früheren Arbeiten hatten etwas von der Aufregung und Spannung eines großen Kampfes mit unsicherem Ausgange an sich, und der historisch-politische Streiter dominierte über den reinen Historiker. Zu einem solchen wurde er auch jetzt noch nicht, aber doch zeigen seine hier entstandenen oder zum Abschluß gelangten großen Essays über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus, über Cavour und über die Republik der Niederlande ein reiferes Ebenmaß von farbiger und liebevoller Schilderung und ethisch-politischem Pathos. Die Heidelberger Jahre wurden gekrönt durch die unerwartet schnelle Erfüllung seiner nationalen Wünsche. Es war eine schöne Fügung, daß er die Zeit von 1870/71 gerade in Süddeutschland verbrachte als ein Leben und Begeisterung um sich verbreitender Lichtquell. Unvergessen sind noch heute am Oberrhein die mächtigen Worte, mit denen er seine Heidelberger Hörer in das Kriegslager hinaussandte. Treitschke ist ja wohl niemals ganz auf die Eigenart süddeutscher Kultur und Empfindungsweise eingegangen, und seine Neigung galt mehr den „hellen Augen und starken Armen unserer dem Lichte zugewandten rührigen Norddeutschen". Dennoch wollte und konnte er immer als „Deutscher schlechtweg" empfinden und die intensivere Wechselwirkung süddeutscher und norddeutscher Art als eine

besonders wertvolle Errungenschaft des neuen politischen Einheitslebens begrüßen. Sein ganzes Leben war seit der Studentenzeit darauf eingestellt, Volk und Land in Deutschland zu durchwandern, es in der Mannigfaltigkeit seiner Kräfte zu erfassen und den besonderen Genius jeder Landschaft zu belauschen. Als Mensch, als Deutscher und als Künstler fühlte er sich überall zu Hause, aber sein Wille drängte ihn zum schlagenden Herzen des Ganzen.

Darum zögerte er nicht, als ihn 1874 die lange von ihm schon erhoffte Berufung an die Berliner Universität traf. Er löste hier in gewisser Weise Leopold von Ranke in der Funktion ab, der größte Geschichtslehrer der deutschen akademischen Jugend zu sein. Von Ranke war das reinere Himmelslicht echter historischer Anschauung und Vergeistigung ausgegangen. Treitschke entwickelte die stärkere Glut des nicht nur mitfühlenden, sondern mitkämpfenden, leidenden und jubelnden Gemütes. Er riß auch solche hin, denen das Organ für die Rankesche Kunst fehlte, alles Körperliche in die Schwingung sichtbar-unsichtbarer Ideenwellen zu verwandeln. Dafür verwandelte er vor den Augen seiner Hörer alles vergangene Menschentum in sicht- und greifbare Wirklichkeit und ringende Gegenwart. Man kann seine Wirkung als politisch-historischer Lehrer der Generation, die zwischen 1874 und 1896 akademische Bildung genoß und in das politische Leben hinaustrat, kaum hoch genug anschlagen. Diejenigen, die ihn ganz verstanden, waren davor gefeit, durch seine stolze und oft schroffe Verkündigung deutschen Wesens und preußischer Macht zu einem groben Chauvinismus verführt zu werden, denn er gab gleichzeitig auch genug Gegenmittel auf den Weg mit. Aber es gab freilich auch solche, die ihn nicht ganz verstanden und nur seine Einseitigkeiten auf sich wirken ließen. Wer ihn zuerst hörte, war erstaunt über das dumpfe Organ und die merkwürdigen Akzente seiner Rede, die eine Folge seiner Taubheit waren. Aber man gewöhnte sich bald an sie und hatte dann den vollen Genuß seiner

packenden Rede. Seine Lieblingsvorlesung war die über „Politik". Er hoffte sie einmal zu einem tiefer fundierten Werke auszugestalten und alles Letzte und Höchste über den Staat, was er im Leben gelernt hatte, hineinzulegen. Die nach seinem Tode aus Niederschriften der Hörer zusammengestellten Vorlesungen über Politik geben einen freilich nicht vollkommenen Ersatz dafür. Doch werden sie noch heute der akademischen Jugend, die nach lebendig einführender historisch-politischer Lektüre sucht, immer in erster Linie mit empfohlen werden können. Dasselbe gilt von seinen Schriften zur Tagespolitik, die unter dem Titel „Deutsche Kämpfe" in zwei Sammlungen erschienen sind, und von den Reden, die er als Mitglied des deutschen Reichstags in den Jahren von 1871 bis 1884 gehalten hat.

Aber sein eigentliches Lebenswerk wurde die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", die von 1879 bis 1894 in fünf Bänden erschienen ist und bis zum Vorabend der deutschen Revolution von 1848 reicht. Sie war ursprünglich, wie wir sagten, zu Beginn der sechziger Jahre nur als eine Geschichte des Deutschen Bundes und der Kleinstaaten von 1815 bis 1848, als ein politisches Erweckungsbuch zur Aufrüttelung der Gedankenlosen geplant, aber doch schon mit dem Wunsche, die Wandlungen des Volksgeistes und alle in ihm liegenden köstlichen Kräfte zur Anschauung zu bringen. Es gereichte dem Werke zum Heile, daß die unerwartet rasche Erfüllung seiner nationalen Hoffnungen die erste Absicht in den Hintergrund drängte. Und während er anfangs mit geringem Quellenmaterial das Buch rasch herrichten zu können geglaubt hatte, führte ihn bald jeder Zuwachs seines Wissens auf das höhere und strengere Ziel, eine breit fundierte, alle Seiten des Volks- und Staatslebens umfassende Gesamtdarstellung zu geben. Es wuchs aus der nationalpolitischen in die wissenschaftliche Sphäre hinüber, aber verlor freilich nie die Spuren seines Ursprungs. Darum gehört es zur Gattung der historia militans, wie sie in Deutschland Gervinus, in mannigfacher

Hinsicht sein Vorläufer, in England Macaulay und in Frankreich eine ganze Gruppe politisch-rhetorischer Geschichtschreiber vertraten. Aber es wuchs über sie alle hinaus durch die geistige Macht, die sich in ihm entfaltete, durch die unvergleichliche Stärke des Talentes, durch die ganz ungewöhnliche Verbindung höchster sinnlicher Anschaulichkeit und Farbenpracht mit allen Herzenstönen der Liebe und des Hasses. Überall rauscht es von Phantasie und von Energie. Gervinus war vorangegangen mit dem Unternehmen, die geistige Bewegung in Literatur und Kunst zu verknüpfen mit den politischen Abwandlungen. Treitschke, moderner, realistischer und weniger doktrinär als Gervinus, verstand es, die Fülle der Erscheinungen auf beiden Gebieten mit suggestiver Leibhaftigkeit vor das Auge zu zaubern und durch die Kontrastwirkungen der politischen und der literarischen Abschnitte den Leser beinahe atemlos zu fesseln. In einem Atemzuge kann er schelten und spotten, karikieren und lieben, und ganz eigen ist es, wie zuweilen durch das schwere Gewölk wuchtiger und drastischer Urteile ein versöhnender Sonnenstrahl poetischer und menschlicher Mitempfindung bricht. Treitschke hatte es in seinem Jugendaufsatz über die Freiheit als „eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung" bezeichnet, mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers zu verbinden, „um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch . . . mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe traute Menschenantlitz aufzusuchen". Daß er beides vermochte, macht den Reiz seiner Geschichtschreibung aus. Aber er vermochte es freilich nicht immer, weil sein Blut zu heiß war. Sein Werk hat, als es erschien, ebensoviel enthusiastische, nicht selten kritiklose Bewunderung wie leidenschaftlichen Protest wider die Ungerechtigkeit und Parteilichkeit seiner Urteile erweckt. Gewiß wurde sein nationalpolitisches Ideal der Einigung Deutschlands durch den preußischen Staat ihm nur zu leicht zum Maßstabe des historischen Urteils überhaupt, so daß ihm die Welt in die beiden

Heerlager der Förderer und der Hinderer dieses Ideals zerfiel. Das relative historische Lebensrecht, das auch den Bestrebungen der politisch Überwundenen innewohnt, wurde nicht immer erkannt und anerkannt. Das gilt in gewisser Beziehung auch von der Darstellung, die er der Frühzeit der Burschenschaft widmete. Darum konnten sich ferner in der harten Beurteilung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten und des süddeutschen Liberalismus jene Jugendstimmungen wieder geltend machen, die wir oben kennen lernten. Aber auch hier war er wie damals doch immer wieder imstande, dem Gescholtenen großherzig die Hand entgegenzustrecken. Seine hohe Schätzung der preußischen Staatsleistungen, ebenfalls in Jugendmeinungen schon vorbereitet, konnte sich mit guten wissenschaftlichen Gründen auf die Durchforschung der preußischen Verwaltungsarbeit nach 1815, die er als erster vornahm und bisher unerreicht durchführte, berufen. Seine Stellung zur Monarchie, einst ganz frei von dynastischer Gesinnung, war im Laufe der Zeit unter dem Eindrucke der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms I. und der Bundestreue der deutschen Fürsten seit 1871 konservativer geworden. Er wurde durch ein ähnliches Gefühl von nationaler Dankbarkeit und durch die irreführenden Forschungen Max Duncker verleitet, den König Friedrich Wilhelm III. zu idealisieren. „Ihr vergeßt alle, daß dieser König den Staat gerettet hat," sagte er mir einmal ganz erregt, als er mich auf seiten derer fand, die in dem Könige mehr das retardierende Element in der Erhebungszeit von 1813 sahen. Aber mit rücksichtslosem Freimute stellte er Wesen und Politik des unglücklichen Nachfolgers, Friedrich Wilhelms IV. dar. Er wurde, während er an den Akten seiner Geschichte studierte, oft zur Verzweiflung gebracht, und hat es dann doch gerade an dieser tragischen Erscheinung verstanden, ergreifende Töne menschlicher und künstlerischer Empfindung anzuschlagen.

Es war ihm nicht beschieden, sein Werk in die Zeit hineinzuführen, die er schon selber mit sehenden Augen mit erlebt hatte. Als er nach jahrelangen Vorarbeiten daran gehen wollte,

die deutsche Revolution von 1848 zu erzählen, wurde er im Winter 1895/96 von einer unheilbaren Nierenkrankheit ergriffen. Er rang düster und schwer mit dem Schicksal, das seine gewaltige Kraft zerstörte, als sie eben zur höchsten Leistung sich anschickte. Am 28. April 1896 brach er zusammen.

Treitschke gehört zu den Großen unserer Geschichte, nicht zu jenen Großen, die ihrer Generation vorauseilen und deren Werk darum von dieser nur halb aufgenommen werden kann, sondern zu denen, die ganz und herzhaft ihre Zeit umfassen und deren eigensten Reichtum herausholen und ausdrücken. Die doppelte Leistung seines Lebens war, Deutschland zur Einheit zu erziehen und ihm den herrlichsten Spiegel seiner Vergangenheit vorzuhalten. Ein Übermensch wollte er nicht sein und hat nie versäumt, „die Pflicht des Mannes zu erfüllen". Darum war er bescheiden in allem Stolze, gütig und großmütig bei aller Leidenschaft, von großen Gedanken und reinem Herzen in jedem Augenblicke seines Schaffens. Nie aber möge man vergessen, daß er nur deswegen sein Volk einig und mächtig wünschte und nur deswegen seinen Ruhm und seine Größe verkündete, damit ihm Mut und Möglichkeit erwachse, seinen eigentümlichen Genius im Dienste der höchsten Menschheitsgüter zu entfalten. Der deutsche Staat war ihm ein Staat der Humanität, der Freiheit und der Kultur.

Alfred Dove.

Histor. Zeitschrift Bd. 116 (1916).

Am 19. Januar 1916 ist Alfred Dove im Alter von 71 Jahren in Freiburg i. B. gestorben. Der Geschützdonner der Vogesenkämpfe wird auch an diesem Tage in den Breisgau hinübergehallt haben, und der Greis, dessen schöner Erscheinung mit dem geistvollen und leuchtenden Antlitz man oft auf den Waldwegen um Freiburg begegnete, mag dabei der eigenen Jugendzeit, wo er inmitten der Schlachten von 1870 seine Stimme vor der Nation zuerst erhob, gedacht haben. Auf dem Wege nach dem freundlichen Waldhause St. Valentin wurde er vom Schlage getroffen. Als man ihn auffand, ruhte auf den Zügen der Friede eines kampflosen Todes. Seinen Freunden aber klang die Klage des Dichters an das Ohr, daß auch das Schöne sterben muß, und nun selbst in Tagen, wo der Todesengel soviel ungezählte starke Kraft unseres Volkes dahinrafft.

Dove wird fortleben in den schönsten seiner Schriften. Aber er hatte noch etwas, was über die Bedeutung seiner Schriften hinausreicht, und die Geschichte unserer Wissenschaft hat nicht nur die Leistungen, sondern auch die Menschen, die sie schufen, und die persönlich-geistigen Werte, die aus ihrer Arbeitsgemeinschaft hervorgehen, festzuhalten. Ein Gelehrter wie Dove, in dessen Tätigkeit die produktive Forschungsarbeit zurücktrat, muß dennoch unter die glänzendsten Namen seiner wissenschaftlichen Generation gerechnet werden. Er steuerte etwas zu ihr bei, was keiner der großen Forscher und Darsteller ihr hätte geben können. Es ist nicht leicht, das Eigentümliche,

was er leistete, zum genügenden Ausdruck zu bringen, denn ein Dove dürfte von Rechts wegen nur von einem Dove charakterisiert werden, und den Geigenstrich dieses Meisters erreicht kein Schüler. Wer über ihn heute schreibt, fühlt seinen heiteren, überlegenen Blick auf seinen Zeilen ruhen. Aber den Mut, es zu versuchen, gibt mir der Wunsch, etwas von dem Hauche dieses Lebens, wie ich ihn selbst genossen habe, weiterzugeben an die Überlebenden und den Jüngeren, die in Dove hier und da nur noch den geistreichen Schriftsteller einer verflossenen Epoche zu sehen begannen, diesen Edelstein unserer Wissenschaft wieder vor das Auge zu führen[1]).

Alfred Dove wurde geboren am 4. April 1844 als Sohn des Naturforschers Heinrich Wilhelm Dove, Professors an der Berliner Universität, der auf allen Gebieten der Physik, namentlich aber als Meteorologe und Klimatologe sich Ruhm erwarb und populär weithin wurde durch seinen Witz wie durch seine Wetterkunde[2]). Die Doves waren eine alte stattliche Bürgerfamilie, im 15. Jahrhundert schon in Minden nachweisbar, seit 17. Jahrhundert in Liegnitz angesessen. Der Vater Doves war in der Frühzeit der Burschenschaft Berliner Armine gewesen und war vermählt mit einer Tochter des preußischen Generals von Etzel, der unmittelbar aus der Pflanzschule der preußischen Reformer hervorgegangen war, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann und lange als Direktor der Kriegsakademie tätig. Ob die Familie Etzel, die sich auch O'Etzel schrieb, irischen Ursprung hatte, soll zweifelhaft sein. Faßbarer ist eine andere Blutsmischung in Doves Vorfahren. Der General

---

[1]) Ich weise noch auf die kurzen, inhaltsreichen Nachrufe, die am Grabe Doves von Finke, Aschoff und Gothein gesprochen wurden und in den Freiburger „Akademischen Mitteilungen" vom 22. Februar 1916 erschienen sind, und auf den Nachruf von Erich Marcks im Jahrbuch der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1916 hin; auch auf Kantorowitsch, A. Doves schriftstellerische Größe Histor. Zeitschr. Bd. 116.

[2]) Vgl. Alfred Doves Lebensskizze seines Vaters in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 48.

von Etzel hatte eine Schwester des bekannten jüdischen Kriminalisten Eduard Hitzig, des Freundes von Amadeus Hoffmann, zur Frau. Damit reicht Doves Stammbaum auch in das aufstrebende humanistische Neujudentum um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zurück, das damals, wie er einmal bemerkt, den „geistig anmutigsten Teil der Berliner Gesellschaft" gebildet hatte. Doves Vater war auch Lehrer an der Kriegsakademie und wohnte in ihrem damaligen Gebäude in der Burgstraße; dicht daneben lag damals das Joachimsthalsche Gymnasium, das Dove besuchte. Unter dem gleichen Dache der Kriegsakademie wuchs auch sein Freund Ernst Friedlaender — später einer der musterhaftesten Archivare des Geheimen Staatsarchivs — auf. Vielerlei Fäden des alten feinen Berliner Kulturlebens und der Erhebungszeit umspannen die damals sehr malerische Stelle von Altberlin gegenüber dem Lustgarten, die Doves Heimat war. Das gesellig belebte Gelehrtenhaus des Vaters, die ganze Gunst der Umgebung entwickelte in dem Heranwachsenden rasch die Gaben geistiger Empfänglichkeit, anmutiger Gesellschaftlichkeit und weltmännischer Sicherheit. Er erbte vom Vater nicht nur den Witz, sondern ließ sich auch von ihm in den Umkreis seiner naturwissenschaftlichen Interessen einführen und ästhetisch für sie begeistern. Unvergeßlich blieb es ihm, wie der Vater von den Fenstern der hochgelegenen Wohnung aus oft das Wolkenspiel am freien Himmel über dem Lustgarten beobachtete, ergriffen und forschend zugleich. Er begann im Herbste 1861 in Heidelberg Medizin und Naturwissenschaften zu studieren, hörte aber dort neben Bunsen und Kirchhoff auch schon Häußer und Wattenbach und ging, als er nach einem Jahre nach Berlin zurückkehrte, ganz zum Studium der Geschichte über. Ein schwungvolles Festgedicht des noch nicht achtzehnjährigen Studenten zum 17. März 1863: „Willkommen! Aller Heldenseelen Tag" errang schon die Ehre, in den Berliner Gymnasien deklamiert zu werden. Er ließ Ranke und Droysen auf sich wirken und von Jaffé, dem eben berufenen jüdischen Extraordinarius für Hilfswissenschaften,

sich zu strenger kritischer Einzelarbeit erziehen, Schulter an Schulter mit einem anderen Joachimsthaler Kameraden, Max Lehmann. Der Jaffé'schen Anregung, sich mit König Enzios Geschichte zu beschäftigen, entsprang seine fleißig und kritisch sammelnde, auch zu Sätzen von Rankischer Allgemeinheit sich schon versteigende Dissertation De Sardinia insula contentioni inter pontifices Romanos atque imperatores materiam praebente, Corsicanae quoque historiae ratione adhibita, mit der er in Berlin am 22. Februar 1866 promovierte. Auf diese ersten wissenschaftlichen Anfänge also ging sein immer lebendig gebliebenes Interesse für die farbenreiche Zeit Kaiser Friedrichs II. zurück, ebenso auch die unverbrüchliche Strenge kritischer Anforderungen, die er an sich und an jede wissenschaftliche Leistung stets richtete. Seine Disputationsthesen verrieten daneben schon den kritisch und klassizistisch erzogenen Feinschmecker in ästhetischen und philosophischen Dingen. Spinozae ignarus Goethium parum intelliget hieß es in der einen, und eine andere lautete: Musica nostro tempore spretis suis legibus poesis fieri cupiens seseipsa pessumdedit; quamobrem Lessingio opus est, qui alteram ab altera tandem seiungat — eine Aufgabe, an der er sich später noch durch seinen Aufsatz „Das Problem der musikalischen Ästhetik" (1873) versucht hat. Er absolvierte dann am Joachimsthalschen Gymnasium sein Probejahr und wurde Lehrer am Friedrichsgymnasium. Am 3. April 1870 endete sein Lehrer Jaffé durch freiwilligen Tod. Dove war erschüttert durch diesen Ausgang eines krampfhaft angespannten, freudlosen und verbitterten Gelehrtenlebens, einer Tragödie inmitten der Welt klarer, solider und zielgewisser Forschung und heiterer, geistiger Erbauung, die er um sich sah und in sich selbst zu vereinigen strebte. Er schrieb einen Nachruf in der Nationalzeitung von 1870 (Nr. 171) voll glücklicher Worte über Jaffés Verdienst und voll warmer und menschlicher Töne und verriet dadurch der Außenwelt mit einem Schlage die ihm eigene Kunst der Menschenerfassung und den Schriftsteller von besonderer geistiger Lebendigkeit. Durch diesen

Nachruf wurde, wie uns berichtet wird, Gustav Freytag auf ihn aufmerksam und führte ihn in die Redaktion der Grenzboten ein, die Dove, nach Leipzig übersiedelnd, in den beiden letzten Monaten des Jahres 1870 dann schon verantwortlich zeichnete. Eine Entfremdung zwischen Redaktion und Verlag führte dazu, daß Dove unter Freytags Mitwirkung vom 1. Januar 1871 ab im Hirzelschen Verlage die neue Zeitschrift „Im neuen Reich" erscheinen ließ. Seine große journalistische Zeit begann, zugleich mit den Flügelschlägen des neuen Deutschlands.

„Das Herz des modernen Menschen," schrieb er in einem seiner ersten Aufsätze[1]), „darf und soll für die ganze Welt schlagen, sein Arm jedoch nach wie vor allein für Volk und Vaterland. Alles für die Menschheit, aber alles durch die Nation! Dieser Wahlspruch allein scheint uns antike und moderne Sittlichkeit zu vermählen." Dove würde diesem Gedanken in späteren Jahren entweder eine noch leuchtendere und persönlichere Farbe gegeben oder er würde ihn diskret und stolz verschwiegen haben als verborgenen Sinnspruch seines Lebens. Damals konnte er noch naiv und jugendlich warm, aber auch etwas jugendlich unselbständig die Gedanken aussprudeln, die sein und seiner Zeitgenossen Herz bewegten. Dove begann als Schildknappe älterer und gefestigter Kämpfer, und Freytagsche und Treitschkesche Luft wehte in seinen politischen Artikeln. An Freytag erinnern sie schon im Stile zuweilen, vor allem aber in den moralisch maßhaltenden und pädagogisch eindringlichen Grundsätzen des politischen Urteils, in der Abwehr der überlebten Romantik in der Politik und des lauten Teutonismus, auch in einer gewissen Selbstzufriedenheit mit dem eigenen, wohl abgetönten und weise beschränkten Programm. Mit den Gedanken Treitschkes, der am 30. August 1870 seine Schrift „Was fordern wir von Frankreich?" abschloß, berührte er sich merkwürdig genau — vielleicht durch Freytag vermittelt? — in seinem beinahe gleichzeitig, Anfang September geschrie-

[1]) Ein Wort aus und an Italien. Grenzboten 1870, 4, 29.

benen Grenzbotenaufsatz „Die deutschen Westgrenzen". Das abzutretende Elsaß und Lothringen, von dem er nur den strategisch unentbehrlichen Teil um Metz forderte, wollte er wie Treitschke nur in der Hand des preußischen Staates aufgehoben wissen und kritisierte alle übrigen Möglichkeiten und alle weitergehenden Annexionsgelüste mit gesunden Gründen praktischer und ethischer Art. Mit dem damaligen Treitschke wünschte er sich auch, daß Preußen durch diese süddeutsche Erwerbung noch deutscher und weniger preußisch werde als bisher und erhoffte als Ziel der Entwicklung den deutschen Einheitsstaat, nicht mit Treitschkeschem Feuer, aber mit einem heiteren, frohen Glauben. Dove beteiligte sich an diesen nationalpolitischen Problemen wie jemand, der am letzten sonnigen Erntetage noch mithelfen kann, die Ernte einzubringen, ohne die aufreibende Sorge und Mühe der übrigen miterlebt zu haben. Er erfaßte mit historischem Feingefühl vollkommen, was sie bedeutete, und gab sich der großen Wirklichkeit dieser Tage mit dem Bewußtsein hin, daß sie dereinst vielleicht den Glanzpunkt unserer nationalen Geschichte bilden werde. Aber man spürt schon in diesen geschmackvollen, warmherzigen und klugen Ergüssen einen Mangel an eigentlich politischer Leidenschaft und Begabung. Pflichtgemäß ergriff er als Herausgeber seiner neuen Zeitschrift in den ersten Jahren noch wiederholt das Wort, um die Ereignisse des Tages, die Anfänge des Kulturkampfs usw., im Sinne eines historisch und realistisch erzogenen Liberalismus zu beurteilen. Aber er zog sich dann mehr und mehr auf das Gebiet zurück, das ihm innerlich am nächsten lag, auf die literarische, allgemein geschichtliche und kulturphilosophische Betrachtung. Auch hier trat er nicht als Stürmer und Dränger mit dem Anspruch und der Illusion auf, Altes zu stürzen und Neues zu schaffen. Er läßt sich, allgemein gesehen, durchaus noch in die Art der siebziger Jahre einordnen, die keine sichtbare neue Wendung im geistigen Leben brachten, aber deswegen nicht schlechthin und in jeder Hinsicht epigonenhaft gescholten werden dürfen. Denn mochte sich auch an der

Oberfläche das moderne liberale Bewußtsein gar zu selbstgefällig breit machen und in der „Entwicklung des Menschen zur Freiheit", wie es in den Grenzboten damals einmal hieß, besonders weit gekommen zu sein wähnen, so gab es doch auf allen Gebieten des geistigen Schaffens engere Kreise, die ihre Triebkraft noch lange nicht ausgegeben hatten und noch reiche Erntemöglichkeiten vor sich sahen. Die Gebäude der philosophischen Spekulation waren zwar eingestürzt und wurden, auch vom damaligen Dove, als eine hoffnungslose Ruine angesehen, deren Steine man selbst nicht mehr gebrauchen könne. Die wilde Jagd der Hegelschen Dialektik, schrieb er damals[1]), „ist vorübergebraust wie ein nächtlicher Spuk, während das harte Tagewerk der Trendelenburg und Genossen hienieden im Lichte dauert und blüht". Aber die historische Kritik fühlte sich auf dem Gipfel ihres Könnens und glaubte dem Zeitalter ihren Namen geben zu können. „Man betont selten scharf genug," sagte Dove im selben Zusammenhange[2]), „daß unser Jahrhundert vermöge der historischen Richtung seiner Forschung eine zweite Epoche der Renaissance herbeigeführt hat, nun aber einer zugleich auf das Große aller Vergangenheit erstreckten und doch wieder auf das wirklich groß Erkannte eingeschränkten Renaissance, einer Renaissance durch allumfassende Kritik statt der früheren durch einseitigen, naiven Enthusiasmus." Man mag auch in dieser Formulierung den selbstzufriedenen, um nicht zu sagen selbstgerechten Geist der siebziger Jahre und selbst die Verdünnung der Lebensideale, die in ihnen vielfach eintrat, wiederfinden. Aber das enge Wort „Kritik" deckte nicht das, was Dove tatsächlich empfand. Mit der Wiedergeburt alles Großen der Vergangenheit war es ihm vielmehr heiliger Ernst. Während er in seinen Tagesaufsätzen mehr den kritischen Zensor materialistischer Zeitphilosophie, schwindelhaft leicht-

[1]) Im neuen Reich 1872, 243.

[2]) S. 242; ähnlich auch in seinem Beitrag zu Bruhns, Alex. von Humboldt 2, 257, ein Zeichen dafür, welchen Wert er auf den Gedanken legte.

sinniger Anthropologen und grobsinnlicher Gründerzeitskunst mit behendem Geist und Witz spielte, gab er in seinem Anteil an der von Bruhns 1872 herausgegebenen wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldts eine erste Probe eigener historischer Kunst.

Es war dabei eine künstlerisch nicht einmal dankbare Aufgabe, in diesem Werke, in dem eine Anzahl von Fachmännern, darunter sein eigener Vater, die verschiedenen Seiten der wissenschaftlichen Tätigkeit Humboldts monographisch behandelten, lediglich ein Teilstück des allgemeinen Lebenslaufes, nämlich die Berliner Jahre seit 1829, darstellen zu müssen. Dove machte aus der Not eine Tugend, verzichtete auf geschlossene, alle Fäden fest zusammenfassende und gruppierende Einheit der Darstellung und entfaltete dafür Leben, Persönlichkeit und Umwelt seines Helden in einer lockeren Reihe von Szenen, die sich zu glänzenden kulturgeschichtlichen Charakteristiken erheben und zu behaglichen Exkursen über biographische Nebendinge wieder hinabsinken konnten. Das unmittelbare Leben selbst, wie es bald mächtig ergreifend, bald alltäglich an uns vorüberfließt, kam dadurch zur vollständigen Anschauung, und Dove lebte und webte in dieser Welt vom Elternhause her, in dem das wissenschaftliche und politische Berlin von 1830 noch lebendig war. Er stellte es mit Humor und Liebe, aber auch mit jener witzigen Kritik, die der über Berlin hinauswachsende Berliner an seiner Heimat gern übt, dar. Und wie verständlich war ihm auch, selbst noch durch etwas persönliche Anschauung, sein Held selbst, „der die Ideen von 1789 im Herzen und den Kammerherrenschlüssel auf dem Rücken trug". Dove konnte in manchen Zügen Humboldts sich selbst malen, konnte seine „leise Ironie, die alles, was er über sich sagt, Lob und Tadel, schalkhaft begleitet", und die „wunderbare Zweiseitigkeit seines Wesens — edle Pietät gegen den Toten und streichelnd verwundende Bosheit gegen den Lebendigen —" auch in sich wieder finden. Er durfte selbst die besondere Art der Humboldtschen Begabung, die „passive Genialität", die, mehr Abbild

als Vorbild, das geistige Licht ihrer Zeit in sich aufnimmt und ihre Empfänglichkeit zur Reproduktivität steigert, aus eigener Geistesanlage interpretieren. Das Bedeutendste aber leistete der junge Dove mit auffallender Frühreife in der Erfassung der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge Alexander v. Humboldts. Er stellte dar, wie er, verwandt und entgegengesetzt seinem Bruder Wilhelm, zwar auch aus der dichterischen Epoche Deutschlands nachhaltige Antriebe empfing und sie dann doch viel rascher und radikaler zum modernen Empirismus des 19. Jahrhunderts hinüberentwickelte, freilich mit einer Einbuße an tieferem geschichtlichen Sinn, die ihn geistig und politisch wieder mehr im Banne des 18. Jahrhunderts zurückhielt, — während sein Bruder Wilhelm den ästhetisch-spekulativen Geist seiner Jugend stetig vertiefend und reinigend weiterentwickelte zur großartigsten Vereinigung von Idealismus und Empirismus. Wir haben durch die seit dem Ausgang des Jahrhunderts eingetretene Wendung der Interessen das Wesen und den unerschöpflichen Reichtum des deutschen Idealismus der Frühzeit vielleicht noch eifriger zu ergründen begonnen und sind von der Mitte des 19. Jahrhunderts, an der Dove sich damals orientierte, wieder mehr in dessen Anfang zurückgegangen, aber zu den ersten Büchern, die den Weg dahin wieder gezeigt haben, gehört neben Hayms Humboldt, Diltheys Schleiermacher auch die Dovesche Darstellung Alexander v. Humboldts und, mit ihr verbunden, die kurze, schöne Doppelbiographie, die Dove dem Brüderpaare in der Allgemeinen deutschen Biographie noch gewidmet hat[1]).

Doves Leipziger Jahre brachten neue Wendungen in seinem äußeren Leben. Er gewann zur Lebensgefährtin die Tochter des Leipziger Physiologen Ludwig. Frau Anna wurde ihm zur treuesten, verstehenden Freundin. Die Ehe blieb kinderlos, und Dove hat bei einer merkwürdigen Gelegenheit mit merkwürdig zarten Worten das besondere Glück, dessen solche Ehen

[1]) Zusammen mit der feinen Doppelbiographie der Forsters auch als Buch „Die Forsters und die Humboldts“ 1881 erschienen.

fähig sind, andeuten können. Die Heirat führte ihn in die akademische Welt und zur zünftigen Wissenschaft zurück. Lassen wir Dove selbst davon launig erzählen, wie er es am 18. Oktober 1912 bei einem Trinkspruche vor der Badischen historischen Kommission in Karlsruhe getan hat.

„Ich bin nicht eigentlich Gelehrter von Natur, sondern geborener Schriftsteller und als Gelehrter nur zweimal mühselig naturalisiert. Das erstemal geschah dies vor 40 Jahren in Leipzig. Dort lebte ich an Gustav Freytags Seite vergnügt als Journalist, als nach meiner Heirat Vater und Schwiegervater, beides Professoren, mir dringend empfahlen, ich möchte mich doch zu künftiger Lebenssicherung habilitieren. Nun hatt' ich jüngst eine biographische Arbeit über Alexander von Humboldt veröffentlicht, die Freytag wohlwollend als Habilitationsleistung ins Auge faßte. Er wandte sich deswegen an Georg Curtius, den moralischen Flügelmann der philosophischen Fakultät, nach dem sich jedermann zu richten pflegte. Der antwortete sehr verbindlich, aber höchst korrekt: Zum Professor könnten sie mich dafür vorschlagen, wenn ich habilitiert wäre, zum Privatdozenten daraufhin machen aber nicht. Da ward ich vom Geist nach Italien geführt und kehrte zurück mit einer Untersuchung der Quellen Salimbenes, die genügendes Aufsehen in der gelehrten Welt erregte, weil sie hinlänglich viel des Unhaltbaren enthielt. Und so kam ich empor mit bedächtiger Schnelle, vom Dozenten in Leipzig über Breslau bis zum Ordinarius der Geschichte in Bonn auf dem Lehrstuhl Ernst Moritz Arndts."

Man darf die Ironie, mit der Dove seinen Sprung vom Journalisten zum Quellenkritiker erzählt, nicht etwa mißverstehen. Er war niemals reiner Journalist, freilich auch niemals reiner Forscher. Aber er hatte durch die Jaffésche Erziehung und durch eigenen Lebensernst die strengste Auffassung vom Wesen wissenschaftlicher Arbeit sich zu eigen gemacht und war immer, wo es ihm darauf ankam, gewillt und befähigt, das kritische Handwerkszeug zu gebrauchen und geduldig den Staub

der Arbeit zu kosten. Und bei Salimbene lohnte es sich. Jaffé hatte schon 1863 die Beschäftigung mit der damals erst kürzlich veröffentlichten Chronik dieses persönlichsten und muntersten aller mittelalterlichen Chronisten dem jungen munteren Studenten mit guter Menschenkenntnis nahegelegt. Dove blieb dem jovialen Bettelmönche, der so naiv und farbenreich das mächtige 13. Jahrhundert spiegelte, gut Freund bis zum Lebensende. Er sezierte ihn mit dem kritischen Messer, er gab ihm Leben und Gestalt wieder zurück im Kunstwerk des wissenschaftlichen Essays und sogar des historischen Romans, er legte schließlich auch noch ein gutes Wort ein für eine menschlichere und darum auch historischere Beurteilung seines Charakters, als Holder-Eggers unerbittliche Quellenkritik ihre Kompetenz überschritt und den fabelnden Mönch auch moralisch abkanzelte[1]). Holder-Egger hatte für die Edition Salimbenes in den Monumenten die ältere Untersuchung Doves von 1873 wieder aufzunehmen und kam dabei, wie der alte Dove selber neidlos und mit unübertrefflicher Vornehmheit anerkannte, sehr viel weiter, wie er es als junger Anfänger und mit unzureichendem Material vermocht hatte. Aber gerade eines der wichtigsten Resultate seiner damaligen Untersuchung, die ihm selber damals beinahe phantastisch dünkende Tatsache, daß Salimbene mit dem Verfasser der Doppelchronik von Reggio eine verzwickte Kompagniewirtschaft getrieben und über Kreuz mit ihm gearbeitet hatte, wurde auch von Holder-Egger bestätigt.

Dove gab mit dieser kritischen Leistung seine Karte bei der Zunft ab und legimierte sich bei ihr. Sie wurde freundlich

[1]) Vgl. Doves Aufsatz über lombardische Chronisten des 13. Jahrhunderts in der Histor. Zeitschrift Bd. 111 (1913). Noch ein anderes quellenkritisches Problem, das er selber der Forschung einmal gestellt hatte, griff er am Abend seines Lebens etwas seufzend wieder auf, als er 1906 in derselben Zeitschrift Bd. 97 „Leider nochmals die Histoire de mon temps!" behandeln mußte. Bei diesem berühmten Exerzierthema der Quellenkritik zeigte er die Überlegenheit seines literarischen Feingefühls über formal dialektische Technik. Bei einer gelegentlichen Nachprüfung der Frage in Seminarübungen fand ich, daß Dove in der Hauptsache recht behalten hat.

aufgenommen. Selbst der gestrenge Scheffer-Boichorst, dessen geschulterer Blick manche schwachen Stellen der Untersuchung entdeckte, erklärte sie für eine über dem Durchschnitt stehende Leistung und lobte die angenehme, gefällige Leitung auf steilem und hartem Pfade[1]). Sie blieb freilich eine Probeleistung, der eine weitere, fachmäßig auf das einzelne gehende Forschungsarbeit nicht folgte. In Breslau, wo er seit 1874 als außerordentlicher, seit 1879 als ordentlicher Professor wirkte, entstand zunächst eine Reihe von Essays und größeren Beiträgen zur Allgemeinen deutschen Biographie, die wieder den weiten, auch die Naturwissenschaften mit umfassenden Horizont seiner Interessen und die Verfeinerung seiner biographischen Kunst bezeugen. Die Luft Schlesiens, der Heimatslandschaft seiner Familie, und die akademische Luft Breslaus behagte ihm. In Dilthey, Gierke, Brentano, Gothein fand er hier einen seltenen, für ihn wie geschaffenen Kreis bedeutender Menschen und Freunde. Es waren die Jahre, in denen er sich als Mitglied der akademischen Zunft am wohlsten fühlte. Hier reifte auch der Anfang einer größeren Darstellung heran, die er für die Neubearbeitung der deutschen Geschichte in Heeren-Ukerts Sammelwerk übernommen hatte. Auf ihn fiel das Teilstück der deutschen Geschichte von 1740 bis 1790. Dove gelangte in der „ersten Hälfte", die er 1883 veröffentlichte, nur bis zum Ende des Zweiten Schlesischen Krieges, behandelte in ihr auch nur die großen Machtkämpfe dieser Jahre und vermochte diese wenig glückliche Stoffverteilung nur mühsam damit zu rechtfertigen, daß er die Darstellung der inneren Verhältnisse ausführlich nachholen werde und daß die Jahre 1740/45 die Grundlage der politischen Gestaltung bis 1790 seien. Als sein Halbband dann Torso blieb, trat dieser Mangel der Komposition erst recht hervor, und das Buch wurde zum zufälligen Bruchstück eines nie ausgeführten Ganzen, das zu rasch in medias res führt und rasch von ihnen wieder scheidet. Es ist durch Kosers zwar auf Preußen beschränktes, aber innerhalb dieser Be-

[1]) Scheffer-Boichorst, Gesammelte Schriften 2, 300 ff.

schränkung stärker fundamentiertes und vor allem einheitlich und vollständig durchgeführtes Meisterwerk in der Gunst der wissenschaftlichen Leserwelt überstrahlt worden. War vielleicht auch die Themastellung Kosers sachgemäßer als die Doves? Gibt es einen einheitlichen Zusammenhang der deutschen Geschichte in diesem Zeitraum, in dem der Ringkampf der beiden deutschen Großmächte alles übrige deutsche Leben schier beiseite stieß oder lediglich zum Vehikel des Staatsegoismus machte? Nur im Rahmen einer das Vorangehende und Kommende mit umfassenden Betrachtung hätte dieser Zeitraum seine gesamtdeutsche Beleuchtung empfangen können, und das Kunstmittel, durch eine groß angelegte Einleitung, wie sie Ranke seiner Reformationsgeschichte vorangehen ließ, diese Betrachtung zu ersetzen, ließ sich Dove entgehen, vielleicht aus leidiger Rücksicht auf die Einordnung seines Buches in das Heeren-Ukertsche Sammelwerk. Dennoch gehört Doves Bruchstück durch die Art, wie er den Kampf Maria Theresias mit Friedrich dem Großen behandelte, zu den Werken, die eine billigere und objektivere Auffassung der deutschen Geschicke in den letzten Jahrhunderten, erlöst vom Kampfeseifer kleindeutscher und großdeutscher Interessen, geschaffen haben. Dove war einer der ersten im Kreise der jüngeren preußischen Historiker, die von der grandiosen Einseitigkeit der Droysenschen Geschichtsauffassung abzurücken begannen. Nicht auf einmal und auch nicht konsequent tat er es. Aber schon 1869 hatte er als ganz junger Rezensent, wohl unter Rankes Einfluß, den Fehler in der Droysenschen Konstruktion der territorialen Frühzeit Brandenburgs nachgewiesen[1]). Keine Rede könne davon sein, so hatte er damals dem verehrten Meister in respektvoller Form entgegengehalten, daß der deutsche oder, wie Droysen sagte, ghibellinische Gedanke die Politik der Hohenzollern vor 1640 beherrscht habe. Erst von 1640 ab wollte er, immer noch

[1]) Diese historiographisch beachtenswerte Besprechung der neuen Bearbeitung des 1. Bandes Droysens erschien in der Zeitschrift für preuß. Geschichte Bd. 6.

zu nachgiebig, ihn als intermittierenden Leitstern brandenburgisch-preußischer Politik gelten lassen. Noch 1878, als er über Droysen im Neuen Reiche schrieb, meinte er, daß die „schräge Beleuchtung" der Dinge bei Droysen mit dem Auftreten des Großen Kurfürsten dem natürlichen Lichte weiche. Einen bedeutenden Schritt weiter tat er dann in dem Bruchstück der deutschen Geschichte und kam damit der von Erdmannsdoerffer bald darauf durchgeführten Revision der Droysenschen Auffassung schon ganz nahe. Mit vornehmer Gerechtigkeit gegen Droysen wie gegen Arneth erklärte er es für seine „bequeme Aufgabe, jene beiden einseitigen Ansichten durch eine Art geistiger Stereoskopie in ein Gesamtbild zu vereinigen" (S. 228), das in den Grundlinien, wie er bescheiden hinzusetzte, ja doch schon von Rankes sicherer Hand entworfen sei. Er kehrte damit freilich nicht schlechthin zu der universal-europäischen Betrachtungsweise Rankes zurück; er korrigierte lediglich die Übertreibungen des nationalpolitischen Maßstabes, behielt diesen selber aber, liebenswürdig und maßvoll richtend, in der Hand. Die preußische Geschichte, sagte er vom Abschlusse der preußisch-französischen Allianz vom 4. Juni 1741, möge dieses Schauspiel vielleicht mit ungetrübter Befriedigung genießen, „die deutsche darf daneben ein besorgtes Schelten nicht zurückhalten". Wie anders mutet dagegen das rein aus der Anschauung der waltenden Kräfte entsprungene Wort Rankes über jene Handlung Friedrichs an: „Es war ein großer europäischer Kampf; so mußte er ihn führen."

Wohl hatte auch Dove für diese übernationale Ansicht der Dinge ein volles Verständnis, aber seine eigenste Neigung und Kunst war überhaupt nicht dem Schauspiel der Machtkämpfe, sondern dem liebevollen Anblicke der individuellen persönlichen Werte, die sich in ihnen entfalteten, zugewandt. Seine prachtvolle Charakteristik Friedrichs ließ alles Allgemeine lebendig und ungezwungen hervorquellen aus der betrachteten Persönlichkeit, vermochte freilich den rechnenden Machiavellisten und Merkantilisten nicht so plastisch herauszubringen, wie den

sarkastischen Philosophen des Rokoko. Noch besser taugte seine Kunst vielleicht für die große Gegnerin Friedrichs, die er mit allen Lichtern und Farben seines warmen Humors ausstattete, während ihren Gemahl Franz dafür freilich die Blitze seiner Ironie trafen. Auch dabei hielt er seinen geistreichen Spott in den Grenzen der Aufgabe, geschichtliche Charaktere zu zeichnen. „Wer hätte glauben sollen, daß der Nachfolger Karls VII. diesen Vorgänger noch an kaiserlicher Nichtigkeit übertreffen könne? Und dennoch ist dem also gewesen: der Kaiser als Landstreicher trug trotz alledem kein so ganz winziges Maß von geschichtlicher Selbständigkeit in sich wie der Kaiser als Bedienter" (S. 335).

Mag auch das Buch in der Energie der Einzelforschung hinter Kosers Werk zurückbleiben, so muß man doch bedauern, daß Dove den Wettkampf mit ihm aufgab. Künstlerischer veranlagt als dieser, vermochte er den Schmelz der Rokokozeit feiner wiederzugeben und ihre Menschen lebendiger und sprechender zu zeichnen. Seine historische Muse mochte zurückschrecken vor der Aufgabe, in der Fortführung des Werkes zuviel Sachliches, von den Personen Losgelöstes darzustellen und Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsleben im breitesten Umfange erforschen zu müssen. Zur geistigen Durchhauchung und künstlerischen Formung so gewaltiger Stoffmassen, kurz zur Geschichtschreibung großen Stiles reichte seine Kraft, seine Geduld und vielleicht auch seine Anlage nicht aus. Den eigentlichen Geschichtschreiber und Forscher treibt in erster Linie die Leidenschaft des Erkennens, und die historische Kunst ist ihm nichts als ein allerdings schlechthin unentbehrliches Mittel zum Zweck; vor die Wahl aber gestellt zwischen Forschung und Kunst, wird er ohne Schwanken der ersten entsagend folgen, und mag dabei, wie es Droysen mit der Geschichte der preußischen Politik geschah, alle Kunst in die Brüche gehen. Für Dove aber war die geschichtliche Welt nicht ein reines Problem der Erkenntnis. Forschung und Kunst wollte auch er immer vereinen, aber folgte, vor die Wahl gestellt zwischen beiden, den Antrieben

seines künstlerischen Genius. Er begann wohl nach dem Erscheinen jenes Bruchstücks deutscher Geschichte weitschichtige gelehrte Forschungen zur Entstehungsgeschichte des deutschen Volksnamens und zur Geschichte der Lehre von den historischen Perioden[1]), aussichtsreiche Versuche, von seiner persönlichen Art und Begabung aus, universalgeschichtliche Arbeit zu leisten. Aber die unvollendeten Manuskripte begrub er, fast ohne einem Menschen davon zu sagen, wieder in seinem Schreibtisch.

Dafür wurde er der Meister des historischen und insbesondere des historisch-biographischen Essays in Deutschland. Er erwuchs ihm nicht, wie dem eigentlichen Geschichtschreiber, als Nebenfrucht größerer Aufgaben, sondern als naturgemäßer und reinster Ausdruck seiner Neigung und seines Könnens, auf den er alle Strahlen seines Geistes zu konzentrieren vermochte. Wer in sein Studierzimmer trat, sah sich umgeben von vielerlei kleinen, feinen Kunstwerken, die er mit leicht hingeworfenen, aber unglaublich treffenden Worten entzückend zu deuten wußte, jedes zugleich als eine Welt für sich und als den Spiegel einer größeren Welt. So sah er auch in das geschichtliche Leben hinein. Seine großen Zusammenhänge waren ihm nicht gleichgültig und nicht verborgen, aber lieber noch als die Kette im ganzen betrachtete er die einzelnen Ringe der Kette in ihrem besonderen Glanze und wie sie sich abhoben vom Glanze der übrigen. Es war eine besondere Art des historischen Schauens, die, obwohl aus künstlerischem Bedürfnis geboren, doch auch zur wissenschaftlichen Erkenntnis Unersetzliches beizutragen vermochte, weil sie den betrachteten Dingen jeden Bann nimmt, nicht nur den vergewaltigenden Bann der Tendenz, sondern auch den zuweilen noch gefährlicheren Bann des reinen Erkenntnistriebes, der das Einzelne oft nur als Glied des Ganzen sieht und es darum im Ganzen untergehen lassen kann. Dove vermochte die histo-

[1]) Aus seinem Nachlaß von mir veröffentlicht in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie 1916 bzw. in der Histor. Zeitschrift Bd. 116.

rischen Menschen, die er darstellte, von aller Erdenschwere zu befreien und sie mit leicht den Boden berührendem Schritte durch die Geschichte dahinschweben zu lassen; er erhob sie in das heitere Reich der Kunst, in dem die Kämpfe, Nöte und Probleme der Wirklichkeit zwar nicht vergessen, aber allein schon dadurch gemildert werden, daß ein so klarer und leuchtender Spiegel sie auffängt. Die abenteuerliche Unruhe in den Lebensläufen der Kinder des Winterkönigs, mit dem düsteren Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges und der nationalen Zerrüttung und Verbildung, erscheint in dem berühmten Essay, den er ihnen 1889 widmete, wie verklärt durch Geist, Humor und versöhnende Menschlichkeit ihres Erzählers. Und alle Bitterkeit und Schärfe des Kampfes, den Maria Theresia und Kaunitz gegen ihren großen Gegner zu führen hatten, verlor ihren Stachel, wenn Dove die eine mit herzlichem Behagen, den anderen mit weltmännisch achtender Kritik konterfeite. Jede Schönmalerei lag ihm dabei fern, und kein Opfer an wissenschaftlicher Ehrlichkeit wurde der künstlerischen Wirkung gebracht. Die Forderung der Wissenschaft wurde auch immer dadurch erfüllt, daß niemals bloße psychologische Studie, immer auch Zeitbild und großer Hintergrund und manches tiefe und aufhellende Wort über den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen geboten wurde. Und mit dem sittlichen Ernste und dem Sinne für das Große, der alles Genießen bei ihm begleitete, konnte er auch allgemeineren Problemen und gewaltigeren Charakteren in der anmutig abgerundeten Kunstform seines Essays gerecht werden. Seine schöne Bonner Rede von 1890 über den Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Weltgeschichte belauschte unübertrefflich fein die Einwirkung germanischen Wesens auf den abendländischen Romanismus in den ersten Regungen landsmännisch-volkstümlicher Empfindung unter den nivellierten römischen Provinzialen. Luthers Bedeutung für die Neuzeit konnte er in einer Breslauer Rede von 1883 mit freier und frommer Gesinnung ergreifend würdigen. Auch von seiner eigenen Sprache galt, was er hier sagte: „Kein

Wunder, daß auch über den Liedern und Sprüchen unserer herrlichsten Dichter und Denker noch ein Mitklang lutherischer Gefühls- und Redeweise schwebt; gleichwie im Wald über Vogelsang und Bienengesumm das Rauschen der Wipfel einherschallt als ein vernehmbares Zeugnis der frischen Luft, in welcher dies unzählige Leben fliegt und atmet." Es klang auch noch etwas von der zierlichen Sinnigkeit des Freytagschen Stiles in diesen Worten an. Aber Doves Stil und Sprache überwand schon in den achtziger Jahren alles Angelernte, nur leicht Angeflogene und jugendlich Unselbständige. Mühelos strömten ihm Bilder, Erinnerungen und Zitate aus einem Wissen zu, das niemals bloßes Wissen blieb, sondern sogleich zur geschmackvollen kritischen Anschauung der Menschen und Dinge wurde. Die Zitate und Bilder schmiegten sich wie ein ungezwungenes elegantes Gewand den Gedanken, die er durch sie ausdrücken wollte, an. Obwohl sein Reichtum ihn zur Verschwendung hätte verleiten können, war er doch wählerisch und reinlich, wurde es immer mehr und hielt sich Abgegriffenes und Modisches mit Verachtung vom Leibe.

Nach seinem 70. Geburtstage schrieb Dove in seiner Antwort auf den Glückwunsch der Freiburger Universität: „Im Betriebe der Wissenschaft selbst, deren herrliche Blütezeit ich vor mir sah, reizte und befriedigte mich mehr die reine Anschauung ihrer fruchtbaren Arbeit als deren mühsame Förderung." Solche reine Anschauung der Arbeit ist den Arbeitenden selber gemeinhin versagt. Ihr subjektives Bedürfnis färbt nur zu leicht das Bild, das sie von der Arbeit ihrer Mitstrebenden zu entwerfen versuchen, wenn sie überhaupt die Geduld dazu haben. Produktive Zeiten geistigen Schaffens bedürfen also der sie begleitenden Talente, die empfänglich und kritisch fähig zugleich, es homogen spiegeln und deuten. Oft können sie auch den Schaffenden selbst über sich aufklären, ihn ermutigen und anregen. Goethe fand schon früh seinen Merck, und ein noch größerer Merker wurde ihm in Wilhelm von Humboldt. Ranke bedurfte eines solchen für sich selber

nicht. Er war auch schon zu alt, und Dove war noch zu jung, als er in den Grenzboten und dem Neuen Reiche zum ersten Male sich an die Aufgabe wagte, die großen Alterswerke seines bewunderten Lehrers zu würdigen[1]). Aber Ranke erkannte bald, daß Doves eigentlicher Beruf die biographisch-literarhistorische Schriftstellerei sei. Er spendete 1873 dem, was Dove über die Komposition des Humboldtschen Kosmos in einer Musterleistung literarischer Analyse gesagt hatte, das außerordentliche Lob, daß er seit langer Zeit nichts gelesen, was ihm treffender und allgemein belehrender vorgekommen wäre. Er legte Wert darauf, daß die Intentionen seiner eigenen Werke durch Dove dem Publikum gedeutet wurden. Das gelang bei dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen zwar nicht nach Wunsch, weil Dove nach Rankes Meinung zu stark liberalisierte, um Friedrich Wilhelm IV. verstehen zu können. Ganz und gar fühlte er sich dafür von ihm verstanden, als Dove den römischen Teil seiner Weltgeschichte 1880 anzeigte[2])

Dove aber hat erst nach Rankes Tode die volle innere Freiheit gefunden, um sein Schönstes und Reifstes über ihn zu sagen, um auch ihn und sein Werk von aller Erdenschwere zu befreien und den großen Ideenhistoriker selber in das Reich der Ideen zu versetzen. Die drei bedeutendsten Rankeaufsätze Doves, das Leben Rankes im Umriß, 1888 für die Allgemeine deutsche Biographie geschrieben, Rankes Verhältnis zur Biographie und Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max 1895, werden als klassische Stücke unserer geschichtlichen

---

[1]) Dove erzählte in seinem Trinkspruche von 1912 mit Humor das erste Urteil, das Ranke über ihn gefällt hat. „Nach etlichen Semestern meines Berliner Studiums fragte mein Vater eines Tages seinen Kollegen Ranke, wie ich mich denn als Historiker mache. Ranke, der bekanntlich umfassende Gesichtspunkte über alles liebte, erwiderte nachdenklich im zartesten Diskant: ‚Ihr Sohn — ist ein angenehmer Mensch'."

[2]) Die betr. Zeugnisse in Bd. 53/54 der Rankeschen Werke S. 506 f., 547, 598 und in Doves ausgewählten Schriftchen S. 192 und 199.

Literatur zugleich mit den großen Schöpfungen, denen sie gewidmet sind, sich behaupten. Es ist nicht möglich, anmutiger und tiefer zugleich den schwebenden Glanz und die geheimnisvolle Macht des Rankeschen Genius wiederzugeben. Die leise schwellenden und wiegenden Sätze wirken musikalisch und sind doch zugleich von einer erstaunlichen Prägnanz und Schärfe des Inhalts. Doves Worte von Rankes „Universalität, die sich möglichst unmittelbar aus individuellen Wirkungen zusammensetzt", von seiner Objektivität, die nicht in Neutralität, sondern in Universalität des Mitgefühls bestehe, von der „Religion des Realismus", in der nach Rankes Ansicht die Aufgabe des Historikers wurzele, und soviele andere ähnlicher Art klingen in dem empfänglichen Leser nach, nicht als fertige Formeln und Lehrsätze, sondern als plötzlich einschlagende, aufrührende und beschäftigende Erkenntnisse — klar und unausmeßbar zugleich, wie es die Art Rankescher Sätze selber ist. Dove folgte ihr auch darin, zuweilen bei gewissen Andeutungen stehen zu bleiben und die letzten dialektischen Konsequenzen zu vermeiden. Nur tat es Ranke mehr aus der zarten historischen Scheu vor einer Vergewaltigung der Dinge durch den logischen Verstand, Dove dagegen mehr aus bewußter ästhetischer Scheu vor gar zu handgreiflicher Diktion und vielleicht auch aus einem Mangel an Forschungsenergie, die zufrieden war mit künstlerischer Anschauung der Dinge und durch Hebel und Schraube ihnen beizukommen nicht liebte. So glänzend er imstande war, die Geschichtsauffassungen des 18. und 19. Jahrhunderts, Rationalismus und Romantik malerisch einander gegenüberzustellen, so lag es ihm doch nicht, die verborgenen ideengeschichtlichen Zusammenhänge und Übergänge zwischen ihnen und von ihnen zu Ranke hinüber systematisch zu erforschen oder den Weg zu beschreiten, den Moritz Ritter mit seiner eindringenden Analyse der Rankeschen Geschichtsbegriffe dann bahnte. Alles, was Dove über Ranke und über die ganze historiographische Bewegung in Deutschland sagte, ist bleibend gültig und unübertrefflich gesagt, aber

es ist nicht das letzte, was über sie gesagt werden kann. Er stellte eben immer doch mehr die Bewegung, als die Entwicklung der Dinge dar. Er bewunderte und rühmte es an Ranke, daß dieser die Bewegung durch den Anhauch seiner universalhistorischen Reflexion zur Entwicklung anschwellen ließ und die wunderbare Mitte dabei fand zwischen ideeller Konstruktion und realistischer Greifbarkeit. Auch er beherrschte diese Mitte, aber nicht um damit das Ganze, sondern um den einzelnen Menschen damit zu erfassen und ihm ins Herz zu dringen. „Das Individualleben eine ewig flüchtige, ewig wiederkehrende Erscheinung in der geschichtlichen Welt — die Historie schaut ihm ins Antlitz, die Biographie ins Herz." In diesen Schlußworten seines Aufsatzes über Rankes Verhältnis zur Biographie, in dem er den unbiographischen Zug Rankes als notwendige Kehrseite der reinen Historie nachwies, brachte er zugleich — nicht jedem Leser erkennbar — das Recht seiner eigenen Geistesart gegen den Meister zur Geltung. Denn auch als Jünger seines Meisters, des Abstandes von ihm und der eigenen Schwächen wohl bewußt, trug er sein Haupt frei und hoch. Ranke konnte sich keinen vornehmeren und zugleich hingebenderen Testamentsvollstrecker wünschen als ihn. Man kann sich die letzten Bände seiner Weltgeschichte, deren Text zum Teil auf der kombinierenden Arbeit Doves beruht, und den letzten Band seiner gesammelten Werke gar nicht mehr vorstellen ohne die sinnvollen Präludien der Doveschen Vorreden.

Das Edieren war für Dove die Aufgabe, mit heiterer Ehrfurcht goldene Äpfel auf silberne Schalen zu legen. Alles, was Dove als Editor in seine Hand nahm, erhielt ein freies und festliches Gepräge durch sie. Er führte seit 1891 die von W. Böhm für die Spemannsche Bibliothek begonnene Ausgabe der Reden Bismarcks von Band 12—16 zu Ende, besorgte den Briefwechsel zwischen Freytag und Treitschke 1900 und die Briefe Freytags an Hirzel 1903, schmückte im selben Jahre die Cottasche Jubiläumsausgabe Goethes mit der Bearbeitung der Kampagne in Frankreich und wirkte am Abschluß der All-

gemeinen deutschen Biographie mit. Als er 1898 seine besten Aufsätze mit dem zierlich ironischen Titel „Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts" gesammelt herausgab, stand er auf der Höhe seines Könnens und seines Ansehens. Hier findet sich auch der schon erwähnte Aufsatz über Droysen aus dem Jahre 1878 mit seiner unvergleichlichen Charakteristik der Geschichte der preußischen Politik. („So rollt denn durch Droysens kolossales Geschichtswerk die unsterbliche Begebenheit der preußischen Politik ruhelos dahin, eine unendliche Melodie diplomatischen Rezitativs" usw. S. 380.) Mit unerschöpflichen, niemals sich wiederholenden Sprachmitteln vermochte es Dove hier wie in den vielen kleinen historiographischen Charakterbildern, die er noch auswählte, das Individuellste herauszuholen, kaum Gefühltes in lebendige Anschauung umzusetzen, kaum geahnte Zusammenhänge zwischen Wesen und Erscheinung blitzartig zu beleuchten. Und welcher Leser Doves denkt nicht schließlich an die fröhliche Stunde, die ihm die beiden am Schlusse der Sammlung wieder abgedruckten Scherze über das Grab Schwerdtleins und über das Dioskurenpaar Brockhaus und Meyer bereitet haben. Sie geben der Nachwelt eine Probe der Doveschen Witze, die als geflügelte Worte von Universität zu Universität gingen und mit dem Geschlechte, das sie vergnügt hörte, zugrunde gehen werden[1]).

Aber noch ein anderes Geraune erregte er in der Zunft, als er es 1891 wagte, sein seit 1884 bekleidetes Bonner Ordinariat aufzugeben und zum Jugendberufe des Journalisten zurückzukehren. Er zog nach München und übernahm die Redaktion der Beilage der Allgemeinen Zeitung, kurze Zeit sogar (im Frühjahr und Sommer 1892) die Chefredaktion der Zeitung

[1]) Einem theologischen Kollegen, der wegen zu großer Freisinnigkeit aus der theologischen in die philosophische Fakultät hatte übertreten müssen, sagte er einmal folgendes: „Sie kommen mir vor wie ein Altarbild, das wegen seines anstößigen Inhalt aus der Kirche in das Museum überführt worden ist. Aber wissen Sie, dort wirkt es nicht mehr so stark, denn dort ist man viel größere Anstößigkeiten gewöhnt."

selbst. Da er es dann schließlich auch als Journalist nicht aushielt und in den Hafen des akademischen Berufs zurückkehrte, so erhielt sein äußeres Leben den Charakter des Unsteten und Launenhaften.

Mancherlei örtliche Erlebnisse hier wie dort lösten wohl seine wechselnden Entschlüsse aus. Er fühlte sich in Bonn, obwohl er auch hier in Gothein, Ritter, Zitelmann, Trendelenburg und anderen verstehende Freunde fand, nicht so behaglich und heimatlich als in Breslau. Zwischen dem steiferen Tone der akademischen Welt und der lauten Weinfröhlichkeit der Rheinländer fehlte diejenige Atmosphäre, die er brauchte. Gern wäre er der Aussicht, die Althoff in seiner gaukelnden Weise ihm einmal eröffnete, gefolgt und Sekretär der neubegründeten historischen Station in Rom geworden. So löste ihn manches schon vom Bonner Boden innerlich los. Wiederum ging dann in München die aufreibende und zersplitternde Tätigkeit des Tagesredakteurs schließlich über seine körperliche Kraft hinaus. Im letzten Grunde aber war es die eigenartige Doppelnatur seiner Begabung, die ihn suchend von einem zum anderen Berufe wandern ließ. Der Journalist in ihm störte den Gelehrten, der Gelehrte in ihm den Journalisten in seiner Entfaltung. Weil er von der Strenge der wissenschaftlichen Forderung durchdrungen war, wurde er das — wie wir meinen, zwar unberechtigte, aber subjektiv begreifliche — Gefühl nicht los, daß seine mehr in künstlerisch-kritischer Anschauung sich ergehende Tätigkeit der eigentlichen Wissenschaft etwas schuldig blieb. Auch im Lehren fand er keine volle Befriedigung und keine genügende Resonanz. Er war ein unvergleichlicher Professor für die Professoren, aber ein viel zu geistreicher Professor für die Durchschnittsstudenten. Sein von wechselnden Lichtern und Blitzen funkelnder Vortrag ging über ihre Köpfe hinweg, und die geistige Reife, ihn zu genießen, hatten nur wenige. Dove konnte auch im Verkehre immer nur ihm ganz gewachsene Menschen gebrauchen. Wiederum konnte er es dann in München zur raschen Fertigkeit und Beweglichkeit

des Tagesschriftstellers deswegen nicht wieder bringen, weil er mit den Jahren immer anspruchsvoller an die Form seiner Schriften wurde und den Zwang des Publizisten, sich immer wiederholen zu müssen, sicherlich drückend empfand. Auch eine Abwandlung im geistigen Leben Deutschlands seit 1870 griff hier ein. Als er anfang zu schriftstellern, waren Publizistik, Literatur und Wissenschaft in merklich engerem Konnexe als 1890 und nun erst recht heutzutage. Kritisch-wissenschaftlicher Geist, klassizistischer mit modernem Realismus gefärbter Geschmack und nationales Ideal gingen zwischen 1850 und 1880 eine Arbeitsgemeinschaft ein, die sich in Freytags und Treitschkes Wirken und im Charakter der damaligen, uns heute höchst professoral berührenden Zeitschriften darstellt. Die Erfolge von 1870/71 und die freie Bahn, die man im neuen Reiche für die Geltung dieser miteinander verbundenen Interessen vor sich zu sehen glaubte, schien ihnen damals ein Art von klassischer Bestätigung und einen dauernden normativen Wert zu geben. Nun war um 1890 die Allgemeine Zeitung und besonders ihre Beilage wohl noch immer der Moniteur der deutschen Gelehrtenwelt und wurde es unter Doves Pflege erst recht, aber besaß nicht mehr eine so andächtige Gemeinde unter den Gebildeten wie die früheren Professorenorgane. Die Literatur der Jüngsten begann ihre eigenen revolutionären Bahnen, seitab auch von überlieferter Wissenschaft wie von überlieferter nationaler Politik. Und die Politik der Parteien hatte schon seit 1878/79 die alte Bussole verloren, der Dove einst gefolgt war. Die Bismarckbegeisterung, die seit Bismarcks Sturze viele Elemente der alten, von Professoren einst geführten Nationalpartei noch einmal zusammenführte, gab wohl der Allgemeinen Zeitung unter Doves Leitung wieder eine günstige Strömung. Aber weil er auch als Politiker der maßvolle, harmonische, am Parteizank sich ärgernde Klassizist und überhaupt ohne eigentliche politische Leidenschaft war, so konnte er in die gärenden Probleme der neuen nachbismarckischen Zeit nicht mehr eingreifen.

Dennoch wurde für seine eigene Empfindung die Münchener Zeit von 1890 bis 1897 die Höhezeit seines Lebens. Denn neben dem gehetzten Leben des Redakteurs führte er hier noch ein zweites und reizvolleres im Kreise der Münchener Gelehrten, Dichter und Künstler. Er erzählte später oft mit Stolz von seinem Münchener Heroenabend, in dem sich der alte Dichterkreis der maximilianeischen Zeit wieder verjüngte. Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Lenbach, Levi, Fulda traf er hier, und vor allen wurde ihm Heyse zum menschlichen Mittelpunkte des geselligen Lebens, dessen sprühendster und universellster Kopf wohl er selber war. Heyse und Dove hatten viele Berührungspunkte, stammten aus denselben Berliner Kreisen, waren auch weitläufig miteinander verwandt. Heyses hohe Kultur und lautere Menschlichkeit zogen ihn noch stärker an wie seine dichterische Art, deren Schwächen er schon früh ahnte, deren Reize aber sein verfeinerter Formensinn doch immer wohltätig empfand. In diesem Kreise wandelte ihn schließlich selber die Lust an, sich dichterisch vor der Welt zu versuchen. Er fand die Muße dazu in den Jahren 1892/93, als er infolge einer Differenz mit dem Verleger Kröner vorübergehend von der Allgemeinen Zeitung zurücktrat. Im November 1893 konnte sein Roman Caracosa erscheinen, die dichterische Frucht seiner Salimbenestudien.

Was Geschmack und Witz, anschauliches Wissen und künstlerische Sorgfalt leisten konnten, leistete dieser Spätling unter den historischen Professorenromanen, an denen sich in den beiden Jahrzehnten zuvor die gebildete Leserwelt erfreut hatte. Aber inzwischen, seitdem man Konrad Ferdinand Meyer lesen gelernt hatte, waren die Ansprüche an die dichterische Kraft und den Lebensinhalt des historischen Romans gestiegen. Doves Roman bot zuviel äußere Lebendigkeit historischer Genrebilder, um so mächtig zu ergreifen wie Meyers Gestalten. Den seinigen fehlte etwas der dunkle Untergrund unbewußten drängenden Lebens. Immerhin schreitet die herbe und stolze Frauengestalt Caracosa — an Tiecks stoffverwandte Vittoria Accorombona

erinnernd — charaktervoll und ergreifend durch das wilde und bunte Leben der italienischen Kommunen des 13. Jahrhunderts, und die Verknotung ihres Schicksals mit dem Kaiser Friedrichs II., dem der Dovesche Geist glänzende Worte in den Mund legen konnte, ist das poetisch gelungenste Moment des Romans. In weltlicher Gesinnung stellte er das intensive Durcheinander weltlicher und geistlicher Antriebe in diesem Zeitalter dar. Auch Salimbene selber blieb in Doves ironischer Zeichnung innerlich Weltkind. So fehlte ihm nun freilich das Vermögen, die religiöse Glut der franziskanischen Bewegung dichterisch ganz wiederzuerwecken. Aber das interessante, lebendige und reiche Buch wurde auch von den ehemaligen Amtsgenossen des Verfassers freundlich aufgenommen.

Der Zickzackweg des Doveschen Lebens zwischen freier Kunst und zünftiger Wissenschaft wurde in München noch seltsamer. Der Roman muß eben erschienen gewesen sein, als folgendes geschah, was wieder Doves als Trinkspruch vorgetragene Autobiographie — chronologisch freilich nicht ganz genau — erzählen mag. Das journalistische Treiben sei ihm bei seinem Alter bald beschwerlich gefallen. „Aber wie nun zurück in die Friedenslüfte des Katheders? In München denkt man im ganzen künstlerisch unbefangen. „In die Akademie können wir Sie ohne weiteres aufnehmen," rief mit jugendlichem Feuer der greise Historiker Cornelius. „Daß Sie gerade einen Roman geschrieben haben, wird nichts schaden, wenn er nur nicht allzu schlecht ist. Mit den Traditionen der Universitäten aber haben Sie ein für allemal gebrochen. Vous l'avez voulu, vous l'avez voulu: Lasciate ogni speranza, George Dandin!" Gesagt, getan. Welch prächtige Reklame für unser Blatt, als eines Abends der Telegraph in alle vier Winde die Kunde trug: „München den soundsovielten November 1892: Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer heutigen Sitzung zu Mitgliedern erkoren Prinzeß Therese von Bayern und den Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung[1])." Es wurde ihm nicht schwer, bei

[1]) Dove verwechselt hier die Daten. Im Jahre 1892 wurde er zum

der Akademie, die ihm vertrauensvoll die Hand bot, seinen Ausweis niederzulegen durch zwei schon in Bonn vorbereitete gelehrte Abhandlungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens (Teilstücke seiner oben erwähnten Forschungen darüber), und die Corneliussche Prophezeiung wurde 1897 Lügen gestraft durch die Berufung an die Freiburger Universität, „eine Universität," um wieder Dove reden zu lassen, „ohne jede lähmende Tradition, eine Universität der unbegrenzten Möglichkeiten, die soeben nach jahrhundertelanger Pause aloeartig wieder aufblühte." Die jugendlicher zusammengesetzte Kollegenschaft Freiburgs wußte, was sie in Dove gewann. Sie erwarb keinen zugkräftigen Dozenten, aber eine den großen Heidelberger Namen ebenbürtige Persönlichkeit, die den neu sich bildenden Freiburger Traditionen ein Element von freier Geistigkeit und von ungezwungen vornehmer, alles Aufgeblasene lächelnd ablehnender Gesinnung mitgegeben hat. Vom neuen Kollegienhause der Freiburger Universität leuchtet heute der von Dove ausgewählte Spruch: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Dove wurde am Oberrheine heimischer als am Niederrhein, er wurde auch, wie es jedem empfänglichen Norddeutschen in dieser milden und reichen Luft geschieht, ein guter Badener. Großherzog Friedrich I. nahm den einstigen Genossen Freytags gütig und mit besonderem Verständnis, auch für sein Journalistentum, auf; Großherzogin Luise war schon dem Doveschen Elternhause gewogen gewesen. Dove hat bei einem Trinkspruche, den ich hörte, einmal reizend ausgedrückt, wie er zu diesem Fürsten hinaufblicke wie zu einem edlen Denkmale, an dem man täglich vorüberginge, kopfnickend und mit stiller Billigung im Herzen. Er stattete ihm und dem Lande, das ihn aufgenommen hatte, den Dank des Historikers ab durch sein Buch „Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr

außerordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt, 1893 zum ordentlichen. Die Verkündigung erfolgte in den Novembersitzungen, der Roman Caracosa erschien, wie uns die Cottasche Buchhandlung mitteilt, im November 1893. Über die Zeit seiner Chefredaktion s. oben S. 423.

und als deutscher Fürst" 1902, das zu dessen fünfzigjährigem Regierungsjubiläum als Festschrift erschien. Es war seine letzte größere Arbeit, schlichter und weniger blitzend geschrieben als seine Essays, darum auch nicht so persönlich dovisch wirkend. Aber mit feinem Takte vereinigte sie die Forderungen der einem Lebenden gewidmeten Festschrift und der objektiven, historischen Darstellung. Sie war reich an glücklichen Charakteristiken der Menschen und Dinge und konnte, weil sie aus den Erzählungen und Akten des Großherzogs schöpfen durfte, auch manche neue Aufschlüsse bieten — eine nicht abschließende, auch nicht hinreißende, aber stilvolle und erwärmende Leistung des reifen Alters.

Zwei Jahre darauf traf ihn im heißen Sommer 1904 im Kolleg der erste Schlaganfall, der seine Sprache anfangs lähmte. Ihm widerfuhr damit dasselbe, wie einst seinem alternden Vater, aber er erholte sich besser wie dieser vom ersten Anfall, mußte indessen sich 1905 emeritieren lassen. Als ich ihn im Herbste 1905 als sein eben berufener Amtsnachfolger aufsuchte, scherzte er: Die Hauptchaussee im Gehirn ist zwar zerstört, aber es haben sich einige Vizinalwege gefunden, die noch gangbar sind. Sie wurden so gangbar wieder, daß auch der alte funkelnde Geist, nur wenig gedämpft, wieder kam und trotz körperlicher Beschwerden die Kunst des Essays und der kleinen, feinen Charakteristik liebenswürdig-boshaft und trefflicher wieder aufblühte. Manches in seinem Wesen trat vielleicht in diesen Jahren der Resignation erst hervor mit abendlichem Leuchten. „Erst im Greisenalter", ließ er Kaiser Friedrich II. in seiner Caracosa einmal sagen, „zeigt sich die echte Farbe der menschlichen Natur, wenn der Lack der Erziehung sich abgestoßen, der nur auf sechzig Jahre berechnet ist." Merkwürdig wandelte sich jetzt noch seine Handschrift. Sie blieb anmutig wie bisher, aber wurde fester und runder, fast kalligraphisch geschwungen. Sein Wesen wurde besinnlicher, Form und Witz seiner Briefe und Karten, die jedem Empfänger unvergeßlich sind, konzentrierter und epigrammatischer. Das Wenige, was

er noch schuf, war vollendet reif und süß. Eine gesprungene Glocke, klagte er bei einem Mahle der Badischen historischen Kommission, gibt keinen Klang mehr. Eine geflickte Geige, erwiderte ihm Gothein schlagfertig, einen um so schöneren. So empfanden wir alle, freuten uns, daß er Sitzungen und Symposien dieser badischen Geschichtsakademie bis 1912 leiten konnte, und sahen auch zu ihm, wie zu einem edlen Denkmale, mit „stiller Billigung im Herzen" auf.

Von seinen Münchener Erinnerungen gelockt, hatte er von 1906 bis 1907 es noch einmal mit dem Leben an der Isar versucht, aber seinen alten Freundeskreis so gelichtet und die Luft so verändert gefunden, daß er nach einem Jahre wieder nach Freiburg zurückkehrte und zufrieden war, seine alte freundliche Wohnung nahe der Dreisam wieder beziehen zu können. Er spottete wohl, daß er den ideenassoziationslosen Naturgenuß von Freiburg nur als seniles Beruhigungs- und Verdauungsmittel gebrauche, und ließ es die Freiburger gern fühlen, daß er ihre Universität nur als einen modernen Emporkömmling ansehe, aber freute sich auch, wenn wir sein scherzendes Mißvergnügen an uns in das richtige Fach legten. Er lebte ganz still, aber niemals müßig, und liebte es, besucht zu werden und wieder zu besuchen, um alle Eindrücke der Lektüre und der Tagesgeschichte austauschen und die Entwürfe seiner kleinen Arbeiten mit behaglicher Freude vorlesen zu können. Ich zähle die Stunden, die ich im Gespräche mit ihm verbrachte, zu den schönsten meines Lebens und bin dankbar, daß er mir seine letzte Freundschaft schenkte. Sie kam auch unserer Historischen Zeitschrift zugute, die seine letzten Aufsätze und Rezensionen nun bringen konnte. Von Lamprecht und von Ranke handeln die kleinen Beiträge, die er wenige Tage vor seinem Tode an Vigener übergab[1]). Bis zuletzt lebte er so in der Anschauung

[1]) In Band 115, S. 585 ff. u. 659 f. abgedruckt. Ich kann es mir nicht versagen, aus seinen Briefen an mich die Worte, die ihm nach Kosers und Windelbands Tode auf die Lippen traten, zu geben. Über Koser schrieb er am 5. September 1914: „So hat uns denn ein großer Schmerz gemeinsam

der historiographischen Entwicklung, als Träger „der Reliquien einer schon vielfach sagenhaften Epoche deutscher Wissenschaft".

Über sie hinaus wollte er nicht gehen. Sie war ihm die klassische schlechthin, der notwendig ein Zeitalter epigonenhafter Ermattung oder gar Entartung folgen müsse. Er hat mir einmal von der „raffinierten Epigonenkunst" der Jüngeren gesprochen und war karg in Lob und Anerkennung dessen, was wir heute leisten. Wir haben sein ironisch gedämpftes Lob und seinen graziös verwundenden Tadel doch immer als Bereicherung und als Gewissensmahnung empfunden, weil sie aus einem schlechthin unbestechlichen und durchdringenden

über die eigene Trennung hinweggeholfen. Sie verlieren sehr viel, die sicherste Stütze, nicht bloß äußerlich, — „mein starkes, getreues, mein redliches Tier", möchte man mit Chamissos Löwenbraut scheidend zu ihm sagen. Sein Wesen leuchtete so einfach ein; der echte Joachimsthaler, was Sie so ganz nicht nachfühlen können, wie ich, der ich mitten unter diesen Alumnen aufgewachsen, den märkischen Pastorssöhnen von altem Zuschnitt, eigentlich immer noch Kindern des 18. Jahrhunderts, so eifrig sie auch alles Lernbare vom 19. lernten. Ich habe ihn sehr lieb gehabt und bin stolz darauf, daß ich ihm das einst durch die Tat bewiesen habe. Wenn ihn ein rechtzeitiger Tod wirklich vor Schlimmerem behütet, wollen wir ihn dennoch glücklich preisen, zumal ihn noch die ersten Siegesbotschaften erquickt haben — vexilla regis prodeunt, in dieser Stimmung eines preußischen Kreuzfahrers ist er dahingegangen." (Doves „Tat" für Koser war seine Mitwirkung bei dessen Berufung nach Bonn 1891. Die Worte vexilla regis prodeunt sind aus Kosers letztem Briefe an mich.) — Über Windelband schrieb er mir am 24. Oktober 1915: Ich habe ihn recht lieb gehabt, sein wundervolles Talent des Zurechtfindens in allen Problemen einer mit Bildung überladenen Epoche sehr hoch geschätzt; nur etwas mehr Wucht und geheimnisvolle Tiefe fehlten ihm zum wirklich großen „Denker". Gustav Freytag erklärte einst ihm und mir seinen Namen als eigentlich „Windelbald", d. h. „kühn wie ein Vandale". Davon aber hatte er doch nichts abbekommen, sondern er war ein grundgescheiter, fröhlicher, das Leben und die Welt leicht und hell nehmender Gesell, bis ihn das Bewußtsein schwerer Krankheit umflorte. Ich seh' und hör' ihn noch vor mir, wie er zu Pfingsten 1872 mit mir von Leipzig durch den Südharz wanderte — listig und lustig wie ein Hermes." Diese Wanderung im Südharze hat Dove damals im Neuen Reich 1872 reizend erzählt.

Geiste und aus einer wundervoll in sich abgeklärten Weltanschauung stammten, deren Maßstäbe uns niemals gleichgültig sein können, auch wenn wir das Recht des Lebenden gegen sie behaupten und ihnen vorwerfen, daß sie für die Bedürfnisse unserer Zeit nicht mehr ganz genügen. Hineingerissen in ungeahnte Probleme und Konflikte, sehen wir nun auch in der Vergangenheit zuviel des Problematischen und Komplexen dort, wo die Dovesche Generation noch harmonischer und einheitlicher auffassen konnte, und müssen darum mehr suchen, tasten und experimentieren. Dove sah auf unser Treiben ähnlich unwillig, wie Goethe auf das Mikroskop des Naturforschers. Schließlich stand auch er ihm näher, als er selber Wort haben wollte, denn seine Rankeaufsätze wurden den Jüngeren zu Mustern psychologischer und ideengeschichtlicher Vertiefung, und die Zeit, in der er sie schrieb und seine eigene Höhe erreichte, die achtziger und neunziger Jahre, waren schon voll von den Fermenten, die das heutige Geschlecht gebildet haben und erhoben, ohne daß er es sich bewußt wurde, auch ihn aus einem bloßen Epigonen Rankes zu einem selbständigen Weiterbildner Rankescher Art. Denn die Wendung zum biographischen Interesse in der Geschichte, die er und andere seiner Generation vornahmen, führte organisch fort, was in Rankes Betrachtung schon vorgebildet und in ihr nur durch sein dominierendes universalhistorisches Interesse zurückgedrängt war. Die historische Biographie, die sich die alte Rankesche Frage nach „lebend Leben des Individuums" stellt, ist auch nicht bloß eine Ergänzung oder eine Nachblüte der Rankeschen Universalhistorie, sondern zugleich eine Vorbereitung und ein Übergang zu neuem universalhistorischen Interesse, wie es sich heute doch wieder bildet und nun freilich nicht allein aus der biographischen, sondern aus allen geisteswissenschaftlichen Untersuchungen der Kulturphilosophie, der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Institutionen usw. sich nährt. Nahe genug rückte uns dabei die Gefahr, daß man, um in raschem Anlaufe das Ziel einer neuen Universalhistorie zu gewinnen, die schnurgerade,

Umwege sparende Straße des positivistischen Entwicklungsschematismus einhersauste[1]). Da war es die historische Biographie, die sich diesem neuen Rationalismus in den Weg stellte und, indem sie Art und Wert des Individuums zeigte, auch den Sinn für das Individuelle in aller Universalgeschichte lebendig erhielt, ja die Universalgeschichte selber als eine einzige große Individualität, erfüllt von unzähligen, individuellen Momenten, wieder auffassen lehrte. Die historische Biographie kann nie den Anblick des universalhistorischen Stromes selber ersetzen, aber sie führt zu seinen Quellböden hin und weckt damit eine neue Sehnsucht nach ihm.

Das Irrationale der Wirklichkeit zur gläubigen Anschauung zu bringen, schrieb mir Dove einmal, sei sein Ideal von Geschichtschreibung. Das Irrationale des Lebens, das ihn umgab, hat er freilich nie beschaulich hinnehmen können, vielleicht gerade weil sein Verlangen nach gläubiger Betrachtung der Dinge ihn so empfindlich und verletzbar stimmte. Hinter der glänzenden Geselligkeit seines Wesens lag auch mancherlei Melancholie und unbefriedigte Kritik an sich und der Zeit. Mit stärkerer Aktivität des Willens würde er wohl in engerer Fühlung mit der vorwärtsstürmenden Zeit geblieben sein und auch ihre Schwächen und Torheiten duldsamer hingenommen, würde es verstanden und gebilligt haben, daß auf eine nach klassischen Normen strebende Zeit eine durchaus unklassische, unruhig wühlende und suchende Zeit wieder folgte. Ich stehe ihr fremd gegenüber, gestand er mir mehr als einmal, selbst noch während dieses Krieges. Die geschwollenen Superlative, die innere Geschmacklosigkeit und industrielle Betriebsamkeit ihrer Kulturmodisten — moderne Formen alter deutscher Plumpheit und Arbeitsamkeit — taten ihm wehe. Was uns so allgemein verhaßt machte, schrieb er mir 1915, ist „die zwang-, maß- und stillose Weise unseres Gebahrens in Lesen, Treiben und Schreiben, das ehrlich Rüpelhafte, das sich seit 1888 oder 1890 neben

[1]) Einer der kleinen mündlichen Scherze Doves mag hier angemerkt werden. Die Soziologie nannte er ein „Wortmaskenverleihinstitut".

der gespreizten Pose erging". Aber seine tiefe Gläubigkeit bewahrte ihn vor der Rolle der kleinen scheltenden Subjektivität. Fromm befangen wollte er jetzt auf die Entwicklung unseres Schicksals harren „wie in einer antiken Tragödie". Ihn ergriff es, wie dieses Volk aus Lärm und Flitter heraus vom Schicksal gepackt und geschüttelt, seine unverdorbene Kraft und Größe nun offenbarte. „Das Einzige, was völlig untadelig ist," schrieb er mir am Silvestertage 1914, „ist die Gesinnung der ganzen Nation, vor allem der in Waffen von den Führern bis zum letzten Mann, die Gesinnung, Haltung und Leistung. Es ist wirklich das demokratische Ideal der Selbstzucht, eine Schweiz im gewaltig Großen. Damit ist der Sieg gewiß, das heißt die Selbstbehauptung... Knappe Vorteile sind dem Deutschen heilsamer als übermäßige; vor allem seiner Kultur, wovon jetzt viel zu viel die Rede ist."

Menschen wie Dove, Gefäße der Kunst und Kunstwerke zugleich, können nur durch Extraktion und allmähliche Verfeinerung von Generationen entstehen. Er war eine Homeridennatur und darum kein bahnbrechender Geist, und so beurteilte er sich selber. Er war aufs innigste verwoben in den großen Zusammenhang, der von den Humboldts anhebend über Ranke und Treitschke ging, eine späte, wunderschöne Blüte preußisch-deutschen Geisteslebens im 19. Jahrhundert, ein Sprößling jenes Berlins, das seine Blicke nach Weimar und Florenz richtete. Merkwürdig frisch und fruchtbar ist dieser Boden, der inmitten sandiger Trivialität so viel Zartes tragen kann und wo inmitten der Energie des militärischen Preußens auch die „lieblichen Gefühle" immer wieder emporblühen. Er war ein seltener Vogel unter uns Gelehrten, den man gern mit Erscheinungen der französischen Literatur, etwa mit einem St. Beuve verglich. Doch paßt der Vergleich nicht recht, weil seine Art von ästhetischer Ausbildung der Persönlichkeit das durchaus deutsche Gepräge unserer klassischen Zeit trug. Er führte uns, wie einer seiner Freunde einmal bemerkte, das Schillersche Ideal von Anmut und Würde vor Augen. Daß

er zwar ein Spätling, aber darum kein matter Epigone war, zeigten wir. In dem Wechselrhythmus der geistigen Bewegung, wo es zuerst von der Natur zu Geist und Kunst kräftig aufsteigt und Geist und Kunst dann wieder zur organischen Sicherheit der Natur streben müssen, fiel ihm die zweite, weniger schöpferische Aufgabe zu, die von Größeren geschaffene Kunst zur heiteren Ungezwungenheit der Natur zu führen. Damit hängt auch der Unterschied von aktiver, das Licht entzündender, und passiver, das Licht spiegelnder Genialität zusammen, den Dove einst aufstellte. Alle Spuren der schaffenden Mühe waren bei ihm geschmolzen, das Geistige verstand sich bei ihm von selbst.

Betrachten wir ihn darum noch einmal, losgelöst von seiner historischen Stellung und Leistung. Das Wort seines Meisters, daß jede geschichtliche Generation unmittelbar zu Gott stehe, gilt auch von Individuen wie ihm. Man vergaß bei diesem laudator temporis acti schließlich alles Vergleichen von gestern und heute, alles zeitlich Vergängliche und Unzulängliche an dem einen wie dem andern, und gab sich dafür der Offenbarung eines Menschentums hin, das wie ein edles Feuer durch die reizenden Hüllen seines Geistes und Witzes hindurchleuchtete. Das Wahre und Gute nahm bei ihm die Form des Schönen an. Wissenschaft und Kunst mit sittlichem Ernste vereint bildeten in ihm den inneren Menschen, der von aller Erdenschwere befreit den Sinn seines Lebens vollendet. Er gehörte zu den seltenen Menschen, an denen sich der Eros für das Unvergängliche entzünden kann. Er war einer der Besten unserer Zeit.

Max Lehmann.

Adresse der Berliner Akademie der Wissenschaften an Herrn Max Lehmann zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 12. Januar 1917.

Hochverehrter Herr!

Zu Ihrem fünfzigjährigen Jubiläum als Doktor der Philosophie begrüßen wir Sie auf das herzlichste, eingedenk der Gemeinschaft, die Sie seit einem Menschenalter mit uns verbindet, und der leider nur wenigen Jahre, in denen Sie als ordentliches Mitglied in unseren Reihen wirkten. Aber Sie haben, als Sie uns verließen, um aus innerstem Bedürfnis den Beruf der reinen Forschung mit dem Doppelberufe des Forschers und Lehrers zu vertauschen, darum nicht den Weg verlassen, der Sie im frühen Mannesalter schon in unsere Mitte führte. Denn wie reich verzweigt auch Ihr wissenschaftliches Lebenswerk ist, wie sehr auch Ihr energischer Geist geneigt ist, die Wahrheit immer von neuem zu erobern und die Hüllen dessen, was Sie als Irrtum erkannt haben zu glauben, abzustreifen, so verbindet doch ein ganz einheitliches und individuelles Streben die verschiedenen Hervorbringungen Ihrer geschichtlichen Forschung. Durchweg wirken in ihnen, wie es beim echten Historiker sein soll, Leben und Wissenschaft ineinander. Jede erwächst aus einem bestimmten Wurzelboden heimatlicher oder ideeller Art, und nirgends findet sich willkürlich oder zufällig Aufgegriffenes. Aber schon früh zeigte sich in Ihren Arbeiten der leidenschaftliche Drang, inmitten der Sie tragenden Überlieferungen selbständig emporzusteigen zu Erkenntnissen, die auch den Bruch mit der Überlieferung

niemals scheuten und, kräftig und stolz hingestellt und verfochten, die zeitgenössische Forschung aufs stärkste bewegt und auch da befruchtet haben, wo sie Ihnen nicht zuzustimmen vermochte. Diese unbedingte Energie und Schärfe des Geistes, diese eigene und individuelle Fortbildung des Überkommenen zeigt sich schon in der Technik Ihrer kritischen Arbeit. Aus der Schule Rankes und Jaffés hervorgegangen, haben Sie schon in Ihren ersten Arbeiten zur vaterländischen Geschichte, in den Aufsätzen über die Kriege von 1866 und 1870, in Ihrer aufsehenerregenden Kritik der Denkwürdigkeiten Schöns und Kneſebecks, in Ihrer Bearbeitung der Akten über Preußen und die katholische Kirche, über das gewöhnliche Maß von Akribie und Gründlichkeit hinaus eine ganz persönlich berührende Präzision der Quellenbefragung, eine behende Findigkeit und zupackende Kraft im Herausgreifen entscheidender Zeugnisse an den Tag gelegt, und in Ihrem einstigen archivalischen Berufe haben Sie die Fähigkeit, gewaltige Stoffmassen souverän zu beherrschen durch Erfassen ihrer organischen Gliederungen, zur Virtuosität entwickeln können. Die Durchführung des Provenienzprinzips in der Ordnung der Akten, die das Geheime Staatsarchiv wesentlich Ihnen verdankt und die andere Archive von ihm dann lernten, hat der wissenschaftlichen Aktenforschung den Weg gebahnt, um rasch und sicher in die ersten und natürlichsten Zusammenhänge staatsmännischer Arbeit einzudringen. So bewiesen Sie schon als Forscher und Archivar die Gabe des Aufbauens und künstlerischen Formens, die dann aufs schönste sich entfaltete in den Biographien Scharnhorsts und Steins. Hier traten nun auch tiefere Züge Ihrer Natur hervor, ein unbedingtes Ethos und ein idealistischer, den Männern der Erhebungszeit kongenialer Schwung. Breit fundiert in der Forschung, nervig und dialektisch in der Fassung, enthusiastisch und oft radikal in der Gesinnung, stehen diese beiden Werke wie erzgegossene Monumente da. Ihr Scharnhorst hat uns die wahrhaft treibenden Kräfte des Befreiungskampfes von 1813 erst wieder

recht verstehen gelehrt, Ihr Stein uns die innere Struktur der reformerischen Arbeit, die den Staat wieder aufrichtete, deutlicher gezeigt und Probleme der Ideenbeeinflussung aufgeworfen, die, wie Sie es mehr und mehr wünschten, aus einer begrenzt preußischen Auffassung dieser Zeit in die universalen und europäischen Zusammenhänge hineinführten. Im Lichte der Ideale von 1813 betrachteten Sie auch den altpreußischen Staat und die Politik Friedrichs des Großen und haben die Züge kalter Härte und Rücksichtslosigkeit, die Sie an ihm fanden, selbst mit rücksichtsloser Schärfe an den Tag zu legen sich verpflichtet gefühlt. Der Streit, den Ihre Auffassung vom Ursprunge des Siebenjährigen Krieges erweckte, hat auch die Achtung Ihrer Gegner vor Ihrer glänzenden und vielfach bahnbrechenden Gesamtleistung nicht mindern können. Wohl kann nun, wie kürzlich einer Ihrer Schüler hervorhob, Einsamkeit das Los eines solchen Forschers werden; und doch bleibt Ihr Wirken mit dem der Mitlebenden eng verflochten. Sie wollten in der Geschichtschreibung das, was die Forschergenerationen seit Ranke fast instinktiv gewollt haben: Rankes Lehren der Universalität, Objektivität und Kritik zwar treu befolgen, aber fester, runder und geschlossener, als er es in seiner alles ineinander verwebenden Art tat, die Lebensmächte der Geschichte, Ideen, Einrichtungen, Persönlichkeiten erfassen und wiedergeben. Dabei war es nicht zu vermeiden, daß die sittlichen und politischen Ideale, die in unseren Auffassungen sich spiegeln, nun auch in festerer und geschlossenerer Weise auf sie einwirkten. Aus Ihren Werken leuchten höchst persönliche, auf religiöser Empfindung beruhende Überzeugungen von der Notwendigkeit, das Staatsleben zu versittlichen und auch die in ihm lebendig gewordene Idee der Nationalität in sittlichen Schranken zu halten. Im Ringen um diese Probleme nehmen Sie teil an den Aufgaben unserer sturmbewegten Zeit. Möchte es Ihnen und uns allen beschieden sein, im Segen eines unsere Ideale sichernden Friedens eine neue halkyonische Zeit, wie sie Ranke vor hundert Jahren erleben durfte, wieder aufsteigen zu sehen.

Louis Erhardt.

(Histor. Zeitschrift Bd. 101 [1908].)

Was Louis Erhardt der Historischen Zeitschrift gewesen ist, habe ich im Geleitworte zum 100. Bande der Historischen Zeitschrift angedeutet, habe aber dabei nur eben eine Seite von dem, was er für sie geleistet, berührt. Jetzt ist es mir eine wehmütige Genugtuung, daß ihm diese Dankesworte, die ich ihm öffentlich schuldete, in den letzten umwölkten Wochen seines Lebens noch eine kleine Freude bereitet haben. Am 21. Januar 1908 hat er, gequält durch langjährige Nervenschwäche und tiefe Melancholie, durch eigene Hand geendet. Sein Leben, und insbesondere sein wissenschaftliches Leben, hat auch im früheren Verlaufe von außen viel mehr Schatten als Sonne empfangen. So sind die starken Keime, die in ihm lagen, nicht zu ihrer vollen Entwicklung gekommen, und so ist auch sein Name nicht weit über den Leserkreis der Historischen Zeitschrift hinausgedrungen, und innerhalb dieses waren es auch nur ganz wenige, die den vollen Wert dieses herrlichen Menschen ganz kannten. Ihre Freundespflicht ist es, jetzt zu sagen, was man an ihm verloren hat.

Er wurde am 21. September 1857 in Gadebusch geboren, verlor früh seinen Vater und wuchs in bedrängter äußerer Lage auf. Die Energie seiner Mutter und die Hilfe der älteren Geschwister ermöglichten es, daß er das Gymnasium in Schwerin besuchen und seit Ostern 1875 in Göttingen, Berlin und Leipzig studieren konnte. In Leipzig promovierte er im Dezember 1878; dann kamen bis 1882 Jahre des

Hauslehrerlebens, die ihn bis nach Rumänien führten. Zurückgekehrt, lebte er als Schriftsteller und Privatgelehrter, der sich auf die Habilitation vorbereitet, vorzugsweise in Berlin. Die Folgen eines schweren Typhus in den Jahren 1883 oder 1884 knickten seine Arbeitskraft derart, daß er erst 1893 mit dem Werke, das seiner Habilitation dienen sollte, der „Entstehung der homerischen Gedichte" (erschienen 1894) fertig wurde. Damals lernte ich ihn durch Vermittlung Sybels, der ihn seit Jahren schätzte, kennen als einen tieferschöpften und mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte ringenden Mann, der auch mit seinen materiellen Hilfsquellen zu Ende war. Sybel nahm ihn in den preußischen Archivdienst, beim Geheimen Staatsarchiv in Berlin, auf und sicherte ihm dadurch wenigstens seine äußere Existenz. Aber sein Buch, das er „blutschwitzend", so drückte er sich damals aus, zu Ende führte, brachte ihm eine herbe Enttäuschung. Die philologische Kritik lehnte es zumeist, zum Teil in recht brutalem Tone, ab oder ignorierte es, und die philosophische Fakultät der Berliner Universität wies 1894 sein Habilitationsgesuch zurück. Noch eine andere schwere Lebenserfahrung kam damals hinzu; seine Schwingen waren seitdem geknickt, und so kräftig sich auch sein stolzer wissenschaftlicher Charakter behauptete, mit Mut und Kraft für größere Leistungen war es vorbei. Das, was er noch schaffen konnte, kam der Historischen Zeitschrift einerseits und dem Archivdienste anderseits zugute. Für die Historische Zeitschrift hat er seit 1893 die drei ersten Abteilungen der „Notizen und Nachrichten" über fünf Jahre allein bearbeitet, dann sich entlasten lassen, aber die Abteilung „Allgemeines" bis zum Jahre 1905 (Bd. 95[1]), fortgeführt. Eigentlich aber war er in den Jahren, in denen ich mit ihm zusammen am Geheimen Staatsarchiv beschäftigt war, der Mitredakteur unserer Zeitschrift überhaupt, weil ich das Bedürfnis fühlte, in jeder wichtigeren Angelegenheit sein immer selbständiges und charaktervolles Urteil zu hören. Als Archivar wurde er bald einer der tätigsten Beamten des Archivs, der nicht nur unermüdlich und hingebend im kleinen

war, sondern auch mit dem Sinne für System und Zusammenhang, der ihm eigen war, die größeren organisatorischen Aufgaben seines Berufes einsichtig förderte. Man konnte aus der konzentrierten, fast verbissenen Energie, mit welcher der körperlich oft Leidende jede Arbeit hier anpackte, entnehmen, was für eine hohe moralische Spannkraft in ihm steckte, und ab und zu blitzten im Verkehr mit seinen Freunden auch noch hellere und freudigere Seiten an ihm auf. Auch wir wußten freilich nicht immer, was ihn innerlich bewegte, denn er verbarg uns manches Schmerzliche, was er erfahren, verbarg uns auch, daß er in eigener Dichtung Freude und Trost suchte und sogar ein wirklicher Dichter zu sein glaubte. Aber wir meinen ihn trotzdem gekannt zu haben. Wir liebten ihn um seines goldreinen, warmen und treuen Gemütes, um seines unbeugsamen Idealismus willen, und freuten uns auch des Eckigen und des Altmodischen, das dieser Idealismus hatte, da er sich oft zu hartnäckigem Moralisieren versteifte und gern auf Dinge schalt, die man tragen muß, aber schwer bessern kann. Solch Rigorismus schloß eine behaglich-harmlose Lebensfreude aber nicht aus, und zuweilen kam selbst der derbgutmütige Mecklenburger, der auch in ihm saß, zum Vorschein, aber mehr und mehr wurden solche Regungen gegen Ende seines Lebens wieder erstickt durch den Druck seiner körperlichen Hinfälligkeit. Sein Junggesellenleben wurde einsamer und düsterer, seine Briefe klangen immer trüber, und mit seinem eigensinnigen Pessimismus versperrte er sich auch die Wege, die zu seiner Genesung oder wenigstens zur Milderung seiner Neurasthenie vielleicht führen konnten. So kam denn die Katastrophe, ein Akt akuter Melancholie, aber vorbereitet durch alles Schwere seines Lebens.

* * *

Erhardts wissenschaftliche Bedeutung genau zu bezeichnen, könnte nur jemandem gelingen, dem seine beiden Hauptarbeitsgebiete, die altgermanische und die altgriechische Zeit,

gleichmäßig vertraut wären. Ich kann hier nur eben versuchen, die allgemeinen Eindrücke, die mir seine Schriften machen, zu ergänzen aus der Kenntnis seiner Persönlichkeit. Diese aber wieder war ein wissenschaftlicher Wert für sich. Das Wertvolle an ihr war die unbedingte Selbständigkeit, die innere geistige Freiheit, die Freiheit insbesondere von Schulmeinung und Menschenfurcht, die stolze Verachtung alles äußeren Klüngels, aller gemachten Autoritäten. Es war eine wahre Freude inmitten des Schwarmes von Gelehrten, die nach Schulen und Richtungen sich abstempeln lassen und andere wieder abstempeln, einmal einem Manne zu begegnen, der ganz autonom einherging und ein echter Republikaner der Gelehrtenrepublik war. Es ist mir nicht einmal der besondere Einfluß eines bestimmten Lehrers aus seiner Studienzeit mit Sicherheit bekannt. Er sprach am meisten noch von Noorden und von Steinthal, zu dem er jedenfalls dann in ein nahes persönliches Verhältnis trat. Er lernte gleichmäßig von Historikern, Sprachforschern und klassischen Philologen, und es wurde dann der Gedanke und der Ehrgeiz seines eigenen Forscherlebens, eine Synthese dieser drei Wissenschaften darzustellen, weil nach seiner Meinung nur durch sie das Gebiet, dem seine Neigung galt, die Frühzeit der indogermanischen Völker, aufgehellt werden konnte. Daß die vor- und frühgeschichtliche Forschung auch noch weiter ausgreifen muß und mit Anthropologie, Ethnologie, Geologie usw. Hand in Hand gehen muß, hat er selbst grundsätzlich später in vollem Umfange anerkannt, wie sein letzter, in der Historischen Zeitschrift Bd. 98 erschienener Aufsatz über die Anfänge und Grundbedingungen der Geschichte zeigt; aber im ganzen blieb er auf der historisch-philologisch-linguistischen Basis, die er sich durch seine Erstlingsarbeiten über „Kelten, Belgier und Germanen" 1878 und „Älteste germanische Staatenbildung" 1879 erobert hatte. Er versuchte hier nachzuweisen, daß Nervier und Trevirer germanische Stämme gewesen seien, betonte aber anderseits sehr stark das Verwandte in den Zuständen der Kelten und

Germanen und führte die germanische Staatenbildung zurück auf die kriegerisch-monarchischen Bedürfnisse der Wanderzeit. Kriegerische Verbände unter je einem Führer bilden die Grundlage der späteren Gaue, der princeps des Tacitus ist der Gaufürst von mehr monarchischem als republikanischem Charakter. Kriegerische Bedürfnisse können zum Zusammenschluß mehrerer Gaue zu einer civitas und zu einem Königtume führen. So ist es eine organische, allmähliche Entwicklung, die von der Wanderzeit zum Königtum der Völkerwanderung hin führt, und eine wirkliche „Staatenbildung", die die Germanen schon zur Zeit Cäsars vollzogen und durch die sie bewiesen, daß sie keine so rohen Barbaren waren, wie man sie sich oft vorstellt. Diese Grundgedanken seiner Schrift: Relativ hohe Reife der germanischen Zustände, enge Verwandtschaft der indogermanischen Völker untereinander, allmähliches, stetiges Wachstum in ihren Urzuständen aus hoher innerer Begabung heraus, — hat er sein ganzes Leben durch mit fast romantischer Gesinnung festgehalten und jede Forschung, die nicht zu ihnen stimmte, als Verkehrtheit getadelt (vgl. z. B. seinen gegen Wittich und Hildebrand gerichteten Aufsatz „Staat und Wirtschaft der Germanen zur Zeit Cäsars", Hist. Zeitschr. Bd. 79). In seinen letzten Lebensjahren noch war es ihm vergönnt, einen Lieblingsgedanken seiner Jugend wieder aufzunehmen und seine Hypothese über Einwanderung der Germanen und Urheimat der Indogermanen zu entwickeln (Histor. Vierteljahrsschrift 8, 1905). Da malt er es denn aus, wie sich der indogermanische Stamm am Fuße des Kaukasus im Laufe von Jahrtausenden entwickelt hat „zu einer besonderen Rasse von wundervoller Eigenart, voll reicher, aber nicht ausschweifender Phantasie, voll Energie und Kraft zu wirken, lebensfroh und sterbensmutig". Er sprach damit auch sein eigenes Charakterideal aus, das festzuhalten ihm doch so furchtbar schwer gemacht wurde durch sein Schicksal.

So haben Phantasie und Gemüt seine eigene Forschung immer getragen und ihre Resultate beeinflußt. Aber auch dieser

letzte Aufsatz, wo er sich am weitesten herauswagte mit seiner Phantasie, beruhte in den Darlegungen über die Einwanderung der Germanen auf einer feinfühligen kritischen Analyse der Taciteischen Angaben. Und die Sorgfalt und Schärfe seiner Quellenbenutzung und Kritik wurde schon seinen Erstlingsschriften von solchen nachgerühmt, die seine Resultate sonst nicht annehmen wollten. Seine sachkundigen und strengen Rezensionen frühgermanischer Forschungen in der Historischen Zeitschrift und den Göttinger Gelehrten Anzeigen genossen in den achtziger Jahren großes Ansehen. So will es einem nicht so recht in den Sinn, daß Erhardt, als er auf das Gebiet der griechischen Urgeschichte überging, zum reinen Dilettanten geworden sein und seine gute Methode ganz vergessen haben sollte. Vielmehr glaube ich, daß die klassischen Philologen sich die Kritik der Erhardtschen Homerhypothese etwas zu leicht gemacht haben. Sie widersprach den augenblicklich herrschenden Meinungen und fand nicht die Gnade der Meister vom Stuhle, und ich will auch nicht leugnen, daß der Hang zu einem eigensinnigen Doktrinarismus, den unser Freund hatte, seine Arbeitsweise geschädigt haben könnte, als er an die Aufhellung der Entstehungsgeschichte der homerischen Gedichte ging. Aber wer mit unbefangenem Sinne die große Einleitung seines Homerbuches auf sich wirken läßt, muß zugeben, daß hier ein ungewöhnlich fester, ernster und reifer Kopf spricht, daß hier eine geistvolle, bedeutende und innerlich durchaus mögliche Auffassung von der Entstehung der homerischen Epen vorgetragen wird. Es ist weitaus das Beste, was Erhardt geschrieben hat, und es sollte nicht in Vergessenheit geraten. Und ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, daß das Buch noch eine Zukunft hat und spätere Forscher daran wieder anknüpfen können.

Erhardt kam zu Homer durch seine Lieblingsidee von der Vergleichbarkeit altgermanischer und altgriechischer Zustände. Er studierte die ältesten griechischen Verfassungsverhältnisse und fand bald, daß er sich den Weg dazu erst bahnen müsse

durch die Untersuchung der Hauptquelle, eben der homerischen Gedichte. Er kehrte sich dabei nicht an das, was die Notabilitäten der klassischen Philologie gerade lehrten, sondern knüpfte an die älteren Gedanken Jakob Grimms und Wilh. v. Humboldts über das Wesen des Volksepos und des Volksgeistes an, wobei er übrigens einen Anhalt an der von Lazarus und Steinthal begründeten, ja auch von Humboldt ausgehenden Richtung der Völkerpsychologie hatte. Durch eine eindringende Analyse des Inhalts der Ilias bestätigte sich ihm die Auffassung, daß die homerischen Gedichte Volksepen im strengsten Sinne des Wortes seien, Schöpfungen des altgriechischen Volksgeistes in jahrhundertelanger Arbeit, in denen schlechthin nirgends eine einzelne Dichterpersönlichkeit, nirgends ein zusammenfassender Dichterplan zutage trete. Wie der Baum mit seinen Jahresringen, so seien auch diese Epen gewachsen; auf Schritt und Tritt spüre man bei ihrer Analyse hier Verwitterung, dort frische Triebe, überall aber unabsichtliche Entwicklung und deswegen Widersprüche und Diskrepanzen in allem, die man aber nicht mit hochmütiger und skeptischer Kritik bemäkeln, sondern als organisch Gewordenes anzuerkennen habe. Diese Auffassung vom schaffenden Volksgeiste, wie er sie hier vertrat, verdient durchaus nicht den Vorwurf, daß sie mystisch-verschwommen sei, denn er dachte sich, gemäß den Überlieferungen selbst und den Analogien anderer Volksdichtung, den Hergang ganz konkret so, daß berufsmäßige Sänger Generationen hindurch die Hauptträger des epischen Gesanges gewesen seien, aber sie fungierten dann eben mehr als Sänger wie als Dichter, mehr als Organe ihrer Volksgenossenschaft, als priesterliche Werkzeuge der Musen denn als Individualitäten. Er leugnete durchaus nicht, daß auch große Dichter unter diesen Sängern gewesen sein konnten, die nebenher, wo sie anderes dichteten, vielleicht schon als Individuen dichten mochten, aber, wenn sie mitwirkten am Volksgesang, unwillkürlich hineingerissen wurden in dessen Strom und so ihr Selbst auslöschten. Dem Einwande, daß die homerischen Epen doch trotz aller Brüche

im einzelnen große Einheiten im ganzen bildeten, die zum mindesten auf eine individuelle Redaktorentätigkeit deutetenr konnte er leicht begegnen, indem er genau zwischen äußere, und innerer, formaler und virtueller Einheit unterschied. Die formale und äußere Einheit einer individuellen Dichtung oder Zusammenarbeitung von Dichtungen besitzen die Epen nicht, wohl aber jene virtuelle Einheit, wie sie auch die Sprache eines Volkes hat, eine innere Einheit der Handlung, die von vornherein, lange vor der Ausbildung der Volksepik selbst schon, keimhaft vorhanden war in einfachen Naturmythen; um diese setzte sich dann Schicht auf Schicht, es drang auch historischer Stoff hinein, es kam innerhalb des überlieferten Rahmens ferner zur Ausbildung größerer und kleinerer Rhapsodien, Lieblingsstücke des Volkes, die aber immer, darin wich er von der Lachmannschen Theorie ab, im Zusammenhange der einheitlichen Kernhandlung ausgebildet und überliefert wurden.

Seine Hauptthese ist also, daß die Gesamtheit, ohne Eingreifen einzelner individueller Genies, diese Epen so schaffen konnte, wie sie uns vorliegen. Das ist das große und interessante Problem, das er aufstellte und das ernsthafter erwogen zu werden verdient, als es geschehen ist. Man muß sich dabei ganz freimachen von allen Schlagworten und Vorurteilen kollektivistischer oder individualistischer Art. Natürlich kann man sich keine geniale Dichtung ohne Dichtergenie denken, aber das dichterische Genie selbst wird ja von der Erhardtschen Theorie auch nicht ausgemerzt. Nur seine Individualität läßt sie, nicht etwa untergehen, sondern aufgehen im Strome der Volksdichtung und sich priesterlich ihr hingeben. Es ist deswegen so verfehlt wie nur möglich, wenn man der Erhardtschen Auffassung eine demokratische und nivellierende Tendenz vorgeworfen und sie in Zusammenhang gebracht hat mit dem modernen soziologischen Kollektivismus (vgl. Pöhlmanns Aufsatz über Erhardts Buch, Histor. Zeitschrift Bd. 73). Niemand konnte schärfer über die modernen Soziologen

sprechen als Erhardt, wie seine langjährige Mitarbeit an den Notizen und Nachrichten dieser Zeitschrift beweist. Wenn man denn seine Auffassung vom Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit Kollektivismus nennen will, so war es ein Kollektivismus von ganz anderem Schlage als der gewöhnliche moderne. Dieser sucht in den kollektiven Größen die streng kausal wirkenden Faktoren auf, die das Leben des einzelnen bestimmen, und erkennt dabei in Natur und Geschichte nur eine und dieselbe Art von Kausalität an. Der Erhardtsche Kollektivismus sah in den kollektiven Größen die Mächte, denen der einzelne sich mit sittlicher Tat hingeben müsse, sah „die wahre geistige Freiheit im Erkennen und Vollbringen des Notwendigen" und glaubte an eine besondere geistige Kausalität, an höhere geistige Notwendigkeiten in der Geschichte, die über den kausalen Bedingtheiten im einzelnen stünden. In der Humboldtschen Ideenlehre, die er vor Jahren in dieser Zeitschrift (Bd. 55) eindringend interpretiert hat, sah er die klassische, für alle Zeiten gültige Begründung dieses Glaubens. Wer aber zu Humboldt schwört, wird wohl nicht in Verdacht geraten, für modernen Kollektivismus etwas übrig zu haben.

Demnach war es also ein rein ethischer Kollektivismus, den Erhardt vertrat. Er sah diejenigen Perioden der Geschichte als die fruchtbarsten und größten an, in denen der einzelne demütig und treu dem Ganzen, in dem er lebt, der Aufgabe, die ihm Zeit und Geschick stellen, seine Kraft widme. So hat er gedacht und so hat er selbst gelebt[1]). Er hielt deswegen die Überschätzung des Individuums allerdings für eine Zeitkrankheit und fand auch im mündlichen Gespräche nicht scharfe Worte genug für die lächerliche Anmaßung derer, die

[1]) Sehr schön hat dies der Nachruf, den O. Hintze ihm im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg (Sitzungsprotokoll vom 12. Februar 1908) gewidmet hat, ausgedrückt: „Es ist eine großartige Selbstlosigkeit in seiner Tätigkeit (als Archivar). Es wurde ein Ziel seines Lebens, da er selbst auf eigene große Erfolge nicht mehr ausging, andere zu fördern, für ein Allgemeines seine Kräfte einzusetzen."

um jeden Preis ihre kleine Individualität geltend machen wollen. Und er ging so weit, sich die Gegnerschaft gegen die Anerkennung des Volksepos aus dem „Sträuben des Individuums gegen die Anerkennung der Volkstätigkeit überhaupt, dem Verkennen der wahren Bedeutung des Volkes und des Volksgeistes" zu erklären.

Es tritt hier deutlich zutage, wie er in den von Humboldt und den Romantikern ausgebildeten Lehren vom Volksgeiste und von dem geistigen Charakter der die Geschichte im großen beherrschenden Mächte zugleich aufs festeste wurzelte und sie doch mit einer ganz persönlichen Nuance ethisch weiterbildete und anwandte. Wenn wir im Freundeskreise mit ihm zusammensaßen, spürten wir oft diese seine Eigenart und spürten zugleich, daß er von etwas anderem, älterem Schlage war als wir, daß er näher und enger an die Zeit Humboldts und Grimms heranreichte, daß er viel mehr Glaubenskraft, viel weniger Skepsis hatte, als der durchschnittliche moderne Forscher heute hat. Immer, wenn wir relativierten, war er der Absolutierende. Aber er widerlegte zugleich dabei in jedem Augenblicke das Wort, das er in seiner Homereinleitung gewagt hat: „Gerade in der Wissenschaft tritt das Individuelle ganz zurück." Seine Freunde werden ihn nie vergessen und wünschen, daß auch die Wissenschaft ihn nicht vergessen möchte.

Theodor Ludwig.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. Bd. 21 (1906).

Unter den Verlusten, welche die jüngere Generation der Geschichtsforscher und akademischen Geschichtslehrer Deutschlands in den letzten zwei Jahren erlitten hat, ist der Tod Theodor Ludwigs vielleicht der schmerzlichste. Er war nicht nur ein ungewöhnlich tüchtiger Forscher, sondern eine bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit, die in ihrem eigenartigen feinen Glanze allerdings nur einem kleinen Kreise erst bekannt war, die aber — daran ist gar kein Zweifel — im schönsten Aufstiege zu einer allgemeineren und durchgreifenderen Wirksamkeit begriffen war.

Zwei Bemerkungen allgemeiner Art möchte ich der Skizze seines Lebensganges vorausschicken. Man muß einmal an die inneren Schwierigkeiten erinnern, mit denen heute ein aufstrebender Historiker zu kämpfen hat. Er muß heute beinahe notwendig damit beginnen, sich zu konzentrieren und isolieren in engbegrenzten Studien. Es treten bestimmte Aufgaben und Fragestellungen der zünftigen Wissenschaft an ihn heran, denen er zunächst mit gebundener Marschroute folgen muß. Editionen und spezialisierte Aktenstudien — in der Regel nicht selbstgewählte, sondern übertragene oder anempfohlene Arbeiten — absorbieren gewöhnlich die ersten beiden Lustren der eigenen Forschertätigkeit. Die Wissenschaft, zur Arbeitsorganisation und zum Großbetriebe geworden, lastet heute auf dem einzelnen Forscher gerade in seinen frischesten Entwicklungsjahren am stärksten. Man sollte sich der Wissenschaft, wie manchen anderen Kulturgütern gegenüber, als Herr und als Diener, frei und unfrei

zugleich fühlen können. Heute dauert es lange, bis man zur freien Selbstbestimmung seines wissenschaftlichen Lebens kommen kann. Mancher bedarf ihrer wohl nie, mancher wiederum wähnt sie von vornherein zu besitzen, wenn seine Erstlingsarbeit mit kühnem Mute ein möglichst „universalgeschichtliches" Thema ergriff. Aber die Schlechtesten sind es wohl nicht, die in der Mitte zwischen beiden sich langsam und mühevoll zur innern wissenschaftlichen Freiheit durcharbeiten müssen und das Wort umkehren können: „Beim ersten sind wir Knechte, das zweite steht uns frei." Solch einer war Theodor Ludwig. Der Tod hat ihn hinweggerissen, eben als das äußere Ziel seines Strebens, das ordentliche akademische Lehramt, ihm ganz nahe rückte. Das innere Ziel, die Harmonie zwischen dem, was die strenge Wissenschaft von uns verlangt und dem, was wir für unser eigenes geistiges Leben von der Wissenschaft verlangen dürfen, hatte er erreicht. Allerdings so, wie man es zu erreichen pflegt, mitten im Kampfe und Zweifel, denn die Arbeit an seinem ersten größeren Werke, der badischen Verwaltungsgeschichte, war trotz jahrelanger Vorbereitung immer noch erst in dem bangen Stadium, wo der erforschte Inhalt seine Form erhalten soll, und es scheint selbst mitunter die Frage ihn beunruhigt zu haben, ob er seine Arbeit nicht an einen allzu spröden Gegenstand gesetzt habe, ob er seinen Stoff nicht höher hätte greifen dürfen.

Daß er aber der Mann war, auch aus diesem Stoffe etwas zu machen, was über die Grenzen einer guten und sorgfältigen Territorialgeschichte hinausging, zeigen alle seine früheren Arbeiten, die durchweg ein Stück Landesgeschichte und allgemeine Geschichte zugleich waren. Und hier möchten wir die zweite allgemeine Bemerkung einflechten, die auch dazu dienen soll, das Lebenswerk Ludwigs in den richtigen Zusammenhang zu stellen. Diese Verbindung territorialgeschichtlicher Studien mit universalgeschichtlichen Fragestellungen, die Ludwig mit einer hervorstechenden Kunst und Begabung übte, war etwas, was die Zeit verlangte, was dem Stande unserer geschichts-

wissenschaftlichen Bewegung entsprach. In unserem Streben, auch die tieferen geschichtlichen Schichten des modernen Kultur- und Staatslebens zu erkennen, können wir gar nicht anders, als zum einzelnen Territorium, selbst mitunter bis zur einzelnen Gemeinde hinabsteigen. Wir dürfen bei ihr nicht ausschließlich und nicht zu lange verweilen, aber wir können zuweilen gerade durch langes Verweilen etwas herausholen, was Licht wirft über weite Strecken. Diese Tendenz der Forschung ist im Grunde dieselbe Tendenz, die den einzelnen Arbeiter zwingt, Entsagung zu üben und sich zu opfern für die Aufgaben, die ihm die Wissenschaft aufdrängt. Aber die Waffe, die uns verwundet, hat auch die Kraft uns zu heilen, wenn wir nur selbst die Kraft haben, sie zu ergreifen.

Theodor Ludwig ist am 25. Mai 1868 in Emmendingen, dem altbadischen Städtchen an der Grenze des Breisgaus, geboren als Sohn des Apothekenbesitzers Ludwig. Er besuchte zuerst die höhere Bürgerschule seiner Heimat, von 1881 bis Juli 1886 das Gymnasium des nahen Freiburg, um sich dann dem geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studium zu widmen, von vornherein wohl mit dem Wunsche, dereinst nur der Wissenschaft zu leben. Er studierte zwei Semester in Freiburg, drei Semester sodann in Berlin, dann wieder bis zum Herbste 1892 in Berlin und das letzte Jahr 1892/93 in Straßburg. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Studienzeit war schon durch Krankheit absorbiert. Zu den Lehren, die am stärksten auf ihn wirkten, zählte er selbst Breßlau, Koser, Varrentrapp, später besonders G. F. Knapp.

Unter Breßlaus Leitung entstand in Straßburg seine Erstlingsschrift „Die Konstanzer Geschichtschreibung bis zum 18. Jahrhundert", mit der er am 4. November 1893 (mit der Note summa cum laude für die mündliche Prüfung) promovierte und die 1894 im Druck erschien. Diese Arbeit erwuchs zunächst aus einem quellenkritischen Problem, an dem — ich fürchte nicht mißdeutet zu werden — ein Bravourstück methodischer Quellenkritik geleistet werden kann. Es galt, aus den Be-

nutzungen in späteren Chroniken usw. ein älteres verloren gegangenes Geschichtswerk, die Chronik des Konstanzer Säckelmeisters Johannes Stetter zu rekonstruieren. Ludwig löste nicht nur diese Aufgabe mit dem zugleich exakten und kombinierenden Sinne, der dazu nötig ist, sondern schmolz seine quellenkritischen Ergebnisse auch in ein Stück landesgeschichtlicher Historiographie um, wobei ihm auch der Rat des gelehrtesten Kenners deutscher Geschichtsschreibung, seines Straßburger Lehrers Varrentrapp zu statten kam. So entfaltet sich inmitten der strengen Untersuchung ein mit offenbarer Liebe gezeichnetes, lebensvolles Bild des geistigen und persönlichen Hintergrundes der stadtgeschichtlichen Aufzeichnungen. „Eine gleichsam persönliche Verbindung", sagt er z. B. von den älteren bürgerlichen Chronisten, „besteht zwischen Stoff und Erzähler; eben auf ihr beruht mit der Reiz der Naivetät, welcher den Hervorbringungen ihren anmutigen Schmuck verleiht." Sehr fein wird dann die Invasion des kosmopolitisch gefärbten Humanismus in die Konstanzer Geschichtschreibung, ihr Verfall in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Drucke der Gegenreformation und der österreichischen Herrschaft, und ihr später Nachtrieb im 17. und 18. Jahrhundert dargestellt. Jede einzelne Erscheinung, aus welchem Lager sie auch stammte, faßte er mit einer gewissen noblen Gesinnung auf. Einem der älteren Chronisten hatte sein Vorgänger in der Konstanzer Quellenforschung das Prädikat „Geschwätz" erteilt. Ludwig wies dies Urteil über ihn höflich ab und charakterisierte ihn: „Er erhob sich nicht über seinen Stoff, um ihn zu beherrschen, sondern ließ sich in ruhiger Freude gleichsam von seinem Strom mit fortführen."

Der heimatlichen Landesgeschichte galt auch sein zweites Werk, „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert", das im Sommer 1896 in Straßburg erschien. Aber in der neuen Seite, die er sich jetzt herausgriff, bekundete er seine Absicht, den Kreis seiner sachlichen Interessen zu erweitern, wiederum jedoch im Anschluß an bestimmte Schulen und wissenschaftliche Richtungen.

Seine kritische und literarische Erziehung hatte er sich von Breßlau und Varrentrapp geben lassen, den Sinn für die soziale und wirtschaftliche Struktur seines heimatlich-territorialen Lebens ließ er sich von Georg Friedrich Knapp, dem Meister der Agrargeschichte entwickeln. „Der Ort," sagt er in der Vorrede, „an welchem meine Arbeit erscheint, bezeugt auch äußerlich ihren Anschluß an jene Untersuchungen, welche sich bei voller Freiheit im einzelnen doch nach bestimmter Methode und geleitet von gewissen Grundsätzen die systematische Erforschung der deutschen Agrarverfassung zur Aufgabe gestellt haben." Überall spürt man auch die Schule Knapps, deren Stärke es ist, zunächst im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln, von den genau zu erkennenden Zuständen des ancien régime eines Territoriums auszugehen, sie durchsichtig zu beschreiben und zugleich konstruktiv zusammenzufassen und dann die konstruierten Linien hinüberzuführen in die Perspektive der allgemeinen Entwicklung. Neben Knapp war es vor allem Werner Wittich, der durch seine gleichzeitig damals dem Abschluß sich nähernden Forschungen über die nordwestdeutsche Grundherrschaft die südwestdeutsche Forschung Ludwigs, wie dieser selbst gestand, unvergleichlich förderte. Wittich hatte schon in seinem 1892 erschienenen Artikel „Gutsherrschaft" (Handwörterbuch der Staatswissenschaften 4, 234), seine eigenen Resultate mit denen seines Lehrers Knapp vereinigend, ein summarisches Gesamtbild der älteren deutschen guts- und grundherrlichen Verfassung gegeben, aber von den Verhältnissen Süd- und Mitteldeutschlands zu Ende des 18. Jahrhunderts gestehen müssen, daß ihre Kenntnis noch durchaus lückenhaft und unvollständig sei. Ludwig füllte diese Lücke für den Südwesten Deutschlands nun aus in einer Weise, die wohl jedem Leser seines Buches unvergeßlich ist, mit einer, ich möchte sagen, architektonischen Sicherheit und Schönheit, die auf jedes überflüssige Ornament verzichtet und nur durch Gliederung und Linien wirkt. Leibherrschaft, Gerichtsherrschaft und Grundherrschaft sind die drei Teile des Gebäudes, die der Blick sofort erfaßt, und die Gerichtsherrschaft gleichsam der

Mittelbau, in dem noch das stärkste Leben herrscht, während die beiden anderen Institute, vor allem die Leibherrschaft, einen altertümlichen und verfallenen Eindruck machen. Eine Hauptfrage, die Knapp gestellt hatte, was denn die süddeutsche Leibeigenschaft eigentlich gewesen sei, wurde jetzt anschaulich beantwortet. Sie stellte sich heraus als eine erstarrte Antiquität, als eine nicht sehr beträchtliche Einnahmequelle für den Leibherrn, als ein Institut, das mehr durch den Namen als durch den Inhalt gehässig war. Die Frohnden, die der badische Bauer dem Markgrafen zu leisten hatte, leistete er ihm nicht als seinem Leibherrn, sondern als seinem Gerichtsherrn. Aus der Gerichtsherrschaft, die auf das karolingische Grafenamt zurückgeht, war hier, wie wohl überall in Deutschland, die modernere Landesherrlichkeit herausgewachsen, aber auch von dem höheren Standpunkte der Landesherrlichkeit aus hielt der Markgraf seine ländlichen Untertanen vorzugsweise durch die Klammern zusammen, die ihm jene drei alten Institute der Leib-, Gerichts- und Grundherrschaft gaben. Auch die Grundherrschaft war hier, wo der Markgraf zwar nicht der einzige, aber der weitaus größte Grundherr seines Landes war, ein mehr politisches als soziales und wirtschaftliches Institut geworden. Der Bauer der Rheinebene war in der Regel der wirkliche Eigentümer seines Gutes, der dem Grundherrn nur Natural- und Geldabgaben schuldete, und wiederum dienten die Gerichtsfrohnden wesentlich dazu, die Naturalabgaben in die landesherrlichen Speicher zu führen. So ist es schließlich der Landesherr, bei dem die meisten Fäden zusammenlaufen, der mit seinem Beamtenstaate unmittelbar über den Bauern sitzt, im schärfsten Kontrast zum Nordosten Deutschlands, wo sich der Grundherr zum Gutsherrn entwickelt und sich zwischen Bauer und Landesherren eingeschoben hat. Das Wesentliche war eben, daß im Südwesten die Tendenz zum politischen Ausbau der patrimonialen Institutionen überwog, im Nordosten die Tendenz zu ihrer wirtschaftlichen Ausnutzung. Dieser Zustand Badens, daß Leib-, Gerichts- und Grundherrschaft über eine

und dieselbe Bauernschaft in weitem Umfange in der Hand des Landesherrn vereinigt lag, war aber, wie Ludwig klarlegen konnte, nicht alt, er war die Frucht einer konsequenten Politik der Landesherren im 16. und 17. Jahrhundert, während früher namentlich die Leib- und die Gerichtsherrschaft sich stark durchkreuzt hatten.

So scharf und genau und zugleich mit so weiten geschichtlichen Ausblicken war dieses Spiel und Gegenspiel der drei altertümlichen Institute noch nie dargestellt worden. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Ludwig der eigentliche Entdecker dieses Verhältnisses war. Wir wollen hier nicht die Ansätze zu seiner Erkenntnis in der älteren Literatur untersuchen, sondern nur auf diejenigen Forschungen hindeuten, die nachweisbar Ludwigs Untersuchung unmittelbar befruchtet haben. Das war einmal jener schon genannte Aufsatz Wittichs über Gutsherrschaft von 1892, in dem das Thema vom Dreiklang der Leib-, Gerichts- und Grundherrschaft schon angeschlagen wird, und dann eine vorzügliche und lehrreiche Spezialuntersuchung des Württembergers Theodor Knapp „Über die vier Dörfer der Reichsstadt Heilbronn", die 1894 als Programm des Heilbronner Gymnasiums erschienen war, wo mit etwas anderer Terminologie, aber sachlich übereinstimmend die charakteristische Durchkreuzung der drei Abhängigkeitsverhältnisse und die schattenhafte Natur der Leibeigenschaft nachgewiesen wurde (mit geringen Änderungen wieder abgedruckt in Th. Knapps Gesammelten Beiträgen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich des deutschen Bauernstandes (1902 S. 1 ff.)[1]).

[1]) Nebenbei gesagt, ein klassisches Beispiel dafür, was intensive Arbeit aus einem engbegrenzten Gegenstand gewinnen kann, wenn sie im Zusammenhang mit der allgemeinen Forschung vorgeht. Theodor Knapp war, wie er mir freundlichst mitteilt, zu seiner Heilbronner Studie durch die Lektüre von G. F. Knapps Buch über die Bauernbefreiung in Preußen angeregt worden. Er hat dann bekanntlich seine Studien in schönster Weise fortgesetzt. In einem noch vor Ludwigs Buch über den badischen Bauer entstandenen, durch Zufall erst 1897/98 erschienenen Aufsatze über Leibeigenschaft (Gesammelte Beiträge 346 ff.) wird das Verhältnis der drei

„Diese Studie", schrieb Ludwig selbst am 9. Februar 1896 an Theodor Knapp, „sowie der Nachtrag dazu, welcher in den Württembergischen Geschichtsquellen erschienen ist, wurden besonders für mich von großer Bedeutung. Ich tat damals eben die ersten Schritte zu einer ähnlichen Arbeit, für welche nun Ihre Schrift eine vortreffliche Anleitung bedeutete."

Ludwig hätte auch seinem ganzen Charakter nach nie vergessen können, was er seinem Lehrer und seinen Vorläufern in der Forschung verdankte. Aber er nahm doch auch seine eigene Stellung inmitten der agrarhistorischen Schule Straßburgs ein. In manchen Beziehungen, so urteilte Below (Hist. Zeitschr. 84, 504) müsse man Wittichs Buch am höchsten unter den von G. F. Knapp angeregten Arbeiten stellen, in anderer Hinsicht aber dürfte Ludwigs Arbeit die Palme gebühren. „Sie zeigt die weitesten Gesichtspunkte; Ludwig ist am meisten allgemeiner Historiker, nicht vorwiegend Wirtschafts- bzw. Rechtshistoriker." Dies Zeug zum allgemeinen Historiker bewies vor allem die Darstellung der Reformtätigkeit des Markgrafen Karl Friedrich und seiner Räte. Hier wird uns ein Kapitel aus der Geschichte des aufgeklärten Despotismus gegeben, wie es feiner und geistvoller nicht oft geboten worden ist. Das Weltweite und allgemein Menschliche in kleinen Verhältnissen und territorialer und wohl auch menschlicher Beschränktheit wirken zu sehen und es elegant, liebevoll und innerlich unabhängig zugleich zu erzählen, dazu gehörte eine ganz kongeniale Begabung. Wer Ludwig kannte, sieht seine Persönlichkeit hinter diesen Kapiteln, den peinlich sauberen, korrekten und etwas steifen Mann mit der badischen Klangfarbe seiner Stimme, der nicht in die große Welt zu gehören schien und dessen Worte doch sogleich eine vornehme Bildung, einen universal gerichteten und fest strebenden Geist verrieten.

Institute auch schon eindringender entwickelt. Ludwig selbst hat an Th. Knapps Arbeiten auch weiterhin den lebhaftesten Anteil genommen. Vgl. seine Notiz in der Hist. Zeitschr. 85. 377; 89. 507.

Karl Neumann hat einmal den Unterschied von grenzdeutschen und binnendeutschen Charakteren entwickelt; jene ziehen mehr aus der europäischen und vor allem romanischen Kultur ihre Nahrung, diese aus dem heimatlichen Erdreich. Ludwig hatte von beiden etwas an sich und neigte, gewiß auch mit angeregt durch sein Leben in Straßburg, in steigendem Maße dazu, insbesondere aus der französischen Geschichte und aus der feineren französischen Literatur zu lernen. Tiefen Eindruck machte namentlich Sorels Werk **L'Europe et la révolution française** auf ihn mit seiner Kraft der Zusammenballung politischer, geistiger und sozialer Momente und seiner glänzenden Konstruktionsgabe, an der er sich oft erfreute, ohne sich von ihr je schlechthin blenden zu lassen. Er fand in Straßburg ein Thema, das seine letzten Studien aufs glücklichste verband mit dem Wunsche, in den volleren Strom der europäischen Staatengeschichte einmal einzulenken. Seine 1898 veröffentlichte Schrift „Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege" stellte diese viel behandelte Frage zum ersten Male auf die breite Basis einer Untersuchung dessen, was aus den deutschen Reichsständen und Landesherren im Elsaß in der Zeit zwischen 1648 und 1789 eigentlich geworden war. Die Ergebnisse seiner badischen Agrarstudien konnten ihm dabei den Weg bahnen. Die Dinge hatten sich hier nur etwas anders gestaltet, weil es in diesen kleinen elsässischen Herrschaften nicht zur vollen Ausbildung des typischen deutschen Territorialstaats gekommen war und weil der französische Staat dann dazwischen gefahren war. Aber so eröffneten sich ihm die interessantesten Ausblicke auf die Herrschaftsmaximen des alten französischen Staates, auf den seltsamen Zwitterzustand des Elsaß und auf den spezifischen elsässischen Sondergeist, der sich daraus entwickelte. Er konnte nachweisen, daß aus Landesherren, Fürsten und Reichsrittern sehr angesehene Rentenempfänger geworden waren, die nebenbei noch einige öffentliche Funktionen ausübten; er konnte aber, was mit bloßer solider Aktenforschung nicht zu sehen war, auch wahrnehmen, daß auf der Fortdauer

dieser verkrüppelten Herrenrechte „der Zusammenhang der Provinz nicht nur mit dem Reich — denn dies wollte wenig genug besagen— sondern mit dem Deutschtum überhaupt beruhte". Daraus ergab sich dann die eigentliche Bedeutung dessen, was die Nationalversammlung gegen diese Herrenrechte vornahm. „Ihr Streich galt in erster Linie auch hier nur dem Feudalstaat; aber der Stoß drang, wie Hamlets Degenstich, durch diese dünne Decke und traf dahinter die Hauptsache selbst, die deutsche Sonderstellung eines großen Teiles der alten Provinz Elsaß im ancien régime." Diese und andere tiefere Gegensätze, die in die Frage hineinspielten, erfaßte Ludwig mit Geist und Schärfe, aber verlor nicht das Augenmaß für ihre reale Bedeutung, für ihren Einfluß auf den Ausbruch der Revolutionskriege. Er urteilte schließlich gegen Sorel und im Sinne Sybels, aber mit wesentlich vertiefter Sachkenntnis und Auffassung, daß die Elsässer Frage kein schlechthin unlösbarer Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich gewesen sei, daß sie vermutlich doch — durch materielle Entschädigung der benachteiligten Stände — aus der Welt geschafft worden wäre, wenn nicht eben andere, größere Komplikationen eingetreten wären.

Diese drei Schriften sind das bleibende Vermächtnis Ludwigs an unsere Wissenschaft[1]). Sie sind noch nicht das Beste, was er mit seinem Talente überhaupt hätte schaffen können. Ich glaube auch nicht, daß die Geschichte der badischen Ver-

[1]) Von seinen kleinen Arbeiten seien noch genannt: 1. Einige unbekannte Konstanzer Chroniken des Generallandesarchivs. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 1895; 2. Ein wiederaufgefundener Band der Mainzer Erzbistumschronik des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern (ebenda 1897); 3. Die Umwälzungen in Böhmens ländlicher Verfassung seit 1618. Schmollers Jahrbuch 1896; 4. Neue Briefe Napoleons I. Preuß. Jahrbücher 1901. 5. Aktenstücke zur Geschichte der badischen Konkordatsbestrebungen unter Napoleon I. Deutsche Zeitschr. f. Kirchenrecht 1902; 6. Neue Forschungen zur Vorgeschichte der Französischen Revolution. Hist. Zeitschr. Bd. 96. Für die Histor. Zeitschr. hat er von 1898—1903 auch die Zeit 1555—1648 in den „Notizen und Nachrichten" bearbeitet.

waltung in der Entstehungszeit des Großherzogtums, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens intensiv beschäftigte, es schon geworden wäre. Gewiß wäre das Problem, das seiner zweiten und dritten Schrift zu Grunde lag, die Umbildung des ancien régime durch die modernen Ideen und Mächte, hier in noch größerem Stile und mit weiterem Hintergrunde behandelt worden, aber die Schwierigkeit, den Stoff zu bewältigen und zu vergeistigen, wäre hier auch größer gewesen. Schon im „Badischen Bauer", und namentlich in den „Elsässischen Reichsständen" finden sich Partien, die etwas zu peinlich an minder wesentlichem Detail hängen bleiben, und die hinterlassenen Bruchstücke seiner badischen Verwaltungsgeschichte scheinen nach dem Urteil derer, die sie gelesen haben, nicht über die erste vorläufige Zusammenfassung des Stoffes hinauszukommen[1]). Gerade der allgemeine Historiker hat es schwerer als der Rechts- und Wirtschaftshistoriker, solche vasten Materien geistig zu formen, weil er sich nicht auf einige wohl durchgebildete Kategorien beschränken will, sondern die Fülle der lebendigen Anschauung, oder trockener gesagt, das persönliche und sachliche Detail stärker auf sich wirken läßt, weil er Dinge in ihm sieht, deren Erkenntniswert er wohl fühlt, die er nur nicht gleich in Kategorien fassen kann. Dies eben ist es nicht zum geringsten, was den Weg des allgemeinen Historikers von heutzutage so erschwert. Er kann, wie es Ludwig getan hat, außerordentlich viel lernen von den mehr systematisch vorgebildeten Historikern des Rechts, der Wirtschaft usw., aber er wird sich — und auch das hat Ludwig getan — ihnen nicht ganz und gar hingeben können, sondern nach dem schwereren und höheren Ziele streben, Fülle der Anschauung mit Allgemeinheit der Anschauung zu verbinden. Wie heute die Dinge liegen, ist das vielleicht nur durch stärkere philosophische Durchdringung

[1]) Ludwig hat das selbst gefühlt, wie sein vor dem Tode ausgesprochener Wunsch bezeugt, sie vernichten zu lassen. Seine reichen, sorgfältig geordneten Exzerpte aus den Pariser Archiven werden dagegen erhalten bleiben und sind dem Karlsruher Archiv überwiesen worden.

des geschichtlichen Stoffes möglich. Oft hat sich Ludwig in vertrautem Gespräch über diese Dinge ausgesprochen, und ich finde nun in einem Briefe, den er vier Monate vor seinem Tode, am 9. Juni 1905 an seinen alten Lehrer Varrentrapp schrieb, ein schlichtes und ergreifendes Zeugnis darüber: „Je länger man Geschichte treibt, desto stärker wächst das Bedürfnis nach einer über die Einzelerkenntnis hinausgehenden allgemeinen Anschauung. Zu den vielen Verlusten, welche mir meine früheren Gesundheitsumstände verursacht haben, rechne ich ganz besonders den Mangel an philosophischer Durchbildung. Ihm ist vielleicht nie und gewiß nicht jetzt abzuhelfen. Die Beurteilung der allgemeinen Verhältnisse leidet infolgedessen an einem gewissen Schwanken, welches immer unangenehm empfunden wird und auch den wissenschaftlichen Erzeugnissen den eigentlichen Nachdruck benimmt."

Ein tiefes seelisches Bedürfnis, aber mit schwerblütiger Hypochondrie vermischt, spricht aus solchen Worten. Seine leidige Kränklichkeit hat ihm seit seiner Studentenzeit viel Lebensmut und Freudigkeit geraubt und seine Arbeiten wiederholt störend unterbrochen. Sie hat auch seine Lehrtätigkeit in Straßburg stark gehemmt. Er habilitierte sich am 29. Mai 1897 und wurde im Juni 1902 zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Vorlesungen, die er sehr sorgfältig vorbereitete, umfaßten verschiedene Gebiete der neueren Geschichte; besondere Liebe wendete er auf sein Kolleg über neuere französische Geschichte. In seinem letzten Lebensjahre, in dem er uns allen gesunder und frischer vorkam, hatte er auch die Freude eines durchschlagenden Lehrerfolgs als Leiter des Proseminars für neuere Geschichte. Im Herbste 1905 dachte man in Gießen wie in Freiburg, wo die Lehrstühle der neueren Geschichte vakant waren, ernstlich an ihn. Da ergriff ihn der tückische Typhus, dem er in der Frühe des 16. Oktobers 1905 erlag. Zwei Tage darauf begruben wir ihn auf dem Hügelfriedhof seiner Vaterstadt Emmendingen und waren uns voll Trauer

bewußt, daß er auch uns, seinen Freunden, noch nicht alles gesagt hatte, was sein scheues und zartes Innere bewegte. Aber es gibt eine geistige Sprache, in der wir nun den Abgeschiedenen mit uns sprechen hören. Möchte sie auch ein wenig aus diesen Zeilen nachklingen.

Die deutsche Geschichtswissenschaft und die modernen Bedürfnisse.

(Die Hilfe vom 6. April 1916.)

Es ist in diesen Blättern neuerdings einmal der heutigen deutschen Geschichtswissenschaft der Vorwurf gemacht worden, daß sie zu wenig am inneren Leben unserer Zeit teilnehme und ihr deswegen auch zu wenig biete. Halbwegs wurde dabei noch eines meiner Bücher ausgenommen. Als eine völlige Absolution konnte ich das aber auch für mich nicht auffassen, fühle mich vielmehr in derselben Verdammnis, die der Verfasser über meine Fachgenossen überhaupt aussprechen wollte. Er sprach damit nur eine von seinen Werturteilen gefärbte Beobachtung aus, die sich mir von meinem Standpunkte aus auch schon längst aufdrängte. Es klafft in der Tat heute etwas zwischen der modernen Geschichtswissenschaft und gewissen mächtigen Strömungen unseres öffentlichen und geistigen Lebens. Wir können gewisse Bedürfnisse, die in diesen sich heute regen, nicht mehr befriedigen. Aber ich setze hinzu: Wir wollen und dürfen es auch nicht! Mögen andere die Bastion, die wir behaupten, für verloren ansehen, wir selber sind von ihrer unerschütterlichen Stärke überzeugt und sind gewiß, daß, wenn wir dahingesunken sind, es immer kämpfende Geister geben wird, die an unsere Stelle treten und unsere Aufgabe weiterführen werden. Es wird vielleicht keine sehr große Schar sein. Aber das macht nichts aus, und sie wird genügen. Das Eiland reiner Wissenschaft, reiner und strenger geschichtlicher Betrachtung der Dinge,

wird nicht untergehen. Ein immanentes, übermächtiges Bedürfnis des modernen Geistes, nicht des Geistes von heute, aber des Geistes, der die letzten Jahrhunderte durchwehte, hat es geschaffen und wird es halten. Dennoch haben wir alle Veranlassung, uns mit den Vorwürfen, die man uns heute macht, auseinanderzusetzen.

Erledigen wir zunächst die stoffliche und quantitative Seite der Sache. Sie ist zwar nicht entscheidend, aber führt doch an den Kern der Frage heran. Von einer stofflichen Vernachlässigung der neuesten Geschichte kann ja nicht die Rede sein, weder vor noch während des Krieges. Der erste Blick in die Literatur und die Zeitschriften des geschichtlichen Faches beweist es. Gewisse Arbeitsgebiete der früheren Jahrhunderte haben sogar schon zu sehr gelitten unter dem Drängen unserer jungen Forscher nach Stoffen des 19. Jahrhunderts. Kaum geschieht es noch einmal, daß jemand, der an ihnen Feuer gefangen hat, wieder dauernd zurückgreift auf ältere Gebiete. Sie schmecken einem nicht mehr recht, sagte mir schon Heinrich v. Sybel einmal in seinen letzten Lebensjahren. Umgekehrt sehen wir die zünftigen mittelalterlichen Forscher mit Vorliebe oft eine Exkursion in das 19. Jahrhundert unternehmen. Am meisten vernachlässigt ist vielleicht heute die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Menschen und Probleme uns, auf den ersten Blick wenigstens, für die heutige Lage am wenigsten zu bieten scheinen. Und doch könnte dieses Zeitalter der reinen Machtkämpfe, der Koalitionen, der Ermattungskriege und Stellungskämpfe uns heute wieder seltsam anlocken. Man wird die schwachen Punkte in dem Kampfesprogramm Frankreichs gegen England in diesem Zeitalter genauer studieren müssen und den merkwürdigen Moment wieder entdecken, wo Ludwig XIV., kurz vor dem spanischen Erbfolgekriege, einmal vorübergehend den Gedanken faßte, die drohende übermächtige Koalition der Gegner dadurch zu sprengen, daß er sich mit England verständigte und auf Belgien verzichtete.

Aber die Art und Weise, wie der wissenschaftliche Historiker solche Dinge zu behandeln und zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu vermitteln pflegt, die ist es, die den Anstoß, sagen wir ruhig, die Langeweile des modernen Menschen erregt. Auch unsere zahlreichen Arbeiten zur neuesten Geschichte munden ihm nicht, sie sind ihm viel zu umständlich, zu trocken, zu zünftig, zu wenig durchrauscht von wuchtigen Leidenschaften, großen Leitgedanken und starkem Wollen. Man vermißt den inneren Pulsschlag der Zeit an ihnen. Man hält uns wohl als eine große Ausnahme die Geschichtschreibung Lamprechts vor Augen und erklärt es für blassen Zunftneid, daß wir gemeinhin von ihr nicht viel wissen wollen. Wir antworten darauf in aller Seelenruhe, daß wir das enorme Talent, ja auch ein Genialisches in ihm bereitwillig anerkennen und ihn doch für einen Schwarmgeist, für einen Zerstörer und Verwüster echter Historie halten müssen. Wir wissen dabei sehr wohl, daß auch Schwarmgeister recht fruchtbar wirken können und daß erst spätere Zeiten das letzte Wort über sie zu sprechen haben, aber glauben schon jetzt beobachten zu können, daß er noch mehr gelobt als gelesen wird. Das kimmerische Grau seiner abstrakten Riesengebilde ermüdet, seine Vernachlässigung des Staates wird in der Zeit mächtigster Staatsentfaltung, die wir heute erleben, als organischer Mangel empfunden. Die Sensationen, die er zu erregen vermochte, halten nicht vor.

Aber man verlangt eben heute immer neue Sensationen. Und die kann unsere Wissenschaft, wenn sie sich selber getreu bleiben will, nicht bieten. Hier muß man sich über Forderung und Gegenforderung ganz klar werden. Wir verkennen nicht, daß hinter den Sensationen, deren der moderne Mensch bedarf, tiefere Bedürfnisse stecken. In einer von Problemen zerrissenen, mit Bildungsstoffen überladenen Zeit verlangt er leidenschaftlich nach einem geistigen Bande, nach einer vereinfachenden Konstruktion, nach kühnen und starken Führern, die zwar alle heutige Kompliziertheit in sich empfinden sollen, aber auch sie zusammenschmelzen sollen zu kräftigen und ein-

drucksvollen Synthesen. Eine ganze Reihe solcher Synthesen sind ihm schon geboten worden vom Übermenschen und Ästhetentum an bis zur mitteleuropäischen Idee. Möchte sich diese letzte als dauerhafter und gestaltender erweisen als so viele andere Versuche, auseinandergehende Lebenssphären zusammenzuzwingen unter eine Leitidee. Die Unrast läßt sie selten ausreifen, der undogmatische und kritische Geist von heute entdeckt nur zu rasch ihre Mängel und schwachen Stellen. Aber jedes neue starke Temperament, das sie erneuert, wird willkommen geheißen und eine Zeitlang von den Wellen getragen. Temperament und Energie und die Fähigkeit, Stoffe und Gedanken rasch und grandios zusammenzuballen, werden verlangt, und eine starke Einseitigkeit wird gern verziehen, — bis sie von einer neuen Einseitigkeit abgelöst wird. Alle diese Anläufe sind schließlich doch nicht umsonst gewesen, jede neue Welle trägt neue Körnchen Erdreich an den Strand, und der moderne Geist weitet und wächst sich stärker und breiter dabei aus. Wie aber steht die Wissenschaft zu diesem unruhigen und hastenden und doch aus tiefem Lebensdrange hervorgehenden Treiben?

Den leichtesten Stand haben die exakten Wissenschaften. Sie herrschen in ihrem Reiche mit selbstherrlichem Absolutismus, und niemand wagt ihnen das Recht dazu zu bestreiten. Ihre Arbeitsmethoden wirken beinahe automatisch weiter, und um der zähl- und meßbaren Vorteile willen, die ihre Entdeckungen und Erfindungen der wirtschaftlichen, technischen und nun in so hohem Grade auch militärischen Kraft unseres Volkes verschaffen, läßt man ihnen gern die Freiheit, sich scheinbar ganz zweck- und interesselosen Untersuchungen hinzugeben. Man ist ihnen gegenüber im allgemeinen tief davon überzeugt, daß die reine, strenge, voraussetzungslose Theorie doch ihr sehr Gutes hat, — aber vielleicht doch nur deswegen, weil man des stillen Reifens ihrer praktischen Früchte totsicher ist.

Anders aber steht es mit den Geisteswissenschaften oder wenigstens mit gewissen Gruppen der Geisteswissenschaften.

Nach dem verschiedenen Verhältnis, das der moderne Bildungsmensch zu ihnen einnimmt, kann man drei Gruppen unterscheiden. Zunächst diejenigen, deren Studien ganz abseits vom Tage stehen, das gesamte Gebiet der Altertumswissenschaften, Sprachwissenschaften usw. Man läßt sie ruhig gewähren, gönnt ihnen Autonomie und Freiheit, hat eine gewisse allgemeine Hochachtung vor ihrer entsagenden Arbeit, ohne tieferen inneren Anteil mehr an ihnen zu nehmen. Denn die klassisch-humanistische Bildung, die diesen Anteil erwecken könnte, ist nicht mehr Gemeingut der Gebildeten und gilt vielfach als veraltet. Nur dann kann sich plötzlich ein akutes Tagesinteresse für die Altertumswissenschaften entwickeln, wenn ihnen einmal ein großer Fang, den man bewundern und anstaunen kann, gelungen ist. Je älter und fremdartiger er aussieht, um so wirksamer ist er. Das Gesetzbuch Hammurabis, die erschlossene Sprache der Hethiter, eine neu entdeckte Statue aus archaischer Zeit —, alles läuft einmal hin, um das Rhinozeros zu sehen. Wir wollen auch hier unter der Hülle der oberflächlichen Sensationen ein tieferes Moment nicht verkennen. Der moderne Mensch liest nicht mehr Antigone und Horaz, aber der Tempel von Pästum kann ihn tief ergreifen. Es ist eine Wendung zum sinnlich-anschaulichen Interesse, eine Abwendung von rein geistiger Betrachtung der Vergangenheit eingetreten. Das Auge ist durstiger und feuriger, der innere Sinn dagegen freilich lahmer und der Anregung durch äußere Sinne bedürftiger geworden. Man erspart auch Zeit dabei in der Befriedigung seiner Kulturbedürfnisse; Werke der alten bildenden Kunst können, so meint man wenigstens, rascher apperzipiert werden, als Werke einer vergangenen Literatur, — falls sie nicht etwa durch Reinhardtsche Technik augengerecht gemacht werden.

Ganz entgegengesetzter Art ist das Interesse an derjenigen Gruppe der Geisteswissenschaften, die den Aufgaben und Kämpfen des Tages unmittelbar zugewandt sind. Nationalökonomie, Staats- und Völkerrecht, Länder- und Völker-

kunde, Soziologie und damit auch diejenige Richtung der Philosophie, die die Werte des modernen Lebens zu deuten unternimmt — sie stehen alle in hoher Schätzung, denn sie sind nützlich. Sie geben entweder unmittelbare Antworten auf das, was der Tag fordert, oder befriedigen jenes Bedürfnis nach raschen und kühnen Synthesen des Lebens, deren der moderne Mensch im Ansturm der Eindrücke auf sich bedarf. Der mit Zahlen und Tatsachen gepanzerte Nationalökonom, der Orient- und Amerikakenner, der reformierende Kriminalist wird überall gern gehört. Der Philosoph, der in ein paar Wochen eine neue Philosophie des Krieges zusammenzimmert, obgleich ihm das Phänomen des Krieges vorher kaum etwas bedeutet hat, kann erstaunlich einschlagen. Freilich muß er dann die modernen Sprachmittel beherrschen, die durch künstliche Aufwirbelung und Zerstäubung der Worte es dahin bringen, daß ein paar Tropfen von Gedanken ein ganzes Glas mit ihrem Schaum füllen. Wer kennt ihn nicht, diesen aufgequirlten Stil des modernen Schriftstellers, der so viel Anmaßung und schlotternde Zuchtlosigkeit, ab und an wohl wirklich einmal auch ein echtes Suchen und Ringen nach neuer, tieferer Anschauung der Dinge ausdrückt.

Aber gerade die reine Anschauung der geschichtlichen Dinge verlangt der moderne Bildungsmensch gar nicht mehr! Sein Durst nach Lebensinhalt und sein Verlangen nach Waffen für den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebenskampf stimmt ihn zu subjektiv und zu ungeduldig dafür. Die Aufrisse vergangener Zeiten und Kulturen, die er verlangt, müssen summarisch, packend und kräftig stilisiert sein, was eine nervös zergliedernde Analyse einzelner ihrer Seiten nicht ausschließt. Sie müssen vor allem Lebensblut der Gegenwart in sich tragen, müssen Fragen, die der moderne Mensch heute an sich stellt, irgendwie zu beantworten vermögen. Ich finde namentlich, daß außer gewissen Soziologen gewisse dilettierende Kunst- und Literaturhistoriker groß sind in dieser vergewaltigenden Stilisierung der Vergangenheit. Manche geistvolle und tref-

fende Beobachtung fällt dabei wohl ab, aber die unsauberen Halbwahrheiten türmen sich zugleich zu großen Haufen.

Dadurch also ist der tiefe Riß entstanden zwischen den zünftigen Geschichtswissenschaften und der modernen Tageskultur. Und so bilden nun diejenigen historischen Disziplinen, die der neueren und neuesten Geschichte sich widmen, eine dritte Gruppe von Geisteswissenschaften, die man weder toleriert, wie die erste, noch schätzt, wie die zweite, sondern einfach uninteressiert beiseite liegen läßt oder höchstens als Nachschlagestelle benutzt. Gelegentliche Sensationen, die durch neue Aufschlüsse oder kühne Hypothesen die Aufmerksamkeit auf sie lenken, ändern daran nicht viel. Man sieht auf sie mit ähnlicher Empfindung, wie Friedrich der Große und die geistreichen Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts auf die gelehrten Pedanten ihrer Zeit. Aber die Proportion zwischen freier Literatur und zünftiger Wissenschaft ist diesmal doch anders, und die schweren geistigen Gewichte, über die diese verfügt, sind nicht aus der Welt zu schaffen. Denn was wollen wir? Die Dinge der Vergangenheit so sehen, wie sie wirklich waren, in ihrer eigenen Farbe, mit ihren eigenen Voraussetzungen. Als ob wir nicht auch wüßten, daß wir uns dabei von den Farben und Voraussetzungen unserer eigenen Zeit nie ganz losmachen können und daß im letzten Grunde es auch unser eigenes Lebensblut ist, mit dem wir die Schatten der Vergangenheit zu beseelen versuchen. Aber wir kennen es nicht nur als eine Quelle der Kraft, sondern auch als eine Quelle des Irrtums, und weil wir uns dieser unausgleichbaren und ewigen Antinomie der historischen Arbeit tief bewußt sind, kennen wir die ganze enorme Schwierigkeit der Aufgabe, die Fehler, die aus dieser Quelle fließen, auf das erreichbare Mindestmaß zurückzudrängen. Das kann aber nur gelingen durch strenge Selbstzucht, durch tiefe Ehrfurcht vor den Tatsachen und Quellen, durch mühselige, harte Kleinarbeit an Akten und Urkunden, durch immer wieder Wenden der Probleme, durch Vorsicht und Behutsamkeit auch bei aller

kühnen und energischen Forschungsleidenschaft. Es liegt mir ganz fern, den Leistungen der modernen zünftigen Geschichtswissenschaft insgesamt ein besonders hohes Lob zu spenden. Wir haben nur zu viel mittelmäßige Talente und treufleißige Handwerkernaturen unter uns, die mit nüchterner Routine Untersuchung auf Untersuchung und Buch auf Buch häufen. Wir machen uns auch keine Illusion darüber, daß, verglichen mit der großen Zeit der Ranke, Burckhardt und Treitschke, die Spitzen gesunken sind —, während das allgemeine Niveau der Arbeit doch nicht unerheblich gestiegen ist, die Auffassungen verfeinert, die Gesichtspunkte vermehrt, die Befruchtung der historischen und der übrigen geisteswissenschaftlichen Studien untereinander gewachsen ist und die alte Gründlichkeit der Arbeit — im großen und ganzen wenigstens — nicht gelitten hat. Auch uns hat dann der Krieg auf den allgemeinen Kampfplatz der nationalen Kräfte gerufen. Wir sind nicht müßig auf ihm gewesen, aber wir bedeuten für ihn nicht mehr das, was die Historie dem deutschen Volke in den Einigungskämpfen zwischen 1848 und 1871 bedeutet hat. Das liegt nicht nur an der anderen Beschaffenheit der damaligen, rein nationalpolitisch gelagerten Probleme und der heutigen, ungleich verwickelteren und undurchsichtigeren, in alle Seiten des Lebens eingreifenden und darum auch von allen Wissenschaften, nicht nur von der Historie zu klärenden Probleme. Auch nicht nur daran, daß damals die historisch-politische Diskussion viel festere und eindeutigere Dinge zu besprechen hatte und sich deswegen viel bestimmter und klarer ergehen konnte als heute, wo jede Spekulation über die zukünftige Gestaltung Deutschlands und Europas mit noch ganz unsicheren Faktoren zu rechnen hat und der überzeugenden Kraft darum ermangelt, die den Programmen eines Treitschke noch zu eigen war. Nein, es liegt ganz wesentlich an dem Wandel der geistigen Voraussetzungen im Leben unserer Wissenschaft wie im Leben der Nation. Die damaligen kämpfenden Historiker trugen ihre Kampfesideale auch in die Geschichte hinein und färbten sie

mit ihnen. Die Arbeit der darauffolgenden Generation der Historiker bestand in nicht geringem Grade darin, diese Übermalungen zu entfernen und zu der reinen Betrachtung Rankes, der unpopulär und abgesondert von den Tageskämpfen inmitten jener Zeiten dahinlebte, zurückzukehren. Der Leidenschaftslosigkeit des sein Selbst auslöschen wollenden Ranke sind wir freilich nicht mehr fähig. Auch wir fühlen uns durchweg enger verwoben mit Schicksal, Freud und Leid des mit uns lebenden und ringenden Geschlechtes. Aber das Ideal der reinen Anschauung der geschichtlichen Welt, einmal der Seele aufgegangen und von ihr ergriffen, kann in ihr nicht wieder untergehen. Es wird ihr zum inneren Heiligtum, in dem sie ein Stück der Erlösung vom Trüben und Dunklen findet. Lasse man uns diesen stillen Ort. Wir müssen es nun tragen, daß der moderne Geist, um seinen Hunger nach Synthese rasch zu befriedigen, nach stärkerer und aufregenderer Nahrung verlangt, als sie ihm die strenge methodische Geschichtsforschung bieten kann. Wir müssen auch das ertragen, daß manches reiche Talent, angelockt von den Reizen der modernen Tageskultur, für die Wissenschaft verdorben wird und im Hörselberg untergeht. Wir sind, wie ich schon sagte, eines genügenden Nachwuchses sicher, wir sind vor allem unserer Sache selbst ganz sicher.

Die beiden großen Gefahren unserer nationalen Kultur heißen Utilitarismus und Subjektivismus. Der moderne deutsche Utilitarismus, anders als der angelsächsische und der individualistische des 18. Jahrhunderts, denkt nur noch an Nutzen und Macht des Ganzen, drückt den einzelnen in das Ganze hinein, schätzt geistige Werte nur, soweit sie dem Ganzen unmittelbar Nutzen und Macht bringen, und prägt sich am deutlichsten im rücksichtslosen Nationalismus aus. Es ist keine Frage, daß die bittere Not unseres Existenzkampfes ihm zustatten gekommen ist und daß unsere geistige Haut vielfach leider zur Schwielenhaut verdicken muß, um die ihr zugefallene Arbeit zu leisten. Der Kampf gegen das historisch-humanistische Bildungsideal, den wir heute wieder entbrennen sehen, hängt

damit eng zusammen. Unsere Geschichtswissenschaft, eben diesem Bildungsideale entsprungen, kämpft, indem sie sich behauptet und Trieb und Fähigkeit zu freier geistiger Anschauung der geschichtlichen Welt lebendig erhält, auch für alle feineren, persönlicheren Bedürfnisse des deutschen Geistes. Indem sie sie aber zugleich in strenge Zucht nimmt, wehrt sie zu ihrem Teile dem dreisten und vorschnellen Subjektivismus der Tageskultur. Sie will das Recht des Ganzen mit dem Rechte des einzelnen vereinigen. Was sie in ihrem kleinen Bereiche dafür zu leisten vermag, kann nicht von heute auf morgen reifen und erkannt werden. Aber wir bestellen unseren Acker in ungebrochener Zuversicht.

Fünfte Gruppe

Aus der Zeit des Weltkriegs

Kultur, Machtpolitik und Militarismus.

(Aus „Deutschland und der Weltkrieg", herausgegeben von O. Hintze, F. Meinecke, H. Oncken, H. Schumacher, 1915.)

„Nur eine auch nach außen hin starke Nation bewahrt den Geist in sich, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen."

W. v. Humboldt.

„Die Deutschen sind ein tapferes Volk, ein standhaftes Volk und ein stupides Volk, so daß sie rauhe Beweise nötig haben... Ich erinnere mich, was ich einst von einem genialen und humanen irischen Offizier sagen hörte, als der Vorschlag gemacht wurde, mit den Führern aufständischer Zulus zu verhandeln. ‚Schlagt sie alle tot!' sagte er, ‚das ist das einzige Ding, was sie verstehen.'"

So schreibt ein Oxforder Professor, der den erinnerungsreichen Namen Walter Raleigh führt, in einem der Oxford Pamphlets, das den Titel führt „Might is right". Das sei, so behauptet er, und so rufen es seine Landsleute mit tausendfachem Echo in die Welt hinaus, die verfluchte Lehre der Deutschen, das sei auch die Weisheit der Büffel Nordamerikas gewesen, bis die Jäger kamen und sie niederschossen. Hostes generis humani nennt uns die Times. Kein Papst hat jemals fürchterlichere Flüche über die Ketzer ausgesprochen als England, das gebildete England über uns. Wir fragen, warum man sich nicht damit begnügt, die Riesenheere und Flotten von vier Weltmächten und die Aufgebote fast aller Rassen gegen uns und unseren Verbündeten loszulassen und diesen Kampf

um große Staats- und Nationalinteressen auszukämpfen wie jeden anderen derartigen Krieg der Weltgeschichte. Aber wenn es nach England ginge, würden wir geächtet sein vor der ganzen zivilisierten Welt und müßte jeder Deutsche, der jetzt sein Vaterland verteidigen hilft, die strafenden und verachtenden Augen seiner Mitmenschen auf sich gerichtet sehen, weil seine Nation ein Verbrechen an der Menschheit begangen hat. Aus der Tiefe des Hasses, aus der kalten Grausamkeit, die mit dem Dolche in unseren Eingeweiden herumwühlt, ziehen wir den Schluß, daß man uns politisch vernichten will bis zum äußersten denkbaren Grade. Und daraus ziehen wir wiederum den weiteren Schluß, daß wir den letzten Hauch unserer Kraft daransetzen müssen, um unser nationales Dasein zu behaupten. Unsere Widerstandskraft wird, was unsere Feinde zu übersehen scheinen, nicht schwächer, sondern stärker werden durch den Anblick ihres haßverzerrten Antlitzes. Vor den Richterstuhl der Menschheit aber, den sie anrufen, treten wir mit reinem Gewissen. Dies unser Gewissen muß uns selbst unser erster und strengster Richter sein, aber wir wissen sehr wohl, daß es auch ein Urteil der Weltgeschichte gibt, vor dem wir uns zu verantworten haben. Es wird sich bilden, wenn die Leidenschaften dieses Kampfes verrauscht sind. Erst die Nachwelt, nicht die Zeitgenossen können es fällen. Wir erkennen auch die neutralen Zeitgenossen, an die sich dieses Buch wendet, nicht als Richter über uns im eigentlichen Sinne an, weil auch sie, durch Sympathien und Antipathien bewegt, noch nicht die innere geistige Freiheit zu geschichtlicher Urteilsfällung haben. Wohl aber sind sie in erster Linie dazu berufen, ein unparteiisches Urteil vorzubereiten. Wir bitten sie nicht, sondern wir fordern und verlangen von ihnen ein ruhiges Gehör für unsere Sache und den guten Willen, unsere Gründe zu erwägen und zu verstehen.

Man will diesen Krieg zu einem Krieg der Kulturen, ja zu einem Religionskriege stempeln[1]). Man will gegen Ideen

[1]) »In a word this war is at bottom a religious war.« Cecil Chesterton, The Prussian hath said in his heart, S. 5. Es ist die wüsteste und zügel-

kämpfen. Man konstruiert einen „Geist" unserer Kultur, unserer Politik und unseres Militarismus und schleudert gegen ihn die wildesten und seltsamsten Vorwürfe. Man macht nicht nur unsere leitenden Staatsmänner verantwortlich. Man hat nämlich gesehen, daß das ganze deutsche Volk hinter ihnen steht wie eine Mauer, und schließt daraus, daß das Gift einer falschen kulturfeindlichen Lehre unser Volksleben von Grund aus ergriffen und durchdrungen haben müsse. Man durchleuchtet unsere ganze neuere Geschichte nach ihren Ursprüngen, um der Welt zu beweisen, daß inmitten aller übrigen, sehr respektablen und unschuldigen Völker ein einzelnes Volk als großer Sünder und Verbrecher dastehe. Hören wir diese Anklagen, und zwar möglichst in den Worten ihrer Urheber.

Es gibt oder gab vielmehr zwei Deutschlands, ein gutes und ein schlechtes[1]). Das gute Deutschland war das Deutschland Goethes und Kants, der für den ewigen Frieden eintrat, und dieses gute Deutschland sei groß geworden ohne den Schutz der Macht. Das schlechte Deutschland dagegen wurzele im Erobererstaate Friedrichs des Großen. Macht war sein Ziel, Gewalt und List waren seine Mittel, und Verträge achtete er nur, solange als sie ihm nützten. (Wie beklagenswert war es doch, so müßte der Überzeugte gleich einschalten, daß das England des älteren Pitt sich mit ihm verbündete und seine Siege benutzte, um Kanada zu erobern.) Die Spaltung der beiden Deutschlands begann sich schon zu schließen in dem Preußen von 1813, das noch Edleres erstrebte als bloße Macht. Aber die Reaktionszeit von 1815 riß den Spalt wieder auf. Die Ideale des intellektuellen Deutschlands wurden hochgehalten von den kosmopolitischen Professoren, die den Zweck des Staates nicht in Macht, sondern in Recht und Freiheit er-

---

loseste der gegen uns geschriebenen Schriften, die vor den schmutzigsten Verdächtigungen nicht zurückscheut. Er behauptet z. B. S. 127, daß preußische Professoren die Päderastie begünstigten.

[1]) Vgl. für das Folgende namentlich Muir, Britains Case against Germany, Ch. The two Germanies.

blickten. Ihre Kultur stand höher als die des heutigen Machtstaates, der durch Bismarcks Werk und Treitschkes Lehre sich durchgesetzt hat. In ihm gilt allbeherrschend der Satz, daß der Staat Macht sei, daß der Staat der höchste Wert des Lebens sei, daß er darum jedes Mittel, das seiner Macht diene, anzuwenden berechtigt sei und daß der Krieg eine moralische Notwendigkeit sei. Diese Lehren Treitschkes mit ihrer colossal immorality[1]) hätten die Seele des deutschen Volkes vergiftet. Der andere Volksvergifter sei Nietzsche gewesen, der zwar nicht den Kultus des Staates, aber den Kultus der Macht gepredigt habe[2]). Unter beider Einfluß stehe das berüchtigte Buch des Generals v. Bernhardi, das den zynischen Angriffskrieg gegen England fordere. Er wie seine Landsleute seien von dem Gedanken berauscht, eine Weltherrschaft aufzurichten und zugleich die deutsche Kultur der übrigen Menschheit mit dem Schwerte aufzudrängen, wie es einst Mohammed versucht habe. Was sei aber diese deutsche Kultur heute, und welchen Begriff hätten die Deutschen überhaupt von der Kultur? Fast alle Deutschen glaubten, daß ihre Kultur den höchsten durch das menschliche Geschlecht je erreichten Punkt bedeute, daß sie nichts von anderen Völkern zu lernen hätten, ihnen aber alles zu lehren hätten[3]). Sie hätten dabei nur jene exklusive Kultur im Sinne, die auf dem beschränkten Boden einer Nation sich entfalte und durch das Schwert gewahrt werde. Kultur aber sei eine Sache des Geistes, sie wachse durch den Geist und werde durch den Geist verteidigt. Kultur, die sich mit der Macht verbände, höre auf Kultur zu sein und werde reine Macht[4]). Die Erfahrung zeige, so hat Bischof Welldon in London auf einem Lehrerkongresse ausgeführt[5]), daß, wenn das Wort „Kultur" von Deutschen in den letzten Jahren gebraucht worden sei, es nicht Wissenschaft, Unterricht,

[1]) Mc Cabe, Treitschke and the great war, S. 287.

[2]) Vgl. neben den angeführten Schriften Barker, Nietzsche and Treitschke (Oxford Pamphlets).

[3]) Muir S. 132. [4]) Barker S. 27. [5]) Times vom 5. Januar 1915.

Kunst und Literatur bedeutet habe oder es doch nur durchaus in zweiter Linie bedeutet habe. „Deutsche Kultur war organisierte Wirksamkeit (organized efficiency) im weitesten Umfange." Das unmittelbare Resultat sei die Verehrung des Staates gewesen. Denn der Staat und der Staat allein sei das Organ der „national efficiency". Das Individuum opfere dabei tatsächlich alles, was es habe und sei, dem Staate; seine höchste Pflicht sei Selbstaufopferung für den Staat. So komme es, daß die Erziehung in Deutschland seltsam genug nicht in ihrer ethischen Seite, sondern in ihrer materiellen und physischen Seite gewürdigt würde, nicht als ein Mittel der Zivilisation, der Verfeinerung und der Sympathie, sondern als ein Mittel der Eroberung.

Ohne Zweifel müßte, wenn dieses Bild der heutigen deutschen Politik und Kultur richtig wäre, die ganze Welt sich mit flammender Entrüstung erheben und den Engländern, Franzosen und Russen helfen, den Geist der Barbarei niederzuschlagen, der sie bedroht. Aber es steigen uns, schon indem wir die einzelnen Farben dieses Bildes betrachten und nach der Palette, der sei entnommen sind, sehen, merkwürdige Reminiszenzen auf. „Efficiency" ist ein englisches Lieblingswort, es hat englischen Erdgeruch. Folgendes hat nicht ein Deutscher, sondern ein Schwede gesagt: „Für die Engländer, vom Pair bis zum Hafenarbeiter, gilt im vollsten Maße der tiefsinnige Moralspruch: Nothing succeeds like success... Reichtum und soziale Macht sind die Ziele des Erfolges, um den es sich handelt.... Für die höheren kulturellen Talente — für ästhetische, wissenschaftliche, philosophische und nicht konventionell sittliche Begabung — hat die englische Demokratie das denkbar geringste Verständnis. Neue Gebietserwerbungen für das Leben der Seele gehören im allgemeinen nicht zu dem success, der im England unserer Tage succeeds."[1]) Und was Bischof Welldon von dem materiellen und physischen

[1]) G. F. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat (1902) 1, 59.

Charakter unserer Erziehung sagt, muß man ihm mit einigem Lächeln zurückgeben. „Die Einfachheit der englischen Seele", heißt es bei Steffens, „kommt allzusehr auf eine Hinneigung zu grober, materieller Arbeit, rein körperlicher Rührigkeit, Kraftübung und Waghalsigkeit hinaus[1])." Wir sind der Meinung, daß auch noch andere Züge des Bildes, das man von uns entworfen hat, weniger auf uns als auf den Engländer passen. Der beschränkte und hochmütige Glaube an die Unübertrefflichkeit der eigenen Kultur, die nur andere zu lehren, nicht von anderen zu lernen habe, ist bei den Engländern verbreiteter und älter als bei uns[2]), und wenn auch nicht die Theorie, so ist doch, wie wir zeigen werden, die Praxis einer skrupellosen Machtpolitik in England seit Jahrhunderten zu Hause. Manche Porträts subjektiver Maler sind im Grunde Selbstporträts, und deswegen sagen wir auch zu der Schilderung, die man jetzt von uns gibt: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.

Wir widerstehen der Versuchung, Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Wir können nicht darauf verzichten, einzelne unerfreuliche Züge des englischen Wesens, die ganz offen zutage liegen, deutlich zu charakterisieren, aber die Aufgabe, die gesamte Kultur eines fremden Volkes richtig zu verstehen und die Fülle der in ihm gleichzeitig lebenden Kräfte und Tendenzen richtig zu klassifizieren, schon an sich so ungeheuer schwer, wird in der Feindschaft und Leidenschaft eines Existenzkampfes gegen dieses Volk fast unlösbar. Wohl aber haben wir allen Anspruch darauf, aufmerksam gehört zu werden, wenn wir uns gegen die Verzerrung und Entstellung unserer eigenen Meinungen und Ideale wehren. Wir sollen über das Verhältnis von Kultur, Staat und Machtpolitik Vorstellungen haben, die unmenschlich sind. Wohlan, wir wollen sagen, wie

[1]) Steffen 2, 182.

[2]) „Wenn es ein Volk gibt, das einen besonderen Anspruch darauf erhebt, Gottes auserkorenes Volk zu sein, ein Volk, das sich das Ziel steckt, seine besondere Kultur schwächeren Völkern aufzulegen, so ist es das englische." Redaktion des Nieuwe Rotterdamsche Courant 28. Januar 1915.

es in Wahrheit damit bei uns steht. Wir werden denjenigen Typus von Meinungen wiedergeben, der von den Besten unseres Volkes vertreten wird und, wie wir glauben, sich auch der stärksten Verbreitung in unseren gebildeten Schichten erfreut. Weitergehende und radikalere Meinungen fehlen bei uns ebensowenig wie bei anderen Nationen. Wir wollen sie hier nicht ignorieren, aber wir wollen sie richtig einordnen und ihre Bedeutung auf das richtige Maß reduzieren.

Das muß voran geschehen für die drei angeblichen Hauptlehrer und Hauptvertreter des neuen deutschen Geistes, für Treitschke, Nietzsche und Bernhardi. Ihr Einfluß auf uns wird jetzt im Auslande in einer ganz lächerlichen Weise überschätzt. Wohl verehren wir in Treitschke den großen, reinen und mächtigen Menschen, dessen persönliche Integrität auch unsere Gegner nicht anzuzweifeln wagen, den glühenden deutschen Patrioten, den gottbegnadeten Künstler, der die Gestalten und Zustände unserer Vergangenheit mit tiefer Liebe uud mit leuchtenden Farben uns vor das Auge zauberte. Aber wir sind niemals blind gewesen gegen seine Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit. Die neuere deutsche Geschichtschreibung geht nicht in Treitschkes, sondern in Rankes Spuren und teilt mit Treitschke wohl das starke Interesse an den historisch-politischen Problemen der jüngeren Vergangenheit, aber strebt dabei mit Bewußtsein nach Rankescher Unbefangenheit und Objektivität gegen andere Nationen und korrigiert auf Schritt und Tritt die Verzeichnungen und Übertreibungen des Treitschkeschen Geschichtsbildes. Wie ganz anders urteilen wir heute z. B. über den Rheinbund und den süddeutschen Liberalismus und über den von Treitschke gepriesenen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Und ebensowenig können seine politischen Lehren als dominierend gelten. Sie sind, richtig verstanden, durchaus nicht brutal[1]). Aber sie sind allerdings

[1]) Das zeigt gegenüber den englischen Verzerrungen der ruhige und verständige Aufsatz Arthur T. Hadleys, The political teachings of Treitschke in der Yale Review, Januar 1915.

zuweilen schroff und einseitig. Übrigens entstammen sie einer Zeit, über die wir schon hinausgewachsen sind. Sein Urteil war durch die Erfahrungen unserer nationalen Einigung bestimmt und fragte in erster Linie nach dem, was sie gefördert oder gehemmt hatte. In vieler Hinsicht ist unser politisches Urteil heute weitherziger und milder geworden.

Nietzsche, der sich selbst nicht als Deutscher, sondern als Europäer fühlte, hat nicht nur auf Deutschland, sondern auf ganz Europa gewirkt und hier wie dort teils begeisterte Verehrung, teils energischen Widerspruch gefunden. Die Gegner Nietzschescher Ethik sind in Deutschland viel zahlreicher und einflußreicher als ihre Anhänger. Der Baum, den er gepflanzt hat, trug üble und gute Früchte zugleich. Er hat haltlose und schwache Naturen zum Größenwahn und zu moralischer Anarchie verleitet, aber durch seine schonungslose Kritik aller konventionellen Scheinheiligkeit auch das sittliche Urteil geschärft. Das mag ihn denjenigen Engländern, die das Tugendideal des äußerlich korrekten Pharisäers kultivieren, heute so verhaßt machen.

Den General v. Bernhardi darf man gar nicht in einem Atem mit Treitschke und Nietzsche nennen. Er reicht weder an geistiger Bedeutung noch an Einfluß an sie heran. Er ist ein namhafter Militärschriftsteller, der es für seine Pflicht gehalten hat, das deutsche Volk aufzuklären über seine Lage und Aufgabe unter den Weltmächten und über die Gefahren, die von Englands Neid und Mißgunst uns drohen. Er hat dabei einzelne Lehren über den Krieg vorgetragen, die wir nicht billigen, die aber einem freimütigen und geraden Soldaten zugute gehalten werden können. Aber im höchsten Grad erstaunt war man in Deutschland, als man erfuhr, daß sein bei uns noch wenig bekanntes Buch im Auslande als klassischer Ausdruck unserer Meinungen aufgefaßt wird. Ebensowenig darf man in ihm die Überzeugung unserer leitenden Staatsmänner sehen. Gibt er doch seine eigene Unzufriedenheit mit ihnen deutlich genug zu erkennen. Die Massenauflage der englischen Über-

setzung, die jetzt in Amerika verbreitet wird, ist ein unehrliches Mittel der Stimmungsmache gegen uns. Wir protestieren ganz energisch dagegen, die deutsche Regierung und das deutsche Volk verantwortlich zu machen für die Meinungen dieses Generals. „Militaristen und Jingos", sagt Gilbert Murray in einem der Oxford Pamphlets[1]), „gibt es in jedem Lande; unsere eigenen sind oft schlimm genug gewesen." Wir werden von ihnen noch hören.

Treten wir nun ein in die Prüfung der Vorwürfe, die man unserem Kultur- und Staatsideale macht. Wir überschätzen, heißt es, die Bedeutung des Staates und insbesondere des großen und mächtigen Staates für die Kultur. Wir übersehen, daß die Kultur von Athen und Florenz die der mächtigeren Nationen, mit denen sie in politischer Berührung war, bei weitem übertroffen habe[2]). Wir übersehen das keineswegs. Unsere Wissenschaft ist eifrig bemüht, die wundervolle Geisteskraft und Kulturblüte dieser Stadtgemeinden zur Anschauung zu bringen, und unsere deutschen Reisenden versenken sich vielleicht herzlicher und individueller in die Schönheit der griechischen und florentinischen Kunst als die Herden englischer Touristen, die sich von ihren Führern durch die Museen jagen lassen und unsere Andacht stören. Aber kann die Kultur dieser Stadtstaaten überhaupt verstanden werden ohne die kräftigen politischen Impulse, die in ihnen lebten? Trieb Athen zur Zeit des Perikles nicht imperialistische Politik, und ist es ein Zufall, daß Machiavell ein Florentiner und Zeitgenosse Lionardos war? Die Köpfe Bramantes in der Brera in Mailand und Castagnos in Florenz illustrieren das Ideal der virtù, das Machiavell aufstellte — das Ideal eines politischen und kriegerischen Heldentums. Die verschiedenartigen Lebensäußerungen einer Kultur- und Staatsgemeinschaft dürfen nicht isoliert betrachtet werden, sie stehen in einer tiefen Wechsel-

[1]) How can war ever be right? S. 18.

[2]) Mc Cabe S. 71 macht dies gegen Treitschke geltend.

wirkung miteinander, deren vollen Umfang man aus ihren einzelnen Symptomen mehr ahnen als deutlich erkennen kann. Wohl gibt es ein sehr großes Beispiel für die Entfaltung einer nationalen Hochkultur in einem politisch machtlosen, zerrissenen und in seiner großen Mehrheit ganz staatsfremden Volke — im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Das ist das Beispiel, an das wir jetzt von unseren Feinden immer wieder erinnert werden, um uns nahezulegen, daß wir besser täten, unsere Größe im Geiste statt in der Macht zu suchen. Aber gehen sie uns etwa mit gutem Beispiele darin voran? Wollen sie auch nur ein Titelchen ihrer Macht und Einheit opfern, um der Kultur zu dienen? Sie wollen die eine wie die andere behaupten, und das verdenken wir ihnen nicht, denn sie dürfen stolz sein auf ihre in den Stürmen großer Machtkämpfe aufgeblühte Nationalkultur. Durch Shakespeares Königsdramen weht der Wind, der die Armada zerstreute, und das Jahrhundert Ludwigs XIV., das unser Volk so bitter auskosten mußte, hat dem französischen Geiste seine unvergleichliche Klarheit, Eleganz und Geschmeidigkeit, ja mehr noch, seinen souveränen Mut gegeben, der Welt nicht nur die Gesetze des Geschmackes, sondern auch die Gesetze des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft in der „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" zu diktieren. Wir haben zwar, ebenso wie England, die Allgemeingültigkeit dieser französischen Gesetzgebungen für Kultur und Politik abgelehnt, aber wir sind nicht blind gegen die Größe dieser nationalen Konzeptionen. Und es ist uns ganz klar, daß England wie Frankreich durch die frühe Begründung ihrer nationalpolitischen Einheit und Macht einen festen Boden für ihre Zivilisation geschaffen haben, der ihr aristokratische Sicherheit, Stetigkeit, Selbstgefühl und formale Vollendung gegeben oder gefördert hat. Eben heute empfinden wir diese Vorzüge unserer Gegner schmerzlich, weil sie sich als Waffe gegen uns kehren. Die Phrasen, Gemeinplätze und Halbwahrheiten, die sie jetzt gegen uns schleudern, haben einen mondänen Schliff und Stil und eine souveräne Siegesgewiß-

heit, durch die sie auf die übrige Welt viel stärkeren Eindruck machen als unsere schlichteren Beweisführungen.

Die Mängel unserer Kultur gehen eben zu nicht geringem Teile darauf zurück, daß wir erst ganz spät zu politischer Einheit, Macht und Selbstbewußtsein gelangt sind. Unser Volk hat lange in kleinen, gedrückten und ärmlichen Verhältnissen leben müssen — das spüren wir noch heute. Aber stolz sind wir darauf, daß der Genius unserer Nation aus eigener Kraft, ohne die Hilfsmittel und Stützen eines großen Staatslebens, sich aus dieser Enge emporgearbeitet hat. Wir stimmen unseren Gegnern freudig darin zu, daß Kultur nicht nur aus dem Staate entspringt und nicht allein auf das Bündnis mit der Macht angewiesen ist. Als Klopstock, Winckelmann und Lessing ihre Bahn begannen, folgten sie den ursprünglichen und mächtigen Antrieben ihrer Seele, ohne von Staat und Macht etwas zu wissen und zu empfinden. Das gehört zum Wesen echter Kultur, daß sie immer wieder spontan und selbständig aus den verschiedenartigen Trieben und Bedürfnissen des menschlichen Geistes hervorbricht, daß Kunst, Wissenschaft und Religion jede sich selbst ihr Gesetz geben und jedes ihr von anderen Gewalten auferlegte Gesetz als Tyrannei empfinden. Und doch sind sie nur in dem, was sie erstreben, selbständig; aber die Kraft, mit der sie es erstreben, stammt im letzten Grunde aus dem Boden ihrer Volksgemeinschaft, und in dieser wiederum wirken, wie wir sagten, alle Fähigkeiten und Einrichtungen des staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zusammen. Wer nicht dieses Nebeneinander von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in den einzelnen Zweigen des geschichtlichen Lebens sich klar zu machen versteht, wird niemals das wahre Verhältnis von Kultur und Staat zueinander erkennen. Echte und ganze Kultur will nicht nur eine einzelne Provinz des menschlichen Lebens bleiben, sie will es ganz durchdringen, sie will deshalb auch den Staat mit sich erfüllen und zu einem Kulturwerte erheben. Und wiederum ist sich der wahre Staat bewußt, daß seine Macht

letzten Endes auf geistigen Grundlagen beruht. Er kann freilich das Wehen des Geistes nicht reglementieren, er kann und darf die Hilfe der Kultur, die er zur Vollendung seiner Macht braucht, nicht gewaltsam erzwingen. Sie muß sie ihm freiwillig bringen, und sie kann und wird es auch, weil ihr eigenes Bedürfnis sie dazu treibt und weil sie auch vom Staate, wie wir sahen, wertvolle Gegengaben zu erwarten hat. Darum ist es ein auf die Dauer ganz ungesunder und unnatürlicher Zustand, wenn der eine Hauptzweig des Nationallebens gedeiht und der andere verdorrt. Wohl muß man sich hüten, hier einfache und starre Gesetze aufzustellen. Es ist durchaus falsch, zu behaupten, daß Meisterwerke des Geistes nur in einem großen und mächtigen Nationalstaate entstehen können, oder daß große militärische Siege und Triumphe eines Volkes auch notwendig einen Aufschwung der geistigen Kultur zur Folge haben müßten. Wo die Kultur nicht ihren eigenen fruchtbaren Acker hat, hilft ihr kein Sonnenschein politischer Macht und Größe. Und doch kann schon ein Weniges von solchem Sonnenschein unendlich wertvoll für sie werden. Er hat auch den ersten Regungen unserer deutschen Literatur im 18. Jahrhundert nicht gefehlt. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", so bezeugt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten beruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen." Und Ranke, den Herr Muir gegen Treitschke als den „apostle of unbiassed history" ausspielt, sagt dasselbe: „So viel ist wohl gewiß, daß zu dem Selbstgefühl, von welchem dieser Schwung der Geister begleitet war, keine andere Erscheinung so viel beigetragen hat wie das Leben und der Ruhm Friedrichs II. Es gehört dazu, daß eine Nation sich selbständig fühle, wenn sie sich frei entwickeln soll; und nie hat eine Literatur geblüht, ohne durch die großen Momente der Historie vorbereitet gewesen zu sein."

Ganz unbeabsichtigt, ganz unwillkürlich war der Dienst, den die Machtpolitik Friedrichs des Großen dem deutschen Geistesleben erwies. Es hat ihn damals nicht erwidert, es hat sich nicht in den Dienst staatlicher Interessen gestellt, es ist seine Wege für sich gezogen, die zum höchsten Menschheitsideal hinführten. In dieser kosmopolitischen Denkweise unserer großen Dichter sehen wir heute keineswegs, wie das Ausland von uns anzunehmen scheint, eine nationale Verirrung oder Untreue, sondern eine große historische Notwendigkeit. Durch sie befreite sich der deutsche Geist von der Kleinlichkeit der damaligen sozialen und politischen Verhältnisse, durch sie gewann er die Kraft, gewisse Probleme des Lebens ganz rein und unbedingt zu lösen. Und der Zustand der staatlichen Zersplitterung hatte das Gute, daß sich vielerlei Mittelpunkte und Herde der Kultur bildeten und die Entwicklung individueller Mannigfaltigkeit gefördert wurde. Wie der Großstaat einen eigentümlichen Segen für die Kultur entfalten kann, so auch der Kleinstaat. Aber alle solche Wirkungen sind an Zeit und Ort und an bestimmte Stufen der Entwicklung geknüpft. Unsere Gegner spielen wohl heute mit dem Gedanken, daß man der deutschen Kultur einen Dienst tue, wenn man Deutschland wieder zurückzwinge in seine frühere politische Machtlosigkeit und Harmlosigkeit. Sie meinen anscheinend, daß der deutsche Vogel am schönsten singe, wenn er im Käfig eingesperrt sitze. Aber sie würden große Augen machen, wenn man ihnen dasselbe Rezept verschreiben wollte. Die weltbürgerliche Kultur Goethes und Schillers, Kants und Wilhelm v. Humboldts war eine herrliche, aber vergängliche und nicht wieder zurückzurufende Blüte, — und die notwendige Frucht, die aus ihr keimte, war die national gestimmte Kultur Deutschlands im 19. Jahrhundert, die am Aufbau des Deutschen Reiches mitgearbeitet hat. Unsere Gegner, die immer das gute gegen das schlechte, das unpolitische gegen das militärische Deutschland ausspielen, haben ja gar keine Ahnung, wie eng und innerlich diese beiden Deutschland zusammen-

hängen, wie notwendig es war, von der einen Stufe zur anderen zu schreiten. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts trat der Moment ein, wo sich die deutsche Kultur um ihrer eigenen Vollendung willen zum Staate hinzuwenden begann.

Schon die Kerngedanken des deutschen Idealismus führten zu einer höheren Schätzung des besonderen Staates und der besonderen Nation, in der man lebte, hin. Der deutsche Idealismus entdeckte den Wert des Individuums als einer einzigartigen menschlichen Schönheit und Kraftquelle. Man schritt bald weiter und erkannte, daß auch Staaten und Nationen große historische Individualitäten seien. Man sah, daß der eine Staat diesen, der andere jenen Charakter habe, und fand diesen wie jenen berechtigt, weil er individuell und organisch gewachsen war. Der Romantiker Novalis hat schon — man beachte, es geschah vor 1806! — den damaligen preußischen Militärstaat anschwärmen können. Er hat vom Staate überhaupt gesagt, daß er „eine Armatur der gesamten Tätigkeit" sei, er hat die Behauptung gewagt: „Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen mit dem Staate." Wir im neuen Deutschland meinen, daß diese Behauptung zu weit geht und den Wert des Staates für die Kultur übertreibt. Freilich, wenn wir heute dieses geistreich zugespitzte Wort des Verträumtesten unter den deutschen Romantikern in den Mund nehmen wollten, so würde der ehrwürdige Bischof Welldon die Hände ringen über unsere fanatische Begeisterung für den Moloch Staat. Aber wir wollen ihm verraten, daß die enthusiastische Verehrung der deutschen Romantiker für den Staat damals auch aus englischer Quelle starke Nahrung erhalten hat. Es war Burke, der in seinen Betrachtungen über die Französische Revolution den Staat als eine Gemeinschaft alles Schönen, Guten und Göttlichen im Menschen verherrlichte und durch sein Buch auf die deutsche Staatsgesinnung ganz gewaltig einwirkte.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts also begann sich diese schon zu entwickeln. Und nicht nur aus ästhetischen,

sondern auch aus ethischen Motiven drängte der deutsche Idealismus im Beginne des 19. Jahrhunderts zum Staate hin. Das Sittengesetz des kategorischen Imperativs, das er aufstellte, forderte Handeln und Schaffen und Hingabe an das Gemeinwohl; Fichte lehrte in großartigster Weise eine Philosophie der Tat, die einen neuen Idealstaat begründen sollte. Und nun brach gleichzeitig das Unglück über Deutschland herein, und der alte preußische Staat sank in Trümmer. Was damals Deutschland unter der Geißel Napoleons durchmachen mußte, zittert noch heute in unseren Seelen nach und stärkt unseren Willen, das Äußerste zu leisten, um die Wiederkehr ähnlichen Unglücks zu verhüten. Aber noch lebendiger als die Erinnerung an Schmach und Demütigung haftet in uns die Erinnerung an das wundervolle Bündnis des deutschen Geistes mit dem preußischen Staate, das nun zur Rettung und Heilung Preußens und Deutschlands geschlossen wurde. Der durch freiheitliche und humanitäre Ideale verjüngte preußische Staat von 1813 genießt wohl auch heute noch die Achtung unserer Gegner. Aber sie kennen ihn schlecht, wenn sie meinen, er sei bescheidener und selbstloser in seiner Machtpolitik gewesen als das Preußen und Deutschland Bismarcks. Die preußischen Staatsmänner, die zur Zeit des Wiener Kongresses das Interesse Preußens vertraten, waren nicht einmal bescheidener als ihre ehrenwerten Kollegen in Europa, die Metternich, Castlereagh und Alexander I., die damals so vortrefflich für die Vergrößerung ihrer Staaten zu sorgen verstanden. Gerade diejenigen preußischen Staatsmänner, die am tiefsten von den Gedanken Fichtes und Kants ergriffen waren, forderten am entschiedensten damals die Vergrößerung Preußens durch Sachsen. Fichte selbst aber wünschte 1813, daß der König von Preußen „Zwingherr zur Deutschheit" würde.

Wir müssen also feststellen, daß die Lehre von den „Two Germanies", die man jetzt in England vorträgt, nicht ganz richtig ist. Es ist falsch, daß das „zahme" Deutschland von 1800 von dem „wilden" Deutschland Bismarcks verschlungen

worden sei, sondern das „zahme" Deutschland hat schon sehr früh bedenkliche Neigung zum „wilden" Deutschland verspürt und mit ihm eine freiwillige und herzliche Ehe geschlossen. Es ist anderseits richtig, daß gewisse Reste und Überlebsel des kosmopolitischen Idealismus des 18. Jahrhunderts in der Kultur und politischen Denkweise der gebildeten Schichten Deutschlands sich noch lange erhalten haben, aber weggefegt worden sind durch die Taten und Lehren Bismarcks. Sehen wir diesen nunmehr gerade ins Gesicht. Betrachten wir das fürchterliche Phantom „Machtpolitik", das mit seinem Namen verknüpft wird, einmal näher, aber nicht mit der erbitterten Miene eines Anklägers, sondern mit den ruhigen und gerechten Augen eines Richters und eines Historikers. Wie kann man Bismarck auf die Anklagebank schleppen, ohne gleichzeitig die Politik aller übrigen modernen Großstaaten einer ebenso strengen Untersuchung zu unterwerfen? Wir glauben zu träumen, wenn jetzt die Engländer, und ausgerechnet gerade die Engländer, behaupten, daß Bismarck und seine Nachfolger in Deutschland eine besonders rücksichts- und skrupellose Machtpolitik getrieben hätten. Was haben sie selber seit Jahrhunderten anderes getrieben? Durch Gewalt und Rechtsbruch wurden unter Königin Elisabeth die Handelsprivilegien der Hanse in England vernichtet, mit brutaler Gewalt fiel England im 17. Jahrhundert über Holland her, verletzte es die dänische Neutralität und raubte die wehrlose dänische Flotte 1807. „Die verschiedenen Länder und Völker der Erde", hat jetzt der Norweger Knut Hamsun[1]) gesagt, „sind nicht nach England gekommen, um darum zu bitten, an England verteilt zu werden. Die Verbindung zwischen diesen Ländern und dem Mutterlande ist eine Frucht der Gewalt." Ist England im 19. Jahrhundert etwa milder und bescheidener geworden? Mit welchem Recht hat es Ägypten behalten? Mit welchem Recht hat Jameson 1896 den Frieden in Süd-

[1]) Zeitung Tidns Tegn vom Januar 1915.

afrika gebrochen und zur Zufriedenheit weitester Kreise in England seinen Freibeuterzug angetreten? Und wahrhaftig nicht Liebe zum Rechte, sondern auri sacra fames hat die Engländer angetrieben, die Freiheit der Buren zu unterdrücken. Ohne Zweifel, sagt Mr. Egerton, ist bei der Gründung des britischen Kolonialreichs manches Menschliche passiert, was besser nicht passiert wäre[1]). Hätte er doch nur ehrlich und gewissenhaft den ganzen Umfang dieser „Menschlichkeiten" aufgedeckt. Andere seiner angelsächsischen Landsleute waren vor dem Kriege doch ehrlicher. Kein Geringerer als Lord Roberts hat gesagt: „How was this Empire of Britain founded? War founded this Empire — war and conquest." Und in des Amerikaners Homer Lea Buche The Day of the Saxon heißt es: „The brutality of all national development is apparent, and we make no excuse of it. To conceal it would be a denial of fact. . . . In just such a manner has the British Empire been made up from the fragments of four great maritime Powers, the satrapies of petty potentates and the wilderness of nameless savages[2])."

Auch in diesem Kriege, in dem sich England als Hüter des Völkerrechts aufspielt, tritt es dieses überall da mit Füßen, wo es seinem Interesse entspricht und wo es ungestraft zu bleiben hofft. Es vergewaltigt Ägypten und die Verträge über den Suezkanal, es versenkt am 29. August gegen die Grundsätze des Völkerrechts im neutralen Hafen von Rio del Oro einen deutschen Hilfskreuzer. Folgendes schreibt die New York World im Januar 1915 den Engländern ins Stammbuch: „England hat, um die Zufuhr gewisser Artikel nach Deutschland zu verhindern, den neutralen Handel terrorisiert. Um seine Übermacht auf dem Meere gegenüber dem Feinde so wirksam als möglich zu machen, hat es nicht gezaudert, selbst

[1]) Is the British Empire the result of wholesale robbery? (Oxford Pamphlets 1914.)

[2]) Zitiert bei Norman Angell, Prussianism and its destruction, S. 82 und 85 f.

mit Willkür seinen Freunden Unglücksfälle zu verursachen, und wenn dagegen Beschwerden erhoben werden, beruft es sich auf die Notwendigkeit, die in einem Kriege weder Freunde noch Gesetze kennt." „Stehen wir unter englischem Protektorate?" fragt das brasilianische Blatt Tribuna vom 4. Dezember 1914 und stellt fest, daß ein brasilianisches Schiff, das von einem Hafen Brasiliens zum andern fuhr, in den brasilianischen Territorialgewässern von einem englischen Kriegsschiffe angehalten und untersucht worden ist.

List und Gewalt, behaupten die Engländer, sei das Wesen der neudeutschen Machtpolitik. Die größte und wirksamste List, zu der die Machtpolitik greifen kann, ist es, ihre Krallen zu verhüllen und, wie Machiavell sagt, „ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Frömmigkeit zu scheinen". Und die schlimmste und empörendste Gewalt, die eine skrupellose Machtpolitik üben kann, ist diejenige, die man dem Geiste der Wahrheit antut. In dieser Art von List und in dieser Art von Gewalt steht England schlechthin unerreicht da. Es gibt zwar, wie wir sahen, ehrliche Engländer, die die Heuchelei verschmähen, aber die offizielle englische Politik und das englische Volk will nun einmal von ihr nicht lassen. Es treibt sie sogar noch virtuoser, als Machiavell sie zu treiben anriet. Machiavell war noch so einfältig, anzunehmen, daß der Fürst, der nach außen hin lüge und heuchele, in seinem Inneren sich seiner Lüge bewußt sein werde. Der Durchschnittsengländer hat aber auch diese kleine ethische Hemmung seiner Heuchelei, die doch ab und an unbequeme Gewissensbisse hervorrufen könnte, auszuschalten verstanden. Durch ein merkwürdiges System von Klappen in seiner Seele schneidet er die Sphäre seiner Willensentschlüsse und die Sphäre seiner Empfindungen luftdicht voneinander ab. Er glaubt an seine Menschlichkeit, während er als Raubtier handelt. Man ruft ihm zu, daß dies infame Heuchelei sei. Er hört diesen Ruf, aber nur mit seinem äußeren Ohre; er ignoriert ihn entweder ganz, weil er an seine Tugend nun einmal glaubt. Oder er

macht der Anklage ein kleines Zugeständnis und beruhigt dadurch rasch sein eigenes Gewissen. — „Sometimes" — so heißt es sehr bezeichnend bei Muir[1]) — „England has played the hypocrite. But hypocrisy is the tribute paid to virtue, and except when it is the lie in the soul, it is preferable to the kind of truth which the Great King (Friedrich II.) cultivated; for at least it recognises the claims of a standard of conduit higher than that of the jungle." Diese Worte beweisen, daß die Lüge in der Tat bis in den Grund der englischen Seele hinabreicht.

Den Vorwurf aber, daß die preußisch-deutsche Machtpolitik Friedrichs des Großen, Bismarcks und Treitschkes kein höheres Gesetz kenne als das des Dschungels, lehnen wir rundweg ab. Es ist ein Urteil des Hasses und der Feindschaft und der historischen Kurzsichtigkeit, aber nicht eines gerechten menschlichen und geschichtlichen Verständnisses. Alle drei Männer waren Charaktere von tiefer Sittlichkeit, grimmige Feinde gemeiner Ichsucht und durchglüht von dem hohen Ideale, zu leben und zu sterben für ihr Vaterland. Aber dies Ideal, wird uns erwidert, war falsch, war überspannt, war unmenschlich, weil seine Konsequenzen und Anwendungen in der Machtpolitik unmenschlich sind. Es war *nicht* unmenschlich, sondern es floß aus einer strengen, wahrhaftigen und mutigen Auffassung des menschlichen Lebens und seiner sittlichen Pflichten. Alles kommt jetzt darauf an, diesen Punkt richtig zu verstehen; denn um ihn drehen sich die schwersten der Anschuldigungen gegen uns. Es gilt, die Antwort klar zu machen und zu rechtfertigen, welche die deutschen Staatsmänner und Denker der neueren Zeit auf die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral zu geben pflegen. Die Gesetze der Sittlichkeit, der Nächstenliebe, der Heiligkeit der Verträge sind ewig und unverbrüchlich, aber auch die Pflicht des Staatsmannes, für das Heil und die Sicherheit des ihm anvertrauten Staates

[1]) S. 76.

und Volkes in Gegenwart und Zukunft zu sorgen, ist heilig und unverbrüchlich. Wie, wenn nun diese Pflichten miteinander in Konflikt geraten? Oder sind Konflikte sittlicher Pflichten etwa überhaupt nicht möglich? Nur flache Menschen oder weltfremde Fanatiker oder verächtliche Heuchler können es leugnen. Jede echte Tragödie zeigt es erschütternd, daß das sittliche Leben nicht wie ein Uhrwerk reguliert werden kann, daß das reinste Streben zum Guten an schmerzliche Scheidewege und Abgründe gedrängt werden kann. Im Leben der Staaten untereinander aber sind Konflikte zwischen Privatmoral und Staatsinteresse schlechthin unvermeidlich und so alt wie die Weltgeschichte selbst. Und mit überwältigender Wucht lehrt die geschichtliche Erfahrung wie das eigne Gewissen, daß der Staatsmann in solchem Falle nur nach dem Satze handeln kann: Salus populi suprema lex esto. Nichts anderes meinte Bismarck mit seinem Worte, daß „der staatliche Egoismus die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates sei". Auf ihn können sich auch die englischen Staatsmänner berufen, die mit Gewalt und List das große englische Weltreich geschaffen haben. Wir sind mit unserem historischen Denken sehr wohl imstande, uns in ihre Seele zu versetzen und die Wucht der Verpflichtungen gegen ihr Volk, unter der sie handelten, nachzuempfinden. Ein Blick in unsere historische Literatur über England, von Rankes Meisterwerk an bis zu den Arbeiten von Marcks, Michael, Stählin usw. zeigt, daß wir die Bildung des englischen Weltreiches ohne Haß und Groll, mit ruhigem Verständnis, sogar mit Bewunderung darzustellen imstande und geneigt sind. Wir behaupten keineswegs, daß das englische Weltreich ganz und gar auf Räuberei beruhe, — obwohl recht viel Räuberei, wie wir sahen, dabei im Spiele war. Denn es gibt Grenzen der Machtpolitik und des Staatsegoismus, die nicht überschritten werden dürften und wo die Rechtfertigung aufhört, daß ein unvermeidlicher Konflikt der Pflichten vorliege.

Diese Grenze besteht darin, daß ein Staat nicht mehr Macht für sich erstreben soll, als zu seiner Sicherheit und zur freien Entfaltung aller seiner Volkskräfte notwendig ist. Es ist klar, daß diese Grenze keine mathematische Linie ist, daß das Urteil der Handelnden und der Nachwelt schwanken kann, ob sie im Einzelfalle überschritten wird. Aber es gibt grobe und handgreifliche Überschreitungen, über die kein Zweifel des historischen Urteils möglich sein sollte. Für eine ganz grobe Überschreitung halten wir es z. B., daß die Engländer der Freiheit der Burenstaaten, die ihnen nicht gefährlich war, ein Ende machten, um Goldfelder zu gewinnen, die den riesigen Reichtum Englands noch vermehren sollten. Und der sacro egoismo der Italiener wurde in dem Augenblicke zur Blasphemie, wo er ohne zwingenden Grund sich auf den Bundesgenossen warf, um ihn auszuplündern und zu erwürgen. Man wird vergebens in Bismarcks Geschichte nach ähnlichen Exzessen der Machtpolitik suchen. Er hat dem für Preußen und Deutschland unerträglichen Elend der Bundestagsverfassung ein Ende machen und einen starken, in seiner Existenz gesicherten Nationalstaat gründen wollen, — nicht mehr, nicht weniger. Dieses Ziel war das heiligste und gerechteste, das je eine große und gebildete Nation sich erkämpfen konnte. Wenn ihm das scheinheilige Ausland zum Vorwurfe macht, daß er rücksichtslos Gewalt und List zur Erreichung dieses Zieles angewandt habe, so fordern wir es auf, mit derselben Strenge auch die Praxis des liberalen Staatsmannes Cavour, dem dieselbe Aufgabe für sein Volk oblag, zu untersuchen. Man wird finden, daß Cavour genau ebenso gewaltsam und listig und in manchen Mitteln eher noch rücksichtsloser und revolutionärer vorgegangen ist als Bismarck. Dieser hat nach erreichtem Ziele Deutschland für „saturiert" erklärt und sich und seine Nachfolger vor jedem „Mißbrauch der gewonnenen Stärke" gewarnt. Er hat insbesondere vor den Wegen gewarnt, „auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestigepolitik ihrem Unter-

gange entgegengingen[1]). Er unterschied aufs genaueste zwischen gesunder Interessenpolitik und anmaßender, abenteuernder Prestigepolitik, und diese Unterscheidung ist uns Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen. „Machtpolitik" im deutschen Sinne hat mit kriegslüsterner Prestigepolitik nichts zu tun. Sie will vernünftig und maßvoll in ihren Zielen sein, aber diese Ziele allerdings, wenn es nicht anders sein kann, mit allergrößter Energie und mit Einsetzung der ganzen Nationalkraft erstreben. Eines dieser Ziele, um das wir jetzt kämpfen, hat uns noch Bismarck hinterlassen. Es ist durchaus defensiver Natur. Es heißt: Erhaltung Österreich-Ungarns als selbständiger Großmacht. Für dieses Ziel, so erklärt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen", dürfe ein deutscher Staatsmann im Notfalle mit ruhigem Gewissen das Schwert ziehen. So haben wir gehandelt, und so würde jeder andere Staat an unserer Stelle gehandelt haben. Es gehört zu den ärgsten Verdunkelungen der Wahrheit, deren sich unsere Gegner schuldig gemacht haben, daß sie aus der bitteren Notwehr Österreichs gegen die unterirdische Wühlarbeit des Panslawismus und des Großserbentums einen mutwilligen Angriffskrieg Österreichs gegen ein kleines Volk gemacht haben. Dies kleine Volk war in Wahrheit für Österreich so gefährlich, wie ein Unterseeboot für ein Schlachtschiff ist, — und Rußland eilte ihm zu Hilfe, nicht um ein kleines Volk zu schützen, sondern um sich den Weg nach Konstantinopel mit dem Schwerte zu bahnen. Wer diese eherne und pressende Zwangslage, in der Österreich und Deutschland sich befanden, nicht würdigt, der ist nicht imstande, objektiv und wissenschaftlich über geschichtliche Ereignisse zu urteilen. Man wird uns im Auslande entgegenhalten, daß auch Serbien und Rußland natürliche und berechtigte Interessen zu wahren hatten. Wir sind zwar der Meinung, daß sie diese Interessen gewaltsam überspannten und die Grenzen gesunder Machtpolitik überschritten, aber

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Kap. 26.

wir räumen ohne weiteres ein, daß man über diese Frage diskutieren kann und daß ein Russe oder Serbe über sie anders urteilen kann als wir. Und wir könnten uns vorstellen, daß ein unbeteiligter Ausländer zu der Meinung käme, daß hier ein unentrinnbarer, aus der Tiefe der nationalen Interessen hüben und drüben hervorgehender Zusammenstoß der Staaten erfolgt ist. Zu ähnlichem Urteile ist man schon über manchen der großen Kriege der Weltgeschichte gelangt, aber auch dann muß man immer zugleich fragen, ob nicht auf der einen Seite eine stärkere Expansionslust bestand wie auf der anderen. Wir zweifeln nicht, daß die Nachwelt urteilen wird: Rußland und Serbien wollten Österreich schwächen oder gar zertrümmern, Österreich und Deutschland mußten sich wehren.

Vielleicht wird man später urteilen, daß auch der Zusammenstoß zwischen Deutschland und England schlechterdings unvermeidlich war, weil hüben und drüben Ambitionen gehegt wurden, die nur durch das Schwert entschieden werden konnten. Es ist richtig, daß Treitschke an eine künftige Abrechnung zwischen England und Deutschland geglaubt hat, aber nicht, weil er das englische Weltreich durch ein deutsches Weltreich ersetzen wollte[1]), sondern weil er den Widerstand der englischen Übermacht gegen die berechtigten und maßvollen Ansprüche Deutschlands voraussah. Er hatte vollkommen recht mit seiner Meinung, daß England, erfüllt von den Instinkten der Universalmonarchie, keine Macht aufkommen lassen möchte, die ihm auch nur möglicherweise einmal gefährlich werden könnte. Hätte 1870/71 nicht Deutschland, sondern Frankreich gesiegt, so würde Frankreich der Erzfeind Englands geworden oder vielmehr geblieben sein. Salisbury hat schon 1877 Deutschland als den bei weitem gefährlichsten Zukunftsfeind Englands erklärt[2]),

[1]) „Die Unvernunft, die in jedem Versuch einer Weltmonarchie liegt, rächt sich darin, daß die nie erlöschende Idee der Nationalität in den einzelnen Staaten mit einer gewissen Einseitigkeit hervortritt." Treitschke, Politik 2, 527.

[2]) Boulger, England's Arch-Enemy (1914), S. 10 hat dies mitgeteilt.

und eine ganze Schule englischer Publizisten hat seit den 90er Jahren diesen Gedanken in die Seele des englischen Volkes zu pflanzen versucht. Wir nennen Boulger, der seine seit 1898 geschriebenen deutschfeindlichen Aufsätze jetzt in dem Buche England's Arch-Enemy mit triumphierender Genugtuung gesammelt hat. Wir weisen auf die Stimmen englischer Jingos und Militaristen, die der ehrliche Pazifist Norman Angell in einem lehrreichen Kapitel seines Buches Prussianism and its destruction (Ch. III: The Prussian within our midst) vorführt. Wir erinnern an Professor Crambs 1913 gehaltene Vorlesungen über Germany and England, die nicht ohne Geist und zugleich mit entschlossener Energie das englische Volk auf den Entscheidungskampf gegen Deutschland vorbereiten. In noch derberer Weise als er hat Emil Reich in seinem 1907 zuerst veröffentlichten Buche Germany's swelled head auseinandergesetzt, daß der Antagonismus zwischen Deutschland und England genau von derselben Beschaffenheit sei wie der zwischen Athen und Sparta, Rom und Karthago, England und Frankreich in früherer Zeit. „The Germans", meinte er, „are bound to strive for more expansion, for imperialisme. They are simply bound to do so." Er zog daraus den Schluß: „If Germany wants to attack England, England ought to attack her long before." Er predigte also rund und nackt den rücksichtslosen Präventivkrieg gegen Deutschland. Was hat nun der vielgescholtene General v. Bernhardi anderes getan, als daß er das Recht des Staatsmannes behauptet hat, „unter Umständen einen für notwendig erachteten Krieg im günstigen Augenblick zu beginnen". Wir billigen es nicht, daß der General diese Lehre aufgestellt hat. Sie kann, wenn sie in den politischen Katechismus einer Regierung und eines Volkes aufgenommen wird, leicht dazu führen, das Gefühl der schweren sittlichen Verantwortung zu schwächen und frivolen Friedensbruch zu üben. Es kann gewiß Lagen geben, in denen die Kriegsgefahr so unzweifelhaft und deutlich ist, daß man, um nicht überwältigt zu werden, das Prävenire

spielen muß. Aber wer theoretisch den Präventivkrieg predigt, verführt praktisch zum Mißbrauch der ultimo ratio. Es steht damit ähnlich wie mit dem Rechte auf Revolution. Als die französische Nationalversammlung von 1789 das Recht auf résistance à l'oppression unter die Menschen- und Bürgerrechte aufnahm, hat der große Engländer Burke mit überwältigender Kraft der Argumente gezeigt, daß sie dadurch die innerste Grundlage des Staatslebens zerstöre. Und doch hat er zugleich anerkannt, daß es chaotische Erschütterungen und elementare Orkane im Staatsleben geben könne, wo man tun müsse, was das Wohl des Ganzen, nicht was das formale Recht gebiete.

Bismarck hat die Lehre vom Präventivkrieg rundweg verworfen, und unser jetziger Reichskanzler ist ihm nachdrücklich beigetreten. Und das Ziel unserer Machtpolitik gegen England war, den Krieg mit England, wenn nur irgend mit Ehren möglich, zu vermeiden. Warum sollte nicht der englisch-deutsche Antagonismus sich noch einmal ebenso entspannen können wir der englisch-russische, der vor 20 bis 30 Jahren oft schon ganz nahe der kriegerischen Entladung gewesen ist und doch immer wieder ausgeglichen werden konnte. Wir haben noch kurz vor dem Kriege Verhandlungen mit England über einen Ausgleich unserer überseeischen Interessensphären geführt, die einem uns befriedigenden Abschlusse nahe waren und in uns die freudige Hoffnung erweckten, daß England das natürliche und berechtigte Wachstum unserer Industrie, unseres Handels, unserer kolonialen Bedürfnisse und unserer Flotte nicht mehr mit brutaler Gewalt zu unterdrücken beabsichtige. Der Wunsch unserer Regierung war auch der Wunsch unseres Volkes. Das erkennt man jetzt auch hier und da in England an: „Such is the German national ambition — to become a world-power, by peaceful methods, if possible but become a world-power! That the bulk of the German people prefers peaceful methods is the most obvious truism ever stated[1])."

[1]) The nations of the war. Germany and the German people S. 107 f.

Aber — so fährt dieser Autor fort — nicht die Massen entscheiden, sondern die Militaristen, deren Exponent der General v. Bernhardi sei. Diese Meinung wird widerlegt durch die Vorgeschichte des Krieges und die einhellige elementare Überzeugung, der ganzen Nation, daß dieser Krieg uns aufgedrungen worden ist, daß es ein Verteidigungskrieg im höchsten Sinne ist. Nur dadurch war es möglich, daß auch unsere pazifistisch gesinnte Sozialdemokratie entschlossen zu den Fahnen eilte. Wir leugnen nicht, daß es zum Geiste unserer Machtpolitik gehört, einen uns aufgedrungenen Krieg mit der größten und unbedingtesten Energie zu führen. Sollten wir geduldig warten, bis Engländer und Franzosen in Belgien einbrachen, unsere ungeschützten Rheinprovinzen und Waffenfabriken in Westfalen eroberten und unseren Hauptheeren in die Flanke fielen? Wir waren felsenfest überzeugt und sind durch die später gefundenen Dokumente vollends in der Überzeugung bestärkt worden, daß diese Gefahr uns tatsächlich drohte. Es ist eitel Pharisäertum, uns den Einmarsch in Belgien zum Vorwurf zu machen. Man versetze sich ganz und gar in unsere Lage, man mache sich im vollen Umfange klar, welche Gegner über uns herfallen wollten, welche furchtbaren Gefahren unsere Existenz und unsere Zukunft bedrohten, und man wird es verstehen, daß wir vorzogen, einen europäischen Vertrag zu verletzen, der, wie sich später herausgestellt hat, von der belgischen Regierung und von England und Frankreich selbst bereits verletzt worden war. Es ist schnöde Verleumdung, uns den brutalen Grundsatz zuzuschreiben, daß Macht gleich Recht sei. Wir würden, wenn wir ihn hegten und übten, nicht nur brutal, sondern auch töricht und kurzsichtig handeln, denn ohne Heiligkeit der Verträge kann kein Volk gedeihen[1]). Aber es gibt auch ein heiliges Recht der Notwehr, und hier kommt es

[1]) „Ein Staat, der grundsätzlich Treu und Glauben verachten wollte, würde beständig von Feinden bedroht sein, und also seinen Zweck physische Macht zu sein, gar nicht erreichen können", sagt H. v. Treitschke in der „Politik" 2, 544.

dann zu jenem unausweichlichen Konflikt der Pflichten, wo man handeln muß nach dem Grundsatze: salus populi suprema lex.

Das also ist das Wesen der deutschen „Machtpolitik" und unserer Anschauungen von ihr. Wir denken und handeln nicht härter und rücksichtsloser wie die anderen, — aber wir denken allerdings etwas aufrichtiger und wahrhaftiger als die anderen. Hier ist ein Unterschied zwischen unserem und ihrem Denken, der jedem Kenner der geschichtlichen und politischen Literatur Deutschlands und des Auslandes schon längst auffallen konnte. Ranke ist es gewesen, der uns gelehrt hat, der Wahrheit die Ehre zu geben und die Staaten als lebendige Persönlichkeiten zu sehen, erfüllt von Lebensdrang und Machttrieb; stolz, ehrliebend und egoistisch sind sie alle, aber keiner dabei gleich dem anderen. Es sind Individualitäten, jede beruhend auf „besonderen Prinzipien des Daseins", die sich entwickeln im Laufe der Jahrhunderte als Ergebnis aller politischen und kulturellen, materiellen und geistigen Kräfte des einzelnen Volkes und seiner Schicksale. Es ist unvermeidlich, so lehrt er weiter, daß diese von Kraft strotzenden Individualitäten, indem sie sich recken und dehnen, gegeneinander stoßen, bald zu friedlichem Wettkampf, bald in kriegerischer Machtprobe. Das ist das Urteil des historischen Realismus, der die Politik der Staaten nimmt, wie sie ist, nicht wie sie sein könnte nach humanitären Idealen. Diesen wahrheitsliebenden, nüchternen Realismus hat man uns im Auslande oft schwer verdacht, und insbesondere ist der Engländer, der seine rauhe Machtpolitik mit der täuschenden Hülle humanitärer Ideale zu maskieren gewohnt ist, erbost, wenn wir ihm das wahre Antlitz der Dinge zeigen. Sie richten ihre Angriffe zwar nicht auf Ranke, sondern auf Treitschke, aber übersehen dabei, daß Treitschke nur temperamentvoller und pathetischer aussprach, was schon Ranke gesehen hat. Und Ranke hat noch einen weiteren Gedanken hinzugefügt, der ebenfalls auf deutschem Boden vielleicht fruchtbarer aufgegangen ist als auf ausländischem. Er hat den Sinn und die Vernunft der großen

Machtpolitik zu verstehen gelehrt. „Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blicke wohl aussieht.... Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken.... Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte."

Von der Höhe dieser Anschauung aus gewinnt der Egoismus der Staaten und Nationen eine andere Bedeutung. Er wird Mittel zum Zwecke der Entwicklung aller in der Menschheit schlummernden Kräfte. Die Weltgeschichte ist die Entfaltung der Individualitäten, und die in ihnen lebenden moralischen Energien entscheiden darüber, ob sie aufblühen oder vergehen. Der heutige Krieg zeigt ganz gewaltige Energien auf beiden Seiten. Man sollte hüben und drüben dieses Schauspiel äußerster Kraftanspannung mit jenem großen Sinne aufnehmen, der über Haß und Erbitterung hinweg den Wert und das Ergebnis dieser allgemeinen Energie zu erkennen versucht. Sie ist die Bürgschaft dafür, daß nicht ein Gegner den anderen gänzlich unterdrückt, daß der Reichtum an Individualität, der heute die Welt erfüllt, nicht verringert wird. Es ist die dümmste der gegen uns gerichteten Verdächtigungen, daß wir ein Weltreich im Stil des römischen aufzurichten und unsere Kultur den besiegten Völkern aufzudrängen beabsichtigten. Unser geschichtliches Denken und unser Kulturideal lebt und webt in der Anschauung der Mannigfaltigkeit und des Nebeneinanders freier, starker Staaten, Nationen und Kulturen. Wir stimmen aus tiefster Überzeugung dem Satze in der Erklärung der französischen Uni-

versitäten bei, in dem es heißt: „Der intellektuelle und moralische Reichtum der Menschheit ist dadurch geschaffen, daß die Anlagen und die Begabung der verschiedenen Völker ihren natürlichen und durchaus selbständigen Ausdruck in einer Mannigfaltigkeit verschiedener Formen gefunden haben." Nicht der französische Geist, sondern der deutsche Geist hat diese große Erkenntnis zuerst gewonnen. Sie stammt aus den Tagen Herders, Fichtes und der deutschen Romantik. „Nur wie jedes der Völker," heißt es in Fichtes Reden an die deutsche Nation, „sich selbst überlassen, seiner Eigenheit gemäß ... sich entwickelt und gestaltet, tritt die Erscheinung der Gottheit in ihrem eigenen Spiegel heraus." In diesen Spiegel der Gottheit schauen wir heute noch ebenso gläubig und ergriffen wie vor 100 Jahren. Die großen Künstler und Dichter des Auslandes wissen es ganz genau, daß sie außerhalb ihrer Heimat nirgends offenere und dankbarere Arme finden als in Deutschland, und gerade die Kultur der kleinen Nationen, die wir angeblich zu unterdrücken planen, hat, wie allein schon die Aufnahme Ibsens und Maeterlincks bei uns beweist, unsere tiefe Sympathie erregt. Wir sind in der Bevorzugung ausländischer Literaturen hier und da eher vielleicht etwas zu weit gegangen und haben dadurch wiederum hier und da eine Reaktion nationaler Empfindungen bei uns hervorgerufen, die nicht immer geschmackvoll sich äußerte. Jedes große Volk hat heute seine nationalistischen Extravaganzen, und hochmütige und exklusive Bewunderung der eigenen Kultur fehlt in England so wenig als in Frankreich. Jedes Volk hat aber auch den natürlichen und berechtigten Trieb, die Werte und Ideale seiner Kultur in der Welt geltend zu machen und auszubreiten, weil nur durch den freien Wettbewerb und die Wechselwirkung aller nationalen Kulturen jene universale und menschheitliche Gesinnung erzeugt werden kann, die als feinster Hauch über der Atmosphäre unserer Kämpfe liegen muß.

Wir wollen empfangen und geben zugleich, wir wollen auch denken und handeln zugleich und das eine durch das andere

befruchten, ohne das Eigenrecht weder des einen noch des anderen zu vergewaltigen. Die Kultur dient gewiß dem Staate, und der Staat dient der Kultur, aber Kultur wie Staat haben jeder zugleich ein eigenes Leben in sich, das nicht aufgeht im Dienste des anderen. Es fällt uns nicht ein, unsere selbständigen Kulturbedürfnisse und unsere innere geistige Freiheit dem Staate zu verkaufen, wenn wir uns ihm in freier Hingebung widmen. Unsere Ideale verbinden persönliche Freiheit und Hingabe an das Ganze miteinander. Diese Verbindung können und wollen unsere Feinde nicht verstehen. Und doch kann man nur, wenn man den guten Willen hat, sie zu verstehen, dem gerecht werden, was man unseren „Militarismus" nennt und fast als schlimmsten der großen Vorwürfe gegen uns auszuspielen liebt.

Man kennt im Auslande viel zu wenig die geschichtlichen Wurzeln unseres Heerwesens. Man führt sie viel zu einseitig zurück auf das alte preußische Heer Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen mit seiner eisernen Disziplin und dem aristokratischen Kastengeiste des Offizierkorps. Das preußische Heer hat eine tiefe Umwandlung erfahren durch die Reformzeit nach 1807, durch Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, die Schüler des deutschen Idealismus und der Kantschen Ethik. Sie gaben Gesetze, die den Geist der Achtung vor der Menschenwürde atmeten und den Dienst im Heere zu einer allgemeinen sittlichen Pflicht und zu einem Akte höchster Vaterlandsliebe machen sollten. Sie führten die allgemeine Wehrpflicht ein, um Preußen, die damals kleinste und gefährdetste der Großmächte, stark zu machen durch den Geist, durch das äußerste Aufgebot aller moralischen Energien der Nation. Dieser Gedanke ist immer lebendig geblieben bis zur heutigen Stunde. „Kant hat doch recht gehabt," schrieb uns ein Soldat aus dem Felde, „und im gemeinen Manne unseres herrlichen Volksheeres steckt unbewußt ein Stück Kantischer Ethik." Dadurch, daß diese Ethik, hervorgegangen aus unserer geistigen Kultur, zum inneren Bindemittel unseres Volksheeres geworden ist, ist unser Militarismus ein Stück unserer Kultur geworden.

Es ist begreiflich, daß dieser Geist eines hingebenden nationalen Idealismus und eines ganz persönlichen Enthusiasmus des einzelnen im Kriege deutlicher, glänzender, großartiger hervortritt als im Frieden. Man erhält also nur ein einseitiges Bild von unserem Heere, wenn man an die Kasernen und Exerzierplätze der Friedenszeit denkt. Diese Friedensschule ist streng und einförmig und trocken und kann es auch nicht anders sein, um Disziplin und Technik auf den höchsten erreichbaren Grad der Vollkommenheit zu bringen. Sie ist auch zuweilen rauh, und manches Wort, das auf dem Kasernenplatze fällt, fiele besser nicht. Es kommen Ausschreitungen vor, die wir beklagen. Sie kommen vielleicht ebenso oft auch in anderen Heeren vor, aber die ausländische Presse, von England und Frankreich her inspiriert, pflegt seit Jahren jeden bei uns vorkommenden Fall von Ausschreitungen aufzubauschen und unser Heerwesen systematisch verächtlich zu machen. Wir arbeiten im eigenen Lande mit Ernst daran, den vereinzelten Ausschreitungen ein Ende zu machen, und gerade unseren intelligentesten Offizieren liegt dies am Herzen. Als unser Generaloberst v. Moltke kürzlich den Brief eines griechischen Arztes las, der auf die Ausschreitungen im Friedensdienste des deutschen Heeres hinwies, schrieb er: „Es ist leider nicht zu leugnen, daß von rohen Naturen manche häßlichen Übergriffe stattgefunden haben. Ich hoffe, es wird eine der segensreichen Folgen des Krieges sein, daß die Deutschen gelernt haben, in jedem, sei er nun gleichgestellt oder untergeben, den Menschen zu achten, und daß die gerügten unwürdigen Erscheinungen aus dem Heere verschwinden[1])." Der Fluß der modernen Entwicklung wird dieses Überbleibsel vergangener Zeiten notwendig, unfehlbar auflösen. Es gibt kein besseres Zeugnis für den Geist, der schon im Friedensdienste unseres Heeres obwaltet, als die Anhänglichkeit und den Stolz des ausgedienten Soldaten auf das Regiment, dem er angehört

[1]) Brief vom 28. Dezember 1914, abgedruckt in der Zeitschrift Hammer vom 1. Februar 1915.

hat. Er hält die Erinnerung daran wach für sein ganzes Leben. Ein Netz von Kriegervereinen, in denen die ehemaligen Soldaten sich gesellig und freundschaftlich zusammenschließen, bedeckt ganz Deutschland. Feiert ein Regiment, das in einer kleinen Stadt steht, einmal ein Jubiläum, so ist es zugleich ein Volksfest der Bürgerschaft.

Und mit der Volkstümlichkeit unseres Heerwesens steht auch der besondere Korpsgeist der Offiziere in keinem Widerspruche. Es mag ihm diese oder jene Schroffheit anhaften, die entbehrlich ist und aus vergangenen Zeiten stammt. Aber er ist im Kerne gesund, und er ist unentbehrlich. Er gibt dem Heere Führer von einheitlicher sittlicher Gesinnung, strenger Ehrenhaftigkeit, selbstloser Aufopferung für König und Vaterland, ritterlicher Lebensauffassung. Er gehört zu jenen korporativen Gegengewichten gegen die übergroße Individualisierung und Atomisierung der modernen Kultur, die nicht nur auf dem Gebiete des Heerwesens erwünscht und notwendig sind, die man anderwärts durch genossenschaftlichen Zusammenschluß der Berufsverwandten oft erst mühsam schaffen muß, während sie hier unmittelbar als Frucht einer lebendigen Entwicklung erwachsen sind. Die scharfe Zäsur zwischen Offizieren und Mannschaften wird aus Gründen militärischer Zweckmäßigkeit, nicht aus Gründen des Hochmuts durchgeführt. Sie ist das mildeste der denkbaren und möglichen Mittel, um die für jedes Heer nun einmal unentbehrliche Disziplin und Subordination aufrechtzuerhalten. In Heeren, wo diese Zäsur fehlt, muß häufiger und härter gestraft werden als bei uns. Und unser Soldat weiß, daß sie ihn nur äußerlich, nicht innerlich von seinem Vorgesetzten scheidet. Auf dem Schlachtfelde und im Schützengraben ist es ein Geist der Hingebung, des gegenseitigen herzlichen Vertrauens und des Heroismus, der Führer und Soldaten in Not und Tod durchströmt. Wer das Verhältnis von Offizieren und Mannschaften im Felde gesehen hat, wird aufhören, unseren Militarismus für eine mechanische Abrichtung gehorsamer Knechte zu halten. Mensch-

liche Wärme, menschliche Treue und menschliche Größe offenbaren sich in ihm auf Schritt und Tritt.

Man wird im Auslande darauf vielleicht erwidern: Was ihr uns als Wesen des Militarismus schildert, sind gewisse nationale Eigentümlichkeiten, die uns nicht alle sympathisch sind, die wir aber euch gönnen müssen, da ihr nicht von ihnen lassen wollt. Aber euer Militarismus ist eine internationale Gefahr geworden, weil er übergreift in das bürgerliche Leben, weil er euer ganzes Volk äußerlich und innerlich derart militarisiert, daß es sich erobernd nach außen ergießen muß. Diese Meinung ist die Meinung unserer Feinde, die es spüren, daß sie einen gefährlichen und starken Gegner vor sich haben, der auch durch ein Aufgebot aus allen Erdteilen der Welt nicht zu bezwingen ist. Aber mußten wir nicht auf ein solches Aufgebot gefaßt sein, seitdem England unser aufblühendes Wirtschaftsleben und die zu seinem Schutze geschaffene Flotte mit feindseligem Neide zu betrachten begonnen hat? Waren wir nicht auch schon vorher und eigentlich immer in einer ungewöhnlich bedrohten und gepreßten Lage inmitten der großen Militärmächte Frankreich und Rußland[1])? Können wir vergessen, was wir durch unsere frühere Wehrlosigkeit seit den Tagen des 30jährigen Krieges erlitten haben? Es ist nichts anderes als die eiserne Notwendigkeit, die uns zwingt, ein Maximum von militärischer Kraft zu entwickeln. Es ist die einzige sichere Bürgschaft unserer Unabhängigkeit. Warum richtet man nicht die Anklage gegen Frankreich, das seine Bevölkerung noch viel stärker anspannt als wir es tun, das den Rüstungswett-

[1]) Das wird auch von unbefangenen Ausländern jetzt anerkannt. Der frühere niederländische Ministerpräsident van Houten sagt: „Deutschland war bis auf den heutigen Tag das Schlachtopfer des französischen Militarismus in dem Sinne, daß Frankreichs Streben stets und bis 1870 mit gutem Erfolg darauf gerichtet war, Deutschland daran zu hindern, daß es durch Einigkeit seine volle Kraftentwicklung erreichte. Frankreich wurde in diesen Bestrebungen stets von russischer Seite unterstützt." (Zeitschrift Das größere Deutschland vom 6. Februar 1915.)

eifer der großen europäischen Staaten einst begonnen und veranlaßt hat durch die Heeresvermehrung des Jahres 1886 und ihn immer wachgehalten hat durch seine Revanchepolitik? Warum klagt man nicht auch Rußland an, das aus notorischem Eroberungsdrange sein Riesenheer geschaffen hat? Und warum vergißt man, daß England den extremsten Militarismus der See ausgebildet und den unhumansten Ausfluß desselben, das Seebeuterecht, gegen den Wunsch aller übrigen Nationen behauptet und durchgesetzt hat. Mit dem Seebeuterecht verglichen, sind alle Unliebenswürdigkeiten des preußischen Militarismus harmlose Schönheitsfehler. Englend erntet jetzt, was es gesäet hat. Unsere Unterseeboote, die seine Handelsschiffe versenken, müssen nach dem Grundsatze handeln: A corsaire corsaire et demi.

Wir haben ein Recht zu tiefer Erbitterung über die bösartige Verleumdung durch unsere Gegner. Aber wir wollen dieses Kapitel, das den neutralen Völkern das Verständnis unserer Meinungen erleichtern soll, nicht mit Worten des Hasses und der Erbitterung schließen. Große Kulturvölker, die miteinander das Schwert kreuzen, entehren sich selbst, wenn sie ihren Gegner ausschließlich mit dem Auge des Hasses betrachten, und schädigen die Menschheit, wenn sie ihm die Wurzeln seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit abzuschneiden trachten. Es ist ein tiefer Unterschied in den Zielen der Kriegführung zwischen uns und unseren Gegnern. Wir denken nicht im entferntesten daran, unserem französischen, englischen und russischen Gegner in Zukunft das Maß der Rüstungen vorzuschreiben, das sie zur Erhaltung ihrer Ehre und Unabhängigkeit für nötig erachten. Wir wissen, durch eigene schmerzliche Erfahrung aus den Tagen Napoleons I. belehrt, was ein solcher Eingriff in die Selbstbestimmung einer Großmacht bedeutet. Es ist das schlimmste Attentat gegen die Idee der nationalen Freiheit, das sich denken läßt. Und doch erlaben sich unsere Gegner, die diese Idee so brünstig betonen, an dem Gedanken, uns nicht nur unsere Kolonien und unsere Grenzlandschaften

abzunehmen, sondern uns auch dauernd militärisch ohnmächtig zu machen, wie die Philister den Simson wehrlos machten[1]).

Solche überspannte Wünsche fließen aus einem Geiste der Machtpolitik, mit dem wir nichts gemein haben. Dieses Mittel, den Gegner dauernd wehrlos zu machen, stammt aus der Rüstkammer der Universalmonarchie. Die Römer und Napoleon I. haben es geübt. Aber der Sinn und Gang der neueren europäischen Geschichte, von Grund aus entgegengesetzt der antiken Geschichte, führt nicht zur Universalmonarchie, sondern zum lebensvollen Reichtum starker Nationen, die sich aufbäumen gegen jeden Versuch zur Universalmonarchie. Auch eine universale Seeherrschaft ist eine Universalmonarchie, die nicht geduldet werden kann, die früher oder später doch fallen muß. England kämpft gegen den Geist der modernen Entwicklung, indem es seinen Anspruch auf alleinige Beherrschung der großen Meere mit Gewalt aufrechterhalten will. Seine Bedeutung als Welt- und Kulturvolk, die wir ehren und anerkennen, wird nicht leiden, wenn das Gleichgewicht der Mächte, das es bisher künstlich auf Europa beschränken wollte, auch zur See und in der ganzen Welt durchgesetzt wird. Erst dann wird jedes Volk den freien Atemraum haben, den es braucht. Der Tag wird kommen, wo man Deutschlands Entschluß, den Abwehrkrieg gegen England aufzunehmen und die Freiheit der Meere zu erkämpfen, segnen wird.

---

[1]) Cecil Chesterton, The Prussian hath said in his heart, S. 230 ff. verlangt Auflösung des Deutschen Reiches in einen oder mehrere lose Staatenbünde, Zerstörung oder Auslieferung der deutschen Flotte, Zerstörung des Nordostseekanals oder Auslieferung an eine kleine, ungefährliche Macht usw.

Bismarck und das neue Deutschland.

Aus dem Bismarckjahr, herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks, 1915.

Die großen Jahrhunderterinnerungen strahlen uns jetzt auf wie Leuchtfeuer im Sturme. Im vergangenen Jahre feierten wir am 3. September den Säkulartag des preußischen Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, deren Kräfte uns das Deutsche Reich erkämpften und es uns jetzt behaupten müssen gegen eine Welt von Feinden. Nun steigt auch die Riesengestalt des Reichsgründers vor uns auf, und das Jahrhundert, das sein irdisches Leben und Wirken umfaßte, endet in gewaltiger Steigerung mit dem großen Kampfe um die Existenz und Zukunft des von ihm geschaffenen Werkes. Es ist eine grimmige Jahrhundertfeier, die uns das Schicksal diktiert. Aber es ist in seinem Geiste, daß sie nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Eisen und Blut gefeiert werden muß. Das bedeutet nicht, daß ein dämonischer Einfluß seines Geistes uns trieb, das Schwert des Eroberers zu ziehen. Er warnte uns vielmehr davor und hat seit 1871, was er durch seine Kraft und Kunst nur irgend vermochte, getan, dem deutschen Volke den Frieden zu bewahren und die schwellenden Fluten zu zerteilen, die es bedrohten. Aber er hat allerdings mit dem ihm eigenen mächtigen Schicksalsgefühle die Rosse und Wagen am Himmel zu schauen vermocht, die einmal kommen mußten, wenn das geschichtliche Leben seine Tiefen auswirkte. Er hat uns vorausgesagt, daß der Krieg von 1870 ein Kinderspiel gegen den nächsten Krieg sein würde, daß dieser unter sehr viel kom-

plizierteren und gefährlicheren Verhältnissen als damals wahrscheinlich werde auszukämpfen sein. Als er in der Nacht vor seinem Tode zu Gott für Deutschland betete, mag er vielleicht an eine solche Prüfung, wie sie nun über uns gekommen ist, gedacht haben. Wir enthalten uns der müßigen Klage, daß er heute nicht mehr unter uns ist und uns leiten und beraten kann. Wir handeln in seinem Geiste, wenn wir denselben Gott anrufen, den er anrief, und mit jenem freien und selbständigen Heldentume, das ihn zum Siege führte, unsere eigene Sache austragen. Prometheus ist uns entrissen, aber der prometheische Funke ist uns geblieben, und von ihm durchglüht führen wir diesen Krieg. Und wenn wir uns heute fragen, ob und wieweit das heutige Deutschland sich noch rühmen dürfe, das Deutschland Bismarcks zu sein, so haben wir diese Frage auch mit jenem ganz freien und stolzen Sinne zu beantworten, in dem er sich mit dem Deutschland und Preußen seiner Vorgänger auseinandergesetzt hat. Er hat es getan mit Kritik und Pietät zugleich, als kühner Zerbrecher entseelter Konventionen, als Träger und Beleber der wahren und großen Traditionen. Das neue Deutschland ist nicht mehr schlechthin das Deutschland Bismarcks, und wer an dem Buchstaben seiner Worte haftet, könnte bald meinen, daß wir von seinen gesunden Wegen abgewichen seien, bald aber auch ihm den Vorwurf machen, daß er wesentliche Züge der Entwicklung unrichtig und kurzsichtig beurteilt habe. Möchte uns, indem wir sein und unser Tun und Denken miteinander vergleichen, das Auge ebenso hell und ungetrübt sein, wie die Hand derer fest, die heute an Bismarcks und Moltkes statt unser Schwert führen. Freilich werden wir uns der Schranken unserer Erkenntnis bewußt bleiben müssen.

Die Politik, so hat Bismarck in seinen letzten Jahren einmal gesagt, ähnelt der Forstwirtschaft. „Wir ernten, was wir nicht gesät haben; und wir säen was wir nicht ernten werden." Ein General am Abend der Schlacht, die er gewonnen habe, sei in besserer Lage als der Staatsmann, der, so lange er lebe,

im Zweifel über die eigenen Leistungen und Erfolge bleibe. Dies Wort trifft wunderbar unsere heutige Lage. Unserer bisher erfochtenen Siege im Felde sind wir sicher und froh, aber sind wir dessen so ganz unbedingt sicher, daß unsere äußeren und inneren politischen Wege, die uns seit Bismarcks Abgang leiteten, so und nicht anders laufen mußten? Freilich, Bismarck war bescheiden und vorsichtig genug, dieselbe skeptische Frage auch an seine eigene Politik zu richten. Streng genommen, gehören Jahrhunderte dazu, um Wert und Wirkung großer politischer Leistungen ganz sicher abzuwägen. Aber es gibt ein unmittelbares Lebensgefühl, das nicht so leicht irregeht in der Einschätzung der dominierenden politischen Kräfte, und von ihm geleitet, spüren wir heute, wie tief die Fundamente der Bismarckschen Reichsgründung in unser Dasein hinabreichen. Was ist es, was ihre Stärke ausmacht?

Unsere Gegner behaupten, es sei die Vorherrschaft Preußens und des preußischen Militarismus im Reiche, und Bismarck habe Deutschland zur preußischen Provinz und zu einer disziplinierten Kaserne gemacht. Sie können sich auf manche Urteile und Klagen berufen, die in den letzten Jahrzehnten in unserem eigenen Lande laut geworden sind. Sie gründeten darauf ihre Hoffnung, daß unser Staatswesen von tiefen Rissen und Fugen durchzogen sei, die eine äußerliche Klammer mechanisch zusammenhalte. Deutschland besiegen, so bildeten sie sich ein, hieße Deutschland befreien von der preußischen Zwangsgewalt. Dieser Krieg hat die Probe aufs Exempel geliefert. Er hat gezeigt, daß das, was dem Auge der Fremden als Riß und Spalt erschien, in Wahrheit Wachstumserscheinung eines sich dehnenden und entwickelnden Organismus war, Regung mannigfaltiger Kräfte in ihm, die nicht gleich in das richtige Verhältnis sich setzen können, sich aber sofort energisch zusammenschließen, wenn eine äußere Gefahr sie bedroht. Das ist die „Kohäsionsfähigkeit", die Bismarck dem deutschen Staats- und Volksleben geben wollte und gegeben hat, als er ihm die merkwürdige und anscheinend höchst widerspruchsvolle Reichs-

verfassung gab. Als ein ganz offenbarer Widerspruch erschien es, daß Bismarck dem streng unitarischen und ganz demokratisch gewählten Reichstage den dem alten Bundestage nachgebildeten Bundesrat gegenüberstellte und dieses Organ der partikularistischen Gewalten zum Organ der Souveränität des Reiches erhob. Als ein versteckterer, aber fast noch empfindlicherer Widerspruch konnte es im Laufe der Zeit aufgefaßt werden, daß die wahre Macht im Reiche nicht beim föderalistischen Bundesrate, noch weniger beim unitarischen Reichstage, sondern beim preußischen Königtume und seinen unmittelbaren Organen, dem Reichskanzler und den preußischen Ministern beruhte, wobei es dann selbst wieder zwischen Reichskanzler und preußischen Ministern oft genug klaffen konnte. Also, so konnte es scheinen, ein Herrschaftsstaat mit dem Fassadenschmuck des Gemeinwesens, und Kern wie Fassade dabei in sich wieder durchzogen von Widersprüchen. Nun, wer die letzten Monate mit ihrem wundervollen spontanen Zusammenwirken aller Staats- und Volkskräfte im Reich erlebt hat, möchte es eher ein einziges großartiges Gemeinwesen in den äußeren Formen des Herrschaftsstaates nennen. Aber auch das trifft das Wesen dessen, was Bismarck schuf und heute ohne Bismarck seine Lebenskraft bewährt, noch nicht. Man kann vom Reiche sagen, was Goethe von der Natur sagte: Es hat weder Kern noch Schale, und was außen ist, ist auch innen: Herrschaftsgedanke und Gemeinschaftsgedanke, Preußen und Deutschland, Einzelstaaten und Gesamtnation wirken im Reiche ebensowohl gegen- wie ineinander. Sie können auseinandertreten, aber können einander nicht entbehren, und jede ernste Krisis führt sie wieder zusammen. Ihr Zusammenwirken ist im gewöhnlichen Laufe der Dinge gewiß nicht immer ideal, und insbesondere hat Bismarck noch zwischen Preußen und Deutschland einige vielleicht überflüssige Reibungsflächen gelassen, weil er den Kräften des neuen Deutschlands doch wohl noch nicht so ganz vertraute. Aber er hat zugleich allen verfassungsmäßigen Gewalten soviel Spielraum und Elastizität gegeben, daß es zur völligen

Vergewaltigung der einen durch die andern nie kommen konnte. Am vollkommensten gelang es ihm, das Verhältnis zwischen Einzelstaaten und Reich zu regulieren. Es war eine geniale und erstaunliche Leistung, den deutschen Territorialstaat, der von der Stunde seiner Entstehung an der natürliche Gegner einer starken Reichsgewalt war und sein mußte, so einzubauen in das neue Reich, daß er aus eigenstem Interesse es nun mittragen und erhalten muß. Hat er diese Wandlung noch zu seinen Lebzeiten freudig anerkennen können, so hat die weitere Entwicklung sie nur noch vertieft. Bei dem ersten Versuche zur preußisch-deutschen Reichsgründung 1849 war der Gegensatz zwischen einzelstaatlichen und Reichsinteressen fast nirgend schärfer gewesen, als in den Fragen des Reichskriegswesens und Reichsfinanzwesens. Gerade diese Fragen wurden durch Bismarck zu Klammern, die Einzelstaaten und Reich aufs festeste zusammenhalten. Das immer wieder sich erneuernde Bedürfnis nach Erschließung neuer Finanzquellen für das Reich und nach Steigerung seiner Wehrkraft bildet seit Bismarck gleichsam immer wieder neue Knotenpunkte des inneren Reichslebens, immer wieder neue Verständigung und Verschmelzung der einzelstaatlichen Interessen mit dem Reiche. Mag auch im Reichsfinanzwesen eine ganz vollkommene Verschmelzung und Ausgleichung immer noch nicht geglückt sein, so ist doch der Trieb zu ihr hin dem Leben des Reiches tief eingesenkt.

Schon unter Bismarck und erst recht nach Bismarck hat noch ein zweites großes Moment das Verhältnis der Einzelstaaten zum Reiche regulierend und ausgleichend beeinflußt — nichts anderes, als die mächtige Entfaltung unserer gesamten Kultur und Wirtschaft. Sie stellte dem Staate eine Fülle neuer Arbeit und Aufgaben, die nur durch eine ausgedehnte Arbeitsteilung zwischen Reich und Einzelstaaten und wiederum zwischen Staat und Selbstverwaltungs-Körperschaften bewältigt werden können. So strotzt nun jede dieser Gewalten von Lebensblut und Tatendrang, und sie können in ihren eigensten Sphären

Ehrgeiz und Energie so reichlich befriedigen, daß sie nicht überzugreifen brauchen in das Gehege der anderen. Was verschlägt es nun, daß die wahre Initiative im Reiche nicht vom Bundesrate, sondern von der in den Reichsämtern verkörperten Reichsleitung geübt wird. Die Einzelstaaten wurden in Wahrheit dadurch entlastet und stärker konzentriert auf die Pflege der ihnen bleibenden und immer noch wachsenden Aufgaben.

Nicht so vollkommen ist die Synthese von Herrschaftsstaat und Gemeinwesen im Verhältnis zwischen Reichsregierung und Reichstag gelungen. Bismarck war schwer enttäuscht durch die Entwicklung, die der Reichstag nahm. Er hatte sich ihn als „Brennpunkt des nationalen Lebens" vorgestellt und auf konstante Majoritäten in ihm gehofft, die der Reichsregierung zugleich als Stütze und als Korrektiv etwaiger bureaukratischer und absolutistischer Gelüste dienen sollten. Aber die Majorität, mit der er in den 70er Jahren zu arbeiten begonnen hatte, stand seinen innersten Neigungen fern und entwickelte parlamentarische Herrschaftsansprüche, die er nicht dulden wollte. Er zerbrach sie, aber es wurde nicht besser damit, denn durch Kulturkampf und Wirtschaftsreform wurden die Parteien so zerklüftet, daß er die Stütze, die er brauchte, nicht mehr fand und nun in zornigem Schmerze den Loki des Parteihaders als den bösen Feind des neuen Reiches anklagte. Er schob die Schuld auf den nachwirkenden Geist der Theorien und Doktrinen und erhoffte eine Heilung des Parteilebens von dem Eindringen der realen wirtschaftlichen Interessen. Aber dies Gegengift, das er sich wünschte, drohte schon unter ihm und erst recht nach seiner Zeit zum eigentlichen und schlimmsten Gifte zu werden. Es entzündete nicht nur die Leidenschaften des Klassenkampfes der Sozialdemokratie gegen die bürgerliche Gesellschaft, sondern zerriß auch diese selbst in Gruppen, die sich mit rücksichtslosem Interessenegoismus durchzusetzen versuchten. Es war gewiß nicht Bismarck allein, der den Anstoß zu dieser materialistischen Umbildung der

Parteien gab. Sie mußte erfolgen, weil alle erwerbenden Stände in Mitleidenschaft gerieten durch den Sturm und Drang der neuen wirtschaftlichen Entwicklungen, und wurde so zu einer neuen, nicht gerade holden Sturm- und Drangperiode der deutschen Parteigeschichte. Aber wie unendlich schwer ist es doch, zu einem unparteiischen historischen Urteile über deutsche Parteigeschichte sich zu erheben. Selbst dem außer den Parteien Stehenden will es nicht so leicht gelingen, und man darf auch von Bismarck, ohne seine Größe zu beeinträchtigen, behaupten, daß er es nicht vermocht hat. Er, der den Parteien seiner Alterszeit vorwarf, daß sie den doktrinären Geist der dreißiger Jahre noch nicht überwunden hätten, hat selber diesem doktrinären Geiste noch einen Tribut entrichtet, als er die Parteien schlecht und recht in staatsverneinende und staatsbejahende einteilte und entsprechend behandelte. Das war, wenn man historisch hinhört, der schroffe Dualismus von gut und schlecht, mit dem man in den Anfängen des politischen Lebens operiert hatte, mit dem die vormärzlichen Parteien sich gegenseitig das Lebensrecht abgesprochen hatten. Bismarck übte freilich diesen Dualismus in anderem Geiste als die ideologischen Politiker seiner Jugendzeit. Er nannte staatsbejahend diejenigen, die seine jeweiligen Ziele förderten, und staatsverneinend die, die sie hemmten, und war deswegen bereit und imstande, dem Wandel der Dinge Rechnung zu tragen und Parteien, die er früher bekämpft, aus der Klasse „schlecht" in die Klasse „gut" zu versetzen, wenn sie ihm nützlich wurden. Aber er war nicht so leicht imstande, das relative Lebensrecht auch der ihm feindlichen Parteien anzuerkennen. Er hat von der Sozialdemokratie wohl 1884 das großherzig unbefangene Wort sagen können, daß sie ein Menetekel für die besitzenden Klassen sei und daß ohne sie die mäßigen Fortschritte in der Sozialreform, die wir überhaupt gemacht hätten, noch nicht existieren würden. Aber er hat sich im Jahre 1890 zu dem harten Urteile hinreißen lassen, daß er die Sozialdemokraten nicht zu den Deutschen rechne,

und hat in den letzten Monaten seiner Amtsführung Pläne erwogen, die dieser Gesinnung entsprachen.

Er glaubte, eine heilige Pflicht für Staat und Vaterland zu üben, wenn er sie hegte, weil er der Ansicht war, daß die sozialistische Bewegung in Deutschland unfehlbar zu einem blutigen Kataklysmus führen werde. Die Entwicklung der Dinge im neuen Deutschland hat ihm nicht recht gegeben, und die Katastrophentheorie des älteren Geschlechtes, die nicht nur einem Karl Marx, sondern auch einem Bismarck das Auge trüben konnte, ist zu unserem Heile durch die Ereignisse der letzten Monate endgiltig widerlegt worden. Die verbindende und versöhnende Kraft eines großen Staats- und Nationaldaseins hat in der Stille und Tiefe den Riß zu überbrücken begonnen, den die stürmische Entwicklung der modernen wirtschaftlichen und sozialen Mächte in die Nation gebracht hatte. Der jugendlich unreifen und leidenschaftlichen Sturm- und Drangperiode der deutschen Parteigeschichte kann nun vielleicht die Periode der männlichen Reife folgen, wo alle Parteien auf dem Boden der großen Staats- und Nationalnotwendigkeiten sich finden und die Überlebsel älterer Verbitterungen allmählich zusammenschmelzen.

Einem solchen Zustande strebten ja schon Bismarcks heißeste Wünsche zu. Er wollte ihn schier erzwingen und die Parteien erziehen, pressen und modeln durch die Macht seines Eigenwillens. Das konnte nicht glücken, aber seinem Werke gelang, was seinem Willen nicht gelang. Indem es lebendig sich entfaltete und wirkte, indem es die Widerstrebenden an sich zog und innerlich gewann, hat es die schwerste seiner Altersorgen, daß eine europäische Krisis uns uneinig und zerrissen finden würde, entkräftet. Und nicht nur sein Werk, sondern auch das Vorbild seiner Persönlichkeit hat in der Stille gewirkt. Er war doch der Erste in Deutschland, der in großem Stile es uns vorgemacht hat, Dogmen und Vorurteile der Parteien abzustreifen, immer wieder einzutauchen in den Strom der Erfahrung und sich durch ihn zu verjüngen. Er

hat uns gezeigt, daß die Sorge für den konkreten Staat, wie er ist, Hand und Geist freier macht für schöpferische Arbeit, als die Sorge für den Staat, wie er nach der Theorie sein soll. So hat er uns die Freude und den Schwung des Umlernens und Neulernens vorgelebt, von den Tagen an, wo er sich mit Adlerflug über die Ideenwelt seiner konservativen Freunde erhob, bis zu den Zeiten hin, wo er mit schöpferischer Originalität die neuen Formen der Sozial- und Wirtschaftspolitik schuf.

Die kaiserliche Botschaft von 1881 leitete eine neue Epoche des inneren Staatslebens ein, allein schon durch den Geist, in dem hier Aufgaben angepackt wurden, die noch kein Staat gelöst hatte. Es war zunächst ein Geist der Vorurteilslosigkeit. In denselben Jahren, in denen Bismarck die harte Hand des Ausnahmegesetzes auf die Sozialdemokratie legte, nahm er einen Teil ihrer Forderungen auf und scheute nicht den Vorwurf, daß er dadurch einem allgemeinen Sozialismus vorarbeite. Es war ganz groß von ihm, daß er nicht auf eine ängstliche Dosierung dieser Zugeständnisse bedacht war. „Ich weiß selbst noch nicht," erklärte er 1882 im Reichstage ganz ruhig, „wieviel Tropfen sozialen Öles wir dem Staate noch beizusetzen genötigt sein werden." Es war weiter ein Geist der wagenden Kühnheit. Er scheute nicht die Gefahr des Irrens und den Vorwurf des Experimentierens. Er verbesserte ohne Säumen durch neue Experimente das erste minder geglückte und begann so den gewaltigen Bau der sozialen Versicherungsgesetzgebung mit mancherlei unbehauenen und ungefügen Blöcken. Aber das wurde nun insgesamt der Geist der modernen Gesetzgebung in Deutschland, daß sie von Aufgabe zu Aufgabe stürmt, unbekümmert um das klassische Ideal der älteren Legislatoren Notdächer baut und Risse stopft und heute umwirft, was sie gestern geschaffen hat, um nur mit dem drängenden und stoßenden Leben von heute Schritt zu halten. „Es ist kurz gesagt", so hat es der Jurist Ernst Landsberg neuerdings ausgedrückt, „der Geist der technischen und natur-

rechtlich unbegrenzten Möglichkeiten, der heute unsere Gesetzgebung beherrscht." Können wir noch zweifeln, was er uns heute bedeutet? Es ist, als ob das Schicksal ihn gerade in unserem Lande zur Entfaltung gebracht hat, um die unerhörte Lage, in die wir heute durch den Kampf gegen drei Weltmächte gedrängt worden sind, beherrschen zu können. Man hat uns abgesperrt fast von der ganzen Welt, man hat unserer Industrie die Einfuhr der Rohstoffe und die Ausfuhr der Produkte, unserem ganzen Volke aber die bisher unentbehrliche Zufuhr von Nahrungsmitteln abgeschnitten. Aber wir sind Herren unseres Schicksals geworden und haben einen Umbau unserer Wirtschaft und wirtschaftlichen Gesetzgebung vollzogen, den wir entschlossen noch höher türmen würden, wenn es die Not verlangte. Wir lassen uns nicht dadurch abschrecken, daß dies und das sich nicht gleich zum Ganzen fügen will; wir fürchten auch nicht die unabsehbaren Konsequenzen, die diese ungeahnten Eingriffe des Staates in das private Dasein noch einmal haben könnten. Aber indem wir uns auf den Ursprung dieser Dinge besinnen, dürfen wir gehobenen Mutes uns sagen, daß Bismarcks Geist in unserer heutigen Kriegswirtschaft lebt.

Wir sind auch nicht an Bismarcks Buchstaben haften geblieben. Seine Sozialreform, so großartig und originell sie im Kerne war, hatte noch gewisse Schranken und Befangenheiten, die das nachbismarcksche Deutschland abzustreifen begonnen hat. Wohl hat er die soziale Fürsorge des Staates für die wirtschaftlich Schwachen auf das große und wichtige Prinzip begründet, daß der Arbeiter sie als ein ihm gebührendes Recht, nicht als eine Wohltat der Armenpflege zu erwarten habe. Aber er hat auch hier nicht ganz einen jener älteren Dualismen staatlichen Denkens zu überwinden vermocht, die aus den Zeiten der scharfen Trennungen zwischen Staat und Volk, Regierenden und Regierten stammen. Er sah in dem Staate und abermals dem Staate die Macht, die pflichtgemäß für den wirtschaftlich Schwachen zu sorgen habe, dadurch in ihm das Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglich-

keit erwecken und wiederum dadurch auch ihre eigene Stärke erhöhen werde. Er hat nicht genug die Kräfte der Selbsthilfe, der Mitarbeit und eigenen Verantwortlichkeit des Arbeiters gewürdigt, ohne die eine umfassende und tiefe Sozialreform nicht gelingen kann. Oder er hat sie doch nur auf einem unrichtigen Gebiete, wo sie mehr schaden als nützen konnten, anerkannt, indem er dem Arbeiter die unbegrenzte Ausbeutung seiner Arbeitskraft und Arbeitszeit sichern wollte und ihn dadurch freilich mehr zum Objekte als zum Subjekte dieser Ausbeutung zu machen drohte. So wurde hier das Jahr 1890 und Bismarcks Kampf mit dem jungen Kaiser um die Grundsätze des Arbeiterschutzes zu einer Scheide der Zeiten. Auch die neue, seitdem einsetzende Ära sozialpolitischer Gesetzgebung hat ihre Rückschläge gehabt und ist die Reste des älteren Mißtrauens der Regierenden gegen die Regierten nicht ganz los geworden. Nun stehen wir abermals nach 25 Jahren auf einer Scheide der Zeiten. Der große Bau der deutschen Gewerkschaftsorganisation, bisher schier eine Kampfesorganisation der Arbeiter gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft, will sich jetzt einfügen in das große nationale Gemeinwesen, zu dem Staat und Nation nunmehr endgiltig zusammenwachsen müssen. Schon haben die Gewerkschaften mitgewirkt an dem Umbau der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft. Nun hoffen wir, daß aus dieser Kriegswirtschaft die Friedensverfassung der deutschen Arbeiterschaft erblühe. Die Reichsverfassung Bismarcks hat den Sondergeist des deutschen Territorialstaats überwunden, indem er die früheren Feinde der Einheit zur Gemeinschaft der Träger der Einheit erhob. Die Arbeitsverfassung des kommenden Deutschlands hat ihrem Beispiel zu folgen und durch den Gemeinschaftsgedanken den Sondergeist der Arbeiterschaft zu überwinden.

Es gilt hier wie überall. Bismarcks Schöpfungen waren Schöpfungen ihrer Zeit, Menschenwerk, nicht schlechthin vollkommen, mit diesen und jenen Überlebseln behaftet. Aber es strömt von ihnen eine zeugende Kraft aus, es sind unend-

lich fruchtbare Grundideen in ihnen lebendig, denen er nur gleichsam die ersten vorläufigen Formen gab, aber Formen, die der Erweiterung und Umbildung fähig sind. Vielleicht schärft der heutige Moment unser Auge auch für das Wesen seiner vielumstrittenen Wirtschaftspolitik, für ihre Stärken wie für ihre Schwächen. Er fand wie auf sozialem, so auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine extrem manchesterliche Lehre und Praxis vor, der er zum Teil ebenso extreme Grundsätze entgegensetzte. Er fand, daß das kosmopolitische Interesse des Kaufmanns zu übermäßiger Geltung gelangt sei, des Kaufmanns, der am liebsten alles, was bei uns gebraucht wird, aus dem Auslande kaufe und am liebsten alles, was bei uns im Inlande produziert wird, nach dem Auslande ausführe. So sind wir, sagte er 1879 im Reichstage, durch die weitgeöffneten Tore unserer Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Überproduktion des Auslandes geworden. Er fand insbesondere die deutsche Landwirtschaft in Gefahr, dadurch erdrückt zu werden. In welcher Gefahr würden wir heute schweben, wenn er dies damals hätte geschehen lassen? Wir würden wehrlos unseren Feinden ausgeliefert sein, wenn unsere Landwirtschaft uns nicht mehr zu ernähren vermöchte. Unsere politische Unabhängigkeit beruht auf demjenigen Grade von wirtschaftlicher Unabhängigkeit, den ein moderner Industriestaat des alten Kontinents überhaupt noch festzuhalten vermag. Bismarcks Meinung, daß blühende Landwirtschaft und blühende Industrie bei uns sich gegenseitig bedingen, daß der innere Markt und die innere Kaufkraft für uns wichtiger sei als die Aufsuchung neuer Exportmärkte, gilt auch für unsere heutige Industrie, die durch den Krieg zusammengebrochen wäre, wenn sie nicht die Reserven des inländischen Absatzes und die Möglichkeit, sich auf die inländischen Bedürfnisse umzustellen, hätte. Als Bismarck sein Wirtschaftsideal einer möglichst hohen nationalen Autarkie sich bildete, hat er die heutige Lage, in der sie unsere Rettung bedeutet, noch nicht ahnen und übersehen können. Und doch ist es aus einem tiefen machtpolitischen

Instinkte geschaffen worden. Das zusammengepreßte, rings von Feinden und Neidern umgebene Deutschland muß aus sich selbst herausholen, was es nur irgend vermag, und der deutsche Nationalstaat muß rationeller und bewußter als andere Staaten die Quellen seiner Kraft in sich selbst entwickeln.

Wie aber ist diese Zusammenziehung in uns selbst vereinbar mit den Aufgaben der Weltwirtschaft und Weltpolitik, die uns die Entwicklung der Dinge seit Bismarck mit elementarer Gewalt aufgedrängt hat? Und wieweit kann uns Bismarck auch für diese als Führer noch gelten? Man kann nicht leugnen, daß ihm jene politische Phantasie eines Friedrich List fehlte, die das nationale Leben gern in seine weitesten Zukunftsperspektiven verfolgte. Er erfaßte das Heute und das Morgen, das dem Heute folgt, mit schlechthin unvergleichlicher Schärfe, aber er wies es von sich, das Heute in den Dienst des geahnten Übermorgen zu stellen. Er war nicht gleichgültig gegen den Export unserer Industrie in ausländische Absatzgebiete, er förderte den Verkehr mit den exotischen Gebieten durch die Subventionen der Reichspostdampfer. Er sah in der Exportindustrie ein Mittel, die Auswanderung, die in den 70er und 80er Jahren noch recht stark war, zu hindern. Er verlangte schon 1871 von den Gesandten, daß sie mehr als in früheren Zeiten sich derjenigen Tätigkeit annehmen sollten, die man gewöhnlich den Konsulaten zuschiebe, und hat in seinen letzten Jahren auch, wenn uns recht berichtet wird, schon von der „Weltpolitik" gesprochen, in der Deutschland seit 1871 mitten inne stehe. „Der Krieg der Zukunft", soll er zu Bucher geäußert haben, „ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf ums Dasein im großen. Mögen meine Nachfolger dies immer im Auge behalten und dafür sorgen, daß, wenn dieser Kampf kommt, wir gerüstet sind." Für die Verteidigungswaffen dieser Rüstung hat er in großartigster Weise gesorgt. Seine nationale Wirtschaftspolitik war, so sahen wir, ein Stück dieser Rüstung, das jetzt zur Bürgschaft unserer Rettung geworden ist. Merklich anders aber steht es mit den Angriffswaffen

weltwirtschaftlicher Rüstung. Daß Deutschland den wirtschaftlichen Vorsprung Englands je werde einholen können, hat er nicht glauben wollen. „Die Frage eines großen Exporthandels", sagte er 1879 im Reichstage, „ist immer eine außerordentlich prekäre; neue Länder zu entdecken, gibt es nicht mehr, der Erdball ist umschifft, und wir können kauffähige Nationen von irgendwelcher erheblichen Ausdehnung, an die wir exportieren können, nicht mehr finden." Über seine Kolonialpolitik aber hat er zehn Jahre später geurteilt: „Ich bin kein Kolonialmensch von Hause aus gewesen; ich habe gerechte Bedenken gehabt, und nur der Druck der öffentlichen Meinung, der Druck der Mehrheit hat mich bestimmt, zu kapitulieren und mich unterzuordnen." Was er hier übertrieben scharf ausdrückte, ist im Kerne nicht zu bezweifeln. Der Entschluß, deutsche Kolonien zu gründen, entsprang nicht dem Zentrum seines Wollens. Es ist der erste und einzige seiner großen Entschlüsse, von dem man dies sagen kann, und darum historisch und psychologisch so überaus merkwürdig. Wenn der einst so Unbeugsame hier einem fremden Willen nachgab, so mag die Erwägung, daß dieses neue nationale Treibmittel seinem Kampfe gegen die inneren Oppositionsparteien zu Hilfe kommen könne, wohl mitgespielt haben. Aber auch ein höherer Grund fehlte nicht. Es war das junge emporsprießende und in die Welt hinausdrängende Deutschland, dem er nachgab. Es war einer jener seltenen Fälle, wo die ältere Generation das Recht der jüngeren Generation großherzig anerkennt, nicht eigentlich aus Überzeugung, sondern aus Respekt vor ihrer Lebenskraft. Es galt, so sagte er 1885, ein Tor zu öffnen für den Überschuß von Kraftgefühl, Unternehmungsgeist und Entdeckungsgeist, den die deutsche Nation in sich verspürt. Es war recht eigentlich der Anfang unserer Weltpolitik, die uns aus dem kontinentalen Dasein der Bismarckschen Ära hinausgeführt hat. Es war die Kraft und der Lebenstrieb des deutschen Volkes, der diese Weltpolitik begonnen hat unter Bismarcks Ägide, wie ein kühner Jüngling die ersten Schritte

auf eigener Bahn noch mit dem Rate eines klugen Vaters beginnt, der es weiß, daß man den Geist wehen lassen muß, wie er will. Bismarck fühlte die Pflicht gegen die nach ihm Kommenden. Ich fragte mich, erklärte er 1889, ob wir in 10—20 Jahren nicht vielleicht bereuen würden, die uns gebotenen kolonialen Besitztitel verschmäht zu haben. Und er half sie zu sichern und den Gewinn unter Dach und Fach zu bringen, indem er die höchsten Künste seiner Diplomatie noch einmal spielen ließ. Es war ein Meisterstück, wie er ohne jedes Machtmittel zur See Englands Widerstreben und Mißgunst zum Schweigen brachte, indem er die kontinentalen Machtwerte, über die Deutschland allein verfügte, in überseeische Machtwerte zu übersetzen verstand. Englands Nöte mit Rußland wegen Zentralasiens und Englands Nöte mit Frankreich wegen Ägyptens wurden so geschickt von ihm mit den Trümpfen, die Deutschland in Europa auszuspielen hatte, verknotet, daß England vorzog, Deutschlands Begehren nach kolonialen Brosamen zu befriedigen. So und nicht anders mußte damals Deutschland beginnen, überseeische Macht zu werden; es mußte sich hineinlisten und -schleichen in die Fugen, die England noch offen gelassen hatte, es wurde Kolonialmacht zwar nicht durch Englands Gunst, aber durch Englands erpreßte Zulassung. Aber konnte auf diesem Wege der deutsche Kolonialbesitz mehr werden, als eine Art überseeische Villeggiatur, die dem heimischen Hauswesen ein paar interessante Gewächse liefert, aber bedeutungslos ist für sein täglich Brot? Hier, darf man urteilen, versagte doch Bismarcks politische Phantasie. Er hat den kolonialen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, er hat sich noch nicht vorstellen können, daß Kolonien einmal eine der großen Existenznotwendigkeiten für Deutschland werden könnten. Ihm erschien es auf absehbare Zeit als eine Abenteuerlichkeit, das ganze Gewicht der Macht und das Schwert in die Wagschale zu werfen für koloniale Ziele. Sein Blick ging noch nicht über die englische Mauer, die durch die Welt gebaut ist, hinaus. Wir wollen, erklärte er

1889 im Reichstage, in kolonialen Bestrebungen nicht weiter vorgehen, als wir uns mit England zu verständigen imstande sein werden. Unmöglich kann, sagte er andermal in engerem Kreise, Deutschland Kolonialpolitik treiben, wenn es sowohl England als Frankreich zu Gegnern hat. Wie hätte er freilich, wird man einwenden, damals wagen dürfen, ernstlich mit England anzubinden, wo Deutschland zur See noch ganz wehrlos war gegen England. Aber Bismarck hat auch nicht an die Zukunftsmöglichkeit denken wollen, daß Deutschland noch einmal mit England zur See es aufnehmen könne. Wohl war er der Meinung, daß Deutschland nach und nach seine Flotte vermehren müsse, aus Gründen der nationalen Würde und um den wachsenden Handel zu schützen, aber nicht über die Maße einer Flotte zweiten Ranges hinaus; deswegen war er auch mehr für Kreuzer als für Schlachtschiffe. Wenn wir es auf die Höhe der englischen Seemacht bringen wollten, sagte er 1885, so hätten wir doch immer noch ein Bündnis von England und Frankreich zu fürchten, und die sind vereint immer noch stärker als eine einzelne Macht in Europa je sein kann. Die Gewinnung Helgolands sah er 1890 mit sehr skeptischen Augen an. Es sei ein Phantasiewert, im Falle eines Krieges könne es sogar, wenn es nicht stark befestigt würde, gefährlich werden, denn dann könnten es die Franzosen zu einem bedrohlichen Angriffspunkte machen, während 1870 das neutrale England uns die Sorge für Helgoland abgenommen habe.

Man sieht ganz deutlich, daß er mit einer zukünftigen Gegnerschaft Englands überhaupt nicht rechnete. Das bedeutete keineswegs, daß er meinte, Deutschland müsse allerwegen vor dem mächtigen englischen Vetter zur Seite treten oder gar ihm in großen Krisen Gefolgschaft leisten. Er hat Deutschlands Ehre gegen England genau so eifersüchtig und stolz wahren wollen, wie gegen jede andere Großmacht. Er achtete manches an England, aber er liebte es nicht und beurteilte den Charakter der englischen Politik, wie er war, ist

und sein wird, mit völliger Nüchternheit. Sie gönnen es, bemerkte er 1885, dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß dazu da ist, um gegen Bezahlung Krieg zu führen. Warum auch nicht, spottete er ein andermal. Wenn ich einen großen und starken, dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feinde kämpft, so wäre ich ein Esel, wenn ich es nicht ebenso täte wie die Engländer. Mit größter Aufmerksamkeit hat er das deutsche Staatsschiff stets so gesteuert, daß er nicht in das Kielwasser und Schlepptau Englands geriete. Eine der großen Sorgen, mit der er nach 1890 in die „neue Ära" hineinsah, war, daß der junge Kaiser sich zu tief in die englische Freundschaft verstricken und jenen kontinentalen Degen für sie ziehen möchte, ohne den England nun einmal nie auskommen kann. Sich weder von England mißhandeln, noch von England mißbrauchen zu lassen, war die Summe seiner englischen Politik.

Aber die Voraussetzung derselben war, wie man nun sieht, die stillschweigende Anerkennung der englischen Seeherrschaft. Man wird sich der gewaltigen Wandlung der Dinge bewußt, wenn man sich dies klar macht. Bismarck lebte in einer anderen weltgeschichtlichen Epoche als wir, und als Grenzsteine dieser Epoche erkennen wir nun die Jahre 1815 und 1900. Das Jahrhundert vor 1815 war das Jahrhundert der Begründung der englischen Seeherrschaft im Kampfe gegen den Nebenbuhler Frankreich. Dann folgt das Jahrhundert, das wir vom deutschen Standpunkte aus das Jahrhundert Rankes und Bismarcks nennen können. Die halkyonische Windstille der Restauration, in der Ranke sein Weltbild sich formte, und die Heldenzeit Bismarcks haben das miteinander gemein, daß sie keine neue große Nebenbuhlerschaft Englands kennen und sich darin ergeben, den Dreizack in seiner Hand zu sehen. Das kontinentale Europa und die übrige Welt leben und atmen nebeneinander, nicht unverbunden zwar, aber doch wie zwei Systeme, deren jedes seine Kämpfe in sich ausficht. Aber jede Epoche gebiert aus sich heraus eine neue Epoche und gibt ihr Herzblut ihr mit.

Die neue Macht, die sich in der Mitte Europas erhob, hat ebensowohl durch ihre eigene organische Entfaltung, wie durch die Impulse, die sie den anderen Mächten gab, das Antlitz der Dinge umgestaltet. Nicht Bismarck, aber das Bismarcksche Deutschland wuchs mit der jungen Riesenkraft, die er in ihm freimachte, in die Weltwirtschaft und damit notwendigerweise auch in die Weltpolitik hinein; der Aufstieg Deutschlands zur Macht aber weckte den Ehrgeiz der älteren großen Mächte. Schon in den 70er Jahren begann es unruhig zu werden an den Grenzen der zivilisierten und nichtzivilisierten Welt. Die Ära neuer Expansionen Rußlands in Zentralasien, Englands in der ganzen überseeischen Welt begann, der erste Akt der endgültigen Aufteilung der Welt, in deren Peripetie wir nun stehen. Während die größten Mächte der Welt noch größer zu werden versuchten, als sie schon waren, — sollte und durfte da Deutschland zur Seite stehen? Wenn es jetzt nicht ebenfalls mächtiger wurde, geriet es in Gefahr, in Zukunft wieder in jene Abhängigkeit zurückzusinken, in der der preußische Staat vor Bismarcks Auftreten, trotz aller seiner inneren Tüchtigkeit und Kraft, dahinleben mußte. Als stattliche Macht zweiten Ranges, als saturierter Kontinentalstaat hätte es vielleicht eine Zeitlang als Zünglein der Wage zwischen englischem und russischem Weltsystem, wie es Bismarck in den 80er Jahren uns vormachte, sich noch behaupten können, um doch eines Tages gezwungen zu werden, für das eine oder das andere System zu optieren und dann in eine ähnliche Lage zu geraten, wie Preußen am Schlusse seiner Baseler Neutralitätspolitik im Jahre 1805. Aber es handelte sich für uns auch gar nicht einmal nur um die Behauptung unserer 1871 errungenen Großmachtstellung. Die drängendsten wirtschaftlichen Bedürfnisse trieben uns hinein in die Welt, um unserer Industrie und den durch die Industrie anwachsenden Volksmassen Nahrung, Arbeitsstoff und Absatz der Zukunft zu sichern. Bismarck hat diese mächtige Entfaltung unserer kapitalistischen und industriellen Energien

nicht mehr im vollen Umfange erlebt und hat darum auch nicht die politischen Konsequenzen ziehen können, die wir aus ihr ziehen müssen. Bismarcks europäische Politik war eben noch, wie Marcks es prägnant ausdrückt, „frei von bindenden Weltinteressen". Wir konnten uns nicht mehr wie er damit zufrieden geben, daß England alle Hochstraßen des Weltverkehrs beherrscht und einen Teil unserer Lebensadern zu durchschneiden vermag. Wir wollten auch nicht, wie Bismarck es zuletzt wollte, Konstantinopel den Russen lassen und damit die Pforte zu der natürlichsten Ausdehnungssphäre unserer wirtschaftlichen Kräfte ihnen ausliefern. Damit aber ist unser Verhältnis zu Rußland seit Bismarcks Zeiten von Grund aus gewandelt. Wir gehen nicht mehr nebeneinander her, wie er es wollte und durchführen konnte, sondern wir stoßen hart an hart.

Dennoch wird sich wohl jeder von uns in diesen Monaten im stillen einmal gefragt haben, ob wir nicht doch Unmögliches begehren, wenn wir gegen England und Rußland zugleich uns durchzusetzen versuchen. Bismarck würde ohne Frage entsetzt gewesen sein, wenn er an die Möglichkeit der heutigen Weltgegnerschaft gedacht hätte, er würde im ersten Augenblick entweder an einen unverantwortlichen Leichtsinn, oder an ein namenloses Ungeschick unserer Staatsmänner glauben. Haben wir diese Koalition vermeiden können oder nicht? Diese Frage brennt uns allerdings auf dem Herzen, und sie wird noch spätere Geschlechter ebenso bewegen wie die Frage, ob Friedrich der Große, wenn er geschickter operiert haben würde, den Siebenjährigen Krieg hätte vermeiden können. Man kann — das muß man allen Besserwissern und Dogmatikern heute zurufen — solche gewaltigen Schicksalsprobleme, in denen Hunderte von sichtbaren und unsichtbaren Fäden zusammenlaufen, nie und nimmer mit der exakten Sicherheit des experimentierenden Naturforschers beantworten. Man wird in dem einen Momente der Betrachtung es wohl für möglich halten können, daß ein Bismarck am Ruder der Dinge die Gefahren dieser Koalition hätte umschiffen können, und in dem

anderen Momente wieder die Wucht der generellen Ursachen, die diesen Krieg in dieser Gestalt heraufgeführt haben, so übermächtig finden, daß sie auch einen Bismarck in ihren Bann gezwungen haben würde. Und die unmittelbarste und erste Aufgabe dieses Krieges, diejenige, die den Anstoß zu ihm gegeben hat, würde auch Bismarck uns nicht abgenommen haben, denn er hat selbst auf sie hingewiesen und sie als unumgänglich erklärt. Bereits zu seiner Zeit nagte die panslawistische Flut an den Dämmen des österreichischen Nationalitätenstaates. Um sie zu schützen, war schon er entschlossen, im Notfalle das ganze Gewicht der deutschen Macht für Österreichs Erhaltung gegen Rußland einzusetzen. Wer aber will heute nach den Leistungen der russischen Kriegführung verkennen, daß das Rußland, das heute Österreich und Konstantinopel bedroht, ein anderes, nationaleres und darum leistungsfähigeres und gefährlicheres Rußland ist als das Rußland, das Bismarck kannte und in seine Rechnungen einstellte. Auch er würde diese heute vermutlich revidieren. Etwa dadurch, daß er Rußland nachgäbe und Österreich opferte, um alle Kraft gegen England zu vereinigen, oder umgekehrt dadurch, daß er England nachgäbe, um sich auf Rußland zu werfen? Man braucht die Frage nur zu stellen, um sofort zu erkennen, daß so oder so ein Opfer deutscher Lebensinteressen gebracht worden wäre, — das wir nicht bringen wollen, nicht bringen können, nicht bringen dürfen. Es ist der Geist Bismarcks, der uns verbietet, es zu bringen, und zu dem heroischen Entschlusse drängt, den gewaltigen Kampf gegen Ost und West aufzunehmen, um mit Bismarck zu sprechen, „wie ein starker Bursche, der zwei gute Fäuste zu seiner Verfügung hat, eine Faust für jeden Gegner".

Bismarck bedeutet uns eben heute nicht allein den empirischen Bismarck, der im Sachsenwalde lebte und die Welt seiner Zeit mit durchdringendem Falkenauge überschaute, sondern zugleich ein Prinzip, eine Idee, eine Kraft, die in die Welt eintrat und neue Kräfte zeugte. Er bedeutet für uns,

daß alles Heldisch-Trotzige im deutschen Wesen und alle staatsaufbauende Fähigkeit in ihm und alle unsere tiefe und oft weiche Liebe für Haus und Heimat und angestammtes Fürstenhaus, und schließlich alle deutsche Frömmigkeit gegen den Gott der Väter von ihm vereinigt worden sind zu einer neuen deutschen Lebensform, deren Teile vorher nur gebrochen und zersplittert wirkten, weil unsere Geschichte sie zersplittert hatte, nunmehr aber durch ihn ihren natürlichen und organischen Zusammenschluß gefunden haben. Es sind noch nicht alle Kräfte des deutschen Wesens, die diese Lebensform umschließt, aber es sind die elementarsten und zum Leben nötigsten. Sie umfassen Wurzeln und Kernholz des Baumes, der dann in allerlei grünem Gezweige sich ausbreiten kann. Wir haben doch seit Bismarck eine Entwicklung aller Anlagen und Triebe des deutschen Geistes erlebt, wie sie in dieser Gleichzeitigkeit und Fülle noch nie in unserer Geschichte gewesen ist. Die ordnende und organisierende Kraft und Zucht des preußischen Staats- und Heerwesens, auf der ethischen Wurzel des Pflichtgefühles beruhend, wurde zur allgemeinen Kraft der deutschen Arbeit in Haus und Feld, in Fabrik und Kontor. Nun wurde die Prophezeiung Friedrich Lists und des jungen Treitschke erfüllt, daß der deutsche Kaufmann sich noch einmal die Welt erobern werde. Kaum aber war dadurch die Gefahr aufgetaucht, daß das neue Deutschland nur noch das Deutschland der Beamten und Offiziere, des Kaufmanns, Technikers und Arbeiters sein würde, so lehnte sich auch schon die denkende und träumende Seele Deutschlands dagegen auf, nicht um dies neue Deutschland zu verneinen, sondern um es zu durchdringen mit neuem geistigen Hauche, mit einem modernen Idealismus, der von Bismarck auf Goethe und von Goethe wieder auf Bismarck schaut, von beiden aus aber auch freudig auf das wimmelnde Leben des Tages blickt und mit ernstem Todesmute das uns zugefallene Schicksal tragen hilft.

Dieses Schicksal trägt für uns keine starren und finsteren Züge. Es kam über uns, weil unser Wachstum es herauf-

beschwor. Wie sollten wir da klagen und bangen. Wir fassen es getrost und männlich auf als eine Aufgabe für uns, nicht als ein Verhängnis. Die junge Eiche, die in die Sturmschicht emporwächst, empfängt auch von der mütterlichen Natur die Kraft, sich in ihr zu behaupten. Und das Grab des Helden, der sie pflanzte und in ihrem Schatten ruht, wird nun von dem Gesange der Sturmwinde gefeiert.

Die deutsche Freiheit.

Vortrag, gehalten in Berlin am 18. Mai 1917.

(Aus „Deutsche Freiheit. Fünf Vorträge. Herausgeg. vom Bunde deutscher Gelehrten und Künstler". Gotha, Perthes 1917.)

Wir stehen heute umbrandet von der Feindschaft fast der ganzen Welt da, — aufrecht, trotzig, frei und entschlossen, die deutsche Freiheit bis zum letzten Hauche der Kraft zu verteidigen. Aber von drüben schreit man uns zu: Wir sind die freien Völker, ihr seid das unfreie Volk! Eure Unfreiheit trägt die Verantwortung für diesen entsetzlichen Krieg. Und wir werden euch, nachdem wir die Ursache und den Sitz eurer Unfreiheit zerstört haben, unsere Freiheit, das heißt unsere Demokratie, geben, damit ihr so glücklich und — so unschuldig, so harmlos, so überaus friedensliebend werdet, wie wir es ja doch sind und jeden Tag uns von neuem gegenseitig bezeugen. Präsident Wilson studiert schon eifrig an einem Friedensprogramm, das allen großen und kleinen Völkern das Recht zur Volksregierung gewährleisten will. Also ein Befreiungskrieg, nur daß die paar noch unfreien Völker sich nicht selbst befreien können, sondern zwangsweise durch Weltdekret befreit werden müssen. Man könnte grimmig lachen über diesen blutigen Unsinn, über diese Predigt des Fuchses an die Enten. Aber da es die oft gute, oft schlechte Art des Deutschen ist, den Sinn des Unsinns erforschen zu wollen, so dürfen wir eine ernste Betrachtung nicht scheuen; denn wir fühlen uns durch diesen Krieg in den Grundfesten unseres physischen wie geistigen Lebens bedroht. Alle Lebenstiefen sind vor uns aufgerissen, und nicht eine der Fragen, die der Mensch an sich und die

Welt richtet, gibt es, die wir nicht einer oft erschütternden und umwälzenden Neuprüfung unterziehen müssen.

Sollen wir uns begnügen mit dem stolzen Bewußtsein, daß wir selber uns frei, uns mindestens ebenso frei wie unsere Gegner fühlen? Wir wissen es selber, daß es der höchste Grad der Unfreiheit sein kann, die eigenen Ketten nicht mehr zu empfinden. Und wir wissen ferner — und vielleicht sogar besser als unsere Gegner —, daß die Zustände und Eigenschaften eines Volkes etwas ungeheuer Kompliziertes sind, und daß jede historische Erscheinung immer nur durch den Hintergrund ihres Gegenteils und eines Andersseins, als sie selber ist, sichtbar wird und oft mit diesem Andersseienden in der Wurzel verwachsen ist. Wo Freiheit ist, da ist auch Unfreiheit, — bei uns, wie in aller Welt. Jeder spezifischen Freiheit folgt, so darf man rein soziologisch schon sagen, wie der Schatten dem Lichte, auch eine spezifische Unfreiheit. Und die Freiheit ist überhaupt nichts Festes und Substantielles, sondern Werden und Leben, Handeln und Ringen mit der Unfreiheit. Freiheit ist nicht etwas Gegebenes, sondern etwas Aufgegebenes, immer neu zu Schaffendes, weil immer mit Vernichtung Bedrohtes, und vollendete Freiheit eine wunderartige, seltene Blüte und vielleicht nur der Traum von einer solchen Blüte. Und wenn wir uns fragen, ob es eine deutsche Freiheit und Freiheitsidee gibt, und welchen Inhalt sie hat, so haben wir allen Anlaß, auch immer zugleich nach allen Brechungen und Gefährdungen dieser Freiheit und überhaupt nach aller Unfreiheit unter uns zu fragen. Wir wollen sogar nach dieser zuerst fragen, und zwar nach derjenigen, um die es sich vor allem heute handelt, nach der politischen Unfreiheit.

In unserer eigenen Mitte ist die Meinung ausgesprochen worden, daß das Maß der politischen Unfreiheit bei uns mit unserer Volksart zusammenhänge. Wir seien zu bildsam, zu organisierbar, zu sehr gewohnt, das Gute von oben zu erwarten, und so kämen wir aus dem Dualismus zwischen

Staat und Volk, Gebenden und Empfangenden nicht heraus und könnten die eigentliche Freiheit des in sich ganz einheitlichen, nur vom Volkswillen beherrschten Volksstaates nicht erreichen. Marquis Posa fordere wohl vom Fürsten: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit, — aber daß der Fürst sie geben solle, statt daß das Volk sie sich nehmen solle, sei so ganz spezifisch deutsch empfunden. War das wirklich immer schlechthin deutsche Art? Den Ursprung der englischen Parlamentsfreiheit hat Montesquieu bekanntlich in den Wäldern Germaniens gesehen. Es ist, wenn man die Quellen seiner Meinung kennt, ja viel unhistorisches Romantisieren dabei im Spiele. Aber unhistorische Romantik ist es nicht, von einem deutschen Volkskönigtum der Urzeit und vor allem vom deutschen Genossenschaftsgeist zu sprechen, der von der Urzeit bis heute geblüht hat. Er hat nicht immer gleichmäßig geblüht, er ist Jahrhunderte hindurch gedrückt worden durch den Staat von oben; aber er ist ein so kräftiger und fruchtbarer Trieb deutschen Wesens wie nur irgendeiner, und die strotzende Kraft des älteren deutschen Städtewesens beweist, daß wir selbsttätig und frei uns einzurichten das Zeug hatten und nicht immer nur das politisch Gute von oben erwarteten. Und welche Freude, welchen Drang, uns zusammenzuschließen zu selbstgewählten Verbänden und Gemeinschaften gleichberechtigter Genossen haben wir nicht heute wieder! Selbst in den Entartungen unseres Partei- und Fraktionswesens, über die Bismarck und Bülow so bitter klagen mußten, ist dieser Trieb, aus eigenem Entschlusse mit seinesgleichen fest zusammenzutreten für gemeinwesentliche Ziele, nur eben ins Kraut geschossen. Und unser Bauernstand, Jahrhunderte hindurch gedrückt und der Gemeindefreiheit beraubt, hat in der Luft der ihm wiedergeschenkten Freiheit auch die Fähigkeiten und Kräfte einstiger germanischer Gemeinfreiheit und Genossenschaftlichkeit wiedergefunden. Wie wunderbar berührt wird man immer, wenn man dem großen Bauernbefreier, dem Freiherrn vom Stein begegnet und ihn mit einem

Male aus dem polizierten und bureaukratisierten 18. Jahrhundert herausschreiten sieht! Das Offiziantenvolk stiebt vor ihm auseinander, und der ursprüngliche, unverbildete deutsche Staatsmensch steigt aus den Tiefen unserer Geschichte wieder empor. Es sind ganz wesentlich unsere geschichtlichen Schicksale gewesen, die unsere ursprüngliche Anlage zu politischer Freiheit verkümmert haben. Das deutsche Wesen hat vielerlei politische Entwicklungsmöglichkeiten in sich gehabt, von denen die im Kerne des Volkes zur Wirklichkeit gewordene nur eine neben anderen ist. An den vier Ecken Deutschlands: in der Schweiz, in Holland, in den Baltischen Landen und in Österreich sitzen, zum Teil zu selbständigen Nationen entwickelt, vier aus deutscher Wurzel hervorgegangene Typen von Volkstum, die merklich anders sind wie wir — wir wollen nicht sagen, schlechthin besser sind als wir —, aber die uns zeigen, wieviel ursprüngliche und wertvolle Keime und Säfte deutscher Staatlichkeit wie deutscher Geistigkeit dem deutschen Hauptvolke entzogen oder vermindert worden sind durch den verhängnisvollen Gang seiner Geschichte. Das, Deutscher, lag und liegt auch jetzt noch triebfähig in dir, müssen wir uns sagen, wenn wir uns an den guten Seiten der Schweizer Demokratie heute erfreuen. Ich denke deshalb nicht daran, die Schweizer Demokratie, die auch ihre recht schwachen Seiten hat, zum Muster für uns zu erheben. Denn wir haben unser Schicksal auszuleben und mit unserer Vergangenheit uns auseinanderzusetzen.

Eigene und fremde Sünden haben geschichtlich zusammengewirkt, um unsere politische Freiheit zu verunstalten. Ein Übermaß von Freiheitstrieb, genannt die deutsche Libertät, hat uns seit der Höhe des Mittelalters um unsere staatliche Einheit gebracht und hat uns dafür aufgelöst in einen Schwarm von großen, kleinen und kleinsten Staatsgebilden, in denen nur die frei waren, die an der Spitze standen. In diesem jahrhundertelangen Dahinleben der deutschen Territorialstaaten ist die Idee der patriarchalischen Obrigkeit, später die

des reglementierenden Polizeistaates und ist der Typus des leidsam gehorchenden Untertanen und damit auch des deutschen Philisters entwickelt worden, — so stark, daß wir noch heute die Nachwirkungen und Spuren von beiden unter uns haben. Und der Weg zu neuer künftiger Freiheit ging sogar durch noch größere Unfreiheit. Hier greift nun die zweite, die von außen kommende Ursache, die unsere politischen Freiheitstriebe verkümmert hat, ein. Unsere staatliche Zersplitterung machte uns ohnmächtig gegen das Ausland. Fortan hatte das Ausland ein brennendes Interesse an diesem Zustande und seiner Ursache, der deutschen Libertät. Und je stärker die großen National- und Machtstaaten West- und Osteuropas wurden, um so gefährlicher und verhängnisvoller wurde für Deutschland seine politisch-geographische Lage im Zentrum des Kontinentes. Dieser konzentrische Druck von außen hat uns Jahrhundert hindurch nicht nur um unsere nationale Einheit und Macht, sondern auch um unsere volle politische Freiheit bringen helfen. Um diesen einschnürenden Ring zu sprengen, gab es kein anderes Mittel, als das bittere und harte, die Machtforderung über die Freiheitsforderung zu stellen, mächtig zu werden in Deutschland, das Unkraut der Libertät, nun besonders der ständischen Libertät im einzelnen Territorialstaate, auszurotten, damit aber auch die Keime und Möglichkeiten edlerer politischer Freiheit niederzuhalten. So entstand der straffe preußische Militär- und Beamtenstaat. Wohl konnte er, weil er seiner Macht im Innern sicherer war als der alte Territorialstaat, die konfessionelle Gebundenheit seiner Untertanen lockern und ein höheres Maß von Glaubens- und Denkfreiheit ihnen einräumen. Aber die Städte mußte er noch unfreier, die Untertanen noch gehorsamer und unselbständiger in politischen Dingen machen als bisher. Er leistete dafür zur Abwehr ausländischer Herrschaft über Deutschland, was er mit seinen immer noch recht beschränkten Machtmitteln irgend leisten konnte. Er brach zusammen, als diese Aufgabe über seine Kraft ging, als Napoleon die neuen, westeuropäischen Freiheits-

ideen von 1789 in neue Macht umsetzte und über Deutschland herfiel. Aber währenddem begann schon ein neuer Freiheitstag für Deutschland heraufzudämmern.

Aus den Tiefen der persönlichen Freiheit entstand eine neue, eine deutsche Idee von politischer Freiheit. Ideale der Persönlichkeit, die zuerst in Gleichgültigkeit, vielfach sogar Abneigung gegen den Staat sich entwickelt hatten, schlugen über auf den gesunkenen Staat und begannen ihn mit neuem, freiem Leben zu durchdringen. Das ist das große Wunder unserer Geschichte und die Grundtatsache, ohne die man weder die Stärken noch die Schwächen unserer heutigen politischen Freiheitsideen verstehen kann. In Frankreich und England kamen der moderne Staat und das moderne Individuum beinahe gleichzeitig empor, in England und Nordamerika entwickelten sich persönliche und politische Freiheitsrechte in einer ganz selbstverständlichen, naturwüchsigen Harmonie miteinander. Nicht ganz so naturwüchsig, aber schließlich ebenso selbstverständlich wurde die Harmonie zwischen ihnen, die die Französische Revolution und ihre Nachwirkungen in Frankreich herstellten. Durchweg leben im Westen deshalb Kultur, Individuum und Staat ausgeglichener, reibungsloser miteinander. Das wissen wir sehr wohl und spüren es gerade heute an ihrer satten Selbstzufriedenheit, mit der sie ihren Lebensstandard eines wohlapplanierten demokratischen Individualismus als den einzig möglichen, menschenwürdigen, vernunftgemäßen ansehen. Uns hat es das Schicksal schwerer gemacht, diese Harmonie zu erarbeiten, als wir, schier übergeistig geworden, vor hundert Jahren zum Staate traten, zu einem Staate, dessen Struktur sehr viel straffer und spröder war als der der westlichen Völker. Unsere Ideale vom Zusammenklange persönlicher und politischer Freiheit sind infolgedessen durchschnittlich schwerer zu verwirklichen, reichen aber dafür höher hinauf — und möchten Himmel und Erde umspannen.

So wollte es schon Luther, als er in der „Freiheit des Christenmenschen" die berühmte, so durch und durch deutsch

empfundene Antithese aufstellte: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan, — und: Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan. Das ist, wenn wir es aus der religiösen in die weltliche Sphäre übersetzen, das hohe, das so furchtbar schwere und uns doch nicht loslassende Grundproblem unseres modernen deutschen Lebens, unserer persönlichen und politischen Freiheit geworden. Führen wir es in seiner geschichtlichen Entwicklung uns jetzt vor Augen.

Es waren Kant und Fichte, die den in rein religiöser Isolierung gefaßten Gedanken Luthers in jene menschlich-göttliche Gesinnung umsetzten, die der Lebensodem unserer geistigen Höhezeit wurde. Freiheit heißt, lehrten sie, frei werden von allen Banden der Sinnlichkeit, das Geistige, Gottverwandte in uns zum Herrn machen, sich und sein Handeln bestimmen, sich und sein Leben formen nach der in unseren Tiefen sprechenden, schlechthin unzweideutigen und unabweisbaren Stimme des Gewissens, des Sittengebotes, des überempirischen Ichs. Frei werden heißt den gewöhnlichen Menschen abtun, um eigentlicher Mensch zu werden, heißt ferner aber auch, alte Fesseln abtun, um neue, viel stärker bindende Fesseln dafür sich anlegen zu lassen, heißt unedle mit edler Dienstbarkeit vertauschen. Handle, so verlangt ja der kategorische Imperativ Kants, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Dienen, sich unterordnen dem, was wir als vernünftige allgemeine Gesetzgebung erkannt haben, erniedrigt also nicht, macht nicht unfrei, sondern wahrhaft frei, heißt die Gottheit aufnehmen in seinen Willen. Freiheit und Unfreiheit sehen wir also auch hier miteinander verbunden, aber nicht in trübem Gemenge wie gewöhnlich, sondern untrennbar, ununterscheidbar, in höchster vergeistigter Potenz. Hier tritt sogar eine innere Kontinuität mit dem friderizianischen Staate hervor, denn der strenge Pflichtbegriff Kants weist, wie man oft bemerkt hat, auch auf diesen Boden mit

zurück. Machen wir sogleich eine Nutzanwendung dieser vom Pflichtbegriff durchwachsenen Freiheitsidee auf das politische Gebiet. Man darf sie dann liberal und konservativ zugleich und ebenso individualistisch wie antiindividualistisch nennen. Sie erhebt die innerste Stimme des Individuums zum Richter über das, was als allgemeine Gesetzgebung zu gelten habe, aber sie unterwirft das Handeln des Individuums dann ganz und gar dieser all gemeinen Gesetzgebung. Erkenne ich die vorhandene Gesetzgebung, den vorhandenen Staat, der mich umgibt, aus innerster Überzeugung als vernunftgemäß, als wertvoll an, so bin ich verpflichtet, ihm zu dienen und ihm mich, wenn es erfordert wird, zu opfern. Die patriarchalische Staatsgesinnung der Untertanen konnte damit zur autonom-moralischen Staatsgesinnung frei sich fühlender Menschen umgebildet werden und in der Zeit der preußischen Reform und Erhebung sich großartig auswirken. Und aus der Idee der persönlichen Freiheit, wie sie die idealistische deutsche Philosophie faßte, floß auch nicht nur neue Hingabe an den Staat, sondern auch neue politische Freiheit und Freiheitsforderung. Die Steinsche Städteordnung und Bauernbefreiung und die Verfassungswünsche jener Zeit ruhen auch auf diesem Grunde mit. Durchweg sollte der Staat fortan auf die sittliche Freiheit und Würde des Bürgers und Menschen sich stützen und in allen Institutionen sie anerkennen und zur Geltung bringen. Das ist also der eigentliche Kern unserer modernen politischen Freiheitsidee und zugleich die geistige Rechtfertigung dessen, was die Gegner heute die deutsche Staatsdienstbarkeit nennen; denn sie befreit und bindet ja zugleich. Aber wie namenlos schwer war es, dies hohe Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen gegen die spröde Natur des Militär- und Beamtenstaates, die widerstrebenden Interessen der bevorrechteten Schichten und die Unvollkommenheiten des Durchschnittsmenschen! Auch entbehrten die politischen Freiheitsforderungen, die aus dieser Quelle flossen, eines praktischen Vorzugs, der den westeuropäischen Freiheitsforderungen eigen war. Sie konnten sich nicht so konzentrieren

auf greifbare, gemeinfaßliche, schematisch klare Durchschnittsprogramme, etwa vom Typus des westlichen Parlamentarismus oder der radikalen Demokratie, und konnten deswegen, als die liberale Bewegung in Deutschland dann einsetzte, die populäre Konkurrenz mit ihnen nicht ganz aushalten. Denn die Grundidee der sittlichen Freiheit, der sie entflossen, ließ Spielraum für mancherlei individuell verschiedene Staatsverfassungen, und konnte selbst in den konservativen Quietismus, der das Vorhandene als vernünftig hinnimmt, auslaufen.

Die größere Tiefe dieses deutschen Staats- und Freiheitsgedankens, wie ihn Hegel klassisch formuliert hat, verband sich aber auch dafür mit einem größeren Reichtum, in den nun ebenfalls ganz spezifisch deutsche, sogar uralt deutsche Freiheitsempfindungen einströmten. Denn deutsch, ganz ursprünglich deutsch ist der Sinn und die Liebe für das Individuelle, Sondertümliche, Eigenartige. Es ist vielleicht unser intensivster, durch alles hindurchgehender, selbst unsere ästhetische Empfindung und unsere Kunst färbender und gestaltender Grundzug. Unsere deutscheste Kunst löst niemals das Kunstwerk ganz los von der individuellen Wurzel, aus der es entsprießt, erhebt es niemals ganz in das zeitlose Reich der reinen Schönheit, gibt ihm immer etwas Erdgeschmack mit und liebt mehr die Freiheit des Wachstums als die Freiheit der Formung. Und so allenthalben. Aller unser Partikularismus und unsere Eigenbrödelei hängen damit zusammen, von Anbeginn unserer Geschichte an. Ebenso aber auch alle bunte und farbige Mannigfaltigkeit unserer sozialen Verhältnisse, unserer Stadt- und Dorfbilder, unserer ganzen Kulturentfaltung. Frei sein hieß für uns immer auch das Eigenste und Wurzelhafte in uns und um uns behaupten. Wiederum war es die Höhezeit unseres deutschen Idealismus und der ihr folgenden Romantik, die diesen Sinn für das Individuelle zur herrlichsten Flamme entwickeln und durch sie ein ganz neues Licht über das Leben des einzelnen und über die ganze geschichtliche Welt ausgießen konnte. Die Kantsche Freiheits-

idee und das Individualitätsbedürfnis schmolzen in Wilhelm v. Humboldts berühmtem Freiheitsprotest gegen den Druck des mechanisch gewordenen Wohlfahrtsstaates des 18. Jahrhunderts zusammen. Der wahre Zweck des Menschen, erklärte er, nicht der, welchen die wechselnden Neigungen, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Und das, wonach der Mensch ewig ringen müsse, und was der, welcher auf Menschen wirken wolle, nie aus den Augen verlieren dürfe, sei: Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung. Als John Stuart Mill 1858 seinen Essay über die Freiheit schrieb, stellte er diese Worte Humboldts in den Mittelpunkt seiner eigenen Auffassung und bemerkte dazu, daß nur wenige Personen außerhalb Deutschlands die eigentliche Bedeutung dieser Lehre verständen. Ein klassisches Zeugnis für den bodenständig deutschen Charakter dieses vertieften Individualismus, der mit sonnenverwandtem Auge in die innersten uns erreichbaren Ursprünge des geistigen Lebens sah.

Aber dieser Individualismus Humboldts kehrte sich damals zugleich mit radikaler Entschlossenheit vom Staate, von jedem Staate, der mehr leisten will als Schutz für Recht und Sicherheit, ab. Er hielt echte persönliche und politische Freiheit nur in einem ganz geschwächten und verminderten Staate, im Nachtwächterstaate, für möglich. Auch solche staatsfeindlichen Regungen gehören, wie wir freimütig und stolz bekennen wollen, zum Inbegriffe der deutschen Freiheitsideen, denn diese wollen ja eben die äußersten Enden des Lebens umspannen und müssen es deswegen kühn darauf ankommen lassen, daß die straff gespannten Sehnen auch einmal reißen. Und so möchte ich nun drei Grundtypen deutscher Freiheitsempfindungen gegenüber dem Staate aufstellen, die immer wieder in neuer individueller Lebendigkeit unter uns erschienen sind.

Den ersten, wie wir ihn eben beim jungen Humboldt gesehen und bei Nietzsche wieder erlebt haben, möchte ich die

Freiheit im Gegeneinander nennen. Dabei empfindet man das Eigenste und Individuellste, was man in sich hat, als kostbares, schlechthin unersetzliches Lebensgut. Man empfindet das Andersein zwischen sich und der Umwelt, die Reibungen mit ihr, die Vergewaltigungen von ihr als furchtbaren Riß des Lebens, als quälendes Problem. Man löst es sich, indem man sich aufbäumt gegen die Umwelt und zum Revolutionär, sei es zum bloß theoretischen, sei es zum praktisch-politischen, wird. Dann sieht man im vorhandenen Staate nicht das Quantum Vernunft, das in jedem Staate steckt, sondern nur das Quantum Unvernunft, das auch in jedem Staate steckt. Man will ihn niederreißen und einen schöneren dafür aufbauen oder gar, wenn man ihn sehr haßt, nur eine Attrappe hinstellen.

Eine zweite, ruhigere Freiheit gegenüber dem Staat ist die Freiheit im Nebeneinander. Man empfindet sich dabei weniger vergewaltigt als gehemmt und gestört vom Staate und der Umwelt überhaupt. Man schafft sich eine friedliche Insel freien individuellen Innenlebens, sagt zu ihr mit Mörike: „Du bist Orplid mein Land," und überläßt die unangenehme Außenwelt sich selbst.

Und schließlich diejenige Freiheit, in der die meisten Einzelzüge, die wir beobachteten, einmünden, die Freiheit des Ineinander. Man gibt die eigene Individualität und die eigene Selbstbestimmung nicht auf, aber man fühlt, wie sie umwachsen, genährt und überwölbt ist von anderen höheren Individualitäten, von all den Lebenskreisen, die uns erfüllend und von uns erfüllt umgeben, bis zum Staate und der Nation herauf. Man respektiert auch an ihnen Eigenwert und Ursprünglichkeit. Man hält also den Staat nicht für die Schöpfung willkürlich zwecksetzender und schaffender Individuen, sondern für eine geschichtliche organische Notwendigkeit, die uns im eigenen Staate ganz individuell, unnachahmlich und unersetzlich entgegentritt und unser Verständnis, unsere Liebe, unseren hingebenden Dienst verlangt, damit er leben

könne, so wie wir selbst wollen, daß er lebe. Das schließt unbedingt aus, daß wir den uns geschichtlich gegebenen Staat revolutionär verneinen, das schließt aber keineswegs eine selbst ganz scharf fordernde und einschneidende Reformgesinnung aus und fordert sie sogar in entscheidenden Stunden, wenn neues Leben aus der Nation einströmen will in den Staat. So also, das eigene und das übereigene Leben zusammenlebend aus innerstem Bedürfnis, bleiben wir frei, persönlich und politisch frei, — sei es in der freiherrlichen Gesinnung des Freiherrn vom Stein, sei es in altbäuerlich-germanischer Genossenschaftlichkeit, sei es mit Kant und Fichte schöpfend aus unserem überempirischen Ich, sei es in gläubiger Romantik, sei es in Bismarckscher Verbindung von Vasallentreue und ständischer Unabhängigkeit, sei es schließlich in jener Spannung zwischen trotzig behaupteter Klassengesinnung und aufquellender Vaterlandsgesinnung, wie beim modernen Sozialdemokraten. Keine dieser deutschen Freiheitserscheinungen ist, wie wir sahen, ganz frei von Problematik, und man wird diese Problematik, diese Gefährdungen und Spaltungen der vollen Freiheit und Lebensgemeinschaft von Ich und Staat nicht einmal ganz hinwegwünschen dürfen, um beide vor Einförmigkeit und Erstarrung zu bewahren. Ja, selbst die Freiheiten des Gegeneinander und Nebeneinander dürfen in der Symphonie unseres nationalen Gesamtlebens nie ganz fehlen, damit ein heilsamer Stachel sei, der es antreibe, und damit auch eine stille Hand sei, die auf wunde Gemüter sich lege. Und in den schöpferischsten Geistern unserer Geschichte, bei Luther und Goethe, konnten alle drei Freiheiten: Gegeneinander, Nebeneinander und Ineinander von Ich und Umwelt, sich hervorwagen.

Dies also ist die deutsche Freiheitsidee, — kein Begriff, dessen einzelne Inhalte sich glatt zusammenschließen, sondern eben eine Idee, die sich bewegt, entwickelt, entfaltet und spaltet in viele neue Einzelideen und doch immer wieder aus ihnen neu zusammenwächst. Und will man sie, auch auf

das Wagnis hin, manche Wurzeln dabei abzuschneiden, auf einen möglichst kurzen Ausdruck bringen, so weiß ich keine bessere Formel, als die, welche Troeltsch gegeben hat: Die deutsche Freiheit will Bildungsindividualismus und Staatssozialismus miteinander vereinigen.

Denn reich und tief in alle Lebensgründe soll sich zwar unsere Freiheitsidee verzweigen, aber fest und straff soll sie sich, wenn der Moment es fordert, zusammenfassen. Um praktisch zu werden, muß sie auch etwas von der praktischen Art der westlichen Freiheitsideen annehmen. Um unser Dasein gestalten und schützen zu können, muß sie den Mut haben, sich zu beschränken, zu wählen und zu scheiden und in der Stunde der Gefahr selbst Wertvolles dem Größeren zu opfern, und so erhebt sich nun die zweite Frage, die wir uns zu stellen haben: Welche Freiheitsforderungen strömen uns in diesem Momente aus unserer Freiheitsidee?

Allen voran erfüllt uns heute die eine dringendste: Freiheit für das deutsche Volk in der Welt, Atemraum, Lebensmöglichkeit neben den großen, zu Weltreichen sich zusammenballenden Feindesmächten. Diese Forderung mit ihren Konsequenzen zu begründen, wird Aufgabe des Schlußvortrages sein. Aber eng mit dieser Forderung zusammen hängt heute eine andere, die wir als wahre Freiheitsforderung der falschen und betrügerischen Freiheitsforderung unserer Feinde entgegenstellen. Wie ich es im Eingang schon erwähnte: Den Kampf um Macht und Existenz wollen sie zu einem Kampfe um die Verfassungsformen erweitern und uns ihre demokratische Freiheit aufdrängen. Merkwürdige geschichtliche Erinnerungen ruft diese Absicht wach. Gerade vor hundert Jahren war es schon einmal so, daß uns Europa umstand und uns zurief: Du mußt die und die Verfassungsform haben und darfst die und die nicht haben, damit du ein gesittetes Glied unserer Gemeinschaft bleibst. Das damalige konservative Europa forderte von Preußen, daß es konservativ bleibe und nicht liberal werde, um nicht unruhig und ehr-

geizig zu werden und nach deutscher Führerschaft zu streben. Die heutige demokratische Welt fordert von uns, daß wir demokratisch werden, damit wir — harmlos und ungefährlich werden für sie. Das ist der eigentliche reale Kern ihrer Ideologie, die, wie ich gar nicht leugnen will, zugleich von manchen unserer Feinde ganz ehrlich empfunden sein kann. Damals konnte sich Preußen nicht aufbäumen gegen die Diktatur Europas, weil es zu schwach dazu war. Heute spielt Wilson, historisch gesehen, die Rolle Metternichs, wenn er als Weltpräsident uns seine Normalverfassung aufdrängen will, und die Sünde gegen die Freiheit, die sie beide begehen, ist dieselbe. Darin sind wir alle, von Heydebrand bis Scheidemann, einig, daß wir das höchste der nationalen Freiheitsrechte, die eigene Individualität zu behaupten und uns selbst das Gesetz unseres politischen Daseins zu geben, bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werden.

Es ist klar: Man will uns demokratisieren, um uns zu desorganisieren. Man wirft listig dieses Schlagwort in unsere Mitte, weil man weiß, daß wir selber unter uns heute im Streite darüber sind, ob und welches Maßes von Demokratie wir bedürfen, um wahre politische Freiheit zu haben. Man weiß, daß die demokratischen Einrichtungen der westlichen Völker auch bei uns Fürsprecher finden, man hofft nach dem Sturze der russischen Autokratie jetzt doppelt stark auf einen großen Sieg des westlichen Geistes über uns, da der Sieg der westlichen Waffen an unserer Siegfriedstellung sich bricht. Die Siegfriedstellung haben wir gebaut, um ein Terrain, das für unsere Verteidigung zwecklos geworden war, ohne Verlust für uns räumen zu können. Gibt es nicht auch in unseren Verfassungseinrichtungen ein Terrain, das man räumen kann, weil es uns mehr hindert als nützt; gibt es nicht auch dahinter eine Siegfriedstellung unserer nationalen Macht und Freiheit?

Wir können es zunächst schon ohne weiteres einräumen, daß die westlichen Ideen insgesamt von vornherein auf uns mächtig gewirkt und die Bildung unserer eigenen Freiheits-

ideale mit befruchtet haben. Kant sowohl wie der Freiherr vom Stein haben aus der Französischen Revolution gelernt. Französisches und englisches Gedankengut steckt auch in unseren Verfassungen. Aber wir haben es uns nach eigenem Bedürfnis assimiliert und wir haben dabei immer schärfer einen Grundzug unseres politischen Denkens gegenüber einem zwar nicht ausschließlichen, aber vorwaltenden — und gerade heute vorwaltenden — Grundzuge westlichen Denkens herausgearbeitet. Unser Sinn für das Individuelle, durch deutschen Idealismus und Romantik entwickelt, lehrt uns, daß es keine allgemeingültige Normalfreiheit gibt, wie die im Westen heute noch nachwirkende Aufklärung des 18. Jahrhunderts glaubte. Darum können wir von ihrer Freiheit nur das gebrauchen, was uns homogen ist, was wurzelhafte Ansätze bei uns findet und was in den lebendigen Stamm unseres Staatslebens hineinzuwachsen vermag.

Gehen wir an den Kern der Sache. Die Gegner wollen, daß Deutschland von der Herrschaft des Militarismus und Junkertums befreit werde. Wir sagen dagegen: Distinguendum est. Wir wollen nicht militärisch schwach werden, wie die Gegner möchten, sondern so stark bleiben wie bisher. Aber wir wollen stark bleiben durch neue Mittel, und von den alten Mitteln der Stärke diejenigen preisgeben, die wir nicht mehr gebrauchen, die uns heute mehr schaden als nützen. Also sprechen wir uns ganz offen über unser Junkertum aus. Es hat unserer Heereskraft unvergeßliche Dienste geleistet, es hat uns einen Bismarck geschenkt. Aber es hat uns durch seinen harten Egoismus und seine rücksichtslose Herrschsucht auch schwere, schwere Not bereitet. Jede agitatorische Hetze gegen das Junkertum möchte ich vermeiden, immer mir, wie ich es in meiner wissenschaftlichen Arbeit versucht habe, ein offenes Auge bewahren für das Gesunde, Kräftige und selbst Große an ihm. Aber es muß heraus, was Unzähligen auf der Seele liegt: Wir wollen in Preußen nicht mehr von Junkern und Korpsstudenten regiert sein — auch nicht von

solchen, setze ich hinzu, die sich ihnen innerlich angeglichen haben, und deren Zahl leider größer ist als die Zahl der geborenen Junker. Wie empfänglich, wie dankbar sind wir für einen Adel deutscher Nation, der seiner alten Kultur und Tradition das offene Verständnis für die Bedürfnisse einer frei sein wollenden Volksgemeinschaft hinzufügt. Ihm würde eine gewisse Führerschaft ganz von selbst zufallen und freiwillig zugestanden werden. Aber jeder, aber auch jeder Überrest des alten Privilegien- und Kastengeistes ist heute vom Übel. Denn das deutsche Volk ist dazu reif geworden, in jede der führenden Stellungen, für die bisher junkerliche Herkunft oder junkerliche Gesinnung sich empfahl, Söhne aus seiner Mitte zu entsenden, die nur der Berufung harren, um ihre Begabung und Tüchtigkeit zu entfalten. Erst dann ist die untrennbare Verbindung von politischer und persönlicher Freiheit ganz erfüllt, wenn alle wertvollen Säfte des Volkes frei emporsteigen können in den Staat. Der deutsche Geist der Genossenschaftlichkeit und der deutsche Geist der Bildung kräftiger, eigenwüchsiger Individuen verlangen das. Ich möchte es schier das Hauptstück unserer heutigen Freiheitsforderungen nennen.

Alle Einrichtungen des Staates sollten eigentlich auf diesen Zweck zugeschnitten sein. Alle Klemmungen und Hemmungen zwischen dem alten Polizei- und Beamtenstaate und dem Leben der Gesellschaft würden sich dadurch lösen. Alle Reformen der Verfassung, die wir verlangen, sollen jetzt vor allem die Kruste zerbrechen, die den Aufstieg der Persönlichkeiten im Staate hemmt. Ich betrachte auch die Reform des preußischen Wahlrechts unter diesem Gesichtspunkt. Sie soll nicht nur das neue Band des Vertrauens befestigen, das dieser Krieg zwischen Staat, bürgerlicher Gesellschaft und Arbeiterschaft geknüpft hat, sondern sie soll eine neue Zeit in unserem Staatsleben überhaupt einleiten. Die politischen Rechte, die wir den Massen damit geben, geben wir ihnen in der Überzeugung, daß in ihren aufstreben-

den Schichten ein ursprünglicher, frisch naturhafter Drang zur Persönlichkeit und zur vollen herzhaften Teilnahme an allen Gütern unserer Kultur und unseres Staatslebens sich regt. Sie streben instinktiv heraus aus dem engen, immer noch sektenhaften Dasein innerhalb einer stachlich abgeschlossenen Partei und Kaste. Sie wollen, so deute ich die Gedanken der Besten unter ihnen, frei werden auch von dem verunedelnden Zwange einer nur negierenden Oppositionspartei und frei und verantwortlich mit uns schaffen am Staate. Gewiß, wir wagen auch etwas, wenn wir die Schranken zwischen den Massen und dem Staate jetzt niederlegen. Aber wir wagen, wie heute die Dinge liegen, noch viel mehr und laufen schlimmere Gefahr, wenn wir sie nicht niederlegen. Wir dürfen uns nicht der weltgeschichtlichen Lehre und Wirkung dieses Krieges entziehen. Nur ein eng mit seinem Volk und den Massen seines Volkes verbundener Staat kann künftig noch aufrecht stehen in der Welt und einen solchen gewaltigen Verteidigungskrieg wieder führen, wie wir ihn heute führen. Macht und Freiheit sind künftig noch viel enger verwachsen miteinander als bisher. Das ist auch der Sinn in dem Unsinn unserer Gegner, daß in der Tat eine mächtige, unaufhaltsame Welle von Demokratie durch die Welt geht. Nur darum handelt es sich also heute für uns, daß wir, wie in allen großen Ideenbewegungen der neueren Geschichte, diese universale Tendenz in nationalem Geiste aufnehmen und ihr unseren Stempel aufdrücken — kräftig und entschlossen aufdrücken.

Darum ist es mit halben Mitteln nicht mehr getan. Die Einführung des demokratischen Reichstagswahlrechts in Preußen muß heute auch von denen befürwortet werden, die in mittelparteilicher Gesinnung die innerpolitischen Fragen anzusehen gewohnt sind. Um das nötige Gegengewicht zu schaffen, wünsche ich aber zugleich, daß das Herrenhaus durch ein Wahlrecht auf berufsgenossenschaftlicher und korporativer Grundlage zu einer vollwertigen Volksvertretung mit gleichen Rechten wie das Abgeordnetenhaus umgestaltet werde.

Sollen wir nun auch in dem parlamentarischen Systeme eine Freiheitsforderung deutscher Nation erblicken? Ich antworte bestimmt: Nein. Hier heißt es, vor falscher Nachahmung sich hüten und das individuelle deutsche Bedürfnis, auch unser wahres Freiheitsbedürfnis erkennen. Das parlamentarische System soll den Volkswillen zur alleinigen Geltung im Staate bringen. Wir bestreiten, daß ihm das gelingt. Es bringt immer und immer nur die Parteien und innerhalb dieser wieder nur ganz kleine Schichten und Gruppen in die Höhe, die dann als Drahtzieher der herrschenden Partei eine wundervolle Gelegenheit erhalten, den Staat für sich auszubeuten. Der Parlamentarismus ist die Verfassung des bürgerlich-kapitalistischen Klassenstaates, darauf angelegt, daß zwei Spielarten derselben bürgerlichen Gesellschaft sich gegenseitig das Leben versichern und den abwechselnden Genuß der Herrschaft verbürgen. Er gerät sofort aus dem Gleichgewicht, wenn statt der beiden Großparteien eine so reiche und differenzierte Parteientwicklung wie bei uns ihn tragen soll. Wo sollen die in sich konsistenten Mehrheiten, deren er bedarf, bei uns herkommen? Volkswille ist aber auch nicht schlechthin identisch mit Mehrheitswillen. Auch der Wille der Minderheit hat ein Recht auf Berücksichtigung in den endgültigen Entscheidungen des Staatslebens Das parlamentarische Regime entspricht auch nicht dem Interesse der deutschen Arbeiterschaft, denn Parteiregierungen sind eine sehr schlechte Bürgschaft für gute Sozialpolitik und gerechte Steuerverteilung, wie Frankreich abschreckend zeigt. Nicht die westlichen Staaten, sondern Deutschland hat die Bahn gebrochen für die moderne soziale Versicherungsgesetzgebung. Der soziale Gemeingeist, der in unserem Staate lebendig werden und unser aller Freiheit sichern soll, verlangt eine andere Regierungsform als die des bürgerlichen Klassenstaates. Wir haben sie in der sozialen Monarchie, wie sie sich bei uns nach der Reform der Parlamente entwickeln wird. Ihre Ratgeber, frei ernannt von der Krone, können in Zukunft gar nicht

anders, als homogen mit den homogen zusammengesetzten Parlamenten Preußens und Deutschlands regieren. Aber sie können zugleich wirksamer als ein von seiner Mehrheit abhängiges Ministerium auch die Bedürfnisse der Minderheit und die Bedürfnisse des Staatsganzen befriedigen. Vergessen wir auch nicht die Grundforderung aller Freiheit, frei von ausländischem Drucke zu leben. Unsere zentrale, ringsum gepreßte Lage auf dem Kontinente zwingt uns nun einmal das eherne Gesetz auf, stark zu bleiben und unsere Machtmittel fest zusammenzufassen. Das werden parlamentarische Ministerien bei unseren zersplitterten Parteiverhältnissen voraussichtlich nie leisten können. Und ferner: Wir verlangen von unserer auswärtigen Politik Stetigkeit und maßvolle Festigkeit und Freiheit von nationalistischen Leidenschaften. Wir vermissen diese Eigenschaften ganz und gar bei den parlamentarischen Regierungen unserer westlichen und südlichen Gegner und sehen die Ursache dieses Mangels in innersten Strukturfehlern, die vom Wesen der Parteiregierung unzertrennlich sind.

So fasse ich denn zusammen: Ein soziales Königtum, befreit von den Resten des alten Stände- und Privilegienstaates, auf Fühlung und Harmonie mit der Volksvertretung angewiesen, aber zugleich frei und stark genug, um ausgleichend und vermittelnd zwischen Mehrheiten und Minderheiten einzugreifen und so die Synthese des tieferen Volkswillens zu finden, und stark genug ferner, um die Nation nach außen in Krieg und Frieden kraftvoll und ruhig zu vertreten und zu führen, — das ist die Siegfriedstellung unserer politischen Macht und Freiheit.

Nur im Schutze einer solchen Stellung kann sich unsere innere Freiheit gedeihlich entfalten, kann sich der Übergang vom alten zum neuen Zustande ohne Erschütterung der lebendigen Werte unserer bisherigen Geschichte vollziehen. Unser alter Beamtenstaat, den wir jetzt in ein freieres Verhältnis zu den Volksgenossen setzen möchten, hat seine auch in Zukunft für uns unentbehrlichen Werte, auch er war in

vieler Hinsicht für uns ein Erzieher zu deutscher Freiheit. Aber den unfreien Geist der Bevormundung und Abschließung, der sich in ihm immer wieder einnisten konnte, muß er verlieren. Wieviel wäre noch zu sagen über die hieraus entspringenden Freiheitsforderungen, über die Einschränkung der staatlichen Aufsicht auf die städtische Selbstverwaltung, über Polizei, Landesverwaltung und ländliche Selbstverwaltung und schließlich über die Reste konfessioneller Intoleranz, die in der Ergänzung und in der Praxis unseres Beamten- und Militärstaates noch nachwirken. Alles das aber und wie es zu bessern ist, hängt davon ab, ob es gelingen wird, im Zentrum des preußisch-deutschen Staatslebens neue Machtverhältnisse zu schaffen. Es sind Früchte, die uns reifen werden, nachdem diese erste Frucht uns gereift ist.

Das ist die Freiheitsforderung, die wir an den Staat, an den alten Staat zu richten haben. Wir haben aber zum Schluß auch an den neuen, werdenden Volks- und Gemeinschaftsstaat Forderungen der Freiheit zu richten — der persönlichen Freiheit, die bei uns Deutschen nun einmal die Brunnenstube der politischen Freiheit ist. Der Zustrom von Demokratie, den unser öffentliches Leben zu gewärtigen hat, ruft bei vielen von uns die Sorge wach, daß die Macht der öffentlichen Durchschnittsmeinungen sich steigern und jene verflachende Herrschaft über den einzelnen gewinnen werde, die sie bei den westlichen Völkern hat. Und ferner drohen die neuen staatlichen und sozialen Bindungen und Beschränkungen des Einzelwillens, die durch die wirtschaftlichen Erfahrungen und Wirkungen des Weltkrieges uns aufgenötigt werden, die neue „Gemeinwirtschaft", wie man sie genannt hat, den einzelnen zum Funktionär des Ganzen herabzudrücken und jene Staatsdienstbarkeit, die man uns vorwirft, überhaupt erst zu schaffen. Verhehlen wir uns auch nicht, daß das unerfreulichste Erbe aus den Zeiten unserer politischen Unfreiheit, der Mißbrauch der Amtsgewalt zu hochmütiger und unwürdiger Behandlung des Untergebenen, durch-

aus nicht allein an den Institutionen des Polizei- und Militärstaates haftet, sondern auch in das Volksleben eingedrungen ist. Wir erleben es nicht selten, daß gerade der Emporkömmling aus niederen Schichten der Versuchung unterliegt, sich an der freien Würde seiner Mitbürger zu vergreifen. Durch das wachsende Selbstgefühl der unteren Massen wird deshalb der Ausgleich zwischen Autorität und Freiheit in den Beziehungen des Staates zum Bürger vielleicht noch schwerer werden als bisher.

Alle diese Gefahren des neuen Zustandes darf man nicht abschwächen mit verwischenden Redensarten. Aber was bleibt dem, der die Freiheit des Ineinander von Staat und Persönlichkeit erstrebt, zu tun und zu sagen übrig, wenn ein allgewaltiges historisches Schicksal Völker und Zeiten in bestimmte Bahnen drängt, auf denen Leben und Tod für den freien Geist zugleich winken? Nichts anderes, antworten wir, als sich hineinzustellen in das, was man als innere Notwendigkeit erkannt hat, nicht fatalistisch resignierend, sondern hineintuend und hinzufügend alle Impulse, die aus der Freiheit des Geistes stammen, und so in allem Umschwunge sich selbst behauptend. Der Volksstaat mit dem Volkskönigtume an der Spitze ist nun einmal zur inneren Notwendigkeit für uns geworden. Neue Menschen, neue Schichten werden fortan, mit den alten Schichten sich mischend, die Bühne unseres öffentlichen Lebens füllen. Sie werden die Güter unserer Bildung, unserer geistigen Freiheit, unserer deutschen Individualität aus unserer Hand empfangen, wie man Freunden und Lebensgenossen ein kostbares Geschenk übergibt in dem Vertrauen, daß der Glanz dieses Geschenkes auch ihren Augen aufgehen wird. Und wir fügen ihm die schlichte Bemerkung zu, daß unser Mut, für ihre politischen Freiheitsforderungen jetzt mit einzutreten, aus der geistigen Freiheit unserer deutschen Bildung stammt.

Von dem Verfasser dieses Werkes sind ferner erschienen:

Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen.

2 Bände 1895—1899. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., geb. M. 8.—.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795-1815.

2. Aufl. 1913. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, geb. M. 4.—.

Von Stein zu Bismarck.

Historische Aufsätze. 2. Auflage. (Deutsche Bücherei, Bd. 93). Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, geb. M. —.90.

Weltbürgertum und Nationalstaat.

4. Auflage. 1917. München und Berlin, R. Oldenbourg, geb. M. 15.—.

Radowitz und die deutsche Revolution.

1913. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, M. 11.—.

Die deutsche Erhebung von 1914.

Vorträge und Aufsätze. 11.—15. Auflage. 1915. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., geb. M. 1.—.

Probleme des Weltkriegs.

1917. München und Berlin, R. Oldenbourg, geb. M. 1.80.

R. Oldenbourg, Verlag, München-Berlin

Soeben erschien:

Nachbarvölker Deutschlands

Monographien ihres politischen und kulturellen Lebens

Herausgegeben von

Friedrich Meinecke

Band I: **Schweden** von **Rudolf Kjellén.**
IV und 174 S. klein Oktav in Pappband M. 4.50

Auf lange Zeit hinaus ist durch den Weltkrieg der Austausch der geistigen Güter der Nationen, das humane, leidenschaftsfreie, wissenschaftliche Verständnis ihrer Kulturen untereinander bedroht. Wir in Deutschland wollen die vergifteten Waffen des „Kulturkrieges" nicht in die Hand nehmen. Wir werden tun, was Stolz und Selbstachtung uns erlauben, um die durch den Krieg zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Wie weit dies unseren jetzigen Feinden gegenüber möglich sein wird, läßt sich noch nicht übersehen. Wohl aber empfinden wir schon heute das Bedürfnis, alle diejenigen Kulturbeziehungen festzuhalten und zu pflegen, die uns in diesen Zeiten der Zerstörung noch geblieben sind. Vor allem wird uns das Leben unserer germanischen Nachbarvölker stärker anziehen.

Die Sammlung „Nachbarvölker Deutschlands" will uns mit unseren neutral gebliebenen Nachbarn näher bekannt machen. Ein hervorragender Autor des betreffenden Landes soll uns das politische und kulturelle Leben seines Heimatlandes in einer knappen aber inhaltsreichen und künstlerisch-lebendigen Monographie vorführen.

Rudolf Kjellén, der den ersten Band „Schweden" übernahm, hat sich als Meister kraftvoller anschaulicher Zusammenfassung schon erwiesen; er hat es auch hier trefflich verstanden, die Stoffmassen innerlich zu beseelen. Lehrreiche Analogien zwischen schwedischer und deutscher Entwicklung fesseln den Leser besonders. — Die nächsten Bände werden die Länder Norwegen, Dänemark, Holland und Schweiz darstellen.

collat. am 3. V. 1933.

MAY 1 8 1955

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET